

Synesis[©]

EFODON-SYNESIS (ISSN 0945-1366) ist die interdisziplinäre Zeitschrift des EFODON e.V.

Inhalte der bisher erschienenen Ausgaben

(Die Beiträge in roter Schrift befinden sich in unserem Online-Archiv und können durch Anklicken abgerufen werden)

12. Jahrgang (2005)

SYNESIS Nr. 72 (6/2005)

- "Evolutionäre Religion" (Wolfgang Blassnig)**
Realistische Ursachen für eine vorgeschichtliche, globale Katastrophe (Dipl.-Ing. Peter Brüchmann)
Ein großer Vorläufer der modernen Chronologiekritik: Otto Muck (1892-1956) (Uwe Topper)
Falke, Drache und Asgard, die Götterburg (Gert Meier)
Neuschwabenland - letzte Zuflucht gegen Kriegsende? (Gernot L. Geise)
Wenn die Göttin nicht huldvoll bleibt (Atlantis - das deformierte Bild der Ebene) (Dr. Wilhelm Rathjen)
Der Fall Reck: Passend gemacht! (Dr. Hans-Joachim Zillmer)
Schanzen und Wälle im Schwarzwald (Helmut Ruf)
Die Panik-Erzeugung durch die nicht existente Vogelgrippe
Wo kommen die vielen APOLLO-Fotos her? (Gernot L. Geise)
Lokaltermin: Kirche in Kleinzwettl (Wilfried Augustin)



SYNESIS Nr. 71 (5/2005)

Könnte man mit dem Wissen der Kelten Unwetter und Wirbelstürme vermeiden? (Christoph Pfister)

Könnten Keltenschancen Wirbelstürme verhindern? (Gernot L. Geise)

Die Beweise für Schillers Ermordung (Paul J. Muenzer)

Der EFODON e. V. ist 15 Jahre alt! (Gernot L. Geise)

Verbietet uns die Wissenschaft humanoide Außerirdische? (Reinhard Prahl)

Das "Treffen der Keltenfreunde" (Gernot L. Geise)

Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten (Andis Kaulins)

Die Muttergöttin und ihr Bezug zum vorpharaonischen Ägypten (Reinhard Prahl)

Steinzeit - Die dramatische Geschichte einer unverständenen Epoche (Armin Naudiet)

Lokaltermin: Tesperhude (Wilfried Augustin)



SYNESIS Nr. 70 (4/2005)

Rätselhafte Ruinen in den peruanischen Anden: Die Ruinen von Tarahuasi (Marco Anhelm)

Gedanken zum Maibaum (Wilfried Augustin)

Der Gizeh-Komplex (Gernot L. Geise)

Die Skythen, die Hsiung Nu und die Huosi (Andechs und die Huosi, Teil 3) (Hans Guggemos)

Der Flores-Mensch und die Mär seiner evolutionären Entwicklung (Reinhard Prahl)

Der Physik-Rebell (Georges Bourbaki)

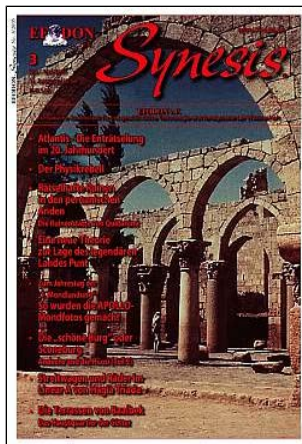
Zum Fall Kolumbus (Herwig Brätz)

Lokaltermin: Das Jonastal (Wilfried Augustin)



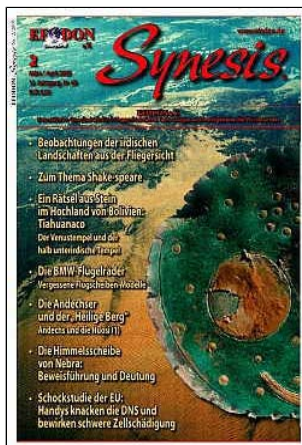
SYNESIS Nr. 69 (3/2005)

- Rätselhafte Ruinen in den peruanischen Anden** (Marco Anhelm)
- Die Terrassen von Baalbek - Das Hauptquartier der Götter** (Thomas Ritter)
- Streitwagen und Räder im Linear A von Hagia Triada** (Paul J. Muenzer)
- Zum Jahrestag der „1. Mondlandung“: So wurden die APOLLO-Mondfotos gemacht** (Gernot L. Geise)
- Die „schöne Burg“ oder Sconeburg (Andechs und die Huosi, Teil 2)** (Hans Guggemos)
- Eine neue Theorie zur Lage des legendären Landes Punt** (Reinhard Prahl)
- Atlantis - die Enträtselung im 20. Jahrhundert** (Günter Bischoff)
- Lokaltermin: Nesactium, bekannteste Siedlung der vorrömischen Histri** (Wilfried Augustin)



SYNESIS Nr. 68 (2/2005)

- Beobachtungen der irdischen Landschaften aus der Fliegerversicht** (Dipl.-Ing. Peter Brüchmann)
- Zum Thema Shake-speare** (Georges Bourbaki)
- Ein Rätsel aus Stein im Hochland von Bolivien: Tiahuanaco - Teil 2: Der Venustempel und der halb unterirdische Tempel** (Dieter Groben)
- Die BMW-Flügelräder - Vergessene Flugscheibenmodelle** (Gernot L. Geise)
- Die Andechser und der "Heilige Berg" - Andechs und die Huosi, Teil 1** (Hans Guggemos)
- Die Himmelscheibe von Nebra: Beweisführung und Deutung** (Andis Kaulins)
- Lokaltermin: Die Teufelsmauer bei Weddersleben** (Wilfried Augustin)



SYNESIS Nr. 67 (1/2005)

Gedanken zur Zeit (Gernot L. Geise)

Geoglyphen und Scharrbilder der Welt (Reinhard Prahl)

Darstellung der Apokalypse in Eberswalde (Axel Brätz)

Placebo-Effekt bei Tieren? (Gernot L. Geise)

Salomo, Balkis und Hiram (II) (Volker Ritters)

Die Funktion der Keltenschanzen (Gernot L. Geise)

**Das Vermächtnis der Sieben Weisen - Die indischen
Schicksalsbibliotheken und ihre Bedeutung für unsere
Zukunft** (Thomas Ritter)

Der verordnete Schuld- und Angstkomplex (Gernot L.
Geise)

Spagyrisch zubereitete Naturheilmittel (Barbara Teves)

Lokaltermin: Der "Steintanz von Boitin" (Wilfried Augustin)

Die EFODON-Exkursion ins Nördlinger Ries (Wilfried Augustin)

Der EFODON-Stammtisch München (K. Laura Bräuer)

Die sinkende Grönlandbrücke (H.-J. Zillmer)



[zurück nach oben]

**Wünschen Sie ein Abo? Dann klicken Sie hier (PDF-Datei), drucken den
Bestellschein aus und senden Sie ihn ausgefüllt dem EFODON e. V. zu.**

weiter zu den Jahrgängen

[1] [2] [3] [4] [5] [6] [7] [8] [9] [10] [11] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21]

[zurück zur Übersicht]



Gert Meier
Falke - Drache und Asgard, die
Götterburg

Betrachtungen zu Fels 11 der Externsteine

(Schriftliche Fassung des Vortrages, gehalten vor dem Ur-Europa e. V. in Horn am 15. 10. 2005)

1. Ein Plädoyer für Fels 11 der Externsteine

Schon *Walther Machalett* (1) hat auf die Bedeutung des Felsens 11 der Externsteine (Felsen 1 - 15) hingewiesen. Bereits vor Jahrzehnten empfahl er, die bisher noch nicht erschlossenen Felsen 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 und 13 der Externsteine freizulegen. Es sei nicht von der Hand zu weisen, dass der Hang, in dem sie heute stecken, teilweise oder vielleicht auch ganz künstlich aufgeschüttet ist, um sie zu verbergen. Nichts ist bisher geschehen. Auch der Hinweis *Machaletts* auf die Skulpturen, die Fels 11 enthält, insbesondere auf das Riesenhaupt (Abbildung 1), ist in Vergessenheit geraten. Die Beobachtungen von *Andis Kaulins* zur astronomischen Bedeutung der Externsteine im Allgemeinen (2) und des Felsens 11 im Besonderen haben mir Veranlassung gegeben, dem Phänomen von Falken und Drachen an den Externsteinen nachzugehen.

2. Falke und Echse an der Südseite von Fels 11

Nebeneinander, durch einen tiefen Einschnitt getrennt, der von oben nach unten die gesamte Südseite von Fels 11 durchzieht, thronen Drache und Falke (Abbildung 2). Auf der westlichen Seite des Felsens sehen wir eine urtümliche Echse. Sie schaut in Richtung Fels 1 und weist, insbesondere in ihrem Auge, deutliche Bearbeitungsspuren auf (Abbildung 3). Auf diesen Echsen-Drachen hat schon *Walther Machalett* aufmerksam gemacht (3). Neben dem Drachen auf der östliche Seite des Felsen hockt ein riesiger Falke (Abbildung 4). Er schaut nach Süden (4). Verändert man den Beobachtungsstandpunkt etwas nach Osten, so verwandelt sich der Fal-



Abbildung 1: Riesenhaupt (Machalett)

ke in ein Krokodil (Abbildung 5). Die Darstellung von Drache und Falke auf Fels 11 macht einen urtümlichen Eindruck. Hier scheint eine archetypische Vorstellung gestaltet zu sein.

Hat es mit dem Pärchen Drache - Falke eine besondere Bewandnis? Durchaus, meint *Andis Kaulins* (5). Ihm zufolge haben Drache und Falke auf

Fels 11 astronomische Hintergründe. Er vermutet, dass Fels 11 im Laufe der Geschichte der Externsteine einmal ein Zentralpunkt der Anlage gewesen sein könnte.

Nach *Kaulins* stehen die Externsteine insgesamt für den nördlichen Himmelspol eines Bodenhimmels. Er erstreckte sich über Deutschland, die



Abbildung 2: Drache und Falke



Abbildung 3: Drache

Tschechei, Österreich, die Schweiz, die Niederlande und die nördliche Hälfte Belgiens. Auf diesen Bodenhimmel projizierten seine Erbauer die Sternkonstellation des Himmels des Jahres -3117 auf die Erde (6).

Die Externsteine ihrerseits seien ein weiterer zweiter Bodenhimmel. Auch sie seien als Abbild des Nordhimmels gestaltet - sozusagen ein Bodenhimmel im Bodenhimmel. Die in die Fels 1 - 4 skulptierten Sterne seien diejenige der Sonnenbahn (Ekliptik), das heißt die zwölf Tierkreiszeichen des Zodiaks und ihre Nachbarsterne. Auf die Sterne der Ekliptik in Fels 1 - 4 schau der Beobachter von seinem höheren Standort vom Fels 11, der Spitze der Himmelskugel, herab (Abbildung 6). Fels 11 sei das Zentrum des „Bodenhimmels Externsteine“. Die Echse markiere die Position des Sternbildes Drache und den in diesem Sternbild beheimateten Pol der Ekliptik. Zum benachbarten Sternbild des Falken - heute Kleiner Bär genannt - gehöre derjenige Nordstern, der damals dem Himmelspol Nord am nächsten stand und den Himmelspol kennzeichne.

Die Nordsterne wandern mit der Präzession und wechseln also innerhalb eines Präzessionszyklus. Bei diesem handelt es sich um eine taumelnde Drehbewegung, die die Erde - theoretisch - alle 25.920 Jahre um sich selbst beschreibt. Drei der Nordsterne, die zwischen -3200 und -2800 dem Himmelspol am nächsten standen, waren *Pherkad*, *Kochab* und *Thuban*. Thuban näherte sich immer mehr dem exakten Nordpunkt, den er um das Jahr -2800 einnahm.

Ein wichtiger Einwand gegen diese These Kaulins, der Drache von Fels 11 markiere den Pol der Ekliptik, der Falke (Kleiner Bär) den Himmelspol, ist folgender: Der Stern Thuban bildet nach heutiger Zählung den α -Stern des Sternbildes Drache. Der Polarstern als Anzeiger des Himmelspols nicht im Falken, sondern auch im Sternbild des Drachen würde der Deutung den Boden entziehen, der Falke markiere den Himmelspol. Sowohl der Pol der Ekliptik als auch der Himmelspol im Sternbild Drache würde den Falken als Himmelsanzeiger funktionslos machen.

Des Rätsels Lösung: Die Zuordnung

von Thuban zum Sternbild Drache ist neu. In der Frühzeit gehörte Thuban zum Sternbild Falke. Die beiden Augen des Falken auf Fels 11 stellen die Sterne *Pherkad* und *Kochab* dar, die seit jeher zum Falken gehören. Thuban befindet sich am unteren Teil seines rechten Flügels.

Einen Beweis dafür, dass in der Jungsteinzeit der Stern Thuban tatsächlich noch nicht, wie heute, zum Schwanz des Sternbildes Drache gehört hat, erbringen die Felsbilder aus *Haugsbryn* in Dalsland, Schweden. Die Felszeichnungen stellen astronomische Gegebenheiten dar und dürften aus der Zeit um -3500 datieren (8). Wie das Felsbild Abbildung 7 zeigt, endete damals der Schwanz des Sternbildes Drache noch mit dem Stern τ draconis namens *Edasich*.

Nach Abbildung 7 gehört Thuban vielmehr zu dem dem damaligen Sternbild Drache benachbarten Sternbild. Als man die Positionierung der Sterne auf den Felsen von *Haugsbryn* zeichnete, markierte der Stern *Pherkad* in etwa den Himmelspol Nord. Und *Pherkad* ist nichts anderes als der Falke. Spracharchäologisch besitzen die Liquide *l* und *r* den gleichen Lautwert und sind austauschbar. Deshalb kann für *Pherkad* auch *Felkad* stehen. *Felka* (d) ist aber nichts anderes als „Falke“.

Logogramm:

• p/b/f • l/r • k/g/ch • (d)
 f e r k a (d)
 f a l k e (d)

Pherkad ist auf dem Felsbild von *Haugsbryn* eindeutig als Markierungspunkt für den Himmelspol ausgewiesen. Damit wird die Annahme von *Kaulins* stimmig, dass auch das linke Falkenauge auf Fels 11 *Pherkad* markiert; zumal *Pherkad* näher zu dem tatsächlich nordpolnächsten Stern *Thuban* liegt als der Stern *Kochab* (Abbildung 8). Damit wird die Richtigkeit der Deutung des Falken auf der Südseite von Fels 11 der *Externsteine* untermauert: Der Falke markiert die Zone des Himmelspols und sein linkes Auge stellt *Pherkad* dar, der in damaliger Zeit in der Nähe Himmelspols stand.

Kaulins (9) hat seine These noch mit einem weiteren Nachweis untermauert. In frühen Zeiten wurde das Sternbild Falke (heute: Kleiner Bär) von den balti-



Abbildung 4: Falke



Abbildung 5: Krokodil

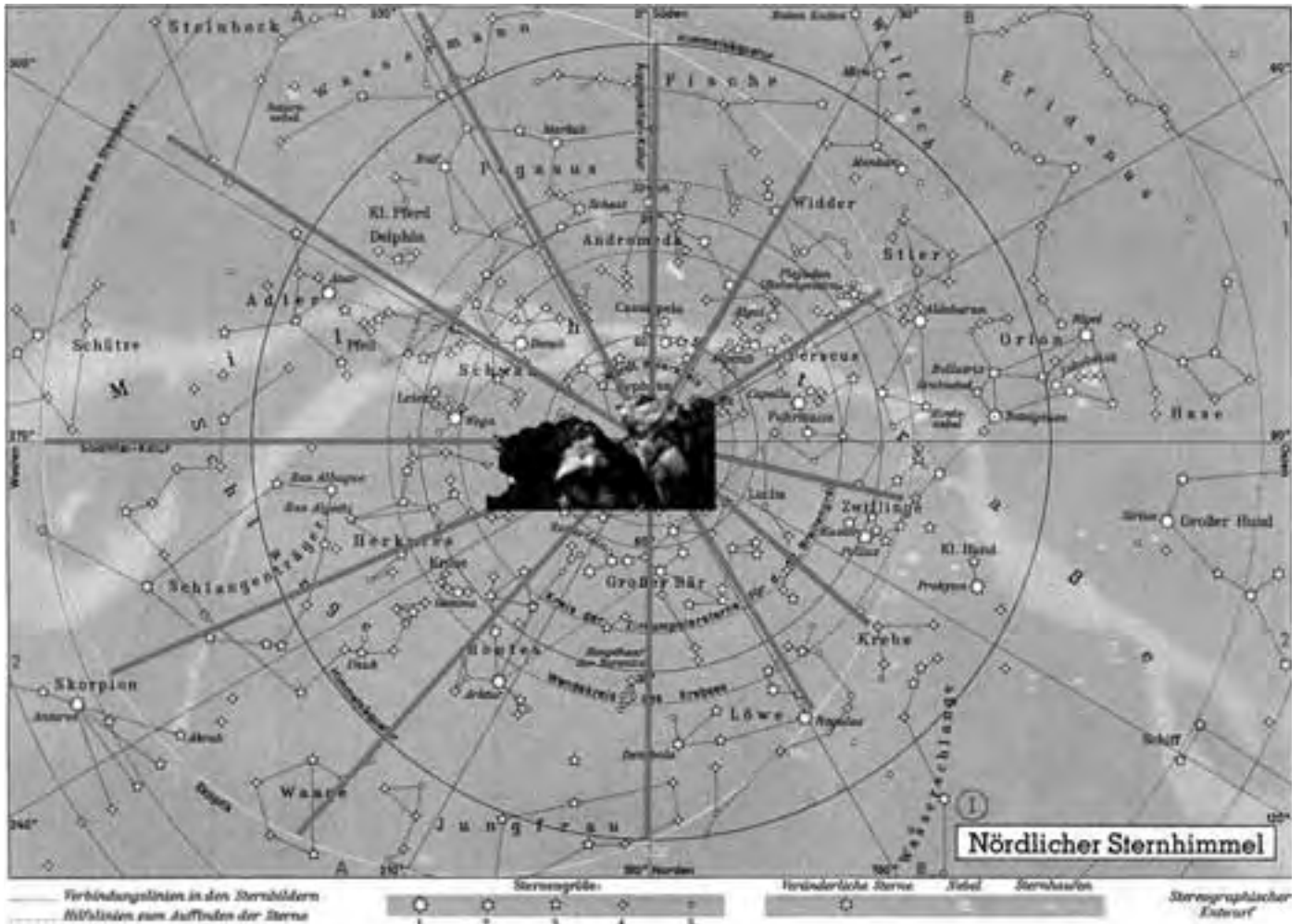


Abbildung 6: Das Himmelszentrum mit Blick auf die zwölf Sternbilder der Ekliptik

schen Völkern *Vanags* genannt. Auf Lettisch heißt der Falke heute noch *vanags*. Man braucht kein Spracharchäologe zu sein, um zu erkennen: Das Wort *Vanags* = *Phanax* besitzt das gleiche konsonantische Gerüst wie *Phoenix* (10). *Vanags*, der Falke, ist nichts anderes als der Vogel *Phoenix*.

Die alten Überlieferungen vom Vogel *Phoenix* sind diffus. Jedenfalls ist die Vorstellung vom *Phoenix* mit dem Phänomen der Präzession eng verbunden. Ich zitiere den römischen Schriftsteller *Plinius den Älteren* aus dem Jahr 77 (11):

„Dass mit dem Leben dieses Vogels sich der Umlauf eines Weltenjahres vollende berichtet eben derselbe Manlius und dass die Zeichensetzungen der Zeiten und Gestirne in gleicher Weise wiederkehren dies aber gegen Mittag, beginnend an dem Tag, an dem die Sonne wieder in das Widderzeichen eintritt ...“

Der Vogel *Phoenix*, so berichten die griechische und ägyptische Mythologie, erneuert sich im Laufe langer Zeiten immer wieder selbst. Er wiederersteht aus seiner eigenen Asche. *Phoenix* oder *Bénnou* besitzt außer im alten Griechenland auch im alten Ägypten eine lange Tradition (12). Er ist dort ein Sinnbild der Umläufe der Sonne. Die Vorstellung vom Vogel *Phoenix* wird mit dem Jahreslauf der Sonne und den jährlichen Überschwemmungen des Nils assoziiert. Der Präzessionszyklus und der Jahreslauf der Sonne haben für ägyptische Verhältnisse keine große praktische Bedeutung. Wichtig sind der Tageslauf der Sonne und die Periode der Nilfluten. Dennoch hat ganz sicher der Vogel *Phoenix* auch in Ägypten einen astronomischen Hintergrund. Er ist ein Stern oder ein Sternbild, das mit dem Nordpunkt am Himmel und dem Präzessionskreis im Zusammenhang steht. *Phoenix* ist der Falke, der am Himmelspol schwebt. Das war jedenfalls die Überlieferung der Phönizier.

Die von der Ostseeküste - mit damals ganz anderen Küstenlinien - stammenden Phönizier (= Venetier oder *Véneter*), Nachkommen der nach -1223 an die Strände des Libanon und Kanaans verschlagenen Nordmeervölker venetischen, altdeutschen oder baltischen Ursprungs, insbesondere die Friesen und Pruzzen (*Philister*), die Chauken (*Sakar*) und die Dänen (*Danaan*) (13) - nannten das heutige Sternbild des Kleinen Bären *Phoenice* (14). Die *Phoenice* ist nichts anderes als *Phoenix*, sagemumwobener Vogel des Himmels. Dieser ist ein Sinnbild der Präzession. Der Pol der Ekliptik ist ihr Mittelpunkt. Bewacht wird die Mitte des Himmels vom Himmelsfalken *Pherkad* oder *Phoenix*.

3. Falke und Echse als Grundmuster der megalithischen Großanlage Externsteine

Ich wiederhole: Der Echsendrache

und neben ihm - aber getrennt, wie durch die Ruffrinne auf der Rückseite des Fels 11 - der Falke markierten am Bodenhimmel der Externsteine, folgt man der Ansicht von *Andis Kaulins*, den Pol der Ekliptik und den nördlichen Himmelspol. Sie bildeten zusammen das Zentrum des nördlichen Sternenhimmels, die Polsternzone (15). Die Verbindung von Drache und Falke scheint eines der Grundmuster zu sein, nach dem man das Externstein-Gebiet gestaltet hat. Sie findet an noch mindestens zwei Stellen der Großanlage der Externsteine eine Wiederholung. Westlich der Externsteine, auf der Externsteiner Breitengrad-Linie (Äquinoktial-Linie Karte 1) 51° 52' 14" n. Br., liegt der *Warmberg*. Östlich des Warmberges, getrennt durch einen tiefen Geländeinschnitt, den *Wiggengrund*, liegt der *Falkenberg*. *Günter Heinecke* (16) verdanken wir die Einsicht, dass es sich bei dem Warmberg, älter Wormsberg (= Berg des Wurmes, Gen.) um eine megalithische Landschaftsskulptur handelt. Sie stellt einen sich ringelnden Drachen (Schlange) mit aufgesperrem Maul dar (Abbildung 9). Mit dem „Brocken“, der Sonne im Maul, erscheint der Drachenkopf zugleich wie ein Vogel. Erstmals stoßen wir bei der Darstellung der Externsteinanlage auf die Ambivalenz zwischen Drache und Vogel.

Eine dritte Darstellung von Drache und Falke (Abbildung 10) findet sich auf dem westlich der Externsteine liegenden *Bärenstein*. Ein ähnliches Tier ist an Fels 1 abgebildet (Abbildung 11). Der Drache beherrscht den unteren Teil des „Kreuzabnahmereliefs“ (17). Er ist aber kein gewöhnlicher Drache. Er ist geflügelt. Sein unterer Teil ist der eines Vogels mit mächtigen Klauen. Es handelt sich um einen Vogeldrachen oder Drachenvogel - eine Kombination von Drache und Falke, wie sie nebeneinander auf Fels 11 dargestellt sind.

4. Falke und Echse im Alten Ägypten

Der Tatbestand einer erstaunlichen Ambivalenz zwischen Falke und Drache (Echse), wie wir sie Ende des -4. Jahrtausends an den Externsteinen antreffen, finden wir an einer ganz anderen Stelle des Erdballes wieder. Es ist ein Ort, der den Externsteinen durch eine

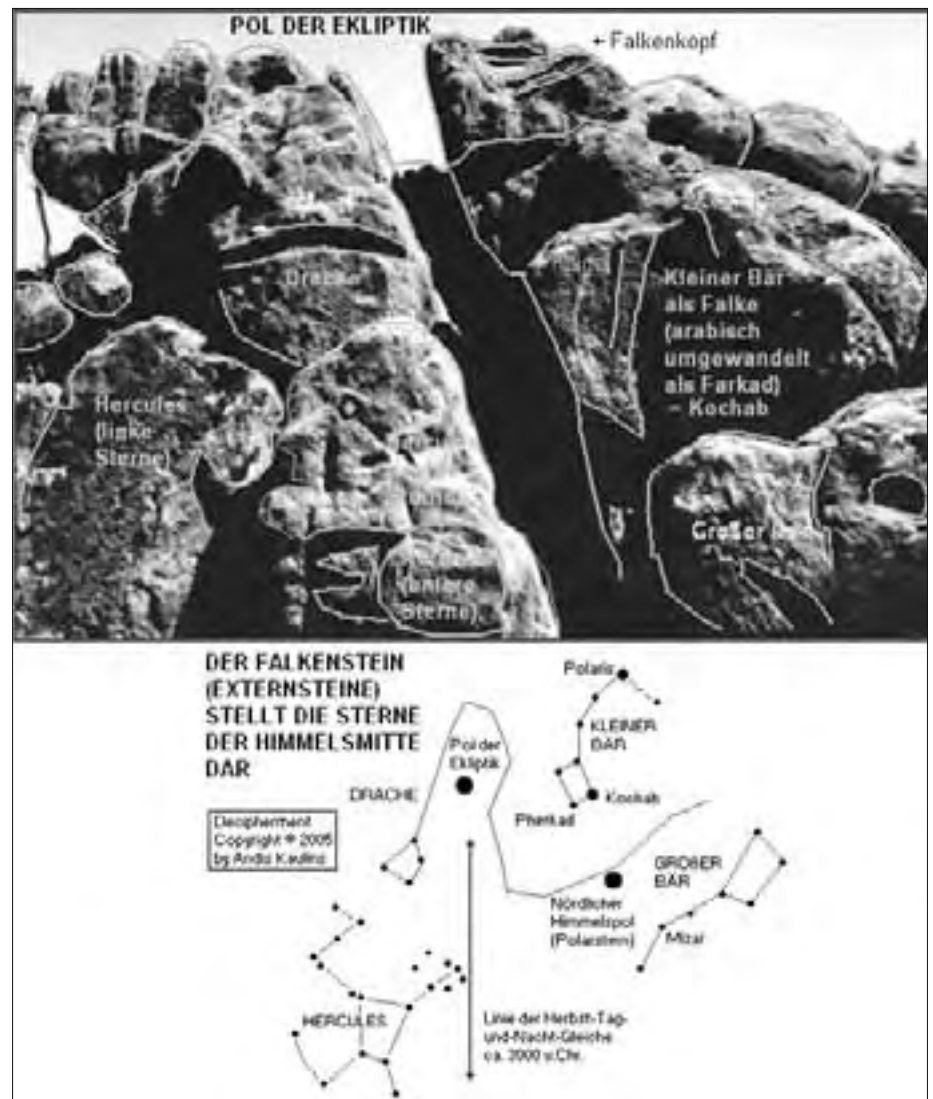
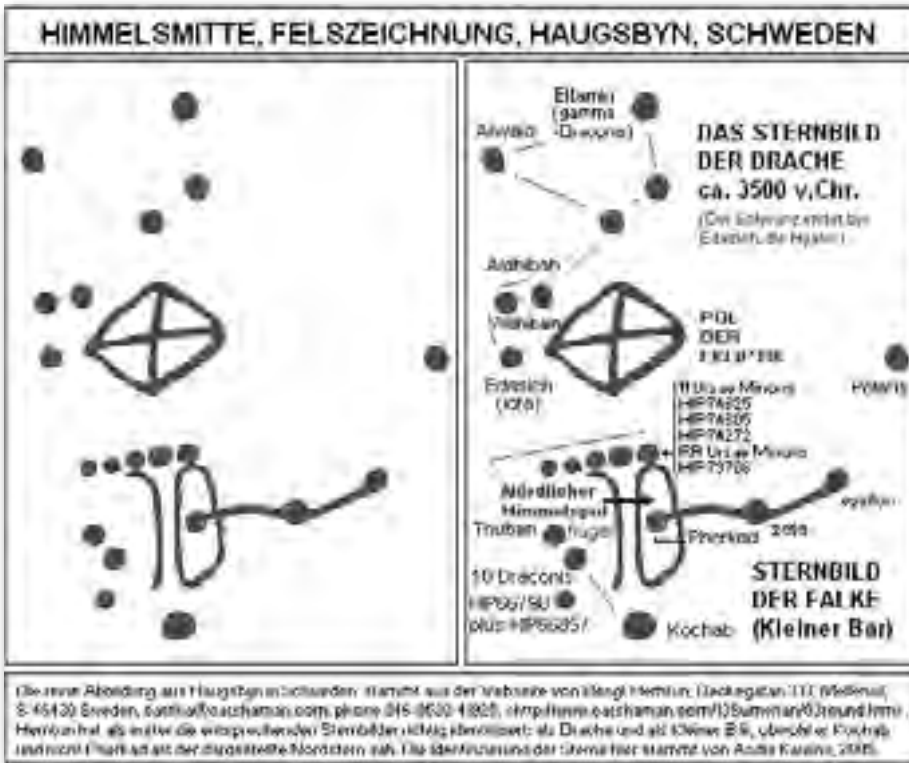


Abbildung 7: Drache und Falke als Pol der Ekliptik und Himmelspol

geodätische Grundlinie, der östlichen Seitenlinie des Externsteindreiecks (18) verbunden ist: der Cheopspyramide. Eine weitere Verbindung besteht durch die zehn Sternenstraßen zwischen der Sternenstraße Stonehenge/Wormbach/Eschwege/Breslau im Norden und dem ägyptischen Karnak im Süden: in Ägypten. Dort, aus ältesten, vordynastischen Zeiten, gab es eine ähnliche Nähe von Echse und Falke. Es geht dabei um den Horus-Falke (Abbildung 12). Die auf frühgeschichtlichen Wurzeln basierende Horus-Überlieferung im alten Ägypten bringt das gleiche astronomische Gedankengut zum Ausdruck wie Drache und Falke auf Fels 11 der Externsteine (19).

Den Drachen vertritt im alten Ägypten die Flussechse: das Krokodil. Die göttliche Verehrung des Krokodils und des Falken, der den Gott Horus oder Re Harachte (= Re Horus) symbolisiert,

fließt in eigenartiger und verdächtiger Weise zusammen und ineinander. Und das nicht nur einmal. Im unterägyptischen *Athribis* wurde der Krokodilgott *Chentechtai* verehrt, der aber bald Gestalt und Wesen des Falkengotts Horus annahm (Abbildung 13). In *Fayum* und der Umgebung von *Theben* wurden dem Krokodilgott *Suchos* = Sobek, das bedeutet: „mit vielen Zähnen“ (20) Tempel errichtet. In *Kom Ombo* gab es eine regelrechte Krokodilnekropole. Hier teilte sich das heilige Krokodil einen Tempel mit Horus, dem falkengestaltigen Gott. Kein Geringerer als der göttliche Jäger Horus erlegte mit seiner Lanze das Krokodil, jenes Krokodil, das als Gefolgsmann des Seth und damit in anderen Teilen Ägyptens als Götterfeind galt. In *Edfu* wurden beim großen Fest des Horus zwei tönernen Krokodilfiguren unter Flüchen zerstört (21).



von Horus begann. Jedenfalls ist Horus (= „Herr“) in Ägypten nicht ursprünglich. Von der Horus-Mutter Isis wissen wir seit *Herman Wirth* (22) definitiv, dass sie nordwesteuropäischer Herkunft ist. Sie ist die alteuropäisch-jungsteinzeitliche Göttin *Esa* (23), die mit den vordynastischen Besiedlern des Niltals in den Süden zog. Das Dunkel um die Herkunft von Osiris und Horus dagegen ist alles andere als gelichtet.

Zwischen Drache und Falke in den Darstellungen auf den Externsteinen und im Kult Altägyptens bestehen auffällige Parallelen. Hier und dort haben Drache und Falke einen gemeinsamen Ursprung: den astronomischen. In beiden Fällen, an den Externsteinen und im Alten Ägypten, stehen das Sternbild Drache und das Sternbild Falke am Himmel der nördlichen Polsternzone. Sie sind ein Grundmuster einer gemeinsamen frühgeschichtlichen Vergangenheit. Im Norden gab es in alten Zeiten ein Sternbild des Himmelsvogels, den am Himmel kreisenden Falken, den Wächter der Himmelsmitte: der in die Geschichte des alten Ägyptens als Horus eingehen wird. Die Rolle des Sternbildes Drache übernimmt im Kult Alt-Ägyptens das Krokodil.

6. Externsteine Fels 11 - Asgard gefunden?

Umrunden wir Fels 11, so bietet sich an seiner Nordseite ein völlig anderes Bild. Wir finden uns in den Gefilden Allvaters wieder, in Asgard, der Halle Hars, des Hohen, wie sie uns die beiden Edden beschreiben. Von einer frühgeschichtlichen astronomischen Anlage an den Externsteinen machen wir unversehens einen Sprung in die altdeutsche Götterwelt.

Andis Kaulins (24) hat auf Sagen hingewiesen, wonach Asgard, Wotans Thron, auf den Höhen des Teutoburger Waldes gestanden habe (25). Was die *Gylfaginning* über die Lage von Asgard, dem Asen-„Garten“ (26), dem Sitz der Götter, sagt, ist scheinbar widersprüchlich. Wörtlich heißt es in der nordischen Schöpfungsgeschichte:

„Danach errichteten sie (Bors Söhne) sich mitten in der Welt eine Burg, die Ásgarðr genannt wird, das nennen wir Troia, da lebten die Götter und

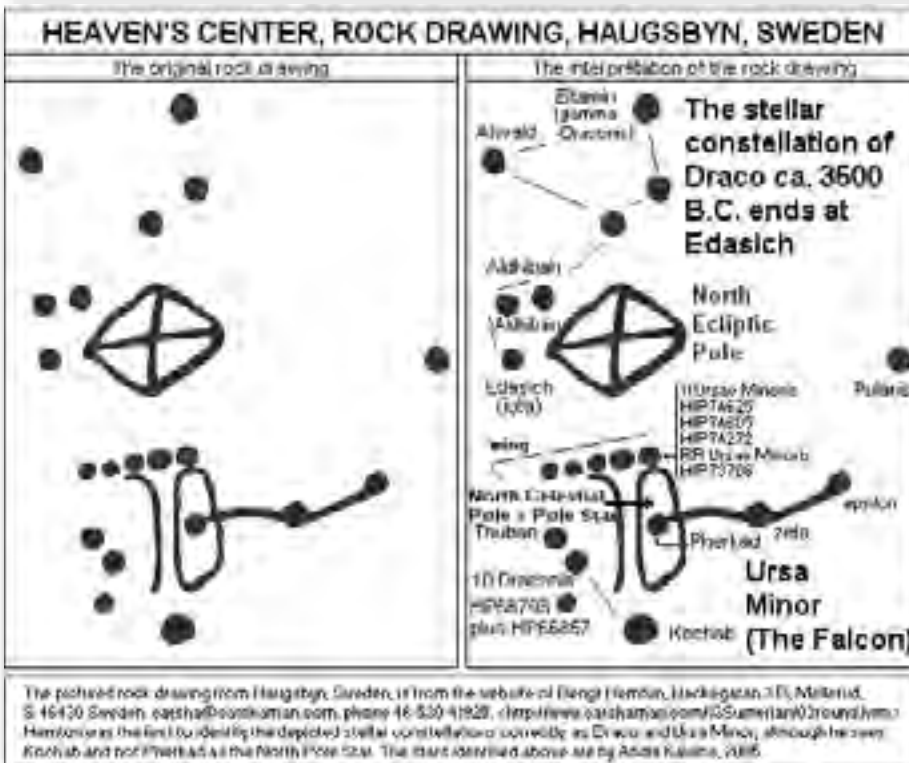


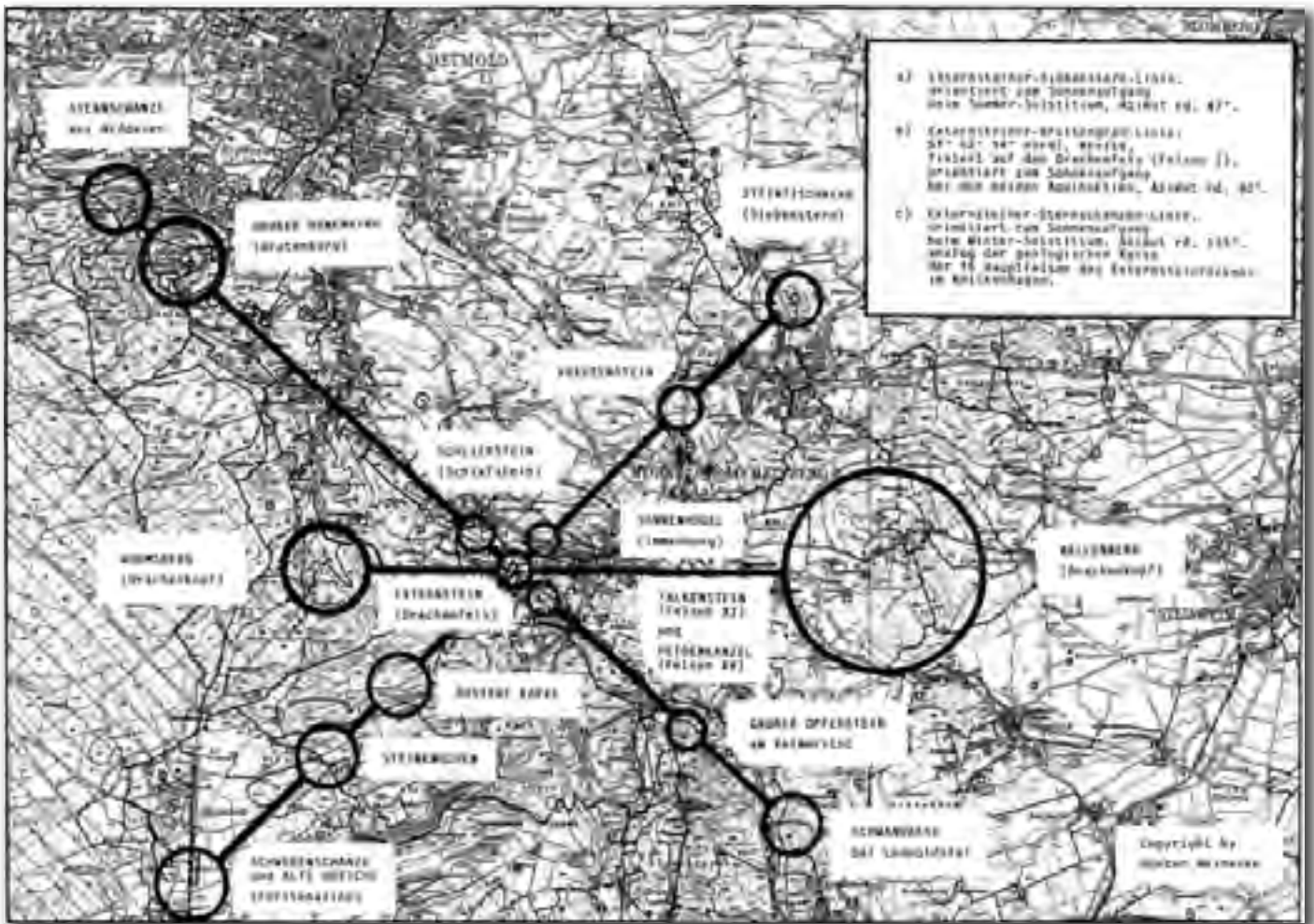
Abbildung 8: Die Felszeichnung von Haugsbyn



Krokodilmumie im Tempel von Kom Ombo

5. Stammt der altägyptische Horus- und Krokodilkult aus dem Norden?

Hat die Verehrung des ägyptischen Horus und des Re Harachte im Norden ihre Herkunft? Dazu müsste man wissen, wann in Ägypten die Verehrung



Karte 1: Das Heinecke-System

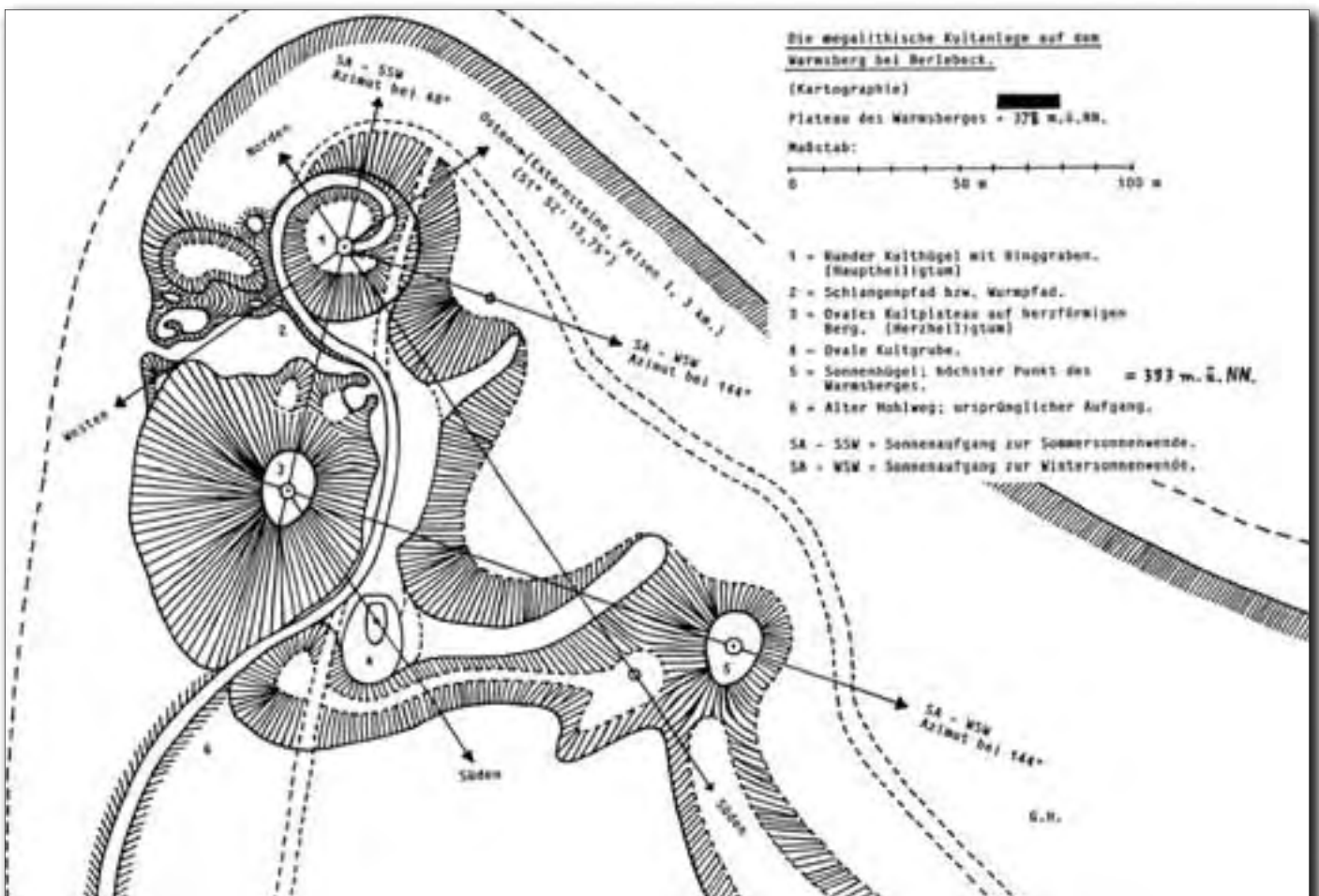


Abbildung 9: Megalithische Landschaftsskulptur Warmberg



Abbildung 10: Der kleine Falkenstein



Abbildung 11: Vogel-Drachen Kreuzabnahmerelief, unterer Teil

ihre Geschlechter ... Dort ist ein Ort, der Hliðskjalf heißt, und dann, wenn Óðinn sich dort auf den Hochsitz setzte, da sah er über alle Welten ...“

Über die Bedeutung des Wortes „Hliðskjalf“ streiten die Nordisten (27). Die herkömmliche Übersetzung des Namens = „Thürbank“ macht keinen Sinn. *hlið* ist mit deutsch *gleiten* und *glatt* verwandt; *skjalf* ist mit engl. *shelf* als „Brett, Bord“ zu übersetzen. „Hliðskjalf“ bedeutet also das Gleitbrett oder die glatte Bank. Auf sie hat schon *Walther Machalett* aufmerksam gemacht (29).

Die glatte Sitzfläche, mit einer gut herausgehauenen Armlehne für den linken Arm des Sitzenden ist ihm ebenso aufgefallen wie die völlig glatt behauene Felswand, die als Rückenlehne dient. Von der „glatten Bank“ von Asgard hat *Machalett* vermutlich nie etwas gehört. Aber als scharfer Beobachter hat er ihre Wesensmerkmale sicher erfasst. Gut möglich, dass die „glatte Bank“, wie *Gerhard Tiggelkamp* meint (30), in wiederum sehr viel späteren Zeiten die Bank der *Veleda*, der germanischen Seherin an den Externsteinen war.

Die Edda gibt für die Bestimmung von Asgard vier Kriterien anhand:

- Asgard liegt **in** der Welt.
- Asgard ist das **Zentrum** der Welt.
- Auf Asgard gibt es eine **Sitzbank**, die eine weite Aussicht „**über alle Welten**“ gewährt.
- Asgard wurde **Troia** genannt.

Fels 11 der Externsteine erfüllt alle vier Bedingungen. Der Fels ist ein irdischer Ort; er liegt in der Welt. Als Sinnbild des Himmelszentrums, dargestellt durch Drache und Falke, gewährt Fels 11 einen Blick über alle Welten zumindest bis zum Himmelsäquator. Vom Himmelspol, dem Zentrum der Welt, schaut *Allvater* hinab auf die zwölf Sternbilder des Zodiaks am Rande der Ekliptik, die nach *Kaulins* durch die Felsen 1 - 4 der Externsteine versinnbildlicht werden. In der Beschreibung der Edda (*Gylfaginning* Kap. 14) entspricht die goldene Burg der Götter *Gladshheim* - wieder wird auf die Glätte angespielt und meine Übersetzung des Wortes *Hliðskjalf* bestätigt - mit seinen zwölf Göttersitzen den Sternbildern der Ekliptik.

Hinzu kommt *Allvaters* Hochsitz. Das entspricht den astronomischen Gegebenheiten der Himmelskarte (Abbildung 6). „Über alle Welten“ sah *Odin* in der Tat, wenn *Falke* und *Drache* auf der Südseite des Fels 11, wie von *Kaulins* vermutet, die Himmelsmitte des Externsteiner Bodenhimmels darstellen sollten.

Die astronomische Situation am Nordhimmel und der Bericht der *Gylfaginning* stimmen überein mit den Befunden an Fels 11. Einen Hochsitz zur Beobachtung des Sternenhimmels hat es tatsächlich einmal auf Fels 11



Abbildung 12: Horus

Externsteine Fels 11

befunden haben, was später das Licht der Öffentlichkeit scheute und deshalb unbedingt beseitigt werden musste. Ich bin dem Phänomen der Scharrierungen auf senkrechten Felswänden in *Rotenhan* und auf dem *Ferschweiler Plateau* an anderer Stelle (32) nachgegangen.

Auch dass Wotan im Gebiet der Oesterholzer Mark, in der Gudenslau (= Wotanshain) verehrt wurde (33), passt ins Bild. Die megalithischen Skulpteure haben sich die Mühe gemacht, auf Fels 11 den Kopf Allvaters/Wotans darzustellen (Abbildung 17), und das nicht nur einmal. Das Gewaltigste ist das Riesenhaupt in der nordwestlichen Ecke von Fels 11. Dieses Haupt ist westlich neben der glatten Bank auf gleicher Höhe in den Felsen gemeißelt. Es blickt nach Norden, über den freien Horizont, wo sich der Blick in der Weite verliert. Das linke (für den Betrachter rechte) Auge des Riesenhauptes ist offen. Die Haare des Lides sind deutlich erkennbar. Das rechte Auge ist geschlossen, im Fels nur angedeutet. Sein fehlendes Auge, so erzählt die Seherin in der älteren Edda (35), hatte einst Wotan dem Mimir verpfändet, um den Preis des Wissens. Mimir, der sich an alles Erinnernde, der alle Fragen beantwortete, die man in sein Ohr flüstert, ist an der Wand östlich der glatten Bank angedeutet.

Das Riesenhaupt des Wotan besitzt im Übrigen alle Merkmale, die

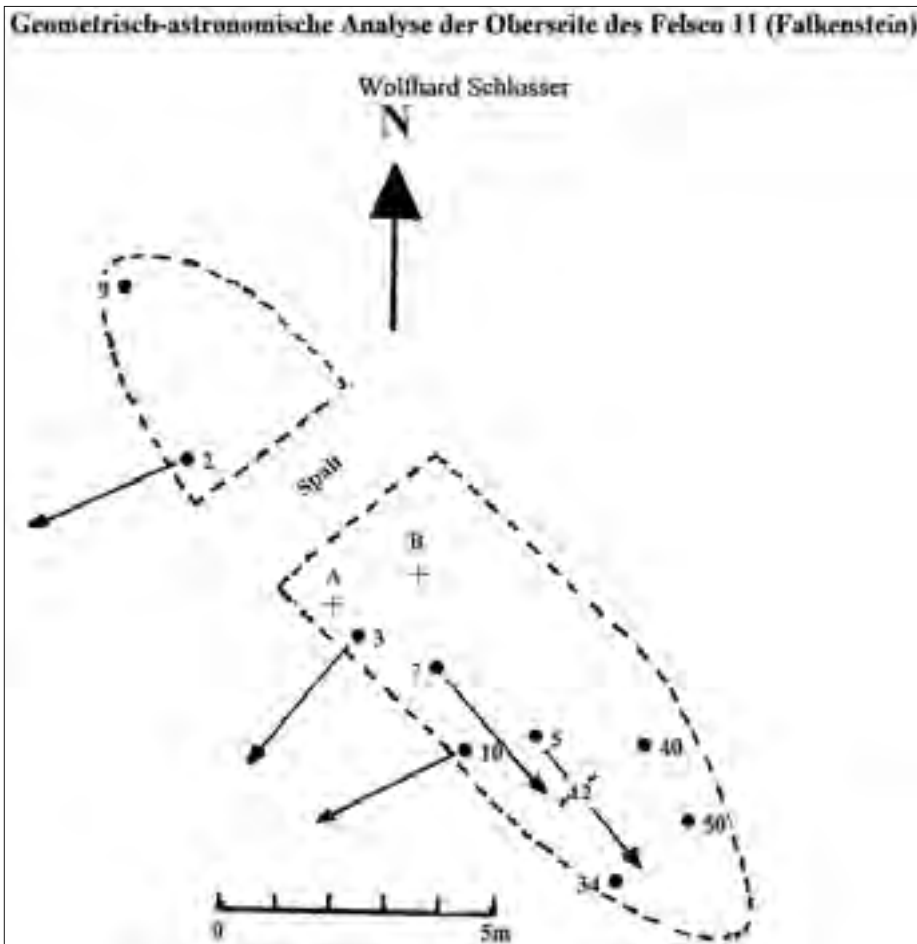


Abbildung 14: Übersichtsskizze über die Objekte auf der Oberseite von Fels 11.

gegeben. Der akademische Bildhauer *Ulrich Niedhorn* stellte fünf Beobachtungspunkte am Gipfel von Fels 11. Es handelt sich um natürliche Erosionsmulden, die eine leichte aber gut erkennbare Überarbeitung mit steinernen Werkzeugen erfahren haben. Spuren von Metallwerkzeugen fanden sich nicht. Das spricht für eine Entstehung der Beobachtungsanlage bereits im Neolithikum (28) (Abbildung 14). Von hier, wenn nicht von „Hliðskjalf“ aus, sah Odin über alle Welten (Abbildung 15).

Auch der Hinweis der *Gylfaginning* auf „Troia“ (Kapitel 9) ist stimmig. Zur Gesamtanlage der Externsteine gehört die bereits beschriebene megalithische Landschaftsskulptur, der Komplex *Warmberg - Falkenberg*. Der Warmberg ist wie der Wurmberg im Harz bei Braunlage das typische Beispiel einer Troje, das heißt eines Labyrinthes, einer Anlage, die den Jahreslauf der Sonne insbesondere vor, während und nach der Wintersonnenwende darstellte (31).

Die besondere Bedeutung von Fels 11 unterstreichen auch die Scharrie-

rungen oberhalb der „glatten Bank“ (Abbildung 16). Auf mindestens zwei großen rechteckigen Felswänden wurden Darstellungen oder Inschriften sorgfältig gelöscht. Dort muss sich etwas



Abbildung 15: Die glatte Bank/Bank der Valeda



Abbildung 16: Scharrierungen oberhalb der glatten Bank



Abbildung 17: Das Riesenhaupt Wotans

Elisabeth Neumann-Gundrum bei den Großskulpturen-Typen „Zwiesicht“ und „Atemgeburt“ festgestellt hat (36).

Die Zwiesichtigen häufen sich an Fels 11 auffällig (Abbildungen 18 und 19). Das könnte ein weiterer Hinweis darauf sein, dass wir es an Fels 11 tatsächlich mit Asgard zu tun haben. Gylfagynning (3. Kap.) berichtet, dass Allvater im alten Asgard zwölf Namen gehabt habe. Sollte jeder der Zwiesichtigen für einen der zwölf Namen Allvaters stehen? Alles spricht dafür, dass Andis Kaulins wohl richtig mit seiner Vermutung liegt, Fels 11 der Externsteine sei Wotans Thron gewesen.

Allvater - Odin - Wotan gehört auch dem Skulpturen-Typ der Atemgeburt (37) an. Der untere Teil des Riesenhauptes birgt die Darstellung eines kleineren Kopfes. Es handelt sich um das Haupt einer Buddha-ähnlichen Figur (Abbildung 20).

Aus welcher Zeit stammen die zwiesichtig-zwiegesichtigen Männerköpfe? Nach Gylfagynning (Kap. 3) heißt der höchste und der älteste der Götter *Allvater*. Sein Gesicht wurde, stimmt meine Annahme, in vielerlei Erscheinungsformen in Fels 11 gemeißelt.

An die Allmutter mit ihrem Herz-Haupt, verewigt in der kleinen Grotte von Fels 1 (Abbildung 21) (38), erinnern sich die Menschen, die von dem alten Asgard berichten, nicht mehr; obwohl weiterhin die *Veleda* und die Priesterinnen der Allmutter an den Kultstätten der Externsteinen ihren Dienst versahen. Die religiösen Vorstellungen hatten gewechselt.

Eine solche religiöse Veränderung muss im Laufe der Geschichte der Externsteine mehr als einmal stattgefunden haben. Das erklärt - neben dem präzessionsbedingten Wandern des Frühlingspunktes und der Veränderung der Ekliptik - die vielen an den Großskulpturen sichtbaren Zerstörungsspuren und Neugestaltungen, die Frau Neumann-Gundrum gerade bei den Skulpturen von Fels 11 festgestellt hat.

Längst noch nicht alle Skulpturen sind gedeutet. Was hat es mit den seltsamen Zeichen auf dem Felsen unterhalb des Drachen auf sich, auf die schon *Walthar Machalett* (39) hinwies? Was mit dem Geweihträger, der auf dem Felsband über der östlichen Ecke der Sitzbank abgebildet ist? Sie erinnern



Abbildung 18: Zwiesicht

an französische Höhlenzeichnungen. Fragen, auf die es noch keine Antworten gibt. Dem Forschungseifer der Externsteinfreunde bleibt also Tür und Tor geöffnet. Sie täten allerdings gut daran, öfter Walther Machalett zu lesen.

Anmerkungen

- 1) Walter Machalett, Die Externsteine, Bd. 2, Die Externsteine, Hallonen Maschen 1970, 140
- 2) Andis Kaulins, Stars, Stones and Scholars, Trafford Victoria BC 2003, 249 ff.
- 3) a. a. O., 239
- 4) Auf den Falken hat Rolf Speckner hingewiesen; vgl. Rolf Speckner und Christian Stamm, Das Geheimnis der Externsteine, Stuttgart 2002, 16
- 5) Andis Kaulins, Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten, SYNESIS Nr. 5/2005
- 6) (Fn. 2), 226
- 7) Wenn auch Thuban als auf den Himmelspol zurückender Polstern zum Sternbild Drachen gehört hätte, hätte dieses Sternbild beide Positionen besetzt: die des Pols der Ekliptik und die des Himmelspols. Der Falke hätte keine Funktion. Als Bild, das den Himmelspol markierte, hätte der Falke in zwei Fällen seine Berechtigung: wenn der Stern Pherkad als Ersatz für den Polstern gedient und Thuban überhaupt noch keine Rolle

spielte, oder aber, wenn Thuban damals noch nicht zum Sternbild Drache gehörte. Letztere Annahme wird sich als richtig herausstellen.

- 8) Andis Kaulins, The Norse Pharaohs: Prehistoric Astronomy and History, Origins - Studies in the history of mankind, and its languages, Bd. 9, 1999
- 9) Andis Kaulins, Frühgeschichtliche Astronomie in Norddeutschland, Fn. 45. 39. Jahrestagung des Arbeits- und Forschungskreises Walther Machalett in Horn, CD-ROM, zu bestellen über StHoevel@aol.com zum Preise von EUR 20 + Versandkosten
- 10) Das Logogramm von Phönix und Vanags ist $\cdot p/f/w/u \cdot n \cdot k/g/ch \cdot s \cdot$. Für den Punkt kann jeder beliebige Vokal stehen. Er kann auch ausfallen.

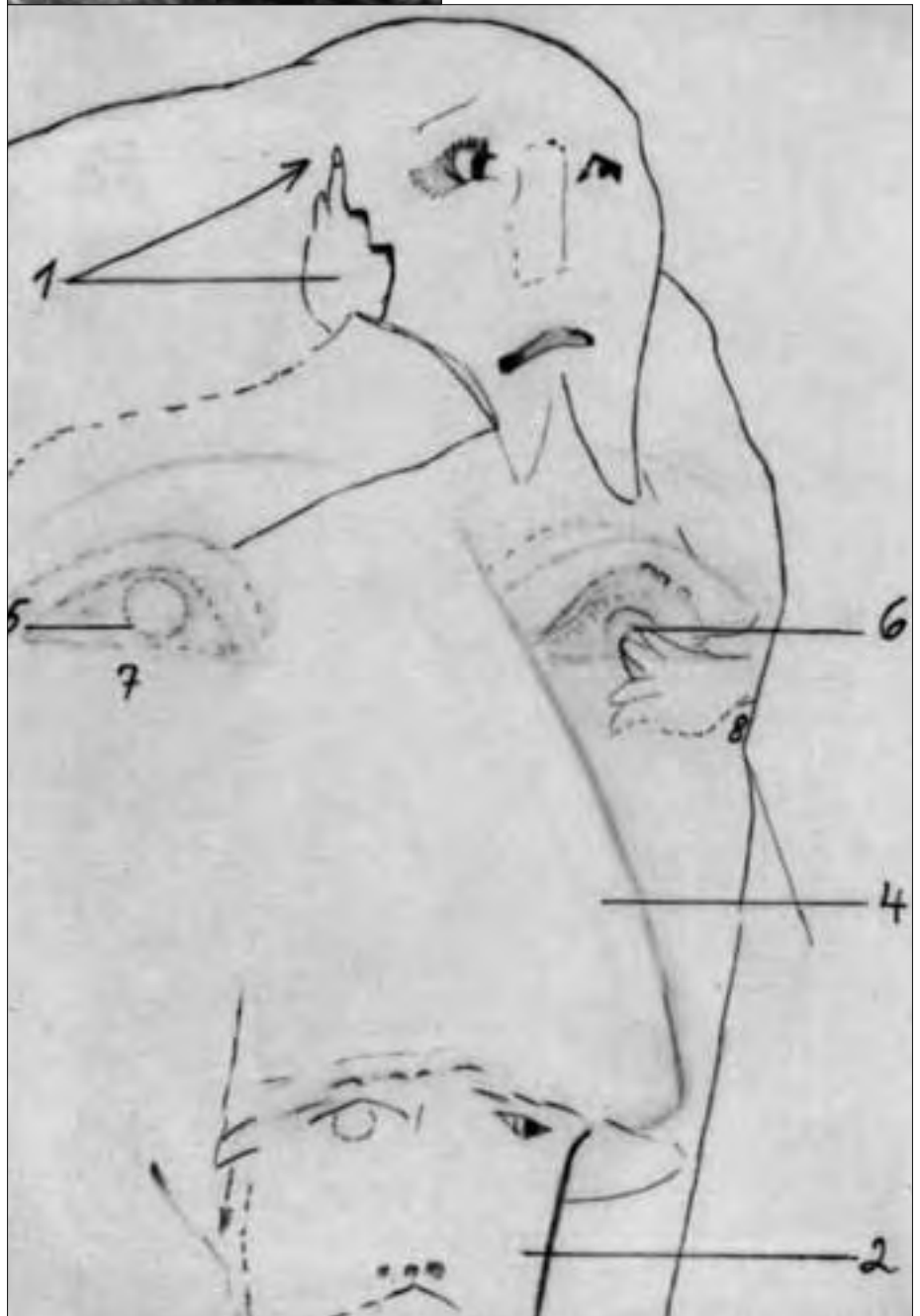


Abbildung 19: Transparenzzeichnung



Abbildung 20: Buddha im Riesenhaupt

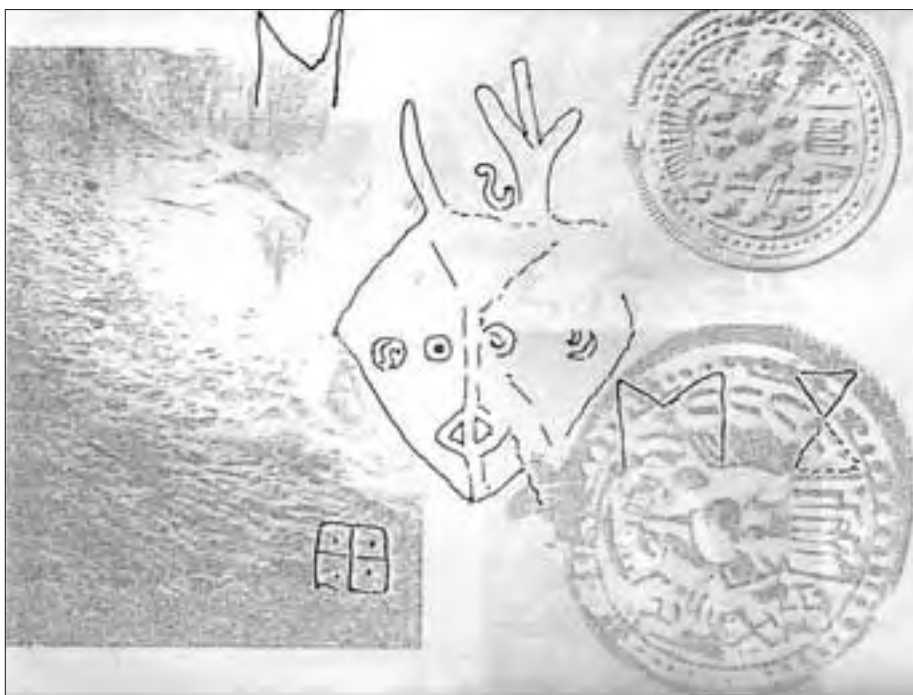


Abbildung 21: Das Herz-Haupt der Allmutter in der kleinen Grotte von Fels 1

Ehemals vorhandene Konsonanten können verschliffen sein.

- 11) Historia naturalis, 10,2, 3-5
- 12) Manfred Lurker, Götter und Symbole der alten Ägypter, Goldmann Verlag 2. Aufl. 1981, 146;
- 13) Jürgen Spanuth, Die Philister, Osnabrück 1980; ders., Die Phönizier - ein Nordmeervolk im Libanon, Osnabrück 1985
- 14) Encyclopedia Britannica, 1911 zum Stichwort *Ursa Minor*
- 15) Wolfgang Thiele/ Herbert Knorr, Der Himmel ist unter uns, 2. Aufl. Bottrop, 417 ff.

- 16) Günter Heinecke, Der Drachenkopf auf dem Warmberg, Bielefeld 1989
- 17) Zur Deutung Gert Meier, Die Externsteine: Akkas Gestirne-Stein, DGG 1994 Nr. 1, 26
- 18) Dazu im Einzelnen Walther Machalett (Fn. 1) 203 ff.
- 19) Dazu Andis Kaulins (Fn. 5)
- 20) Ian Shaw/Paul Nicolsen, Museum Dictionary of Ancient Egypt, British Museum London 1995; den Hinweis, dass im Lettischen *Zobig* „mit vielen Zähnen“ bedeutet, verdanke ich Andis Kaulins.
- 21) Manfred Lurker (Fn. 12), 114

- 22) Herman Wirth, Europäische Urreligion und die Externsteine, Volkstum wie 1080, 163 f.
- 23) Gert Meier, Die deutsche Frühzeit war ganz anders, Tübingen 1999, 412 f.
- 24) Andis Kaulins, Frühgeschichtliche Astronomie in Norddeutschland, Fn. 45; 39. Jahrestagung des Arbeits- und Forschungskreises Walther Machalett in Horn, CD (Fn. 9)
- 25) Karl Wehrhahn, Westfälische Sagen, Leipzig 1934
- 26) Zur Ursprungsgeschichte des Wortes *gard* Gert Meier/Hermann Zschweigert, Die Hochkultur der Megalithzeit, Tübingen 1997, 144
- 27) Gottfried Lorenz, § 2 seines Kommentars zur Gylfaginning, Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1984, 175; da es um die Deutung eines jedenfalls sehr alten Namens geht, den die isländischen Siedler aus ihrer Heimat mitgebracht haben und der bereits dort Wandergut gewesen sein könnte, ist es methodisch verfehlt, ihn isländisch deuten zu wollen.
- 28) Zitiert nach Speckner/Stamm (Fn. 4) 16
- 29) (Fn. 1) 140
- 30) Zu der „Glatten Bank“ als Bank der Veda Gerhard Tiggelkamp, Die Externsteine im Teutoburger Wald, Eigenverlag, 73
- 31) Dazu Herman Wirth, Die Heilige Urschrift der Menschheit, Jena 1931 - 1936, 190 ff.; eine weitere Troie gab es südlich der Externsteine bei Veldrom auf dem Feld Truc; hierzu Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer, Jena 4. Aufl. 1936, 212 ff.
- 32) Hermann Zschweigert, in: Gert Meier, Die deutsche Frühzeit war ganz anders, Tübingen 1999, 251

- 33) Teudt (Fn. 31), 110 ff.
- 34) Machalett (Fn. 1), 139
- 35) Völuspa 27 und 28
- 36) Elisabeth Neumann-Gundrum, Kultur der Groß-Skulpturen, Gießen 1981, 14 ff.
- 37) Zur Zwiesicht kritisch Gert Meier, Atemgeburt und Zwiesicht, DGG 1991 Heft 4, 33
- 38) Herman Wirth, Der neue Externstein-Führer, Eigenverlag Marburg 1970, 33 ff.
- 39) (Fn. 1), 140

Neuschwabenland - letzte Zuflucht gegen Kriegsende?

Die Informationen über die Neuschwabenland-Expedition zur Antarktis sind seit Kriegsende geflissentlich verschwiegen worden und aus dem Bewusstsein des deutschen Volkes verschwunden. Trotzdem ranken sich allerlei Verschwörungstheorien um Neuschwabenland, die bis zu solch abstrusen Behauptungen reichen, dort würden Außerirdische zusammen mit Reichsdeutschen in geheimen Basen die Eroberung der Welt planen.

Die Geschichte der deutschen Antarktisforschung geht auf das Jahr 1873 zurück, als *Eduard Dallmann* im Auftrage der zuvor gegründeten deutschen Polarschiffahrtsgesellschaft mit seinem Schiff „Grönland“ neue Regionen und Passagen in den antarktischen Gewässern entdeckte. Unter anderem entdeckte Dallmann die Kaiser-Wilhelm-Inseln am westlichen Ausgang der Bismarkstraße entlang der Biscoe Inseln. Die Deutschen erwiesen sich in der



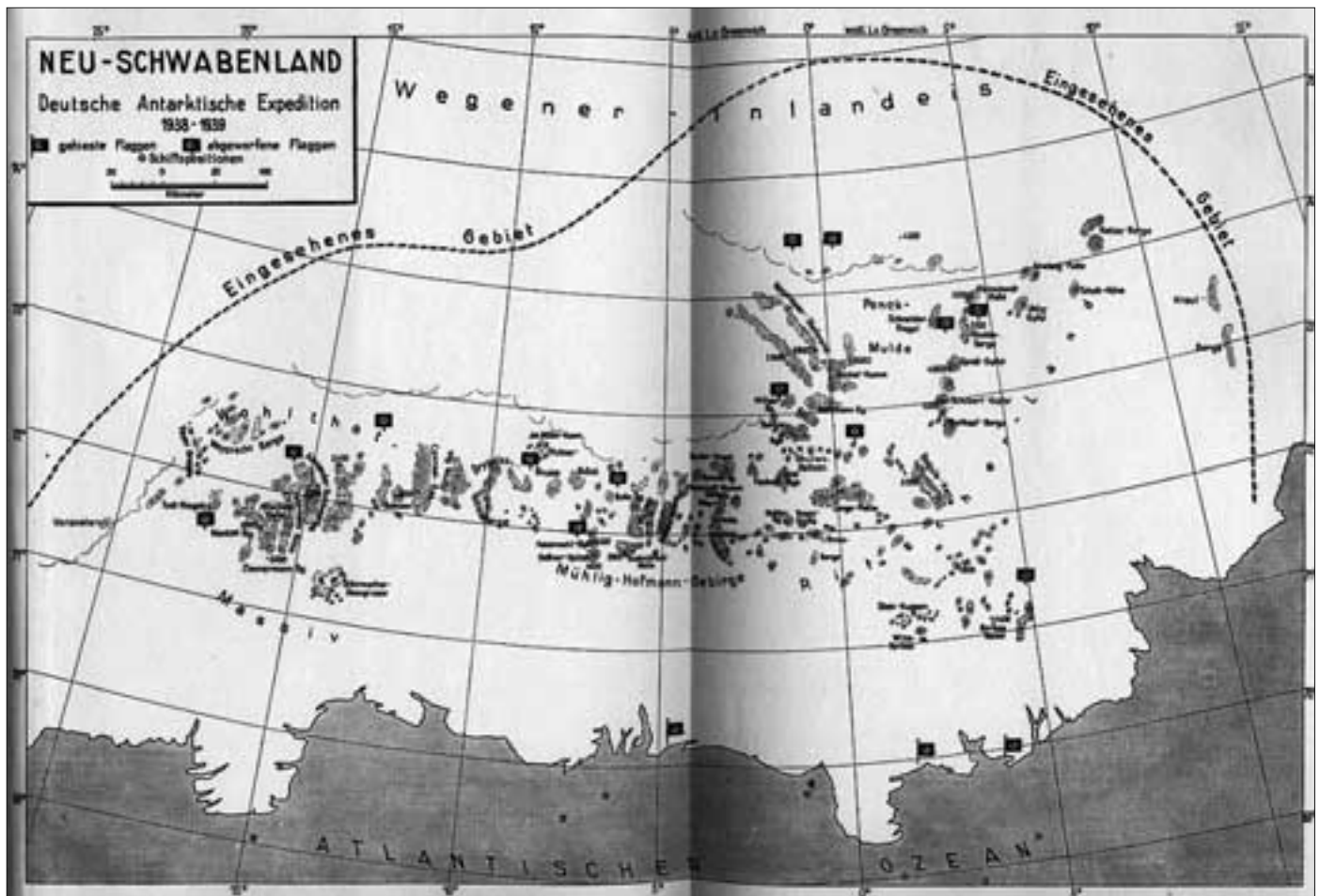
Erforschung der Polar-Regionen schon damals innovativ, denn die „Grönland“ war das erste Dampfschiff, das die antarktischen Gewässer erkundete.

In den darauf folgenden sechzig Jahren fanden acht weitere Expeditionen vorstöße sowie zwei weitere Hauptexpeditionen statt, 1910 unter *Wilhelm Filchner* mit dem Schiff „Deutschland“

sowie 1925 mit dem Polarschiff „Meteor“ unter *Dr. Albert Merz*.

In den Vorkriegsjahren war der Südpol noch nicht durch die internationalen Antarktisverträge gesichert. Die Absteckung eines Gebietsanspruches konnte also als Schritt zur Wahrnehmung deutscher Interessen genutzt werden. So wurde in Zusammenarbeit mit der deutschen Lufthansa eine zivile Expedition entwickelt und umgesetzt. Das Kommando über dieses Unternehmen sollte der erfahrene Polarkapitän *Alfred Ritscher* übernehmen. Als Schiff wurde die „Schwabenland“ ausgewählt, ein schwimmender Flugzeugstützpunkt der Lufthansa, der mithilfe von Dampfkatapulten zehn Tonnen schwere „Dornier-Wal“-Flugboote starten konnte. Diese revolutionäre Technik verwendete die Lufthansa bereits seit 1934 für den Postverkehr mit Südamerika.

Die „Schwabenland“ wurde noch im Herbst 1938 in Hamburger Werften für





Das Expeditionsschiff „Schwabenland“

die enorme Summe von einer Million Reichsmark für die Expedition antarktistauglich gemacht, was allein ein Drittel des veranschlagten Expeditionsbudgets ausmachte.

Mitte November 1938 kam der amerikanische Antarktisforscher *Richard Evelyn Byrd* auf Einladung der Polarschiffahrtsgesellschaft nach Hamburg und führte dort in der *Urania* vor 82 anwesenden Personen einen Antarktisfilm vor. 54 von diesen Personen waren Mitglieder der Schiffsbesatzung und kamen zur Schulung und Vorbereitung auf diese Antarktis-Expedition. Byrd hatte den Südpol 1929 fast überflogen. Zu jener Zeit war er noch Zivilist und wurde dann amerikanischer Nationalheld.

Die „Schwabenland“ verließ Hamburg am 17.12.1938 und erreichte die Antarktis am 19.01.1939 bei 4° 15' W und 69° 10' S. Die Expedition sollte durch Flugerkundung, luftfotogrammetrische Aufnahmen und Flaggenabwurf deutsche Ansprüche auf antarktischen Besitz geltend machen. Zu diesem

Zweck wurde das Flugzeugmutterschiff am Rande der Antarktis im südatlantischen Ozean stationiert und durch Flüge ein über 600.000 Quadratkilometer großes Gebiet erkundet, welches dann als Neuschwabenland gekennzeichnet wurde. Die beiden Flugboote „Boreas“ und „Passat“ überflogen mehrere Male das Gebiet. Sie dokumentierten dieses mit über 11.000 Fotografien, die heute noch existieren. Die Fotografien wurden mit Zeiss Reihenkameras RMM 38 gemacht.

Die Flugboote warfen Reichsfahnen an Metallpfeilen ab. Gleichzeitig wurden Reichssteckflaggen an der Nordküste der Antarktis gesetzt. So kommt es, dass das gesamte nördliche Segment der Antarktis deutsche Namen trägt.

Neuschwabenland ist auch heute noch die offizielle geografische Bezeichnung der Küsten- und Gebirgsregion im engeren Sinn. Für die Gebirgsmassive wurden ebenfalls eine Reihe von deutschen Namen vergeben: *Wohlthatmassiv*, *Mühlig-Hofmann-Gebirge* oder *Ritscherland*. Es waren allesamt

Expeditionsteilnehmer, die hier als Namensgeber Pate standen.

Während eines der letzten Flüge wurde eine noch erstaunlichere Landschaft gefunden, die auf halbem Wege zwischen dem Wohlthat-Massiv und den Eisklippen der Küste liegt. Das Gebiet ist völlig eisfrei, enthält Seen, Wälder und Savannen. Ihr Entdecker war der Flugkapitän *Schirmacher*. Daher trägt das Gebiet noch heute den Namen „Schirmacheroase“.

Insgesamt wurden auf dem Gebiet Neuschwabenland Gebirge mit Gipfeln über 4000 Metern Höhe und riesige eisfreie Flächen mit Vegetation und Seen entdeckt. Teilweise wurden nach dem Antarktisvertrag von 1957 Gebirgszüge neu benannt („Queen Maud Land“) und unter norwegisches Protektorat gestellt.

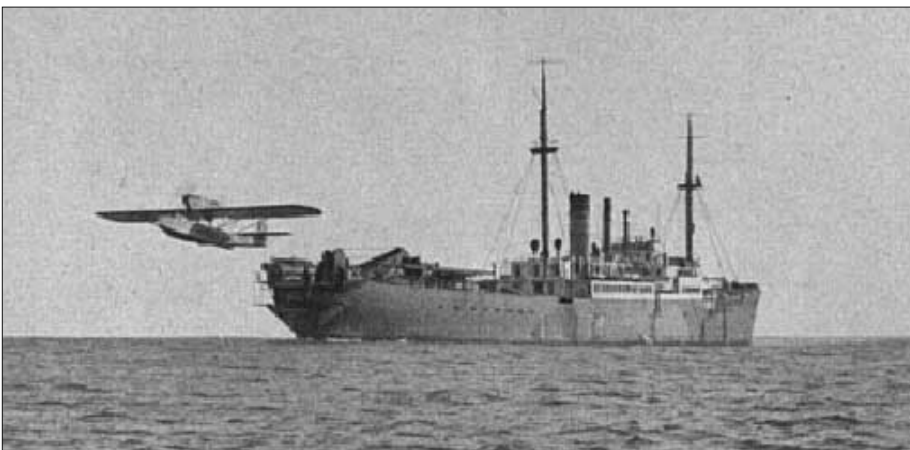
Durch die Erforschung und die Abwürfe der Flaggen hat das deutsche Reich dort Handlungsfähigkeit bewiesen. Nach damaligem Völkerrecht war es eine vollkommen legale Inbesitznahme. Allerdings wird die Inbesitznahme von Neuschwabenland heute in Deutschland von offiziellen Stellen geleugnet. Auf eine entsprechende Anfrage von 1993 antwortete das Auswärtigen Amt:

„Das frühe deutsche Reich hat Gebietsansprüche in der Antarktis nicht erhoben, und zwar auch nicht in Bezug auf das von der deutschen Antarktis-Expedition 1938/39 entdeckte Gebiet Neuschwabenland. Einer norwegischen Erklärung vom 14. Januar, mit der ein größeres Gebiet in der Antarktis unter Einbeziehung von Neuschwabenland in Anspruch genommen wurde, hat die Reichsregierung am 23. Januar 1939 widersprochen und sich »bezüglich des Gebietes die volle Handlungsfreiheit vorbehalten, die sich aus den Grundsätzen des Völkerrechts ergibt«.

Konkrete Ansprüche auf das fragliche Gebiet hat das deutsche Reich allerdings weder damals noch später erhoben. Die Bundesregierung hat lediglich im Jahre 1952 das auf die Tatsache der Entdeckung gestützte Recht zur geographischen Namengebung für Neuschwabenland ausgeübt“.

Es stellt sich die Frage, was das Dritte Reich dann mit den Flaggenabwürfen über der Antarktis bezwecken wollte?

Zeitgleich mit dem Aufenthalt der deutschen Expeditionsgruppe in Neuschwabenland beanspruchte Norwegen



Das „Dornier-Wal“-Flugboot beim Katapultstart vom Trägerschiff „Schwabenland“

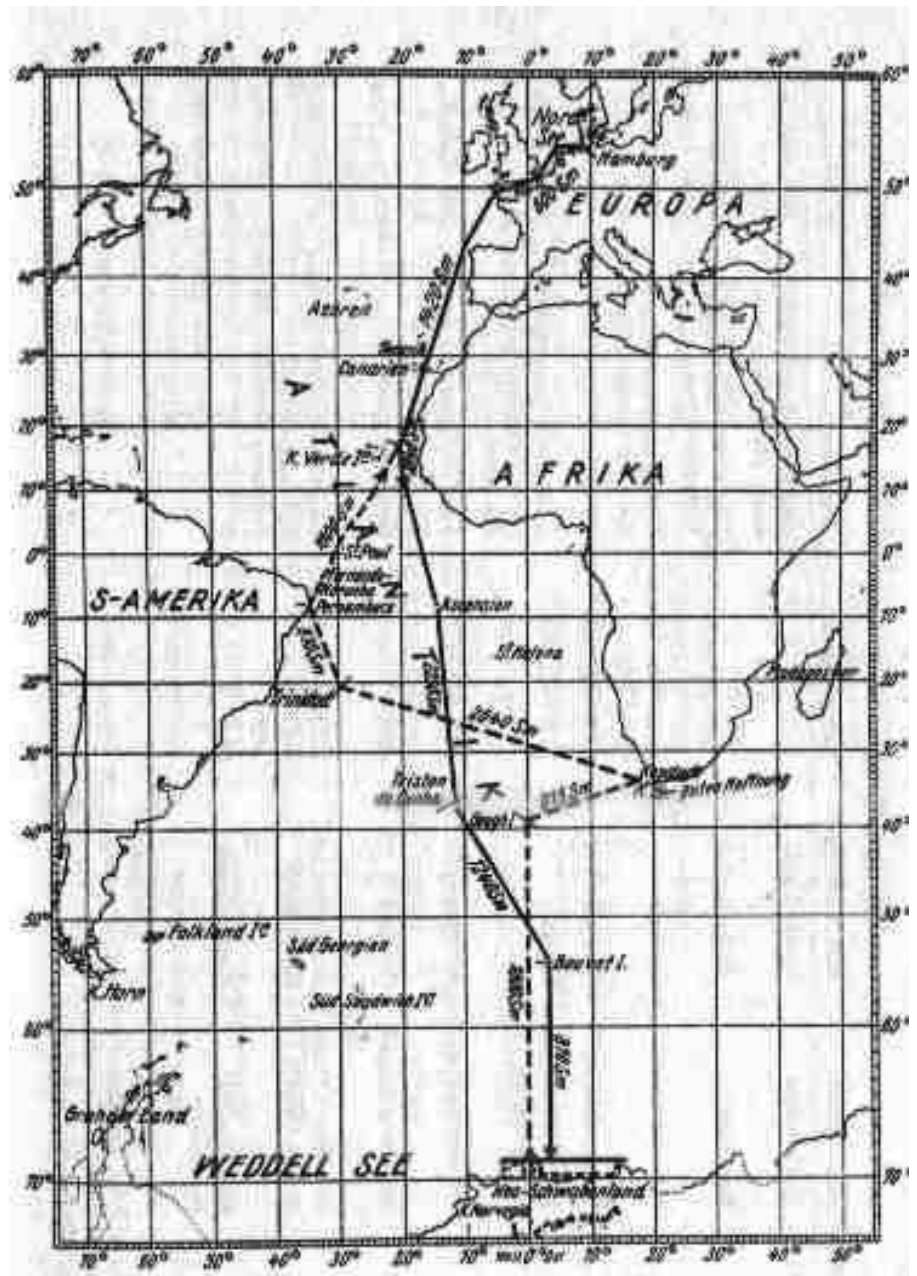
das Königin-Maud-Land, also den Teil der Antarktis, in dem auch Neuschwabenland liegt, durch eine königliche Resolution am 14.01.1939 für sich. Das Reichsaußenministerium unterrichtete daraufhin den norwegischen Gesandten in Berlin, dass die deutsche Regierung diese Besitzergreifung nicht anerkennen würde. Norwegen führte als Beleg für seine Rechte auf das Königin-Maud-Land dessen Entdeckung und Erforschung an. Entdeckung und Erforschung eines Gebietes sichern dem Entdeckerstaat aber nicht für immer, sondern nur für einen kurzen Zeitraum die Erwerbsrechte. Der entdeckende Staat kann demnach jeden Versuch eines anderen Staates, dieses Land zu vereinnahmen, abwehren. Macht er dies nicht, verfällt der Gebietsanspruch des Entdeckerstaates. Da Norwegen nicht gegen das Ausbringen deutscher Hoheitszeichen auf dem von ihm beanspruchten Gebiet eingeschritten war, hatte es die von Entdeckungen und Erforschungen abgeleiteten Rechte zumindest für Neuschwabenland verwirkt.

Mitte Februar verließ dann die „Schwabenland“ wieder die antarktische Region. Auf der knapp zweimonatigen Heimreise wurde das kartografische Material gesichtet und vorausgewertet.

Kapitän Ritscher hat noch eine weitere Expedition mit verbesserten „leichteren Flugzeugen auf Kufen“ vorbereitet. Im Oktober 1939 sollen dann die zivilen Expeditionsvorbereitungen eingestellt worden sein. Allerdings sollen die beiden Expeditionsteilnehmer *Ing. Ass. Siewert* und der Schiffszimmermann *Wehrend*, die beide Teilnehmer an der Antarktisexpedition im Jahre 1938/39 waren, berichtet haben, dass sie auch noch nach Beendigung der Expedition im Frühjahr 1939 weiterhin auf dem Schiff „Schwabenland“ Dienst machten. Ihr Schiff sei pausenlos im vierteljährlichen Rhythmus zwischen Neuschwabenland und dem Heimathafen pendelt, um



Mitglieder der Schwabenland-Expedition beim Aufstellen der Reichsflagge auf Neuschwabenland



Streckenkarte der deutschen Antarktis-Expedition 1938/39 (Luft Hansa-Archiv)

Ausrüstungsgegenstände und ganze Bergbaueinrichtungen in die Antarktis zu befördern. Dazu sollen auch Gleisanlagen und Loren, aber auch eine riesige Fräse, um Tunnelsysteme ins Eis bohren zu können, gehört haben. Dem widersprechen allerdings die Unterlagen, nach denen die „Schwabenland“ nach ihrer Rückkehr überholungsbedürftig gewesen sei. Weiterhin eignete sich dieses Schiff wohl kaum zum Transport von Material, schon gar nicht in den Dimensionen einer Tunnelfräse, weil durch das Flugzeugschleudersystem einfach zu wenig Stauraum übrig blieb. Und als Letztes sei angefügt, dass ein Schiff von den Dimensionen der „Schwabenland“ nirgends so nahe an die erkundeten Küsten der Antarktis hätte herankommen können, dass eine

wie auch immer geartete Ladung hätte gelöscht werden können.

Das muss nicht heißen, dass nicht trotzdem (geheime) Schiffsfahrten nach Neuschwabenland durchgeführt worden sein konnten. Im April/Mai 1939 ankerte eine deutsche Walfangflotte mit sechs Schiffen bis 20.000 BRT vor Neuschwabenland. Hatten sie vielleicht Ausrüstung für militärische Stützpunkte an Bord? Auch späterhin kreuzten immer wieder einmal Kreuzer oder U-Boote vor Neuschwabenland, deren Einsatzzweck bis heute geheim ist.

Nach alten reichsdeutschen U-Bootkarten besteht die Antarktis aus zwei Teilkontinenten. Durch Tauchgänge verschiedener U-Boote wurde dies während des Zweiten Weltkriegs herausgefunden. Ausgedehnte Erforschungen



Nordabbruch der Neumayersteilwand

mit U-Booten in der Gegend ergaben, dass ein unterseeischer Graben vor Neuschwabenland bis zum anderen Ende des Kontinents verläuft. Man fand heraus, dass der Graben offenbar vulkanischen Ursprungs ist. Als die deutschen Forscher ihm folgten, entdeckten sie warme Seen, Höhlen, Gletscherspalten und Eistunnel. An anderer Stelle heißt es, dass eine U-Boot-fähige Warmwasser-Tiefseestraße entdeckt worden sei, die sich hervorragend nutzen ließ. Es ist also durchaus nicht so, dass nach der „Schwabenland“-Expedition keine deutschen Schiffsbesuche mehr stattgefunden hätten.

Die im Laufe des Krieges verwendeten U-Boote, insbesondere die neueren Typen, waren mit dem so genannten Walterantrieb ausgerüstet. Er ermöglichte es ihnen, im Vergleich zu herkömmlichen U-Booten unglaubliche Geschwindigkeiten zu erreichen. Des Weiteren war es ihnen mit dem so genannten Walter-Schnorchel möglich, fast unbegrenzt lange unter Wasser bleiben zu können. Der nach *Prof. Walter* benannte Walter-Antrieb wurde schon ab 1933 entwickelt. Das erste Versuchsboot V 80 erreichte schon bei der ersten Probefahrt eine Unterwasser-

geschwindigkeit von 26 Knoten, also fast 50 km/h, und übertraf damit die damals bis 9 Knoten übliche U-Bootgeschwindigkeit erheblich. Die Bootsfront war in Eiförmig ausgebildet, wodurch das Wasser spiralförmig um die U-Boote gewendet wurde. Der untere Teil dieser

Boote hatte die Form einer stehenden Acht, der Antrieb erfolgte mit Wasserstoffperoxid.

Großadmiral *Dönitz* erklärte zu diesen Booten, dass durch diese Typen die Überlegenheit, die die (feindliche) Abwehr den U-Booten gegenüber seit 1943 gewonnen hatte und die im Wesentlichen auf der Überwasserortung mit Hilfe von Radar beruhte, ausgeschaltet war. Das U-Boot blieb für die Ortung nicht feststellbar unter Wasser, operierte in schützender Tiefe und griff auch nur aus ihr heraus an. Der Walter-Schnorchel ermöglichte es diesen U-Booten, wie gesagt, nahezu unbegrenzt lange unter Wasser zu operieren, ohne auftauchen zu müssen. Zum Schutz vor feindlichem Radar wurde eine besondere Schutzverkleidung entwickelt, welche die Radarstrahlen absorbierte.

Es existieren überraschend viele Berichte über U-Boote, die zwar offiziell ausliefen, aber weder versenkt wurden noch in Gefangenschaft gerieten, sondern spurlos verschwunden sind. Und das, obwohl über jedes U-Boot mit deutscher Gründlichkeit Buch geführt wurde. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit vielen erfolgreichen Ingenieuren, Wissenschaftlern, Medizinern und Technikern, deren Verbleib bis heute ungeklärt ist. Allerdings, und das sollte ebenfalls beachtet werden, eigneten sich die deutschen U-Boote absolut nicht für den Transport größerer Materialmengen. Wenn also U-Boote zur Flucht verwendet wurden, so konnten damit zwar



U-Boot mit „Walter-Schnorchel“



Ein „Dornier-Wal“-Flugboot wird an Bord gehievt.

einige Menschen transportiert werden, kaum jedoch sperrige Materialien oder Maschinen.

Dass die Geschichte der Marine des Dritten Reiches heute zu den am besten dokumentierten Gebieten der Militärgeschichte gehört, ist das Verdienst von Großadmiral *Karl Dönitz* (1890–1981), dem Chef der U-Boot-Flotte, seit 1943 Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine und später Hitlers Nachfolger. Er gab am Ende des 2. Weltkrieges den Befehl, dass keine Kriegstagebücher, weder das der Seekriegsleitung noch das der U-Boot-Führung, vernichtet werden sollten. Dönitz war der Auffassung, dass die deutsche Marine ehrenvoll gekämpft und nichts zu verbergen hatte. Nur diesem Befehl ist es zu verdanken, dass heute alle Tagebücher der Marine den historischen Forschungen zur Verfügung stehen. Allerdings befindet sich ein großer Teil des Material u. a. in englischer Verwahrung. Noch im Jahr 1944 versicherte Dönitz in einer Ansprache vor U-Boot-Fahrern:

„Die deutsche U-Boot-Flotte ist stolz darauf, ein irdisches Paradies, eine uneinnehmbare Festung für den Führer erbaut zu haben, irgendwo in der Welt.“

Dieses Zitat überlieferte der israelische Schriftsteller und ehemalige Geheimagent *Dr. Michael Bar-Zohar* in seinem Buch „The Avengers“. Bar-Zohar hatte sich bereits mit einer Biographie über den ersten israelischen Ministerpräsidenten David Ben Gurion einen Namen gemacht, bevor er dieses Buch verfasste. Er schreibt darin weiter:

„Im März 1945 wurde dem State Department in Washington ein ausführlicher Bericht unterbreitet, in dem es hieß: »Das Nazi-Regime hat genaue Pläne für die Verfolgung seiner Doktrin und der Herrschaft nach dem Krieg. Einige dieser Pläne sind schon zur Wirkung gelangt.«“

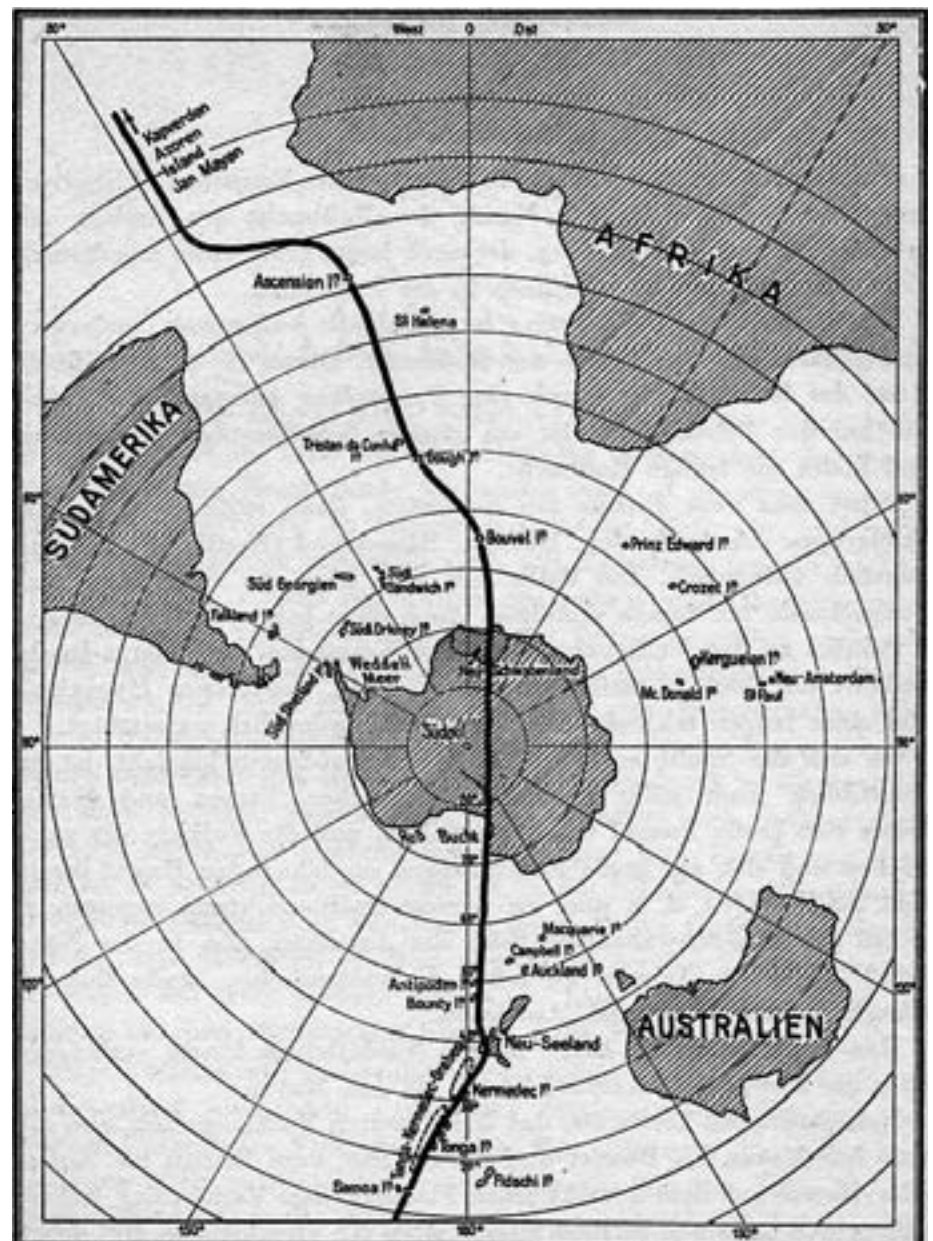
Was mag hinter diesen verschlüsselt klingenden Worten stecken? Etwa ein Hinweis auf geheime Stationen in Neuschwabenland? Es ist schon seltsam, dass, obwohl die Briten die Drake Passage an der südlichen Spitze Südamerikas schützten, Neuschwabenland und seine Küstenlinie von den Alliierten unberührt blieben, übrigens auch bei der im Winter 1946/1947 stattgefundenen US-Invasion der Antarktis.

SS-Obergruppenführer *Kammler*, SS-Obergruppenführer *Wolff* und der

Leiter der Parteikanzlei *Bormann* hatten für den Fall, dass Deutschland den Krieg verlieren würde, schon Jahre vorher Maßnahmen für eine rechtzeitige Auslagerung wissenschaftlich-technologischer sowie finanziell-wirtschaftlicher Mittel unter der Bezeichnung „Operation Avalon“ getroffen. Dazu gehörten auch der Transfer beträchtlicher Geldmengen auf Schweizer Konten sowie die Gründung von Scheinfirmen im Ausland, um auch nach einem verlorenen Krieg NS-Aktivitäten sicherzustellen.

Nach dem Krieg

Der 2. Weltkrieg gegen Deutschland war mit der Kapitulation der deutschen Wehrmacht 1945 noch lange nicht zu Ende. Und auch in der Antarktis wurden noch nach Kriegsende deutsche Restverbände gesucht. Wie ist es sonst zu erklä-



Der unterseeische Graben quer durch die Antarktis

Neuschwabenland

ren, dass von Dezember 1946 bis März 1947 die US-Navy unter der Leitung des Rear Admiral *Richard H. Cruzen* eine Expedition in die Antarktis unter der Bezeichnung „Operation Highjump“ unternahm? Der zwischenzeitlich zum Admiral aufgestiegene *Richard Evelyn Byrd* war nicht der Leiter der Operation, wie es immer heißt, sondern nur der höchste diensthabende Offizier. Der offizielle Vorwand für die Operation besagte, dass einerseits Material und Mannschaften unter polaren Bedingungen erprobt, andererseits die Antarktis weiter erforscht werden sollte. Die gesamte Operation sollte acht Monate dauern. Zu diesem Zweck sah sie vor, dass der Expeditionskonvoi, bestehend aus insgesamt dreizehn Schiffen, darunter ein Flugzeugträger, zwei Zerstörer, zwei Wasserflugzeugmutterschiffe, ein Hubschrauberträger, Eisbrecher, ein U-Boot und zweihundert Flugzeuge sich in drei Gruppen teilte. Interessanterweise befand sich an Bord des Flugzeugträgers *USS Philippine Sea* neben konventionellen Flugzeugtypen auch eine US-Flugscheibe vom Typ *Vought XF5U-1*, genannt „Flapjack“ (Pfannkuchen).

Seltsamerweise berichteten die Zeitungen über „Gespenster am Südpol“, über deren Tätigkeiten die US-Atomenergie-Kommission Klarheit erhalten wollte. Es wurde von leuchtenden Kugeln und glühenden langgestreckten Flugkörpern berichtet, die gesichtet worden seien. Diese Flugkörper wurden nicht nur optisch sondern auch auf den Radarschirmen von *Little America*, dem US-Stützpunkt, beobachtet.

Byrds so genannte Mittelgruppe sollte die *Scott-Inseln* ansteuern und in *Little America* eine Basisstation samt Flugfeld errichten, damit man von dort aus Erkundungsflüge in das Innere der Antarktis unternehmen konnte. Währenddessen hatte die Ost- bzw. die Westgruppe die Aufgabe, die antarktische Küste zu erkunden. Ziel der Operation war lt. Byrd die „Einkreisung eines Kontinents“, um ihn „von drei Fronten her zu attackieren“ [Byrd, *Richard Evelyn*: „Our Navy Explores Antarctica“, in: *National Geographic Magazine*, Bd. 92, No. 4, Oct. 1947, S. 431]. Da bei der Operation das *Queen Maud Land* bzw. *Neuschwabenland* ausgespart wurde, kann mit Byrds Aussage der „Attackierung von drei Fronten“ nur *Neuschwabenland* gemeint gewesen sein.

Am 27.01.1947 erreichte der Expeditionskonvoi die Antarktis und die insge-



Nordküste der Antarktis

samt 4700 Soldaten an Bord der Schiffe begannen mit ihrer Arbeit. Am 13. Februar war man bei der Byrd-Gruppe so weit, um die Flüge ins Landesinnere zu starten. Aber schon drei Wochen später, am 03.03.1947, ordnete Admiral Byrd ziemlich überstürzt den Rückzug an, weil mehrere Flugzeuge spurlos verschwunden waren. Der Rückzug erfolgte derart überhastet, dass insgesamt neun Flugzeuge im ewigen Eis zurückgelassen wurden.

Nach seiner Rückkehr soll Admiral Byrd zu der strategischen Wichtigkeit der Pole Stellung genommen haben. Er soll die Notwendigkeit hervorgehoben haben, „in Alarmzustand und Wachsamkeit entlang des gesamten Eisgürtels, der das letzte Bollwerk gegen eine Invasion“ sei, zu bleiben, „... das Überleben der



Die USS Philippine Sea sieht ja auch wie ein Forschungsschiff aus ...

Menschheit wie das der militärischen Wissenschaft befinden sich augenblicklich in einer lebenswichtigen Phase der Entwicklung“. Und weiter: „*It is the bitter reality that in the case of a new war one had to expect attacks by planes that could fly from Pole to Pole*“ („*Es ist die bittere Wahrheit, dass man im Fall eines neuen Krieges damit rechnen muss, von Fluggeräten angegriffen zu werden, die von Pol zu Pol fliegen können*“). Sollte er, der nun wirklich kein Spinner war, sich etwa diese Behauptungen nur aus den Fingern gesogen haben? Oder hat man ihm diese Aussagen nur untergeschoben? Um ihn im Nachhinein doch noch als Spinner darzustellen, versuchte man durch das spätere Nachschieben eines kleinen Buches „Tagebuch des Admiral Byrd“, seinen Geisteszustand anzuzweifeln, denn in dem Büchlein wird behauptet, Byrd sei am Nordpol (!) durch ein Loch ins Innere der Erde eingedrungen und habe dort etliche unglaubliche Dinge gesehen. Das Buch ist jedoch eine Fälschung und stammt nicht von Byrd.

Es stellen sich also die Fragen: Warum benötigte Byrd für seine Antarktis-Expedition Soldaten, Zerstörer und Flugzeugträger, wenn die Expedition als wissenschaftliche Aktion dargestellt wurde? Die wissenschaftliche Ausbeute war nämlich eher ziemlich mager. Von den 70.000 während der „Operation Highjump“ aufgenommenen Luftbildern zu Kartierungszwecken war ein hoher Prozentsatz völlig wertlos, weil vergessen wurde, Bodenkontrollpunkte anzugeben.

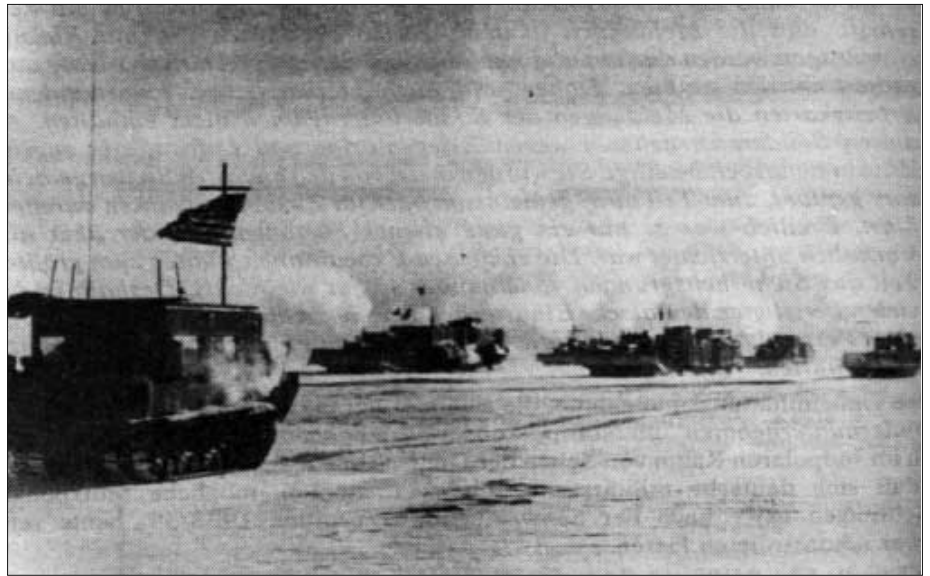
Nach einigen Quellen sollen bei Highjump auch andere Länder wie England, Norwegen, Russland und Kanada mit (Kriegs-) Schiffen mit dabei gewesen sein.

Wieso wurde die Expedition mit reichlichen Verlusten auf Seiten der Alliierten schon nach drei Wochen frühzeitig beendet? Und gibt es etwa einen Zusammenhang zu den Atomtests, die dann in der Antarktis durchgeführt wurden? Die Amerikaner schossen, unterstützt von britischen und sowjetischen Truppen, am 27. August, 30. August und 9. September 1958 je eine Atomrakete in das Gebiet, in dem die reichsdeutsche Basis vermutet wurde. Man munkelt, damit hätten die USA deutsche Antarktis-Stützpunkte ein für allemal zerstören wollen. Das passt zu der Aussage von Byrd bei einem Verhör durch die US-Navy, in dem er vorschlug, dass die USA die Antarktis zu einem Atombombentestgebiet machen sollten, wobei er sich auf den dort stationierten Feind berufen haben soll. Demgemäß sollen auch im September 1979 und am 5. März 1986 US-Atomtests in der Antarktis stattgefunden haben, und zwar in Neuschwabenland. Es ist zwar wenig bekannt, aber die letzte Atombombenzündung in der Antarktis fand erst am 20. März 2003 statt, nach einer vorhergehenden Ende der Neunzigerjahre.

Das alles nur aus Angst vor ein paar eventuellen alten Stützpunkten? Und in unmittelbarer Nähe der sowjetischen Forschungsstation in der Schirmacheroase während des Kalten Krieges? Es ist kaum glaubhaft, dass die Sowjets solche Aktionen unwidersprochen hingenommen hätten. Tatsache ist allerdings, dass die USA damit vorsätzlich gegen den internationalen Antarktis-Vertrag verstoßen haben, der u. a. jede Art von Kernexplosionen auf diesem Kontinent verbietet, und dem neben den USA auch andere Länder angehören. Aber das kennen wir ja bereits, dass sich die USA an keine Verträge halten, wenn sie nicht wollen.

Der Antarktisvertrag wurde am 1. Dezember 1959 von zwölf Staaten unterzeichnet, später traten ihm weitere dreizehn Staaten bei. Der Vertrag wurde 1991 ergänzt und ist bis mindestens 2041 gültig. Zweck und Ziel des Vertrages besteht darin, die Unversehrtheit des Gebietes südlich des 60. Breitengrades zu erhalten und es ausschließlich für friedliche Zwecke zu nutzen.

Nach diesen Vorkommnissen spricht jedoch vieles dafür, dass es wirklich mindestens einen deutschen Stützpunkt in der Antarktis gab. Es könnte aber auch genauso gut sein, dass alle Beweise hierfür Fälschungen sind, schließlich beruht alles mehr oder weniger auf Vermutungen.



US-Panzer bei der Antarktis-Expedition 1947 mit Admiral Byrd (Haarmann, Geheime Wunderwaffen I)

Neuschwabenland betraten die Amerikaner während der „Operation Highjump“ nicht. Auch bei der amerikanischen Folgeexpedition „Operation Windmill“ 1947/48 wurde das Land ausgespart. Während der späteren norwegischen Antarktisexpedition 1956 bis 1960 wurde das Gebiet aber topografisch neu aufgenommen und erhielt nun norwegische Bezeichnungen. Als Ergebnis entstand die Kartenserie „Dronning Maud Land 1 : 250.000“.

Bereits im Jahr 1961 hatte die Sowjetunion in der Region der Schirmacheroase auf dem Schelfeis die Forschungsstation *Lasarev* errichtet. Später wurde die Station direkt in die Schirmacheroase umgesetzt und erhielt den Namen *Novolasarevskaja*. Aufgrund eigener fotografischer Aufnahmen wurde eine Kartenserie im Maßstab 1 : 100.000 aufgelegt.

1976 erbaute die DDR dann in unmittelbarer Nähe von *Novolasarevskaja* die Station „Georg Forster“, welche in Zusammenarbeit mit der sowjetischen Station als Ausgangsbasis für umfangreiche geophysikalische, glaziologische, meteorologische und geodätische Forschungen in der Schirmacheroase selbst sowie in den südlich gelegenen Gebirgsketten des Wohlthatmassivs diente. Diese Station wurde von der Bundesrepublik 1996 aus Kostengründen geschlossen und komplett abgebaut.

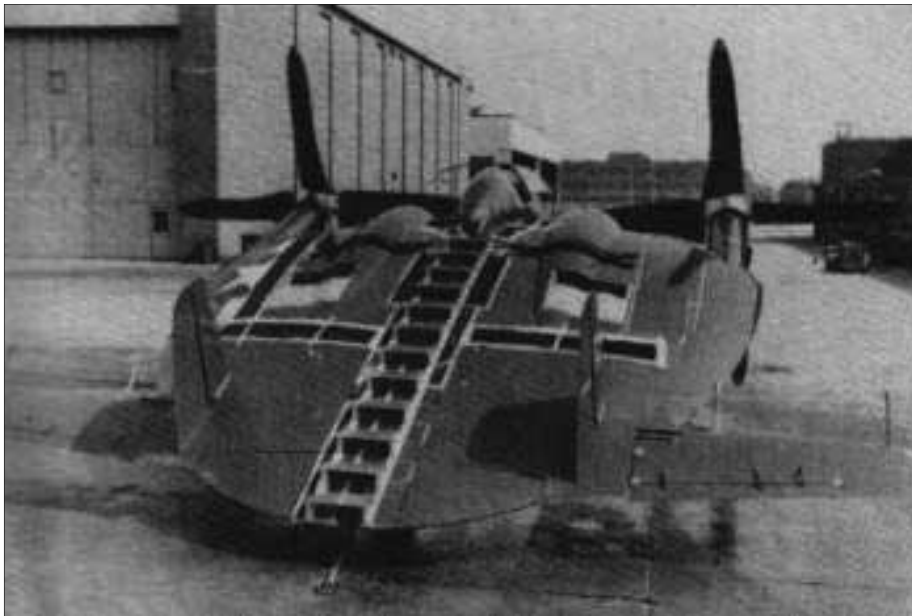
Seit 1981 betreibt Indien im Gebiet der Schirmacheroase eine eigene Antarktisforschung. Im Jahr 1983 wurde die Schelfeisstation *Dakshin Gangotri* aufgebaut, die später aufgrund der beträchtlichen Akkumulationsraten aufgegeben werden musste. 1989 wurde in der Schirmacheroase, etwa drei Kilo-

meter von *Novolasarevskaja* entfernt, die neue Station *Maitri* errichtet.

Entgegen landläufiger Meinung ist die Antarktis im Gebiet von Neuschwabenland inzwischen recht gut erforscht. Noch keiner der dort tätigen Wissenschaftler hat jedoch bisher von der Begegnung mit irgendwelchen reichsdeutschen Einheiten berichtet. Das muss natürlich nicht zwangsläufig bedeuten, dass es dort keine Stationen gibt, denn bei Neuschwabenland handelt es sich flächenmäßig um ein riesiges Gebiet, so groß wie halb Europa. Stationen könnten unterirdisch bzw. unter dem ewigen Eis angelegt worden sein, mit Zugängen unter Wasser.

Dass (während des Krieges!) militärische Stationen offen angelegt worden sein sollen, ist ziemlich unrealistisch, zumal die alliierte Luftüberlegenheit allgegenwärtig war. Da überlebende Resteinheiten damit rechnen mussten, dass sie von den materialmäßig überlegenen Alliierten wie Hasen gejagt werden würden, bleibt als einzige Konsequenz eine perfekte Tarnung übrig, insbesondere vor Entdeckung aus der Luft. Geheime Stationen mussten also zwangsläufig unterirdisch bzw. tief unter dem polaren Eispanzer angelegt werden.

Allerdings stellt sich bei einem solch umfangreichen Unternehmen wie der Absetzung reichsdeutscher Einheiten neben den Problemen des Baues immer auch die Frage nach der Logistik und der dauerhaften Versorgung solch geheimer Basen. Auch das beste U-Boot benötigt irgendwann einmal die Überholung in einer Werft. Die Besatzungen brauchen Proviant, persönliche Ausrüstungsgegenstände und Geräte, und auch die Entsorgung des Abfalls muss geregelt



Eine solche US-Flugscheibe vom Typ Vought XF5U-1 „Flapjack“ befand sich an Bord des US-Flugzeugträgers *Philippine Sea* bei der Antarktis-Aktion.

werden. Ferner ist noch nicht bewiesen, ob der Mensch dauerhaft ohne seine natürliche Umwelt lebensfähig ist, obwohl dieser Punkt wohl kaum stichhaltig ist, denn man kann annehmen, dass die Bewohner solcher Basen ihr Leben kaum ausschließlich in ihren unterirdischen Anlagen verbrachten.

Unter diesen Umständen erscheint eine unterirdische Basis in der Antarktis ziemlich unwahrscheinlich. Tatsächlich entsprang diese Legende der Phantasie des chilenischen Schriftstellers und Philosophen *Miguel Serrano*, der als Begründer des „esoterischen Hitlerismus“ gilt. Serrano ging es vordergründig um eine nachträgliche Mystifizierung der Person Adolf Hitlers, in welchem er die Inkarnation schicksalhafter Mächte sah. Doch vielleicht wollte Serrano mit seiner These um die Absetzung in die Antarktis auch ganz bewusst vom wirklichen Standort der „uneinnehmbaren Festung“ ablenken?

In Südamerika hatten die nationalsozialistischen Ideen seinerzeit zahlreiche Sympathisanten gefunden. Auch der damals in Argentinien regierende Präsident Perron zeigte sich diesem Gedankengut durchaus aufgeschlossen. Im Gegensatz zu Serranos Legenden von einer Basis im ewigen Eis der Antarktis gibt es für eine Absetzung nach Südamerika tatsächlich handfeste Indizien. So zeigen Bilder in einer argentinischen Tageszeitung vom September 1946 deutsche U-Boote, die in der Mündung des Rio de la Plata vor Anker liegen. Es handelte sich dabei offensichtlich nicht um die beiden Boote U 530 und U 997, die im Jahr zuvor bei Mar del Plata

aufgebracht worden waren, sondern um andere Einheiten.

Bereits vor dem Ausbruch des 2. Weltkrieges hatten die Reichsregierung und das RSHA (Reichssicherheitshauptamt) in Argentinien, Uruguay, Chile und Paraguay durch Scheinfirmen und Strohmannen bedeutende Ländereien erworben. Noch heute befinden sich beispielsweise in Argentinien Flächen von der Größe des Freistaates Bayern in deutschem Eigentum. Die meisten sind von der Umwelt recht wirksam abgeriegelt. Ebenso verhält es sich in anderen Weltregionen.

Eine Absetzung von U-Booten der deutschen Marine nach Südamerika ist auch aus dem Grund wahrscheinlich, weil die Zufluchtsländer, insbesondere Argentinien unter Perron, bereits in den Kriegsjahren ein großes Interesse am Erwerb von deutscher Technik und Technologie bekundet hatten.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass amerikanische Militärs in den Jahren 1941 bis 1943 annahmen, dass Deutschland im Fall einer Invasion des amerikanischen Kontinents zunächst Süd- und Mittelamerika unter seine Kontrolle bringen würde, um dann über Mexiko von Süden aus in die USA vorzustoßen. Solche Pläne existierten zwar in Ansätzen im deutschen Generalstab, jedoch gelangten sie nie zur Ausführung.

Wenn also reichsdeutsche Stützpunkte das Kriegsende überlebt haben sollten, ist die Wahrscheinlichkeit um ein Vielfaches höher, dass sie sich in Südamerika als in der Antarktis befinden, auch wenn nichts unmöglich ist.

Hierzu passt auch die Aussage des Angehörigen der „Schwabenland“-Expedition *Siegfried Sauter*:

„Es ist unmöglich, Bunker unter dem Eis zu bauen, auch keine U-Boot-Bunker. Das Material müsste mit Schiffen nach Neu-Schwabenland gebracht worden sein. Mit normalen Frachtschiffen ohne Spezialausrüstung war das überhaupt nicht möglich, es wären Eisbrecher notwendig gewesen. Die Schiffe stoßen zunächst auf Schelfeis, dann auf Randeis, das bis zu hundert Meter hoch ist, oft noch höher. Das Eis schiebt sich im antarktischen Winter nach außen und bricht dann nach einiger Zeit ab. Einen Bunker in das Eis oder unter das Eis zu bauen, ist technisch unmöglich, denn das Eis bewegt sich und treibt nach außen. U-Boote könnten da überhaupt nicht hineinfahren!“ [zitiert in: Schön: „Mythos Neu-Schwabenland“, S. 149].

Die nur wenige Jahre nach der „Schwabenland“-Expedition stattgefundene US-Operation „Highjump“ hat allerdings gezeigt, dass es sehr wohl möglich war, mit den damaligen Mitteln in der Antarktis auch größere Mengen Material an Land zu bringen. Und dass U-Boote dort operieren können, bewies ebenfalls „Highjump“. Außerdem gibt es Unterlagen über Tauchgänge verschiedener deutscher U-Boote während des 2. Weltkrieges, die einen unterseeischen Graben von Neuschwabenland bis zum gegenüberliegenden Rand des antarktischen Kontinents feststellten.

Wie schwierig oder einfach eine Station im oder unter Eis einzurichten und zu betreiben ist, müssten Fachleute diskutieren. *Siegfried Sauter* als ehemaliger Luftfotograf dürfte wohl kaum das nötige Wissen für eine solche Einschätzung besessen haben.

Hinzu kommt, dass der technologische Entwicklungssprung in Deutschland während des Krieges nicht nur auf futuristische Fluggeräte und Waffensysteme beschränkt geblieben sein muss. Was nicht heißen soll, dass automatisch jedes fragliche Unternehmen mit Geheimtechnologie zu erklären sei. ■

Gernot L. Geise Flugscheiben: Realität oder Mythos?

Michaels Verlag,
Peiting

ISBN 3-89539-611-7



Wenn die Göttin nicht huldvoll bleibt

Atlantis - das deformierte Bild der „Ebene“

Das Reich des Atlas', das „größte und vorzüglichste“ Königreich von den zehn, die im Weltbund Atlantis vereinigt waren (Krit. 114a), geografisch bot es sich dar als ein aus Inseln und Festland gemischtes Herrschaftsgebilde. Ausdrücklich bestand schon auch die Konföderation Atlantis, der gesamte Staatenverband, aus „vielen Inseln und Teilen des Festlandes“, was oft vergessen wird. Seine Gebiete verteilten sich über Westeuropas Küsten und Inseln und brachten es der Fläche nach auf eine Ausdehnung größer als Kleinasien plus dem bewohnten damaligen Weißafrika („größer als Asien und Libyen zusammengenommen“, dies eine zweimalige Aussage in Platons Bericht).

Im Text heißt der bronzezeitliche Weltbund irreführend dennoch beständig „die Insel“, „die heilige Insel“, z. B. Tim 25a, 25d, Krit. 113c, 113e, 114c, 115b und öfter; und einmal wird sogar dem Reich des Atlas' die Bezeichnung „Insel“ zuteil. Hinter den „vielen anderen Inseln“ der Konföderation sind wohl auch Mitgliedsstaaten zu vermuten, die tatsächliche Inseln darstellten, wie etwa Großbritannien oder Irland. Bei ihnen allein traf der Ausdruck Insel zu, der einmal aus ganz anderem Ursprung entstanden war und oft ganz an der Wahrheit vorbei ging/geht.

„Basileia“, die überaus prächtig geschmückte Hauptstadt, öfter von Platon „Stadt“ genannt, war eine wirkliche kleine, in der Deutschen Bucht gelegene Insel von angegebenen 23 km Durchmesser. Sie wurde derart bedeutend und berühmt, auch als Wallfahrtsort, es ballte sich dort die wirtschaftliche und politische Macht so sehr, dass man bald nur noch *Insel* sagte für das Weltreich, im Sinne des *pars pro toto*, des Teils für das Ganze, etwa so wie wir heute Rom sagen und den Namen der in Geschichte und Gegenwart berühmten Stadt Italiens auch für das Römische Weltreich einsetzen. Schon Solon, schon der priesterliche Informant in Ägypten, nein, schon die atlantischen Kriegsgefangenen unter Ramses III. hatten offenbar die Gewohnheit dieser Namensgebung verinnerlicht. Nur uns Heutigen stört sie noch, verwirrt sie noch, solange dies nicht geklärt ist. Die „Insel Atlantis“ war keine Insel.



Atlantis - vor den Säulen des Herkules (Rekonstruktion)

Das Königreich des Atlas' also, das in Platons Bericht beschriebene eigentliche Kern-Atlantis, umschloss die Gebiete der so genannten Nordischen Kultur der Bronzezeit. Das gilt bekanntlich als Entdeckung des Holsteiner Pastors und Archäologen *Jürgen Spanuth*, mit der er 1953 an die Öffentlichkeit trat. Danach dehnte das Königreich sich über Teile Nord-Hannovers, der Altmark, Brandenburgs aus, über Schleswig-Holstein und Jütland mit all ihren westlich vorgelagerten Inseln der Nordsee und der östlich benachbarten Inselwelt der Ostsee. Hinzu kam so ziemlich ganz Mecklenburg-Vorpommern und sodann Skandinavien ohne Finnland.

In diesem Staat des Atlas' nun gab es die (in Krit. 118a-d besonders beschriebene) „Ebene“, um die es hier gehen soll. Damit besteht keinerlei Zweifel, diese war von vornherein eine norddeutsche Angelegenheit. Was hingegen einiger Überlegung bedarf, ist das Vorhaben, ihr „größtenteils rechtwinkliges und längliches Viereck“ von den Seitenlängen 555 km mal 370 km (2000 mal 3000 Stadien) in die heutigen Gegebenheiten überzeugend einzumessen.

Die dabei vom Verfasser erzielten Ergebnisse führen übrigens zu einer Korrektur der etwas vagen Ansichten Spanuths und zur Präzision des Bildes. Erstmals in der gesamten Atlantis-Literatur ist die Große Ebene, so glaubt

der Verfasser, hier zur Zufriedenheit erörtert/geortet worden.

Schwierigkeiten stehen dem Vorgehen im Wege, insofern Platons Text eine ganze Reihe von Missverständnissen, Entstellungen und regelrechten Fehlern aufweist. Es haben sich Deformationen, Abweichungen vom ursprünglich Gemeinten eingeschlichen.

Zuallererst wollen diese als solche erkannt sein, um hinter sie zurückgehen zu können zu den in Ägypten einst festgehaltenen Wahrheiten. Was einmal aus den kriegsgefangenen Atlantern dort herausgefragt, was von den beamteten Schreibern Ramses' III. festgehalten worden und von den Priester-Gelehrten am Nil bewahrt worden war, es wurde für Solon neu von seinem Gesprächspartner Sonchis interpretiert. Solon selbst fixierte es in seinen Notizen, so sagt Platon. Schon dabei können die alten Nachrichten erstmals entstellt worden sein. Erst recht aber waren Deformationen der Überlieferung gar nicht anders zu erwarten, zwangsläufig mussten sie auftreten, sobald nach Solons Tod (ca. -560) etwa 220 Jahre lang bis hin zu Platons Niederschrift (vor -340) die Übergabe durch weitere Mittelsmänner, anhand der genannten Notizen, mündlich erfolgte. Einen Fehler hervorrufenden, ähnlichen Prozess der Weitergabe kennen wir aus einem Kinderspiel, das wir Stille Post nennen.



Sah das Königreich Atlantis einst so aus?

Jeder Mittelsmann hatte die ihm erläuterten Dinge neu aufzufassen und sie sich einzuprägen. Noch Platon in früher Jugend memorierte so die überkommenen Einzelheiten, genau, wie er es uns vom jüngeren Kritias, seinem Vorläufer in der Kette, wissen lässt (Tim 25b-c). Erst im hohen Alter entschloss Platon sich noch, die Kunde doch schriftlich festzuhalten, in den ‚Dialogen‘ TIMAEUS und KRITIAS.

Im KRITIAS (108d) ruft der jüngere Kritias die Göttin Mnemosyne der Erinnerung an, dass sie ihm helfen möge. Er hofft zwar (26a), dass auch bei ihm „das vom Knaben Erlernte in bewundernswürdiger Weise im Gedächtnis haftet“, und sagt: „Damals also vernahm ich es (i. e. die Erzählung von Atlantis) unter großer Lust und Kurzweil, indem der Greis (i. e. sein Großvater, Kritias der Ältere) auf meine oft wiederholten Fragen bereitwillig mich beschied, sodass es wie eingebrannte Schrift unauslöschbar in mir haftet“. Aber offensichtlich versagte die Göttin ihm ihre Huld, war dem Unternehmen nicht voll gewogen. Was nämlich die Große Ebene betrifft, so ist das Ergebnis der Tradition ein geradezu märchenhafter Unsinn. Man muss es so nennen, aber muss versuchen herauszufiltern, was an der Schilderung noch richtig ist.

Um die Prüfung vorzuführen, wird es nötig, etwas länger zu zitieren. Eine Bemerkung vorweg auch: Das Stadion, ein altgriechisches und, wie sich übrigens herausgestellt hat, bereits ureuropäisches Längenmaß, beläuft sich auf etwa 185 Meter.

Es soll da einst eine „von bis an das Meer herablaufenden Bergen rings umschlossene Fläche und gleichmäßige Ebene“ existiert haben, welche 3000 Stadien lang war und 2000 breit (555 km x 370

km). „Dieser Strich der ganzen Insel lief ... nach Süden“, heißt es. „Von den ihn umgebenden Bergen wurde gerühmt, dass sie an Menge, Größe und Anmut alle jetzt noch vorhandenen überträfen“ (gerühmt diesbezüglich als „far beyond any which still exist“, - so die Übertragung von Jowett).

Lasse man sich nicht irritieren, wenn hier das atlantische Gebirge als heute nicht mehr existent angezeigt wird. „Die Insel“ war versunken, mit ihr, im Sinne von Insel für ganz Atlantis, angeblich auch das ungeheuer ausgedehnte Bergland. Natürlich war das nicht der Fall. Als ob so etwas überhaupt möglich wäre! Untergegangen waren die Hauptstadt und Gebiete an Nord- und Ostsee. Man beachte vielmehr die Märchenhaftigkeit des Bildes, zunächst, dass die Ebene auf vier Seiten exakt von einem Berggürtel eingerahmt gewesen sein soll, sodann dass dieser alle anderen („jetzt noch vorhandenen“) Bergländer an Grundfläche übertroffen habe, denn das ist ja mit „Menge“ der Berge gemeint.

Das ist an Unwahrscheinlichkeit nun noch nicht alles, die Fortsetzung des Zitats erweist es: „Die Ebene ... bildete ein größtenteils rechtwinkliges Viereck, was aber daran fehlte, war durch einen ringsherum aufgeworfenen Graben ausgeglichen ... Der Graben war bis zu einer Tiefe von 100 Fuß aufgeworfen, seine Breite betrug allerwärts ein Stadion und, da er um die ganze Ebene herumgeführt war, seine Länge 10 000 Stadien“ (= 1 850 Kilometer).

„Indem derselbe aber, die Ebene umschließend, die von den Bergen herabströmenden Flüsse in sich aufnahm und von beiden Seiten der Stadt sich näherte, so ward ihm da der Ausfluss in das Meer eröffnet. Von seinem weiter landeinwärts

gelegenen Teil wurden wieder gerade, gegen 100 Fuß breite Durchstiche durch die Ebene nach dem dem Meere zuliegenden Graben geführt, deren einer von dem andern 100 Stadien entfernt war. Auf diesem Wege brachten sie zu Schiffe das Bauholz ...“ usw. (118b-d). Hier ist abzubrechen, wir haben genug gehört.

Im Bild des „Kanals“ als innerem Rahmen um die ganze Ebene herum wird die Märchenhaftigkeit noch gesteigert.

En passant werden zwei Widersprüche deutlich. Es lässt sich nicht durch einen Wasserlauf „ausgleichen“, was einer Ebene an Landgebieten „fehlt“. Das „größtenteils rechtwinklige Viereck“ der Ebene scheint ganz so vollkommen in seiner Landmasse also nicht gewesen zu sein, vielmehr scheinen Wasserflächen, etwa am Außenrand, mit hineingereicht zu haben.

Ferner wirkt es widersinnig, wenn bei dem 1850 Kilometer langen Kanal von „seinem weiter landeinwärts gelegenen Teil“ gesprochen wird. Da doch der Gebirgsring das Ganze umgab, lag der Kanal überall „landeinwärts“. Das Meer war außen herum zu finden und bei den beiden Ausflüssen „zu beiden Seiten der Stadt“, was offenbar im Süden bedeutet („Dieser Strich der ganzen Insel lief ... nach Süden“.)

Erkennbar wird hier aber, erstens, dass wirklich ein Tiefland gemeint ist. Anders wäre das dichte Netz an Kanälen gar nicht zu denken, deren jeder vom andern nicht weiter als 100 Stadien gleich 18,5 km entfernt verlief. Jeder war 100 Fuß = ca. 30 m breit. Ein gut bewässertes Tiefland also, das nicht zu weit über Normalnull gelegen haben kann.

Später wird übrigens erkennbar werden, dass hier der Blick von der Seite der Nordsee ausgeht, „landeinwärts“ über Jütland hinweg.

Deutlich wird aber auch, zweitens, dass diese Beschreibung zu den gestörten Partien des Berichts gehört. Die Verformung der überlieferten Nachrichten drückt sich zu allererst darin aus, dass die beschriebene Weltgegend absolut märchenhaft ist, märchenhaft im Umstand, dass eine ausgedehnte, rechteckige Provinz, 370 x 555 km groß, auf allen vier Seiten gleichmäßig von einem Berggürtel eingerahmt gewesen sein soll. Und ja eingefasst nicht nur von irgendwelchen Bergen, sondern außerdem von solchen, von welchen „gerühmt (wurde), dass sie an Menge, Größe und Anmut alle jetzt noch vorhandenen überträfen“ (118b).

Es entsteht das Panorama einer riesigen ozeanischen Festung, die sich nach

außen hin gewissermaßen viermal als Norwegen präsentiert.

In alle Himmelsrichtungen bietet sie je einmal das Bild der „von bis an das Meer herablaufenden Bergen rings umschlossenen Fläche“ (Krit. 118a). Unwahrscheinlich und märchenhaft noch überdies, weil auch ein „Kanal“ von unglaublichen Abmessungen, 185 m breit und 30 m tief, die Innenseiten des Gebirgsgürtels begleitet haben soll. Dieser Wasserweg, für damalige Schifffahrt absurd überdimensioniert, hätte so die Ebene auf insgesamt 1850 km Länge gleichfalls eingefasst. Das Land hätte praktisch keinen weiteren Zugang erlaubt als jenen über die (südliche) Schmalseite, wo beiderseits der „Stadt“ den Wassermassen aus den Kanalmündungen „der Ausfluss in das Meer eröffnet“ wurde. Ein Märchen in Potenz also!

Und abermals eine ganz neue, eine andere Vorstellung von Atlantis! Genauer, vom Königreich des Atlas'. Nenne man das eingangs angesprochene, gängige Bild von Atlantis als kolossaler Insel im Atlantik das ‚Modell A‘ von Atlantis, so kann die neue Vorstellung zur Unterscheidung ‚Modell B‘ heißen. Seine Märchenhaftigkeit – davon ist auszugehen – hat wesentlichen Anteil daran gehabt und hat ihn noch immer, dass die Lösung des Rätsels Atlantis so lange hat auf sich warten lassen und sich so schwer durchsetzt. ‚Modell B‘, zusammen etwa mit den angeblich vergangenen Fristen von 9000 / 8000 Jahren seit dem Atlanter-Krieg in Athen bzw. seit Gründung der Stadt Sais im Delta bis auf Solons Tod (etwa -560), lieferten Grund genug, dass der Atlantisbericht allgemeiner Skepsis anheim gefallen ist. – Wer nun den Bericht in der hier diskutierten Weise kritisch auslegt, bewegt sich dagegen im ‚Modell C‘: Da war Atlantis Westeuropa – untersucht wird die Einheit Westeuropas zur Bronzezeit.

Um voranzukommen, bedenke man zuerst, wie die ägyptischen Verhöre gefangener Atlanter abgelaufen sein können. Die „Berge“ von Atlantis müssen mit allen möglichen anderen Gebirgen verglichen worden sein, bevor ihre Unvergleichlichkeit zur erhärteten Aussage werden konnte.

Nehmen wir zuerst die konkurrenzlos große Grundfläche des atlantischen Gebirges, im Text die „Menge“ der Berge. Um sie vorstellbar zu machen, mussten ganz konkret etwa Sinai, Taurusgebirge und Kaukasus bemüht werden, musste das Bergland den Vergleich mit den Karpaten bestehen, mit dem nordafrikanischen Atlas und AntiAtlas, mit den Pyrenäen, und sie mussten



Atlantis-Rekonstruktion

allemal auch an den europäischen Alpen gemessen werden. Die Alpen sind von den genannten das ausgedehnteste Gebirge.

Und in der Tat, die Alpen lassen sich bequem in Skandinavien unterbringen. Skandinavien! Denn auf Norwegen/Schweden als „Berge“ von Atlantis läuft es hinaus, auf diesen ganzen „Strich der Insel“, der „nach Süden lief“ beziehungsweise sich „kataboros“ – nach Norden hinzog und irrigerweise jetzt im Bericht als von Bergen eingerahmte große Ebene vorkommt. Die Aussage, in der „Menge“ der Berge habe kein anderes Gebirge mithalten können, ist, so gedeutet, demnach berechtigt.

Und die „Anmut“ der Berge? Man versteht ohne weiteres, warum Kenner unter den Gefangenen die konkurrenzlose Schönheit vor den Ägyptern preisen konnten. Waren doch die Alpen damals (gegen -1200) bis auf ein begrenztes Gebiet so gut wie frei von Gletschern. Dagegen besaß Skandinavien alles! Ein günstiges Klima hatte die Wald- und Schneegrenze um mehrere hundert Meter hinaufgeschoben und für bedeutenden Artenreichtum der Wälder gesorgt, – ein Detail, das im Bericht erwähnt wird. Das Lob der Atlantischen Berge war mehr als Lokalpatriotismus. Dem Betrachter müssen sich wirklich atemberaubende, unvergleichlich schöne Bilder geboten haben. Nur die außerdem noch betonte „Größe“ der einzelnen Berge

– soll sicher heißen ihre Höhe, kann ein Irrtum genannt werden, hervorgerufen wohl durch den Eindruck unmittelbar aus dem Meer aufsteigender mächtiger Berghäupter an den Fjorden Norwegens. Schließlich kannte die Zeit noch nicht den Höhenmesser.

Aber warum, im ‚Modell B‘, bilden diese „bis an das Meer herablaufenden Berge“ Norwegens einen rechteckigen Rahmen? Warum sind aus ihnen die „umgebenden Berge“ geworden? Auch für den monströsen „Kanal“ an ihrer Innenseite fehlt jede Herleitung.

Der „Kanal“ ist übrigens die Stelle, die einzige im ganzen Bericht, an der Platon sich skeptisch offenbart. Er sagt: „Obgleich aber das, was von seiner Tiefe, Länge und Breite erzählt wird, für ein Menschenwerk, mit anderen mühsamen Schöpfungen verglichen, unglaublich klingt, muss dennoch berichtet werden, was wir gehört haben“. Sein Gewissen zwingt Platon, nicht abzuweichen von den Details, wie er sie empfangen hat. Er ist eben ein gewissenhafter Gewährsmann. Nur gilt sein Bericht oft bei Autoren, die sich nicht genügend darum gekümmert haben, als Legende und bloße Erfindung. Wir müssen diesem großen Mann außerordentlich dankbar sein, dass er die Überlieferung, die eine ‚Germania der Bronzezeit‘ genannt worden ist, vor dem Verlust bewahrte.

Platon hat natürlich Recht in seinem Zweifel, ob es sich bei dem „Kanal“ um



Atlantis-Rekonstruktion

ein Menschenwerk gehandelt haben könne. Noch heute, mit modernen Maschinen, wäre es nicht gut möglich, den Aushub in den Abmessungen zu vollbringen. Von vornherein steht zu vermuten, dass sich dahinter natürliche Wasserläufe, wie Flüsse, Belte und Sunde verbergen. Wie sah die Landschaft in Wahrheit vor den Katastrophen einmal aus?

Als Jürgen Spanuth 1953 mit seiner Deutung hervortrat, identifizierte er selbstredend die konkurrenzlosen Berge mit den skandinavischen Alpen. Aber um Einzelheiten kümmerte er sich nicht so sehr. Die Angabe, „*dieser Strich der ganzen Insel*“ sei „nach Süden“ gelaufen und habe sich „kataboros“, nach Norden zu, erstreckt, sah er abgedeckt durch Norwegen, wie dieses sich bis zum Nordkap hinzieht. Den Rest schenkte er sich. Insbesondere schenkte er sich das verzeichnete Bild der von Bergen gerahmten „Ebene“ in ‚Modell B‘.

Ihm wurde während langer Jahre durchaus nicht klar, wie das ebene Tiefland in die Geografie Norddeutschlands und Dänemarks einzumessen war. Nämlich zunächst einmal ebenfalls in Nordausrichtung. „Kataboros“ für das Rechteck unserer „Ebene“ heißt doch, dass das lange Maß (555 km) nordsüdlich und das kurze (370 km) westöstlich anzulegen sei. Spanuth verstieß gegen diese Folgerung.

Kam das daher, dass die dänischen Inseln weithin von Wasserflächen durchsetzt sind und heute keine geschlossene Fläche mehr bilden? Es war Spanuth nicht aufgegangen, dass man Südschweden, also die Landschaft Schonen, nicht in Platons „Ebene“ mit einrechnen darf. Obzwar es sich da um ein vergleichsweise flaches und niederes

Land handelt, ist es im Bericht anders gemeint. Südschweden wird nämlich als Teil der „Berge“ angesehen.

Dafür gibt es gleich mehrere Gründe. Ein erster liegt vor in der Tatsache, dass „Berge“ so schon einmal auf zwei Seiten einen Winkel miteinander bildeten und um die dänische Welt „herumgingen“, wenn auch in einigem Abstand, im Osten (Schonen) und im Norden (Norwegen). Anders als heute wird sich dieser Winkel in den damaligen dänischen Territorien in etwa zu einem rechten Winkel ‚gesteigert‘ oder verbessert haben.

Zweitens fanden sich natürliche Gewässer immer schon im Norden und Osten Dänemarks, somit zwischen „Ebene“ und den angeblichen „Bergen“ des Berichts. Da waren das Skagerrak, dann ein, mit heute verglichen wesentlich engeres, Kattegat sowie schließlich ein Vorläufer des Öresunds an der Westküste Schonens entlang. Alle drei mussten erhalten, um die Idee des die „Ebene“ begrenzenden „Kanals“ hervorzuheben. - So lässt sich die Linie, in der Schonens Westküste verläuft, über die Ostsee hinaus verlängern. Sie trifft dann etwa in den Unterlauf der Oder, indem sie Rügen noch östlich umgeht. Die Oder – offensichtlich nur ein weiteres Gewässer, das wie die andern für den „Kanal“ auf der Grenze der „Ebene“ Pate stand.

Dass Schonen im Bericht einen Teil jener „umgebenden“ Berge darstellt, die an ihrer Innenseite Platz lassen für den herumgehenden „Kanal“, wird drittens bei der weiteren Schilderung der „Berge“ deutlich. Es ist nicht zu überhören, dass Schweden mitgemeint sein muss, wenn es 119a heißt: „*Die Anzahl der von den Bergen und anderweitigen Landstrichen*

herkommenden“ (zum Kriege tauglichen Bewohner) „*wurde als unermesslich angegeben*“. Ferner 118b: „*Sie (die „Berge“) umfassten viele reiche Ortschaften ... sowie Flüsse, Seen und Wiesen zu ausreichendem Futter für alles wilde und zahme Vieh, desgleichen Waldungen, die durch ihren Umfang und der Gattungen Verschiedenheit für alle Vorhaben insgesamt und für jedes einzelne vollkommen ausreichend waren*“. Besonders die vielen reichen Ortschaften und die Unzahl der Bewohner, dann auch die zahlreichen Seen müssen als Charakteristika Südschwedens gelten, und gut passt genauso der Holzreichtum.

Spanuth hielt sich 1953 an Gustav Schwantes. In einer Skizze hatte dieser holsteinische Vorgeschichtler 1939 den Nordischen Kulturkreis dargestellt, darauf schwarz eingefärbt, was nach seiner Meinung dazu gehörte. Geschwärzt war Schonen und östlich davon die Insel Gotland. Schwarz waren auch Dänemark und Schleswig-Holstein. Von Mecklenburg allerdings markierte Schwantes zwar die Insel Rügen, aber sonst schloss er nur gerade einmal Wismar weiter westlich mit ein, mehr nicht. Von dort lief die Grenze bei ihm um Groß-Hamburg und die Selsinger Börde herum etwa auf Bremerhaven zu. Da blieb für eine nordsüdliche Länge von 555 km kein Raum. Dagegen war das Maß von Ost nach West sogar zu lang, von Gotland über Sejone, die dänischen Inseln und Jütland hinweg bis zum Ende eines von Spanuth angenommenen breiten Gürtel versunkener Marschen in der Nordsee wohl an die 675 bis 700 km.

Schaut man in der Übersetzung nach, die Spanuth 1953 beifügte, ist man überrascht, wie hier leichte Veränderungen ein westöstliches langes und ein nordsüdliches kurzes Maß verdeutlichen sollen: „... *längliche Gestalt ... Nach der einen Seite erstreckte sich das Gebiet 3000 Stadien, n a c h der Mitte aber, vom Meere her, 2000 Stadien. Dieser Teil der ganzen Insel erstreckte sich von Norden nach Süden und lag im Norden. Die Berge aber im Norden übertrafen ...*“ etc.

Im Text auf S.112 kommentierte er das womöglich noch persönlicher. Wieder ist „nach“ die Präposition: „*Vom Meere her nach der Mitte waren es 2000 Stadien*“. Nachdem Spanuth korrekt bemerkt, „Mitte“ beziehe sich hier auf die Königsinsel, erklärt er: „... *daher ist obige Angabe wie folgt zu verstehen: Vom Meere im Norden bis zur Hauptstadt in südlicher Richtung betrug die Entfernung 2000 Stadien, in einer andern Richtung, also von Westen nach Osten, erstreckte sich das atlantische Königreich auf 3000 Stadien*“.

Aber Spanuth irrte. „Nach“ der Mitte zu – diese Präposition gehört verbannt. Schleiermacher hat „vom Meere landeinwärts aber in der Mitte“. Ähnlich Benjamin Jowett: „*across the centre in l a n d it was two thousand stadia*“. Auch wenn Desmond Lee, ein anderer englischer Übersetzer, die Mitte missversteht als Mitte der Ebene – sie meint ja den nach Breitengraden mittigen Ort im Staatenbund, - so trifft er sonst den Sinn: „... *three thousand stades in length and at its midpoint two thousand stades in breadth from the coast*“.

Spanuth wollte also die 2000 Stadien im Skagarrak beginnen lassen und von dort nach Süden Richtung Helgoland messen. Er sagte: „*Da in jenen Zeiten im Gebiet der Amrumbank und der Jütlandbank offenbar noch eine Reihe von Inseln bestanden haben, ist es richtig, wenn es im Bericht heißt, dass man von Basileia nach Norden erst nach 2000 Stadien Entfernung ans offene Meer gelangte*“ (1953/112). Diese Übersetzung und ihre Auswertung wiederholte Spanuth 1965.

Erst 1976 berichtigte er sich und stellte fest, die Breite sei „in der Mitte vom Meere aus“ zu messen, das bedeutete: bei der Königsinsel Basileia, westlich, landeinwärts.

Im Buchdeckel zeigte Spanuth nun E. Sprockhoffs bekannte Karte über die Verbreitung der bronzezeitlichen Griffzungenschwerter im Norden, die 1936 erschienen war. Die Schwertform diente Sprockhoff als Indikator, wie weit sich das Siedlungsgebiet eines Volkes erstreckte, das er als Germanen ansprach. Deutlich gehörten Mecklenburg-Vorpommern, die Gegend an der Havel, Teile der Altmark und die Lüneburger Heide dazu. In diese Karte fügte Spanuth nun nachträglich ein zwar nordsüdlich verlaufendes Rechteck ein. Aber es reichte bis weit in den Oslofjord hinauf und schloss Schonen zum großen Teil mit ein. Spanuth kümmerte sich also nicht um eventuelle Übereinstimmung der Maße, und das Ganze wirkte beliebig. Auf den Kopf traf er den Nagel damit noch nicht.

Allerdings, uns zeigt Sprockhoff, man darf und muss nordsüdlich vorgehen und mit dem langen Maß an der Skagenbank beginnen. Dann bringen uns 3000 Stadien bis an Elbe und Havel. Das Havelgebiet hat offensichtlich dazugehört, und auf eine Teilstrecke scheint gegen -1200 auch die Elbe ein Grenzgewässer gewesen zu sein. Beide Flüsse verursachten das Bild der umrahmenden Wasserstraße mit. Im Gebiet der Nordsee bildete wohl die Weser die Grenze, bevor sich, seewärts, ihr Lauf



Atlantis-Rekonstruktion

mit dem der Elbe vereinigte. Wasser gab es ferner an Ost- und Nordsee. Ob es so früh schon einen Oder-Havel-Wasserweg gegeben haben kann? Die Frage sollte dem Berliner Archäologen Klaus Goldmann vorgelegt werden. Überhaupt müssen sich Archäologen beteiligen, falls sie denn wirklich erkennen können, welche kulturellen Untergruppen für das Herrschaftsgebiet des Atlas in jener Zeit in Frage kommen. Ganz sicher gehörte die Lüneburger Gruppe zum Nordischen Kulturkreis. Möglich ist, dass Butjadingen einzurechnen war. Auch siedelte die so genannte Allermündungs-Gruppe noch über die Weser westlich hinaus bis ins Wildenburger Land, sie könnte einzurechnen sein.

Nach allem erscheint so die östliche Begrenzung der „Ebene“ ein wenig aus der exakten Nordsüd-Richtung gekippt in Richtung Nordwest-Südost, und zwar bedingt durch den Verlauf der Westküste Schonens mit Verlängerungslinie bis in die untere Oder. Die Breite von 2000 Stadien (370 km) sollte nun entsprechend, im rechten Winkel dazu angelegt werden, damit sie dem „größtenteils“ rechtwinkligen Viereck Platons gerecht wird. Und zwar sollte das, wie der Text es will, „in der Mitte landeinwärts“ geschehen. Das muss heißen, hinweg über Basileia in ihrer (dem Breitengrade nach) mittigen Lage. Helgoland ist dafür genau genug. Wer von dort aus misst, findet genau die 370 km als Maß bestätigt. Damit ist der vierte Grund genannt, warum Schonen schon zu den „Bergen“ gerechnet werden muss.

Interessant ist dabei eine Entdeckung von Hermann Zschweigert. Bei der räumlichen Anordnung nordfriesi-

scher Plätze fiel ihm auf, dass die Inselkirchen von Tating, Pellworm, Nieblum und Keitum auf einer geraden Linie liegen, die sich nach Süden über die Elbe hinweg sogar noch fortsetzt. Diese weicht um einen ähnlichen Betrag von der Nordsüd-Richtung ab wie die angenommene östliche Begrenzung der „Ebene“, er hat 19° gemessen.

Noch ist nicht die Frage beantwortet, auf welche Art es zugegangen sein kann, dass Norwegens „bis an das Meer herablaufenden Berge“ sich letztlich zu „herumgehenden Bergen“ auf sämtlichen Seiten der „Ebene“ im ‚Modell B‘ entwickelten.

Es ist anzunehmen, dass es unter den Mittelsmännern einmal den großen Vereinfacher gegeben hat, der auch ein Mathematiker war. Er warf die wirklichen Berge Norwegens und das schon als Bergland angesehene Schonen mit „Bergen“ zusammen, die in Wahrheit keine waren, sondern nur die Berge des Poseidon, nur die Dünen am Strand. Letztere liefen ja auch bis an das Meer herab! Und auch sie befanden sich an der äußeren Grenze des Landes zur See hin. Alle waren sie „herumgehende Berge“ und aus allen wurden „bis an das Meer herablaufende Berge“. Und wenn ein „Kanal“ sie an ihrer Landseite gesäumt hatte, dann war der eben zweimal $3000 = 6000$ plus zweimal $2000 = 4000$ Stadien lang, also insgesamt $10\,000$ Stadien oder $1\,850$ km.

Ja, auch die Klippen Helgolands können mitgeholfen haben, damit sich das entstellte Bild ausformte. Klingen sie doch an, wo der Text den geschäftigen Hochseehafen Basileias gerade beschrieben hat und sich nun dem Atlas-Reich insgesamt zuwendet (118a):



Atlantis-Rekonstruktion

„Erstens also war, der Erzählung nach, die ganze Gegend vom Meere aus sehr hoch und steil“, heißt es dort, „das die Stadt Umschließende dagegen durchgängig eine ...“ – und hier rutscht unvermutet an die Stelle einer ersten Ebene, der auf Basileia vorgefundenen („eine Ebene, die schöner und fruchtbarer als irgendeine gewesen sein soll“, 113c, also vielleicht Marschland), eine zweite Ebene, „durchgängig ... eine ihrerseits von bis an das Meer herablaufenden Bergen rings umschlossene Fläche ...“, nämlich unsere Große Ebene.

Mnemosyne, die Göttin der Erinnerung, hatte ihre Huld versagt. Die Schwierigkeit, das Reich des Atlas' aufzufinden und es in seiner Geografie zu erläutern, war damit wesentlich verschärft. Im Übrigen stützt sich die lichtvolle Entschlüsselung durch Jürgen Spanuth ja nicht nur auf geografische Bezüge, sondern vor allem auf das Argument der materiellen Hinterlassenschaften und des kulturellen Erbes der Nord- und Inselvölker, ferner auf die geglückte Deutung des „Oreichalkos“ als Bernstein sowie auf den Nachweis der vorgeschichtlichen Kupferverhüttung auf Helgoland dank der dort vorhandenen Erze.

Eines hat die Göttin offensichtlich nicht verderben wollen. Die Erinnerung nämlich, dass die dänisch-deutschen Territorien der Großen Ebene in der Ostsee bis zum Zeitpunkt der Naturkatastrophen ein kontinuierliches Landgebiet gewesen sind, das nur erst von noch flussähnlichen Wasserläufen durchzogen war. Diese Erinnerung ist aus Platons Atlantis-Erzählung nach

wie vor herauszulesen. Die Geschichte der Ostsee muss deshalb weiter erörtert werden. Wie es uns heute begegnet, lässt das Gebiet der dänischen Inseln nur mehr errahnen, eine wie weitgehend geschlossene, noch nicht zu sehr in einzelne Inseln zerbrochene Landfläche hier zum gegebenen Datum existiert haben muss. Wenn Geologen behaupten, die Dänischen Inseln hätten bereits um -5000 ihre jetzige Form erhalten, muss das nicht stimmen. Denn das würde die Nordleute, die in Ägypten ihre Aussagen machten, die also gewissermaßen Augenzeugen waren, Lügen strafen. Kann es also sein, dass die Geologen sich irren?

Man darf zunächst vermuten, dass sie sich nicht ganz sicher sind. Der Geologe Hans Dietrich Kahlke schrieb noch 1981 in seinem Buch ‚Das Eiszeitalter‘, die dänischen Inseln hätten ihre jetzige Form um -1000 erhalten. Auch wies auf ihn Dietrich Evers im Jahre 1991 noch hin (S. 28, Anm. 17 in: ‚Felsbilder‘). Dieser sagte dazu: „Annähernd ihre jetzige Form bekam die Ostsee erst 1000 v. Chr. mit der Öffnung zwischen den Dänischen Inseln“. Kahlke schloss sich dagegen 1994 (3. korrigierte Auflage von ‚Die Eiszeit‘) der überwiegenden Meinung seiner Kollegen an.

Noch zur Zeit Platons scheinen die Gebiete vor der Schlei in der westlichen Ostsee flach und unpassierbar gewesen zu sein. Warum sonst hätte Platon ein Verb in der Gegenwartszeitform benutzen sollen? Ein Skipper von der Nordsee her („von hier aus“, „from hence“, 108e), habe er auch Holstein auf

dem alten Eider-Schlei-Weg überwinden, sei jetzt dennoch nicht in der Lage, aus der Schlei heraus die Ostsee zu kreuzen. Benjamin Jowett übersetzt (108e): „... Atlantis ... became an impassable barrier of mud to those voyagers from hence who attempt to cross the ocean which lies beyond“ (Hervorhebung durch den Verfasser). Er merkt an, vielfach werde falsch übersetzt, als wenn die Barriere aus Schlamm den Zugang verwehre. Sondern sie hindere die Schiffer daran, den jenseitigen Ozean (die Ostsee) zu queren. Das heißt doch, die Weiterfahrt blieb ausgeschlossen. „Plato does not say, as most translations suggest, that the barrier prevented access to the ocean, but that it prevented the voyage across the ocean“.

Einerseits ist sicher zutreffend, dass gegen -1200 längst „alle drei Ausflüsse der Ostsee, Öresund, Großer Belt und Kleiner Belt, existierten“ (so A. Schou). Andererseits ist jedoch die Frage die: Wie lange waren sie noch flussähnlich im Vergleich zu heute, oder waren mäßig breit, sodass weiterhin im Ganzen der Eindruck einer kontinuierlichen „Ebene“ zwischen Jütland, Holstein-Mecklenburg-Vorpommern und Schonen entstand?

Außerdem, wer will denn ausschließen, dass Deiche und Schleusen gebaut wurden, durch welche die Landnutzung auch unterhalb des Meeresspiegels lange noch möglich gemacht wurde! In jedem Fall müssen die Forschungen Klaus Goldmanns berücksichtigt werden. Der Archäologe mokierte sich einmal, dass außerhalb des Orients Barbaren gelebt hätten, die nach Meinung vieler nur hätten vom Süden lernen können und deren Intelligenzquotient dem eines Bibers unterlegen war, der ja Staudämme bauen konnte, was man hier erst im 12. Jahrhundert gelernt habe. Man kann der darin liegenden Kritik nur zustimmen. Es obliegt den Geologen, die Dinge noch einmal zu überdenken. Es ist ja eine nördliche Hoch- und Schriftkultur, aus welcher uns die Atlantis-Erzählung erhalten ist, mag die Überlieferung auch den Weg durch Ägypten und Griechenland genommen haben. ■

Dr. Hans-Wilhelm Rathjen:

Autor des Buches (2004): Atlantis war Westeuropa – Die Einheit Westeuropas zur Bronzezeit, ISBN 3-936469-18-0, Verlag Arthur Götertert, Kampweg 2, D-31603 Diepenau, Tel. 05775-967010, e-mail: Goettertert-Verlag@t-online.de

Oder über Rathjen, Klarastr. 9, D-32427 Minden, Tel. u. Fax 0571-23530 / homepage: www.atlantis-westeuropa.de

Dr. Hans-Joachim Zillmer

Der Fall Reck: Passend gemacht

Stephen Jay Gould, ein bekannter Paläontologe an der *Harvard-Universität* erklärt die Sackgasse der Evolution folgendermaßen: »Was würde aus unserer Stufenleiter, wenn es drei nebeneinander bestehende Stämme von Hominiden (*Australopithecus africanus*, die robusten Australopithecinen und *Homo habilis*) gibt, keiner deutlich von dem anderen abstammend? Darüber hinaus zeigt keiner von ihnen irgendeine evolutive Neigung während ihres Daseins auf der Erde« (»Natural History«, Bd. 85, 1976, S. 30). Die Koexistenz dieser nach der Evolutionstheorie *nacheinander* existierenden Übergangsstufen zwischen Affen- und Menschenwesen widerspricht der Evolutionstheorie.

Irrte Hans Reck?

Im Jahre 1913 entdeckte Professor Hans Reck (*Universität Berlin*) in der ostafrikanischen Olduvai-Schlucht ein menschliches Skelett. Die Skelettreste mitsamt einem kompletten Schädel waren fest in der Matrix einzementiert und mussten mit Hammer und Meißel herausgelöst werden. Auf Grund unmittelbar darunter liegenden Fossilien wurde das Recksche Skelett (aus der Schicht II) ins ältere Pliozän (-1,7 bis -0,72 Millionen Jahre) datiert. Louis Leakey stützte die Altersbestimmung (»Nature«, Bd. 121, S. 499–500). Diese Meinung wurde 1931 durch die Neuentdeckung von Steinwerkzeugen in den *Olduvai-Schichten I und II* bekräftigt. Heutzutage wird der Schicht II ein Alter von 1,5 Millionen Jahre zugestanden.

In einem im Fachmagazin »Nature« abgedruckten Brief bestätigten Leakey, Reck und A. T. Hopwood (*British Museum of Natural History*), dass das Skelett von Anfang an in Schicht II lag, wie von Reck dargestellt. Die beschriebene Schichtenfolge wird noch heute anerkannt: Die ersten vier Schichten bestehen aus verschiedenartigen, *in Wasser abgelagerten vulkanischen Tuffen*, während die oberhalb liegende *Schicht V* lössartig ist.

Meinungsänderung

Nach heftigen Diskussionen im Fachblatt »Nature« nahmen Reck und Leakey schließlich ihre Stellungnahme zurück und erklärten, das Skelett sei wahrscheinlich doch in Schicht II nachträglich eingedrungen und nicht

älter als der Kontinuitätsbruch unter der oberhalb liegenden Schicht V. Der Grund der Meinungsänderung ist nicht bekannt. War ihr akademisches Ansehen in Gefahr?

Der Grund für diesen Streit liegt darin begründet, dass »der Mensch der Olduvai-Schlucht kein Neandertaler war, sondern eher zum Aurignacien-Typ gehörte« (MacCurdy, 1924, S. 423). Damit ist gemeint, dass es sich um einen modernen Frühmenschen handelt, dessen Skelett keine anatomischen Unterschiede zu unserem aufweist. Moderne Menschen gibt es aber offiziell im Vorderen Orient erst seit 100 000 Jahren und in Afrika seit 140 000, neuerdings 200 000 Jahren. Wenn die Evolutionsleiter der menschlichen Ahnenreihe richtig sein soll, dann kann es vor über einer bis zwei Millionen Jahren natürlich keinen modernen Menschen (*Homo sapiens sapiens*) gegeben haben. Punktum! Also *muss* es aus dogmatischen Gründen zwingend eine Bestattung in einer zu alten Schicht sein, obwohl die Fachleute das einzementierte Skelett aus der ungestörten Matrix herausmeißeln mussten. Falls man in der Schicht II einen *Homo erectus* gefunden hätte, wäre gegen die Datierung von einer Million Jahren überhaupt kein Einwand laut geworden.

Rolle rückwärts

Im Jahre 1960 machte man in der Olduvai-Schlucht einen neuen Oberflächenfund: Der Schädel wurde *Homo erectus* (OH 9) zugeordnet. Eigentlich sollte diese Menschenart nicht in jüngeren Schichten der Oberfläche, sondern in tieferen, älteren Schichten gefunden werden. Mit anderen Worten, gerade dieser Schädel hätte von der Zeitbestimmung her ideal in die Schicht II und damit in die menschliche Evolutionsleiter gepasst. So geschah es dann auch! Weil an der Schädelbasis *angeblich* Matrixreste der Schicht II klebten, wurde dieser Oberflächenfund der wesentlich tiefer liegenden Schicht II zugeordnet – mit einem Alter von einer Million Jahren. Diese Schicht passt dann auch haargenau in den propagierten Zeithorizont des *Homo erectus*. Insgesamt handelt es sich um ein exemplarisches Beispiel, wie Nichtpassendes passend gemacht wird.

Die Anthropologie hat die Widersprüche mit aktuell-wissenschaftlichem Sachverstand und genialer Einfachheit für die Fachwelt gelöst: Skelette in die

richtigen geologischen Schichten zu bringen ist für einen orthodox denkenden Fachmann eine einfache Übung. Nicht Eingeweihte und Laien haben dies zu glauben. Glauben sie nicht, sind sie Unwissende.

Fiktive Beweisführung

Der weltbekannte Anthropologe und Starprofessor der *Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt* (Deutschland), Reiner Protsch, handelt nach dieser Einstellung und bestätigte dem modernen Menschen aus der wesentlich zu alten *Bed II-Schicht*: »Theoretisch sprechen mehrere Fakten gegen ein hohes Alter des Hominiden, zum Beispiel die Morphologie« (Protsch, 1974, S. 382). Protsch ging also nach dem Motto vor: Ein moderner Mensch muss jung sein.

Aber Professor Protsch konnte seine Meinung vorgeblich wissenschaftlich untermauern. Nach 61 Jahren wurden die Reckschen Knochen aus dem verstaubten Museumskeller geholt und mit der Radiokarbon-Methode datiert, angeblich. Die Datierung ergab für das Skelett des modernen Menschen aus der nach geologischen Maßstäben einer Million Jahre alten Schicht II ein Alter von rund 17 000 Jahren (Protsch, 1974), und diese Datierung passte dann genau zum Zeithorizont des modernen Menschen. Also wurde wissenschaftlich sogar durch neuzeitliche Messungen nachträglich bewiesen, dass es sich hier tatsächlich um einen Irrtum der damaligen Fachleute handelte und eine Nachbestattung in alten Schichten vorlag?

Es wurde schon damals Kritik an Protschs Datierung laut, da die Begleitumstände der Datierung nicht vertrauenswürdig erschienen. Außerdem waren schon verschiedene Radiokarbon-Datierungen von Funden aus Olduvai für die Fachleute viel zu jung ausgefallen. Diese für die Menschheitsgeschichte zu niedrigen Zahlen wurden dann auch mit Verunreinigungen durch sekundäre Kohleverbindungen aus dem Erdreich erklärt. Da ja ein zu erwartendes Ergebnis schon vor der Messung feststeht, muss man bei Fehlmessungen die falschen Ergebnisse einfach ignorieren oder nur richtig interpretieren, beispielsweise für außerhalb des Messbereichs liegend erklären oder das Messergebnis rechnerisch korrigieren. Der Fantasie des Experten sind keine Grenzen gesetzt: Der Zweck heiligt die Mittel,



Dieser Schädel von Binschof bei Speyer gilt als Beweis für die Existenz moderner Menschen in Deutschland vor 22 000 Jahren. Neue Datierungen beweisen, dass dieser Schädel jedoch nur 2300 Jahre alt ist.

denn die Evolution des Menschen ist ja bewiesen. Was machen da schon ein paar Irrtümer aus?

Entsprechend diesem Muster hatte Protsch einen von der Fachwelt sehnsüchtig gewünschten und händeringend erwarteten Dienst erwiesen: Er hatte Licht ins Dunkel gebracht und eine sehr problematische Entdeckung im Sinne moderner Forschung gelöst. Plötzlich passte das Recksche Skelett wie maßgeschneidert in die Evolutionsleiter. Der Fall war für die Fachleute endlich geklärt und abgeschlossen. Der Aufklärer wurde weltweit gefeiert. Weitere Diskussionen werden unterbunden.

Wer ist denn eigentlich dieser Professor Dr. Dr. Reiner Protsch? Es handelt sich um den schon im Zusammenhang mit den Fälschungen der Datierungen von Steinzeitschädeln bereits erwähnten Reiner Protsch, der seit 1991 den Adelstitel *von Zieten* trägt.

Erfundene Datierungen

War Professor Dr. Reiner Protsch überhaupt Fachmann für Datierungen? Laut einem Bericht im Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« (34/2004)

konnte er mit einem Gerät zur Radiokarbon-Datierung (C-14-Gerät) wenig anfangen: »Erst der Physiker Bernhard Weninger, der 1981 nach Frankfurt wechselte, machte die Messstelle fit. Die Apparatur war ein ›Potemkinsches Dorf‹, erinnert sich Weninger: Sie sah sehr gut aus, doch das Labor hatte keinerlei Eichparameter, die Eigenschaften des Zählers waren völlig unbekannt, es war niemals in Betrieb gewesen vor meiner Zeit.« Anscheinend konnte Starprofessor Protsch 1974 noch keine fachgerechte Radiokarbon-Datierung durchführen und erfand ganz einfach die von der Fachwelt ersehnte ›Verjüngung‹ des Reckschen Skeletts aus der Olduvai-Schlucht.

»Intern war der C14-Professor für solche Mogeleyen bald berüchtigt. Seine Assistenten sprachen von ›prottschern‹ und ›mentaler Datierung‹. Wichtige Fossilien wurden so ins völlig falsche Jahrtausend sortiert. Der angeblich 36 000 Jahre alte »Neandertaler von Hahnöfersand« zum Beispiel starb in Wahrheit um 5500 vor Christus« (»Der Spiegel«, 34/2004). Der »älteste Westfa-

le« von Paderborn-Sande wurde entsprechend über Nacht fast zum »jüngsten Westfalen«, denn er ist jetzt nur noch 250 Jahre jung.

Damit wird der Fall Protsch aber nicht zu dem Fall eines einzelnen geltungs- und geldgeilen Wissenschaftlers, also eines Einzelgängers, sondern es handelt sich hier um eine von der Glaubensgemeinschaft der Anthropologen voll und ganz akzeptierte Mogelpackung hinsichtlich Menschwerdung und letztendlich auch der geologischen Datierung, gestützt und unterstützt durch Assistenten und Kollegen, ohne das über Jahrzehnte hinweg sich offiziell irgendjemand an der Universität Frankfurt mit dieser Problematik überhaupt beschäftigte, bis »Der Spiegel« den Skandal aufdeckte.

Geheimbünde?

Im Oktober 1998 wurde der Film »Hat die Bibel doch Recht? Der Evolutionstheorie fehlen die Beweise« von Fritz Poppenberg beim Fernsehsender »Sender Freies Berlin« ausgestrahlt. Daraufhin erhoben drei Wissenschaftler offiziell Einwände. Der Dokumentarfilm erhielt einen Sperrvermerk und »darf planmäßig nicht mehr im Fernsehen gezeigt werden« (Kutschera, 2004, S. 248). Nachdem Professor Dr. Ulrich Kutschera (*Universität Kassel*) während einer Rede mit dem Titel »Evolution, das Generalthema der Biowissenschaften« auf der Jahrestagung des Verbands deutscher Biologen am 27. Oktober 2002 explizit vor Poppenbergs Film, den Büchern »Darwins Irrtum« (1998) und »Ein kritisches Lehrbuch« (Junker/Scherer, 2001) gewarnt hatte, gründete man im Anschluss an das Treffen die *Arbeitsgemeinschaft Evolutionsbiologie*, um die weitere Einflussnahme des Antidarwinismus auf Bildung und Öffentlichkeit zu verhindern und die Arbeitsplätze der Evolutionstheoretiker zu sichern.

Die Gründung der *AG Evolutionsbiologie* dient der argumentativen Vertuschung der Fälschungen in der Evolutionsforschung und der Erfindungen von entsprechenden Datierungen mit dem Zweck, »die Einflussnahme des Antidarwinismus auf Schule und Öffentlichkeit ... zu begrenzen« (Pressemitteilung Dr. Georg Käab, 29. 4. 2004). Entsprechend wird unter der geballten Kraft der vereinigten Gralshüter der Evolution Druck auf die großen Medien ausgeübt, um möglichst alle Publikationen, die sich kritisch mit der Evolution auseinandersetzen, zu verhindern. Der AG-Vorsitzende Professor Ulrich Kutschera durfte in der ARD-Fernsehsendung »W wie Wissen« am 20. Oktober 2004 eine einseitige Stellungnahme ab-

geben und warnte in dieser Sendung vor auflagenstarken *gefährlichen* Büchern wie »Darwins Irrtum«. Die Folge: Über evolutionskritische Veröffentlichungen wird nicht mehr berichtet und diese erhalten einen Sperrvermerk. Ziel ist die Normierung der öffentlichen Meinung, so wie die katholische Kirche im auslaufenden Mittelalter versucht hatte, die vielen Widersprüche der Bibel durch rhetorisch geschulte Spezialisten zu vertuschen, um gleichzeitig ihre Gegner *mit allen Mitteln* mundtot zu machen. Heutzutage wird analog mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln gegen Evolutionskritiker verfahren.

Disziplinierung

Eine Beschwörungsformel der Evolutionisten lautet: Entweder man glaubt an die Evolutionstheorie oder man fällt religiösen Eiferern (Schlagwort *Kreatinismus*) in die Hände. Das ist Unsinn! Diese Parolen und das Zeichnen eines Schwarz-Weiß-Bildes, einhergehend mit dem Schüren von Ängsten, zeigen allenfalls, wie schwach viele Wissenschaftler ihre Erklärungsmuster tatsächlich einschätzen und sich inquisitionsartiger Methoden bedienen, um kontroverse Diskussionen mit allen Mitteln zu verhindern.

Aber Darwins Evolutionstheorie ist längst nur noch ein Mythos, der nur noch lebt, weil scheinbar für Menschen jeder Bildungsstufe mit einfachen Worten und mit etwas Fachchinesisch gespickt, bildlich plakativ der Ursprung der Menschheit erklärt wird.

»Dogmatische Darwinisten beginnen damit, die Interpretation der Beweise eng einzuschränken, und beanspruchen, dass dies die einzige Möglichkeit sei, Wissenschaft zu betreiben. Kritiker werden als unwissenschaftlich gebrandmarkt, die Veröffentlichung ihrer Beiträge wird von den maßgeblichen Journalen verweigert, deren Veröffentlichungsgremien von den Dogmatikern beherrscht sind. Den Kritikern wird Förderung durch staatliche Organe versagt, welche Projektvorschläge für eine Förderung zur »kollegialen« Begutachtung an die Dogmatiker weiterleiten, und so werden die Kritiker allmählich vollständig aus der wissenschaftlichen Gesellschaft verbannt. In diesem Prozess verschwindet jeglicher Beweis gegen die Darwinsche Anschauung einfach, gradeso wie Zeugen gegen die Mafia. Oder der Beweis wird in spezialisierten Veröffentlichungen beerdigt, wo er nur von hingebenden Forschern gefunden werden kann. Sobald die Kritiker zum Schweigen gebracht wurden, und alle Gegenbeweise unter den Teppich gekehrt wurden, erklären die Dogmatiker, dass eine wissenschaftliche Debatte

über ihre Theorie im Gange sei, und dass keine Beweise gegen sie vorlägen« (Wells, 2000, S. 235 f.).

Isolierte Spezialisierung

Die Evolutionstheorie hatte aufgrund ihrer lächerlich einfachen Erklärungsmuster bis Anfang des 20. Jahrhunderts keine reale Chance, ernst genommen zu werden. Eine vernunftwidrige Theorie, wie die der Makroevolution, besaß deshalb keine echte Chance für einen gesellschaftspolitischen Durchbruch – ohne vorzeigbare Funde. Deshalb war und ist man bis zum heutigen Tag gezwungen, wissenschaftlich Fälschungen anzufertigen. Nach über 100 Jahren der Evolutionsfälschungen (u. a. Piltdown-Schädel, Nebraska-Mensch, Archaeoraptor - siehe »Die Evolutionslüge« S. 269 ff.) ist jetzt eine Theorie in den Köpfen der Menschen verankert, die als Selbstläufer und Selbstgewissheit nicht mehr hinterfragt wird.

Die jüngeren Wissenschaftler werden in unseren Universitäten als Theoretiker und trainierte Spezialisten wie Hamster im Laufrad ausgebildet. Sie lernen bestimmte Gesetze, wie die gefälschte Haeckels Embryonaltheorie (siehe »Darwins Irrtum«, S. 256 ff.), auswendig, hinterfragen diese aber nie, weil es ganz einfach verboten ist, wenn man irgendwann mal ein Diplom und danach auch noch eine Professur erhalten will.

Jüngere Wissenschaftler fühlen sich aufgrund der zur Verfügung stehenden technischen Apparate, Messgeräte, Sonden und Computern den mit der Natur verbundenen, ja darin verwurzelten Wissenschaftlern vor einhundert Jahren überlegen. Dabei weiß beispielsweise ein heutiger spezialisierter Mikrobiologe kaum etwas über Makroevolution und ähnliche Problemthemen. Interdisziplinäre Ausbildung, die nötig wäre, findet fast überhaupt nicht mehr statt. Man verliert die Zusammenhänge aus den Augen, und an den Schnittstellen der einzelnen Disziplinen, auch innerhalb eines Fachgebiets, bilden sich große Verwerfungen des anscheinend gesicherten Wissens aus.

Es gelingt fast nur interessierten Außenstehern, auf diese Disharmonien und Widersprüche aufmerksam zu machen. Hierzu gehören auch Wissenschaftler, die außerhalb ihres eigentlichen Spezialgebietes, sozusagen interdisziplinär, forschen. Auch diese Wissenschaftler werden von ihren Kollegen beschimpft, bis sie sich offiziell nicht mehr aus ihrer Deckung wagen. Ein paar Ausnahmen bestätigen zum Glück die Regel.

Genau dieses Vorgehen hat System, denn wenn die eklatante Fälschung der

Altsteinzeit an der *Universität Frankfurt* exemplarisch als bedauernswerte Verfehlung eines einzelnen, extrem geltungssüchtigen Wissenschaftlers dargestellt wird, dann stellt sich die Forschung selbst, insbesondere im gewollten Zusammenspiel mit den großen Medien, einen Freibrief für einen weiter andauernden Wissenschaftsbetrug aus, der beabsichtigt ist und von den großen Medien gedeckt wird.

Keine Kontrollmechanismen

In der Fernsehsendung »nano« (Fernsehsender »3sat«) wurde am 14. März 2005 dargestellt, dass eine Untersuchungskommission der *Universität Frankfurt* den Betrug des Reiner Protsch nach jahrelangen Hinweisen anderer Forscher *selbst*, also universitätsintern aufgedeckt hat. Das ist auch eine bewusste Täuschung, denn es gibt keine entsprechenden Kontrollmechanismen an den Universitäten. Diese sind auch gar nicht erwünscht und für das universitäre System kontraproduktiv. Der »Rheinische Merkur« (Nr. 37 vom 9. 9. 2004) wies aus dieser Haltung heraus nachvollziehbar darauf hin, dass die *universitäre Welt und der mögliche Täter zu schützen sei*, während die ohnehin viel zu späten »Verräter« des Betrugs attackiert werden müssen (vgl. Illig, 2004, S. 499 f.) – also eine Umkehr des Verursacherprinzips.

Deshalb haben diese seit über 30 Jahren vollzogenen, bei Kollegen und Koautoren *bekannt* und von diesen mitverantwortenden Fälschungen keinerlei offiziellen Aufruhr verursacht. Die Untersuchungskommission der *Universität Frankfurt* wurde erst ins Leben gerufen, *nachdem* die Fälschungen im Magazin »Der Spiegel« veröffentlicht wurden. Denn die Universität ist eine eigenständige, in sich abgeschlossene Welt, die seine Mitarbeiter schützt. Wissenschaftlicher Betrug wird nicht verfolgt, solange nicht Dritte finanziell geschädigt werden. Deshalb wurde Reiner Protsch friedlich in den Ruhestand versetzt: Man nimmt den geflügelten Neujahrsspruch »same procedure as every year« wörtlich und verfährt weiterhin wie gewohnt.

Die aufgedeckte, groß angelegte Fälschungssaktion an der Universität Frankfurt scheint für die *Gesellschaft der Anthropologie* vollkommen zweitrangig, ja belanglos zu sein. Deren zweiter Vorsitzender, Professor Carsten Nienitz (*Freie Universität Berlin*), meint deshalb sogar feststellen zu müssen, dass *die Geschichte der Menschheit auf keinen Fall umgeschrieben werden muss*. Arroganz pur!

Aber es genügt nicht, ein paar fossile Steinzeitschädel in den Museumskeller

Der Fall Reck

zu verbannen und in den Handbüchern ein paar Zeilen zu schwärzen. Die Evolutionslüge macht offenkundig, dass die durch die Völker seit dem Mittelalter erkämpfte politische Mitbestimmung und Meinungsfreiheit in den Wissenschaften von der Erd- und Menschheitsgeschichte (und anderen?) noch nicht ansatzweise Einzug gehalten hat. Dieser wissenschaftliche Elfenbeinturm befindet sich vergleichsweise noch in dem heilen Zustand wie die römisch-katholische Kirche vor dem Fall Galileo Galilei. Aber dieses wissenschaftliche Lügengebäude ist mit klaffenden Rissen durchzogen und wird einstürzen. Bis dahin versucht man Nichtpassendes passend zu machen, um die größten Risse (= Fälschungen und Irrtümer) zu kitten.

Verjüngungskur

Die Lehrmeinung über die Mensch-

heitsgeschichte ist ins Wanken geraten, denn »Leider habe man nach dem ›Aussortieren der faulen Eier‹ (= falsche Datierungen) kaum noch bedeutende Menschenfunde aus dem Zeitraum zwischen 40 000 und 30 000 ... ›Ältester Knochenfund in Deutschland ist ... nun ein Skelett aus der mittleren Klausenhöhle in Bayern mit 18 590 Jahren‹ (»dpa«, 16. 8. 2004, 17:59 Uhr), das jedoch noch nicht neu untersucht wurde.

Die Neandertaler, ebenso wie frühmoderne Cro-Magnon-Menschen, haben sich verflüchtigt beziehungsweise wurden höchstens zu Jungsteinzeitleuten mit einem Alter von höchstens bis zu einigen tausend Jahren verjüngt. Damit wurde eine in »Darwins Irrtum« postulierte These untermauert, dass eine Menschheitsgeschichte über Jahrgigtausende hinweg nicht nachgewiesen werden kann und die Menschen der

jüngeren Altsteinzeit mit den Neandertalern höchstens ungefähr 5000 Jahre alt sind.

(Literatur: siehe »Die Evolutionslüge«)



Helmut Ruf

Schanzen und Wälle im Schwarzwald

Wieso gibt es Schanzen im Schwarzwald? Was sind Schanzen?

Wenn man in der *Ortenau* im Kinzigtal zwischen *Gengenbach* und *Biberach* auf eine Landkarte schaut, fällt dort der Begriff „Paulischänzle“ auf. Weiterhin sieht man, dass auf der gegenüber liegenden Seite des Kinzigtals „Schanzen“ auf der Karte eingetragen sind.

Was hat es mit diesen Schanzen auf sich? Wie sehen sie aus? Aus welcher Zeit stammen sie?

„Als *Keltenschanze* oder *Viereckschanze* bezeichnet man die vor allem in Süddeutschland anzutreffenden Reste von quadratischen, manchmal auch rechteckigen Gevierten mit umlaufenden Gräben. Alleine in Bayern und Baden-Württemberg sind mehr als 300 dieser Anlagen bekannt. Daneben gibt es, wenn auch deutlich seltener, Viereckschanzen in der Schweiz, in Böhmen sowie in Nordfrankreich.“ [<http://de.wikipedia.org/wiki/Keltenschanze>].

Die Paulischanze hier im Kinzigtal selbst ist heute abgetragen, dort sieht man nur noch Ansätze davon, und einen Wall, der vom Tal aus hinauf führt. Aber auf der gegenüber liegenden Seite des Tales ist mehr Substanz erhalten. Man kann zwei deutliche Viereckschanzen, eine auf einem Vorberg, eine andere auf der Höhe des Berges, verbunden durch Wälle, entdecken.

Schanze von oben



Beispiel: Schanze beim Moosenmättle: Die Schanze ist ca. 25 m im Quadrat. Grundriss der Anlage von oben gesehen.

Wie sehen die Schwarzwälder Schanzen aus?

Sie sind etwa zwanzig Meter lang und ebenso breit.

Sie bestehen aus aufgeworfenen etwa zwei Meter breiten Erdwällen, etwa ein Meter hoch (vom Inneren aus betrachtet) und mit einem Graben bis zu fünf Metern Tiefe um sie führend.

Auf diese Schanzen führen fast immer Erdwälle von rund einem Meter Höhe zu, zwei Metern Breite und einem

daneben laufenden Graben von über einem Meter Tiefe. Diese Erdwälle bestehen aus aufgeworfener Erde mit Gestein darin, von kleinen Steinen bis etwa der Größe eines Fußballs. Die Wälle führen an entgegengesetzten Enden auf die Schanzen zu. Sie sind oft bis zu ein paar hundert Meter lang und haben an unvorhersehbaren Stellen oft rechtwinklige, manchmal auch kleinere Knicke.

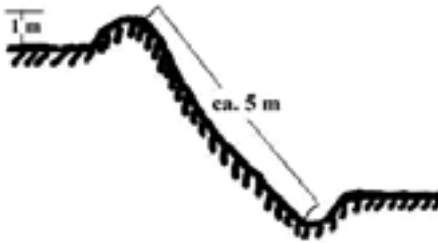
Die Schanzen und Wälle sind heute noch gut zu erkennen. Aber möglicherweise sind die Schanzen alt, und der Zahn der Zeit wird da einiges zugeschüttet haben.

Im Gegensatz zu den Keltenschanzen in Bayern liegen die Schanzen hier im Schwarzwald immer auf Erhebungen, manchmal bis in 900 Metern Höhe. Auf einer Seite befindet sich in der Mitte oft ein Durchbruch, um die Schanze zu betreten.

Wo wurden die Schanzen angelegt?

Im Laufe der letzten Jahre habe ich mich dann weiter für die Schanzen hier in der Gegend interessiert. Denn es gibt noch einige davon!

So führt ein ganzes Schanzensystem



von mindestens sechs Schanzen über den Schwarzwald vom Kinzigtal bis zum Renchtal, oft verbunden durch Wälle.

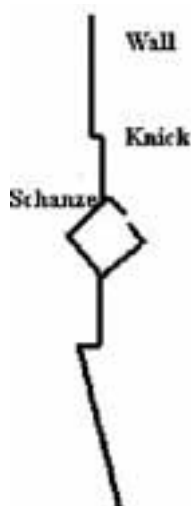
Weiter gibt es auf der südlichen Kinzigseite eine deutliche, gut erhaltene Schanze bei *Steinach* (*Wanglik-Schanze*) und eine bei *Hofstetten*, also Richtung *Heidburg*. Tiefer im Schwarzwald gibt es eine allein für sich stehende Schanze auf dem *Moosenmättle* (siehe Zeichnung) hinter *Wolfach/Kirnbach*. Und ein Schanzen- und Wallsystem vom *Blüchereck* ausgehend auf den Bergen zwischen dem *Elztal* und *Hornberg* (Kinzigtal), deren Hauptschanze die *Hirschlachschanze* ist.

Diese genannten Schanzen sind im Wesentlichen ähnlich gebaut, d. h., sie haben wohl denselben Baumeister gehabt. Ihr Zweck ist allerdings rätselhaft.

Wozu könnten diese Schanze gedient haben und wer waren ihre Erbauer?

Auf dem *Blüchereck* habe ich einen Hinweis auf einer Tafel gefunden, die Schanzen seien im spanischen Erbfolgekrieg, also im nächsten schrecklichen großen Krieg nach dem Dreißigjährigen, als Vorverteidigung Wiens gegen die Franzosen erbaut worden.

„Der Spanische Erbfolgekrieg (1701-1714) war ein europäischer Krieg, der um das Erbe des letzten spanischen Habsburgeres, König Karl II. von Spanien, geführt wurde. In ihm entlud sich noch einmal der seit 200 Jahren schwelende habsburgisch-französische



Gegensatz.“ [http://de.wikipedia.org/wiki/Spanischer_Erbfolgekrieg]

Allerdings wurde bei unseren Schanzen ein keltischer Ursprung nicht erwähnt, was mich wundert, da die Schanzen eben auch Viereckschanzen sind und die Ausführung den Keltenschanzen bis ins Detail ähnelt. Der einzige Unterschied ist, dass die Schanzen im Schwarzwald von der Ausdehnung her kleiner sind und auf den Bergen vorkommen.

Also sind die Schanzen nach der anerkannten Geschichtsschreibung mindestens über 300 Jahre alt, was allein schon einen gewissen historischen Wert darstellt. Und da wundere ich mich schon darüber, dass sie nicht besser erhalten werden, sondern mehr oder weniger verfallen gelassen werden. Möglicherweise wurden die Schanzen der Zeit des spanischen Erbfolgekrieges auf Schanzen älteren Datums erneuert?

Sicher, man könnte militärisch einen kleinen Spähtrupp damit aufhalten, aber bestimmt kein ganzes Heer. Außerdem würde sich ein französisches Heer wohl einen geeigneteren Weg suchen, Wien zu erreichen, etwa das Donautal hinunter. Der mit ungünstigste Weg dafür geht durch den bergigen Schwarzwald. Man kommt zwar durch das Kinzigtal zur Stadt *St. Georgen* und gelangt damit an die Brigach, einem der Quellflüsse der Donau.

Doch nach Osten gibt es auch noch etliche andere Wege, z. B. von Freiburg aus das Hölltal hoch, den Rhein, entlang der heutigen Schweizer Grenze, oder auch das Elztal und seine Seitentäler hoch. Ganz zu schweigen vom heutigen Weg über Karlsruhe und Stuttgart.

Und dann müssten die Schanzen dauernd mit starken Verbänden bewacht

werden. Das ist zumindest im Winter undenkbar, wo alles ungeschützt unter Kälte und hohem Schnee leidet. Weiter können sie in der Weitläufigkeit der Gegend doch leicht umgangen werden. Schanzen befinden sich oft, wie beim Spitztannenberg bei Gengenbach oder in Hofstetten, an sehr abgelegenen Plätzen. Oder waren sie die Grenzlinien eines versunkenen Kleinreiches, das sich im Kinzigtal befand und von dem wir nichts mehr wissen? Grenzlinien eines Bergbau-Gebiets, voll mit Bodenschätzen? Nur, wieso macht man sich diesen Aufwand, über weite Strecken solche Erdmassen zu bewegen?

Wofür sind die Schanzen gebaut worden?

Waren die Schanzen mit Holzaufbauten (Hütten, Türme) belegt? Waren sie Raststationen für Reiter und Fernreisende in einer alten Zeit?

Waren die Schanzen Zufluchtsorte für die Bauern der Umgebung? Auch das ist denkbar. Bei Gefahr und Not könnten sie sich wohl gemeinsam in den Schanzen versammelt haben, etwa um ihr Vieh zu retten und sich gegen marodierende Truppen zu schützen. Als weitere Möglichkeit bietet sich auch an, dass die Schanzen hier im Schwarzwald einer Art Nachrichtensystem dienten, ähnlich wie die „römischen“ Türme im Rhonetal oder die arabischen Türme in Südspanien. Die Schanzen waren vermutlich von wenigen Wächtern besetzt und dienten als Nachrichtennetz, da viele davon in gegenseitiger Sichtverbindung stehen. Dadurch konnten Nachrichten per Lichtzeichen (Feuer oder Spiegel) weitergeleitet werden. Doch wie ging das System dann im nördlichen oder südlichen Schwarzwald oder auf der Schwäbischen Alb, oder in



Bayern, etc. mit entsprechenden Signalstationen weiter? Denn regional wäre das auch sinnlos gewesen. Außerdem sind die Wälle, die darauf zulaufen und an bestimmten Stellen Knicke machen, auch dadurch nicht erklärbar.

Wofür sind die Wälle dann angelegt worden? Ich denke, es sind Fernwege oder Teile eines Wegesystems, das die Schanzen miteinander verbinden soll. Dadurch wird die Verbindung zwischen den Schanzen auch für Gebietsunkundige als Wegweiser hergestellt.

So gibt es noch viele Fragen zu den Schanzen hier im Kinzigtal im mittleren Schwarzwald.

Jedenfalls stellen sie ein historisches Zeugnis dar, das noch sehr der Klärung bedarf. ■

Anmerkung der Redaktion:

Es ist immer zu begrüßen, wenn sich Menschen Gedanken machen über Hinterlassenschaften unserer Vorfahren.

Bezüglich der Schanzen kommt man jedoch mit herkömmlichen Mitteln (zunächst) nicht weiter. Was ist es, was man sieht? Ein umwallter ebenerdiger Bezirk (meist) ohne Hinweise auf (ehemalige) Bebauung. Überwiegend sind diese Anlagen so angelegt, dass sich die Erklärung für eine „Schanze“ im Sinne von „verschanzen“ von selbst ausschließt. So wurde der Begriff „Schanze“ auch nur deshalb gewählt, weil man annahm, ein umwalltes Geländestück würde etwa als Fluchtburg zum Schutz vor Angreifern dienen. Dabei ist zu beachten, dass nicht gleich Schanze = Schanze ist! Es ist zu unterscheiden zwischen den alten

Schanzen, die mindestens rund zweitausend Jahre alt sind und moderneren, die meist nur wenige hundert Jahre alt sind. Die alten Schanzen gleichen zwar äußerlich meist den jüngeren, sind jedoch ganz anders aufgebaut. Jüngere Schanzen dienten tatsächlich einer Verschanzung im Sinne von Schutz vor Angreifern gewähren.

Da wir mittels radiästhetischen Untersuchungen, die teilweise bereits durch Messungen bestätigt werden konnten, festgestellt haben, dass den (alten) Schanzen eine technisch zu nennende Funktion zukam, erübrigen sich Überlegungen nach der Ausrichtung von Schanzen nach Himmelsrichtungen, Sternen oder Blickverbindungen, denn der Grund für den Bau war ein anderer. Dabei waren andere Faktoren nötig: geomantische und geologische Gegebenheiten, die bei einer Ausrichtung nach Himmelsrichtungen oder Blickverbindung möglicherweise nicht gegeben waren. Es ging nicht darum, ein Bauwerk in die Landschaft zu setzen, sondern darum, eine Funktion möglichst effektiv zu erhalten: eine gewünschte Wetterharmonisierung eines ausgewählten Gebietes.

Eine Umwallung diente nur einer Abgrenzung, damit das Schanzengelände als solches erhalten blieb und nicht irgendwann unwissentlich überbaut und somit zerstört wurde, womit natürlich auch ihre Funktion als Wetterharmonisierer erloschen wäre.

Somit erübrigen sich Überlegungen, ob Schanzen einst bewohnt gewesen seien, egal, ob durch Bauern, Geistliche oder Siedler. Die Menschen waren zur damaligen Zeit weitaus „fühlig“ als wir heute und wussten sehr wohl, dass ein Leben auf einer Schanze aufgrund der dortigen Strahlenbelastungen mit schwersten Krankheiten tödlich endet.

Somit erübrigen sich auch Überlegungen, ob die Schanzen mit einem Nachrichten- oder Wegesystem zusammenhängen würden. Wir fanden zwar bei unseren Untersuchungen zum „keltischen Nachrichtensystem“ oft Schanzen in unmittelbarer Nähe eines Ludrenplatzes (Signalpunkt), aber niemals eine solche Nachrichtenstation auf einer Schanze.

Aufgrund ihrer Funktion war es auch nicht nötig, sie durch Wege untereinander zu verbinden. Im Gegenteil mied man fast bis in unsere Zeit diese Bauwerke.

Nähere Informationen über die Funktionen der Schanzen lesen Sie in:

Gernot L. Geise
Keltschanzen
und ihre verborgenen Funktionen
Hohenpeißenberg 2000
ISBN 3-932539-30-3

Die Panik-Erzeugung durch die nicht existente Vogelgrippe

Veronika Widmer

Die Vogelgrippe-Panik

1997, im Grippepanikjahr, wurde durch den Tod von Lady Diana die geplante Grippepandemie verhindert. Im Jahr 2002 sollte mit SARS wieder eine Epidemie konstruiert werden, doch es hat über die behauptete Ansteckung der Menschen aus den asiatischen Ländern nicht funktioniert, jetzt versuchen sie es über die Zugvögel mit der Vogelgrippe.

Nur dieses Mal ist die Logistik vorbereitet. Dieses Mal wurden in Europa Pandemiepläne geschmiedet und die Hilfsorganisationen einbezogen und das, bevor das behauptete Humanvirus, das für die konstruierte Pandemie verantwortliche Killervirus, überhaupt als existent behauptet wird! Die Panikaktion ist also lange und gut vorbereitet.

Diese Geschichte ist ernst, sie ist richtig ernst.

Am 9.8.2005 hat Susanne Kronzucker in Nachtjournal, RTL, die WHO-Prophезeung ausgesprochen: „*Es ist nicht mehr die Frage, ob die Pandemie kommt, sondern wann.*“

Die sind sich also ziemlich sicher, dass sie das Ding diesmal durchziehen können.

Auch Susanne Kronzucker verkündete, dass die Länder wohl Medikamente und Influenzaimpfstoffe bevorraten, dass diese aber keinesfalls für alle Erkrankte ausreichen würden.

Warum nicht? Sollen wir tatsächlich glauben, dass es der Pharmaindustrie nicht möglich ist, genügend Medikamente herzustellen? Wohl kaum. Warum verbreiten die Behörden, dass die Medikamente nicht ausreichen? Damit wollen die Behörden einen Bürgerkrieg anzetteln? Warum? *Tatsache ist, Angst macht die Menschen krank.*

Anfang August 2005 wurde über die Medien verbreitet, dass in Amerika ein Impfstoff entwickelt wurde. Ein Impfstoff gegen das Virus, das noch gar nicht existent ist. Ende Juli wurde der Wissenschaft ein Stäbchenvirus, was das Vogelgrippevirus sein soll, vorgelegt.

Das ist in etwa so, wie wenn morgen Menschen mit zwei Köpfen vorgestellt werden würden und keiner sich dafür interessiert, und keiner erstaunt fragt, was ist denn das, wo kommt das her und wie konnte sich das entwickeln?

Bereits in Oktober 2004 wurden



Medikamente, so genannte Virostatika entwickelt und laut dem Pandemieplan von Österreich wurde auch bereits die Dosierung dieser Virostatika festgelegt. Medikamente, die gegen etwas eingesetzt werden sollen, das es noch nicht gibt, nämlich das Humanvirus, das sich erst aus dem behaupteten Vogelgrippevirus entwickeln muss.

Medikamente, die tatsächlich Chemotherapeutika sind.

So ein Wahnsinn und kein Arzt und kein Wissenschaftler widerspricht dem Konstrukt, das jeglicher Biologie widerspricht!

Im Nachtjournal am 9.8.2005 wurde veröffentlicht, dass die Behörden und die WHO befürchten, dass sich ein



Elektronenmikroskop-Aufnahmen von den behaupteten Vogelgrippe-Viren (H5N1) erwiesen sich in Wirklichkeit als Bestandteile von sterbenden Zellen. (Foto: CDC.) Dass es sich bei dieser Abbildung nicht einmal theoretisch um isolierte und wissenschaftlich nachgewiesene Viren handeln kann, fällt jedem Laien auf, der sich mit dem Thema Virenisolierung auseinandergesetzt hat.

(nicht wissenschaftlich nachgewiesenes) Influenzavirus mit dem behaupteten Vogelgrippevirus zu einem neuen Humanvirus, einem Killervirus vereinigen wird.

Das heißt, sie wollten schon wissen, dass nicht das Vogelgrippevirus mutiert, sondern dass durch Vereinigung mit einem Grippevirus ein neues Humanvirus entstehen wird.

Aber auch diese Meldung ist so durchsichtig wie plump. Denn daraufhin haben die WHO mit der Pharmaindustrie gemutmaßt, dass man im Winter verhindern muss, dass sich die nicht wissenschaftlich nachgewiesenen Influenzaviren in der Population verbreiten und deshalb der Influenzaimpferschutz dieses Jahr besonders wichtig wird. Allerdings widerspricht das jeglicher schulmedizinischer Logik:

Dr. Rasch, RKI, schreibt bereits im Jahr 2002, dass sich die Schleimhäute der Geimpften durch das Lebend-Virus besiedeln. Das heißt, dass laut schulmedizinischer Meinung durch die behaupteten Viren im Impfstoff das Virus in der Population verbreitet wird. Demnach kann logischerweise, auch nach schulmedizinischen Ansichten, ein Schutz durch Impfungen nicht behauptet werden!

Dieser Wahnsinn, diesen Angriff auf die Bevölkerung, der da konstruiert wird, kann nur verhindert werden, wenn vielen Menschen bekannt wird, was da vorgeht.



Nur mit Aufklärung kann erreicht werden, dass die WHO, die Gesundheitsbehörden und die Pharmaindustrie mit ihren Plänen nicht durchkommen: einfach dadurch, indem die Menschen nicht mitmachen.

(<http://www.wahrheitssuche.org/vogelgrippe.html>)

(http://www.klein-klein-aktion.de/wer_sind_wir/Info_-_pdf/Impfungen/Influenza-Pandemie/panikinfluenza-pandemie.html)

Veronika Widmer

Chemotherapeutika für die breite Bevölkerung

Die Gesundheitsbehörden in Österreich und Deutschland planen mit der Verbreitung, dass für die bevorstehende Grippepandemie nicht genügend Medikamente zur Verfügung stehen, mit denen die Erkrankten gerettet werden könnten, den Bürgerkrieg.

In Deutschland werden Virostatika, die in Wirklichkeit Chemotherapeutika sind, eingelagert.

Im Januar dieses Jahres haben die Gemeinden in Baden-Württemberg ihre Pläne für Massenimpfstationen an die Regierungspräsidien eingereicht. In diesen Massenimpfstationen sollen logistisch geplant innerhalb von fünf Tagen alle in den Gemeinden lebenden Menschen geimpft werden können.

Diese Pläne bekommen jetzt durch die, in der Presse propagierte Grippeepidemie einen realistischen Bezug, denn nach der Chemotherapie kommt der Impfstoff gegen das behauptete Vogelgrippevirus, das allerdings erst noch zum Humangrippevirus mutieren muss.

Das behauptete Vogelgrippevirus H5N1, das bisher wie ein Phantom gehandelt wurde, wurde jetzt scheinbar im größten Salzwassersee Chinas gefun-

den und von der Presse vorgestellt. Der See wurde für Besucher gesperrt und es wurden Quarantäne- und Untersuchungsstationen eingerichtet.

In Österreich haben die Sanitätsbehörden einen Pandemieplan entworfen, der sich wie ein schlechter Krimi liest.

Von bürgerkriegsähnlichen Zuständen ist hier die Rede und dass Apotheken durch das Bundesheer vor den Bürgern geschützt werden müssen, weil die eingelagerten Medikamente nicht für alle Bürger zur Verfügung stehen werden. Ärzte werden darauf vorbereitet, dass sie die schwere Aufgabe zu bewältigen haben werden, zu entscheiden, wer bei dem Versorgungsmangel behandelt werden wird und wer nicht. Man nennt das Triage.

Heute gelten im Rettungsdienst klare Regeln, dass diejenigen als Erstes versorgt werden, die trotz ihren schweren Verletzungen Überlebenschancen haben.

Wie diese Regeln in einer mit Angst und Chemotherapien hervorgerufenen Pandemie ausgelegt werden, ist offensichtlich.

Der beste und einzige Schutz vor einer konstruierten Pandemie wäre, wenn sich die Bevölkerung von der angst- und panikverbreitenden Pandemie, die von den Gesundheitsbehörden pharmaindustriegläubig angezettelt werden, nicht beeinflussen lassen würde. Wie aufgeklärt die breite Masse der Bevölkerung allerdings ist, wird sich zeigen müssen. ■

Dr. Stefan Lanka

Eine Kindstötung und übelste Tierquälerei dienen als Beweis für das Vogelgrippevirus

Furcht besiegt mehr Menschen als irgendetwas anderes auf der Welt.

Ralph Waldo Emerson (1803-82), amerikanischer Philosoph und Dichter

Ein Schweizer wollte es wissen und schrieb seine Gesundheitsbehörden des Kantons und des Landes an, um von ihnen wissenschaftliche Beweise über die Existenz behaupteter Influenza-Viren und Beweise über deren Krankheitsverursachung zu erhalten.

Von *Dr. med. Markus Betschart*, dem Leiter des Kantonsarzt-Amtes des Kantons St. Gallen, bekam er eine Seite, einen Ausdruck aus dem Internet, ohne jegliche Literaturangaben, die eine Überprüfung hätten erlauben können und eine Kopie einer Empfehlung zur Grippeprävention des Bundesamts für



Geflügel muss ab dem 25. Oktober bis am 15. Dezember 2005 im Stall gehalten werden.

Gesundheit vom August 2000, in der auch keine Literaturangabe über eine erfolgte Virusisolation zu finden ist.

Der Abteilungsleiter der Abteilung für übertragbare Krankheiten am Bundesamt für Gesundheit in Bern, Privatdozent *Dr. med. Pierre-Alain Raeber* gibt dagegen zu, dass - übrigens wie bei allen Viren, die in der Medizin als existent behauptet werden, „*der erste Nachweis etappenweise bei verschiedenen Experimenten erfolgte und man daher den ersten Nachweis nicht auf ein singuläres Ereignis zurückführen kann.*“ Und: „*Aufgrund der Angaben können wir annehmen, dass das Influenza-Virus in den Jahren um 1934 nachgewiesen wurde.*“

Es wird also nur *angenommen*, dass das Virus nachgewiesen wurde. Geht man alle Referenzen in den zitierten Lehrbüchern durch, stellt man fest, dass es auch bei den so genannten Influenza-Viren weder einen veröffentlichten Beweis ihrer Existenz, noch Fotos der isolierten Viren und schon gar keine Charakterisierung ihrer Bausteine gibt. [Wer meine Analyse zu den Viren in der Informationsbroschüre Nr. 1: Macht Impfen Sinn? (2. Auflage) und im Zweimonatsmagazin Nr. 3/2005: „Leben mit Zukunft“, gelesen hat, versteht, warum es keine krank machenden Viren geben kann].

Dem Ahnungslosen stellt sich nun die Frage: Was aber wird in den Labors getan, um die Existenz der Influenza-Viren zu behaupten?

In einer der maßgeblichen Publikationen, in der im Titel der Publikation die Isolation und Charakterisierung eines gefährlichen Vogelgrippevirus aus einem Menschen behauptet wird, kann man nachlesen, was getan wurde [Characterization of an avian influenza A (H5N1) virus isolated from a child with a fatal respiratory illness, SCIENCE 279, 16.1.1998, 393-395]:

1997 war das Grippepanikjahr, das die Weltgesundheitsorganisation (WHO) inszenierte, in dem die verbreitete Panik zur Pandemie führen sollte,

die nur durch den Tod von Lady Di am 31.8. gestoppt wurde.

1997 wurde Material von einem Luftröhrenabstrich eines 3-jährigen Jungen, der in Hongkong u. a. durch irrsinnige Antibiotikagaben getötet wurde, mit künstlichen Zellen in einer Plastikschale vermischt. Da die künstlichen Zellen nicht mehr wie zuvor verdünnt und ernährt wurden sind sie abgestorben.

Dieses Sterben, welches unter diesen Umständen ganz automatisch und immer einsetzt, egal, was man zu diesen künstlichen Zellen gegeben hätte, wird dann als Isolation eines Virus und als Beweis für die Existenz eines Virus ausgegeben. Ein Virus taucht allerdings nirgendwo auf, nur das Binden, bzw. das Nicht-Binden von Eiweiß-Teilchen an die sterbenden künstlichen Zellen, wird zur Unterscheidung von anderen behaupteten Viren herangezogen.

Ein direkter Nachweis eines Virus, die Isolation des Virus und die Bestimmung seiner Zusammensetzung, taucht *nirgendwo* auf. Stattdessen kommen nur indirekte Nachweisverfahren zur Anwendung, die nirgendwo an einem Virus oder an einer viralen Struktur geübt worden sind.

Diese Gemische aus sterbenden künstlichen Zellen werden in großer Menge via Luftröhre und/oder durch die Nase in die Lunge von jungen Hühnern gepumpt, die langsam daran ersticken, was von unseren Wissenschaftlern, unseren Gesundheitsbehörden und vor allem von unseren Journalisten dann als Beweis für die Gefährlichkeit dieser behaupteten Hühnergrippeviren ausgegeben wird. Mikroskopische und sonstige Untersuchungen an Organen und Geweben dieser erstickten Hühner, die sich durch nichts von mikroskopischen Untersuchungen ebenso zu Tode gekommener Hühner unterscheiden, werden als Beweis für das tödliche Wirken der behaupteten Hühnergrippeviren ausgegeben.

Dem Ahnungslosen stellt sich nun die Frage: Was aber wird in den Laboren getan, um die Gefährlichkeit dieser Grippeviren für den Menschen zu behaupten?

In oben genannter Publikation kann man nachlesen, wie der kleine Junge im Grippepanikjahr 1997 durch Ärzte zu Tode gebracht wurde und wie plumpdreist vorgetäuscht wird, dass aus ihm das gefährliche Hühnergrippevirus H5N1 isoliert wurde, von dem behauptet wird, dass es ihn getötet hat. In einer weiteren maßgeblichen Publikation, die auch vom Abteilungsleiter der Abteilung für übertragbare Krankheiten am



Notgeschlachtete Enten in Thailand. Die Behörden hoffen mit diesen Maßnahmen die Ausbreitung des Vogelgrippe-Erregers in Schach zu halten.

Bundesamt für Gesundheit in Bern, Privatdozent *Dr. med. Pierre-Alain Raeber*, als Beweis für eine gefährliche Krankheitsverursachung beim Menschen durch Hühnergrippeviren angegeben wird, findet man die Antwort hierzu [Pathogenesis of Influenza A (H5N1) Virus Infection in a Primate Modell, *Journal of Virology*, July 2001, 6687-91, Vol 75, No. 14]:

Der Luftröhrenabstrich des getöteten 3-jährigen Jungen (s. o.), welcher mit künstlichen Zellen in Kontakt gebracht wurde, wurde mit weiteren sterbenden künstlichen Zellen in Kontakt gebracht und dieses Gemisch wurde als Virus-Isolat ausgegeben und eingefroren. Bei Bedarf werden kleinere Mengen davon aufgetaut und wieder zu sterbenden künstlichen Zellen gegeben, was dann als Virusvermehrung angegeben wird.

Als Menschenmodell für die Versuche, die die Gefährlichkeit des Hühnergrippevirus beweisen soll, dienen junge Javaneräffchen (*Macaca fascicularis*), die von ihren Eltern getrennt wurden. Diese Äffchen leben normalerweise in stabilen Gruppen von 20-70 Mitgliedern in den dichten Wäldern der südostasiatischen Inseln und wiegen ausgewachsen zwischen drei (Weibchen) und sechs Kilo (Männchen).

Dreißig Tage vor dem Infektionsexperiment werden den Tieren Temperatursonden mitsamt Sendeeinrichtung in den Unterkörper implantiert. Fünf Tage vor der Infektion mit den behaupteten Hühnergrippeviren werden die Tiere in einer Unterdruckkammer fixiert, der Unterdruck erschwert das Atmen und beides erzeugt Todesangst. 4 ml des Gemischs aus sterbenden künstlichen Zellen, was als Virus-Isolat bezeichnet wird, wird durch einen Tubus in die Luftröhren der Lungen der Äffchen eingebracht. Der Tubus ist so gesetzt, dass das Äffchen die Flüssigkeit nicht aushusten kann. Auf einen erwachsenen Menschen umgerechnet sind dies 80 ml Flüssigkeit, was dem Inhalt von acht

Schnapsgläsern entspricht. 0,5 ml dieses Gemischs werden in die Mandeln gespritzt, jeweils 0,25 ml in die Bindehaut der Augen. Kurz vor der so genannten Infektion, dem Erzeugen konstanter Erstickungsanfälle durch die Gabe von 4 ml sterbender Zellkulturen via Tubus in die Luftröhren der Äffchen, werden die Tiere betäubt und Blut entnommen, ebenso am 3. und 5. Tag der so genannten Infektion. Mehrmals werden den Tieren Nasen- und Rachenabstriche genommen, die zu weiteren Erstickungsanfällen führen. Mehrmals werden Bronchialwaschungen durchgeführt, die zu massiven Erstickungsanfällen führen.

Wenn die Äffchen in der Lösungsphase der akuten Todesangstkonflikte Fieber entwickeln, den Atemtakt von 30 Atmungen auf 100 Atmungsvorgänge pro Minute erhöhen, lethargisch



Computersimulation eines Grippevirus (© Picture-Alliance)

werden, den Appetit verlieren, blau anlaufen und dauernd husten, wird dies als Beweis für die Gefährlichkeit der behaupteten Hühnergrippeviren ausgegeben. Damit der Lungenkrebs der durch die Todesangst durch Ersticken erzeugt wurde nicht manifest wird, werden die Äffchen am siebten Tag nach der so genannten Infektion durch Ausbluten getötet.

Das ist die traurige Wahrheit über die behaupteten Influenza-Viren. Die Äffchen starben und sterben, um eine globale Angst-Paranoia zu erzeugen, die bei Ausrufung bei verängstigten, bei alten und kranken Menschen ebenso Todesangst und entsprechende Symptome hervorrufen wird, wie die gezielten Erstickungsanfälle der Äffchen:

Todesangst raubt nun einmal den Atem. Das Teuflische am derzeitigen Influenza-Pandemieplan ist, dass die zuständigen Gesundheitsminister der Länder die scheinbar rettende Influenza-Chemotherapie stark limitiert und so Verteilungskämpfe, sprich einen Bürgerkrieg vorprogrammiert haben.

In der Tat ist in den Detail-Plänen der Pandemie-Planung das Militär u. a.



„Dem tödlichen Virus auf der Spur“ (AP)

zur Bewachung von Apotheken vorgesehen, in denen die irreführende Mehrheit der Bevölkerung rettende Medikamente vermuten wird. ■

Karl Krafeld

Die Vogelgrippepanik

Die geplante Chemo-Epidemie

Die Medien verbreiteten im Juli 2005 die Nachricht von der bevorstehenden Verheerung des (nie nachgewiesenen) Vogelgrippevirus mit einem (nie nachgewiesenen) humanen Grippevirus.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) verbreitet diese Warnung und verbreitet gleichzeitig die Warnung, dass die Verbindung des Vogelgrippevirus mit einem humanen Virus zu einer weltweiten Grippeepidemie (Pandemie) führen würde. 30 % der Deutschen würden erkranken und bis zu hundert Tausende Menschen würden in Deutschland sterben.

Da kein Impfstoff zur Verfügung steht, bestellen die Landesgesundheitsminister (auf Kosten der Steuerzahler) Chemomedikamente, um die Bevölkerung vor diesem neuen noch viel gefährlicheren Grippevirus schützen zu können.

Da diese Chemomedikamente nicht so schnell, wie geplant, besorgt werden können, wird man frühestens im Frühjahr 2006 mit dem weltweiten Ausbruch dieser WHO-Vogelgrippe-Panik, dieser geplanten Chemo-Epidemie, rechnen müssen.

Der Bayerische Gesundheitsminister Schnappauf wird in der Ärztezeitung vom 4. Juli 2005 zitiert: „Die Frage sei nicht mehr, ob eine weltweite Epidemie ausbreche, sondern wann und wie stark sie auftrete, sagte der bayerische Gesundheitsminister Werner Schnappauf (CSU) ...“.

Ob hier eine zwangsweise Chemoprophylaxe in ganz Deutschland oder nur in einigen Bundesländern, als „Maßnahme der spezifischen Prophylaxe“ nach § 20 Abs. 6 und 7 Infektionsschutzgesetz (IfSG), als Chemoprophylaxe nach § 2 Nr. 10 IfSG, durchgeführt werden soll und durchgeführt wird, ist gegenwärtig noch nicht deutlich. In § 20 Abs. 6 und 7 IfSG steht nicht nur in Bezug auf „Schutzimpfungen“, sondern auch auf „andere Maßnahmen der spezifischen Prophylaxe“, dass zur Teilnahme verpflichtet werden kann. „Das Grundrecht der körperlichen Unversehrtheit (Artikel 2 Abs. 2 Satz 1 Grundgesetz) kann insoweit eingeschränkt werden.“

Die Vogelgrippeepidemie (-idiotie) ist ein weiterer Akt der gegenwärtigen globalen medizinisch-industriellen Selbstvernichtung der Menschheit, auf die *Ivan Illich* vor dreißig Jahren erstmalig unter dem Titel „Die Enteignung der Gesundheit“ (heutiger Buchtitel: „Die Nemesis der Medizin“) hingewiesen hat. Die Selbstvernichtung der Menschheit wird heute insbesondere durch die WHO betrieben. Diese fortschreitende Selbstvernichtungstendenz muss dadurch überwunden werden und kann nur dadurch überwunden werden, dass lebenswillige Staatsbürger von ihren Staaten, klein-klein, Rechtsstaatlichkeit abverlangen. Diese Selbstvernichtungstendenz (diese Selbstmordattentäter-

tendenz der Industrienationen gegenüber den Völkern der Dritten Welt) ist überwindbar, einfach dadurch, indem in Deutschland das Grundgesetz nicht mehr nur als verbindlich „gilt“, sondern tatsächlich in Deutschland verbindlich „ist“.

Das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland räumt der Medizinwissenschaft keinen Freiraum jenseits der Pflicht zur Wahrhaftigkeit ein. Diesen Freiraum jenseits der Pflicht zur Wahrhaftigkeit räumt bis heute der Staat (Gesundheitspolitik) der Medizinwissenschaft ein, die ein X für ein U vormacht, die ein „gilt“ als „ist“ behauptet, die jetzt die geplante Ehe zwischen dem nicht nachgewiesenen Vogelgrippevirus und einem nicht nachgewiesenen humanen Grippevirus behauptet. ■

Welches Interesse hat jetzt auch noch die BÄK, sich an dieser Panikmache zu beteiligen? Innerhalb der letzten acht Jahre sind 62 (!) von einer Milliarde Asiaten an der „Vogelgrippe“ gestorben. Die Gefahr, von einem herabfallenden Dachziegel erschlagen zu werden, ist wesentlich größer, als an „Vogelgrippe“ zu erkranken. Warum fordert die BÄK keine Helmpflicht für alle?

Robin Schürmann (Arzt)

Dr. Stefan Lanka

Wehe, wehe, wenn ich auf den Pandemie-Plan sehe!

Uns sind die konkreten Pläne zur Vorbereitung einer Massenhysterie und eines Bürgerkrieges im Rahmen der inszenierten Vogelgrippe-Panik zugespielt worden, die mir das Blut gefrieren lässt.

Wie aus den Medien, den Wegbereitern der Panik zu hören ist, rechnen die Macher in der amerikanischen Seuchenbehörde, einer Abteilung des Pentagons und deren Handlanger in der WHO und in unseren Gesundheitsbehörden mit 2 bis 5 Millionen Toten alleine in Deutschland.

Die öffentliche Ordnung, der Verkehr und damit die Versorgung sollen aufgrund von Quarantäne-Maßnahmen und Hysterie planmäßig zusammenbrechen. Apotheken, in denen die zu Tode erschreckte Bevölkerung die vermeintliche Chemoprophylaxe gegen das Todesvirus vermutet, sollen vom Militär bewacht werden.

Es ist klar, dass alte und kranke Menschen, die zusätzlich zur Todesangst dann nicht mehr oder nicht ausreichend versorgt werden können, dieser

gezielten Panik als Erstes zum Opfer fallen werden. Den Rest wird ihnen und anderen geschwächten Menschen dann die Chemotherapie geben, die es nur für 5-30% der Bevölkerung auf Bezugschein geben soll und um die sich dann auf den Straßen die verängstigten Menschen schlagen werden. Ein Schelm, der in Bezug auf die unbezahlbaren Pensionen und die Alterspflege und die Alterspyramide Böses dabei denkt.

Wir tun unseren Teil, wie gehabt klein-klein und konstant, diesen Wahnsinn, die logische Konsequenz der Kapitalisierung der verbrecherischen Antibiose, ins Gegenteil - Harmonie und Rechtsstaatlichkeit - zu transformieren. Sollten unsere und Ihre Kräfte nicht ausreichen den geplanten Bürgerkrieg zu verhindern, mag manch einer hoffen, dass das organisierte Verbrechen mit Ehrenkodex - im Gegensatz zum Angst-Pharma-Kartell ohne jegliche Ehre - die Mafia, auf die Idee kommt, weißes Pulver (Kokain etc.) als Rettung vor dem Todes-Vogelgrippe-Virus reichlich und günstig auf den Markt zu bringen, damit der geplanten Panik die Kraft zum Bürgerkrieg um die vermeintlich rettende Moprophylaxe entzogen wird.

Letztendlich, und nun wieder Ernst, gibt es aber nur ein wirksames Mittel, das vor der Vogelgrippepandemie schützen kann: Es ist, worauf Emanuel Kant hingewiesen hat, der Mut sich seines eigenen Verstandes zu bedienen. ■



Virologe Dr. Stefan Lanka

Beschwerde gegen Bundesgesundheitsbehörden

Dr. Stefan Lanka Ludwig-Pfaustr. 1b D-70176 Stuttgart

An den Deutschen Bundestag
Petitionsausschuss
Platz der Republik 1
11011 Berlin

vorab via Fax, Stuttgart, den 15.8.2005

Beschwerde gegen Bundesgesundheitsbehörden

I. Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherheit

II. Robert Koch-Institut wegen

Erfolgteter Beteiligung (wider besseres Wissen) an der Panikerzeugung in der Bevölkerung im Zusammenhang mit



der global, u. a. durch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) und durch die Europäische Union (u. a. geplantes EU-Panik-Planspiel am 23./24.11.2005) vorangetrieben, konstruierten, virtuellen Gefährdung der Bevölkerung durch eine globale Vogelgrippepandemie:

A. Die als Tatsache behaupteten tödlichen Viren gelten nur als wissenschaftlich nachgewiesen, sind aber tatsächlich nicht naturwissenschaftlich nachgewiesen, trotz heutigem hohen Standard der Molekularbiologie im Hinblick auf die Möglichkeit des wissenschaftlichen Nachweises tatsächlich existenter Viren.

B. Die durch die Bundesgesundheitsbehörden, in der Vergangenheit insbesondere durch das RKI verbreiteten Panikzahlen der jeweils prognostizierten Grippetoten stehen in keinem Verhältnis zu den tatsächlich durch das Statistische Bundesamt in Wiesbaden erfassten Zahl der Todesfälle, die an oder im Zusammenhang mit einer Grippe gestorben sind.

C. Es ist geplant, in der Bevölkerung eine zusätzliche Panik dadurch zu erreichen, dass der Bevölkerung suggeriert wird, es ständen nicht hinreichende lebensrettende Medikamente zur Verfügung.

D. Die durch die Gesundheitsbehörden beschafften sog. antiviralen Medikamente sind höchststrikant. Der Einsatz antiviraler Medikamente kann nur zulässig sein, wenn tatsächlich ein direkter Virusnachweis zugrunde liegt, dem es nicht genügt, wenn ein Virus nur im internationalen wissenschaftlichen Konsens als wissenschaftlich nachgewiesen gilt, tatsächlich aber nicht naturwissenschaftlich, als tatsächlich existierendes Virus nachgewiesen worden ist.

Beschwerdegrund:

1. Vergeudung öffentlicher Mittel für die Anschaffung sog. antiviraler Medikamente gegen die global geplante Vogelgrippepandemie.

2. Gezielte Irreführungsangriffe gegen die Bevölkerung im ausgedehnten und systematischen Rahmen über die tatsächlich vorhandene naturwissenschaftliche Beweislage der geplanten Vogelgrippepandemie und vorsätzliche Panikerzeugung (Angsterzeugung) zu dem Zwecke, der schweren Verletzung der Grundrechte der Bevölkerung nach Grundgesetz Art. 2 Abs. 1, des Rechts auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, vorsätzlich wider besseres Wissen durchgeführt durch die Bundesgesundheitsbehörden, insbesondere des RKI, in der Hauptverantwortung von RKI-Präsidenten Prof. Dr. Reinhard Kurth.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich beschwere mich gegen die wider besseres Wissen erfolgte Beteiligung der Bundesregierung, der Bundesgesundheitsbehörde und insbesondere des Robert Koch-Institutes (RKI) in der Hauptverantwortung von Prof. Dr. Reinhard Kurth, an der durch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) vorangetriebenen globalen Panikerzeugung vor einer Vogelgrippepandemie, die bei gehäuft auftretenden, jahreszeitlich bedingten Schnupfen und Erkältungskrankheiten ausgerufen werden soll - zu dem Zwecke, durch Verängstigung der Bevölkerung und durch Panikerzeugung in der Bevölkerung durch die Bundesbehörden, das Grundrecht der Bevölkerung auf freie Entfaltung der Persönlichkeit und das Grundrecht auf Leben und körperliche Unversehrtheit vorsätzlich schwer zu verletzen.

Allen Beteiligten in den Bundesgesundheitsbehörden ist bekannt, dass es keinen naturwissenschaftlich Grund gibt, auch nur im Ansatz das Ausbrechen einer globalen, tatsächlich nicht nur virtuellen, sondern tatsächlich biologischen Vogelgrippepandemie zu vermuten.

Begründung:

Die Vogelgrippeviren und die humanen Grippeviren gelten bei der herrschenden Mehrheit der Schulmediziner als nachgewiesen, sind es aber in Wirklichkeit nicht.

Hier trifft genau dasselbe zu, was die Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt, als allgemein vorsätzlich verschwiegenes Wissen der Medizinwissenschaft und der Gesundheitsbehörden mit Datum vom 5.1.2004 in einem Schreiben an den Bundestagsabgeordneten Rudolf Kraus eingestanden hat - in Hinblick auf das nahezu 20 Jahre zuvor durch die US-Regierung am 23.4.1984 als naturwissenschaftlich nachgewiesen verkündigte sog. AIDS-Virus „HIV“ und 9 Jahre

Vogelgrippe - Bote einer tödlichen Epidemie?

Wie eine neue Supergrippe entstehen könnte

1 Virus wird von einem kranken Vogel auf einen Menschen übertragen.



2 Dieser Träger des Vogelgrippe-Virus steckt sich zufällig zusätzlich mit einem menschlichen Grippe-Virus an.



3 Das Erbgut beider Viren mischt sich. Die Übertragung von Mensch zu Mensch wird möglich, eine Pandemie droht.



Pandemie: länder- oder weltübergreifender Ausbruch einer Infektionskrankheit (Griechisch: pan demos = alles Volk)

Globale Pandemien

1918/19
Zwei Grippewellen breiten sich von den USA und Russland kommend aus. Rund 20 Millionen Menschen sterben.

1957/58
Rund eine Million Menschen sterben an der „Asiatischen Grippe“.

1968/69
Die „Hongkong-Grippe“ fordert etwa 700 000 Menschenleben.

1977/78
Von China und Russland ausgehend verbreitet sich die „Russische Grippe“, 700 000 Menschen sterben.

dpa · Grafik 9044

Immundefizienz-Virus (HIV) – im internationalen wissenschaftlichen Konsens – als wissenschaftlich nachgewiesen.“

Aber: „gilt“ ist nicht „ist“!

Und: Ein Konsens ist nicht fotografierbar!

Das ist den Bundesgesundheitsbehörden und der Medizinwissenschaft seit Jahrzehnten bekannt.

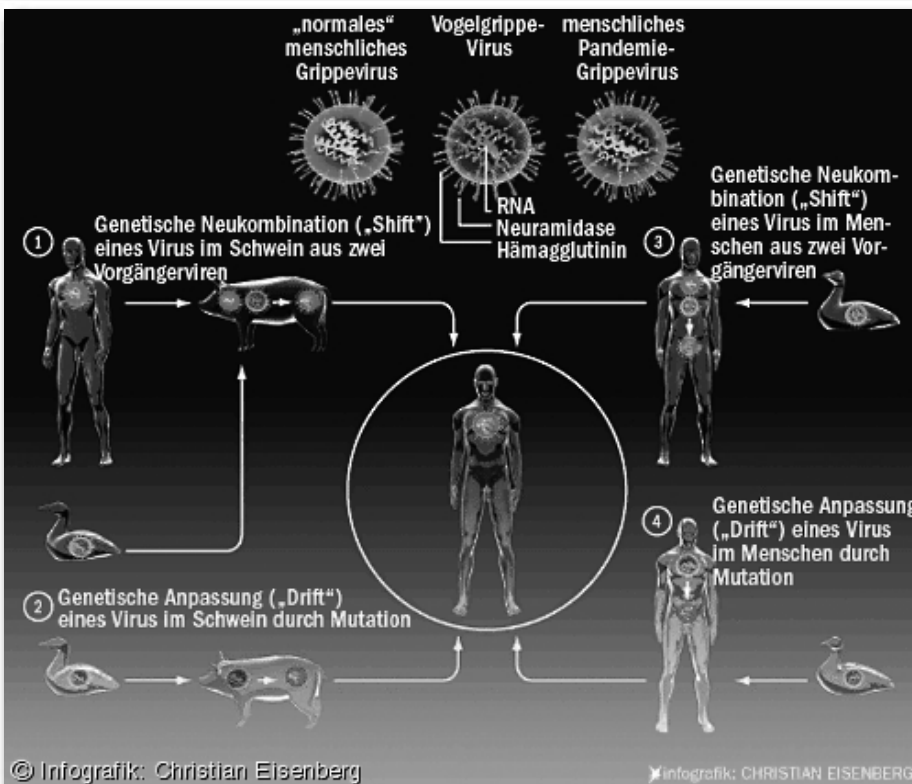
1996 hat der Deutsche Bundestag in einer Petitionsangelegenheit nachhaltig darauf bestanden, dass ein Konsens, hier der Konsens „HIV“ fotografierbar ist, bis die Bundesgesundheitsministerin mit Datum vom 5.1.2004 diesbezüglich nachwies, dass der Deutsche Bundestag 1996 in falsch verstandener Loyalität zu den Bundesgesundheitsbehörden sich an schwerwiegenden Irreführungen beteiligt hat.

Globale Folge dieser vorsätzlichen Beteiligung der Bundesregierung an der Irreführung bei der etwas, was nur als nachgewiesen gilt, wider besseres Wissen als tatsächlich nachgewiesen behauptet wird ist, dass insbesondere in Afrika Menschen, deren Krankheiten in schlechtem Trinkwasser und in Mangelernährung gründen, als durch ein (nur virtuelles, tatsächlich niemals naturwissenschaftlich nachgewiesenes) Todevirus („HIV“) infiziert behauptet werden, diesen Menschen tödliche antivirale Medikamente verabreicht werden und diese Menschen dann sterben.

Die Zahl der derartig unter duldender und aktiver Beteiligung der Bundesregierung getöteten Menschen in Afrika, des so genannten „menschlichen Gemüses“ (Human Vegetables), hat heute die Zahl der Opfer des bestialischen Verbrechens des Holocaust übertroffen, der durch den damaligen deutschen Staat betriebenen sog. Ausrottung der durch den damaligen deutschen Staat, wissenschaftlich begründet (Biologie, Medizin u. a.), als „Ungeziefer“ definierten Menschen.

Diese Ausrottung des menschlichen Gemüses (Human Vegetables), insbesondere in Afrika, die das bestialische Verbrechen des Holocaust mittlerweile zahlenmäßig übertroffen hat, wäre durch den Deutschen Bundestag vermeidbar gewesen:

Wenn der Deutsche Bundestag 1996 im Zusammenhang mit der Petitionsangelegenheit Pet 5-13-15-2002-010526, also vor 10millionenfacher Ausrottung des menschlichen Gemüses in Afrika, d. h. der Ausrottung von Menschen, die aufgrund von schlechtem Trinkwasser und Mangelernährung erkrankten, nicht hartnäckig die durch das RKI und das Bundesgesundheitsministerium behauptete Fotografierbarkeit eines



nachdem die Bundesgesundheitsbehörde ausdrücklich die Existenz von Fotos des isolierten HIV auf eine Anfrage hin behauptet hat.

Die Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt schreibt mit Datum vom 5.1.2004:

„Selbstverständlich gilt das humane

Konsens (die Fotografierbarkeit des „HIV“, welches zufolge der Bundesgesundheitsministerin vom 5.1.2004 nur ein Konsens ist), u. a. unter Zuhilfenahme des Bundeskriminalamtes u. a. am 15. Oktober 1996 in Dortmund, verteidigt hätte.

Die globale Vogelgrippepanik erfolgt heute nach dem modifizierten Schema des globalen AIDS-Konzeptes, ohne dass hier allerdings eine Verkündung der Virusentdeckung durch die US-Regierung zugrunde liegt, wie dieses am 23.4.1984 in Bezug auf die Begründung des internationalen wissenschaftlichen Konsens „HIV“ erfolgte.

Seit der US-Verkündung gilt dieses Virus („HIV“), ohne wissenschaftliche Überprüfung, als wissenschaftlich nachgewiesen.

Wer auf einen naturwissenschaftlichen Nachweis des behaupteten „HIV“ hinwirkt, wer hier die Erfüllung der an die Wissenschaft zu stellenden Anforderung der Wahrhaftigkeit und Überprüfung und Nachvollziehbarkeit fordert, wird durch die Bundesgesundheitsbehörden geächtet.

Wer von den wissenschaftlichen Bundesgesundheitsbehörden (RKI, PEI) Wissenschaftlichkeit fordert, wird geächtet.

Die Kontinuität der modifizierten Methode in den letzten gut 60 Jahren, der Ausrottung bzw. Entsorgung von als Ungeziefer, menschliches Gemüse und/oder nutzlose Esser definierten Menschen, unter der Herrschaft von Pseudowissenschaft und staatlichen und überstaatlichen Organen ist eine erschreckende Wirklichkeit, deren Fortsetzung durch einen demokratischen Rechtsstaat nicht geduldet werden darf, wie dieses gegenwärtig bei der Mitwirkung an der Verwirklichung der global geplanten Vogelgrippepandemie durch die Gesundheitsbehörden auf Bundes- und Landesebene in der Bundesrepublik Deutschland zu beobachten ist, erfolgt und geduldet wird.

Jeder Laie, der des Englischen mächtig ist, kann in der zugrunde liegenden wissenschaftlichen Publikation über den Nachweis des scheinbar gefährlichen Vogelgrippe-Virus Typ H5N1 (Characterization of an avian influenza A (H5N1) virus isolated from a child with a fatal respiratory illness, SCIENCE 279, 16.1.1998, 393-395; über das Internet frei verfügbar) nachlesen, dass in keinem der dokumentierten Experimente ein Virus auftaucht, sondern nur behauptete indirekte Nachweisverfahren angewandt werden, die ihrerseits niemals geeicht, d. h. validiert wurden.

Stattdessen werden durch den ge-



Thailand: Zehntes Todesopfer - nach Vogelgrippe? (AP)

zielten Umgang mit Zellen in Plastikschaalen ausgelöste Erscheinungen auf das Wirken des behaupteten Virus zurückgeführt und diese Erscheinungen vorsätzlich wider besseres Wissen mit der Existenz und Isolation des behaupteten Virus gleichgesetzt.

Dies trifft auf alle wissenschaftlichen Publikationen über die Behauptung sog. Influenza-Viren zu. In Lehrbüchern über Influenza-Viren wird der Nachweis dieser Viren auf das Jahr 1934 datiert, als die Elektronenmikroskopie und die Biochemie noch nicht zur Verfügung standen, Viren direkt nachzuweisen.

Jeder Laie, der des Englischen mächtig ist, kann in der zugrunde liegenden wissenschaftlichen Publikation über die Krankheitsverursachung des behaupteten gefährlichen Vogelgrippe-Virus nachlesen (Pathogenesis of Influenza A (H5N1) Virus Infection in a Primate Modell, Journal of Virology, July 2001, 6687-91, Vol 75, No. 14; über das Internet frei verfügbar), dass, wie bei allen dokumentierten Versuchen zum Nachweis der Krankheitsverursachung behaupteter Influenza-Viren, absurde Tierversuche getätigt werden - die unter keinen Umständen zu rechtfertigen sind - die bei exakt gleicher Durchführung mit gleichen Mengen an Flüssigkeiten, die nicht als infektiös behauptet werden, exakt die gleichen Schädigungen (und Tötungen) an den Versuchstieren hervorrufen, die von den Beteiligten als durch ein behauptetes Virus verursacht ausgegeben werden.

Auch Menschen würden, ohne Mitwirkung irgendeiner als Krankheitser-

reger behaupteten Mikrobe, erkranken und sterben, würde man den Menschen, in der gleichen Relation zum Körpergewicht, diese Flüssigkeitsmengen gleichermaßen wie den Tieren in den Tierversuchen verabreichen.

Mit Wissenschaft hat diese auf Robert Koch zurückgehende zynische Tierquälerei nichts gemeinsam.

Die von den Beteiligten vorgeschlagenen und unter enormen Aufwendungen öffentlicher Gelder bevorratete Chemoprophylaxe z. B. in Form von Neuramidasehemmstoffen oder Amantadin etc. erzeugen genau solche Erscheinungen im Rahmen der Symptome, z. B. starke Wesensveränderungen, Delirium, Halluzinationen, Aufregung, Krämpfe und Anfälle etc. bis hin zum Tod, welche als Folge einer Infektion durch sog. Influenza-Viren behauptet werden.

Dieses Grundmodell ist von „AIDS“ hinreichend bekannt. 1986 definierte die WHO, gefolgt vom internationalen wissenschaftlichen Konsens, die Nebenwirkungen des AIDS-Medikamentes AZT als AIDS definierende Krankheitssymptome. Tatsächlich verursacht das AIDS-Basis-Medikament AZT genau dasselbe, was dem internationalen wissenschaftlichen Konsens zufolge das HIV verursachen soll: *Zerstörung von weißen Blutzellen.*

Die von den Beteiligten wider besseres Wissen vorgeschlagenen und unter enormen Aufwendungen öffentlicher Gelder entwickelten und zu entwickelnden Grippe-Impfstoffe haben keinen nachgewiesenen Nutzen und stellen bei Injektion eine chronische Vergiftung dar,

Vogelgrippe

da, wie bei jeder Impfung als Hilfsstoffe verharmlöse Stoffe (Adjuvantien) in den Körper implantiert werden, die, wie z. B. Aluminiumhydroxid, organische Quecksilberverbindungen etc. nachweislich als Depot-Nervengifte wirken.

In alten, kranken, mangelversorgten und erschreckten Menschen kann und wird dies gefährliche Symptome bis hin zu Todesfällen verursachen.

Die geplante und durchgeführte Verknappung der Bevorratung der sog. Chemoprophylaxe auf 6 bis 30% der Bevölkerung wird, wie es in diversen Pandemieplänen vorgesehen ist, zu Verteilungskämpfen, sprich: zu Bürgerkrieg in der verängstigten Bevölkerung führen.

So ist beispielsweise in Österreich das Militär dazu vorgesehen z. B. Apotheken zu bewachen, in denen die erschreckte Bevölkerung die rettende Chemoprophylaxe vermuten wird und in entsprechend gesicherten Orten, die mittels Sirup zu einem Getränk aufbereitete Chemoprophylaxe auszugeben.

Goethe benennt diese altbekannte Praxis in Faust I:

Hier ward die Arznei, die Patienten starben

und niemand fragte wer genas?

So haben wir mit höllischen Latwergen

(Latwerg = Quecksilbermedizin auf Sirupbasis)

in diesen Tälern, diesen Bergen

weit schlimmer als die Pest getobt.

Ich habe selbst das Gift an Tausende gegeben,

sie welkten hin, ich muss erleben,

dass man die frechen Mörder lobt.

Durch die von der WHO und den Beteiligten durch die Ankündigung einer Grippepandemie auszulösende Panik droht, wie in den Pandemieplänen vorgesehen, für längere Zeit die Versorgung und damit das öffentliche Leben zusammen brechen zu lassen.

Die durch niemanden und keine Instanz kontrollierte WHO rechnet mit einer Dauer der künstlich ausgelösten Grippepandemie von ein bis drei Jahren.

Die Folgen für Gesundheit und Leben der Bevölkerung und für die Demokratie sind für alle Beteiligte offensichtlich.

Die einzig offene Frage ist, ob mit dem geplanten Genozid der hauptsächlich älteren und kranken Bevölkerung das Problem der unbezahlbaren Renten, der Altersversorgung und der Alterspyramide gelöst werden soll.

Ich lege Beschwerde gegen die geldvergeudende, menschenverachtende Beteiligung der Bundesregierung an

USA bereiten sich auf Vogelgrippe-Pandemie vor

Die USA wollen mindestens 6,5 Milliarden Dollar für Vorsorgemaßnahmen gegen eine befürchtete Grippe-Pandemie ausgeben. Das berichtet die „Neue Züricher Zeitung“ (NZZ, Onlineausgabe). Präsident George W. Bush wolle mit einer „umfassenden Strategie einen Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung im Fall eines plötzlichen globalen Grippe-Ausbruchs verhindern“.

Im Mittelpunkt des Plans stünden nach Informationen aus dem Weißen Haus eine Verbesserung der Impfstoffvorsorge, ein mögliches Reiseverbot und Restriktionen gegen den Welthandel. Auch sollen die Behörden in den amerikanischen Einzelstaaten genaue Anweisungen erhalten, welche Personen mit den begrenzten Beständen der Grippemittel Tamiflu und Relenza versorgt werden sollen. An erster Stelle stehen Beschäftigte in der Produktion von Grippe-Impfstoffen, Ärzte und Pfleger, Polizisten und Rettungssanitäter. Der Plan verlange von jedem Einzelnen einen Beitrag, sich im Fall einer Pandemie sinnvoll zu verhalten, sagte der Sprecher des Weißen Hauses, Trent Duffy am Dienstag. Die Amerikaner hätten die Tradition, im Fall einer Krankheit hart gegen sich selbst zu sein. „Man tut aber weder sich selbst noch dem Land einen Gefallen, wenn man krank zur Arbeit geht“, sagte Duffy.

„Seit sich die Welt durch die Vogelgrippe bedroht sieht, klingeln bei der Erfinderfirma des Gegenmittels Tamiflu die Kassen. Zu den Gewinnern gehört auch US-Verteidigungsminister Donald Rumsfeld“, berichtete „Spiegel online“. Rumsfelds Vermögen habe sich einem Bericht des US-Magazins „Fortune“ zufolge in den vergangenen sechs Monaten um eine Million Dollar erhöht. Der Pentagon-Chef habe demnach maßgeblich von seiner Aktien-Beteiligung am Biotech-Unternehmen Gilead Science profitiert. In den Laboratorien des an der US-Technologiebörse Nasdaq notierten Unternehmens sei das Grippemittel Tamiflu entwickelt worden. Mittlerweile habe der Schweizer Pharmakonzern Roche den Vertrieb übernommen. Gilead kassiert Lizenzgebühren. „Das Tamiflu-Geschäft entwickelt sich glänzend, seit weltweit die Angst vor der Vogelgrippe grassiert. In den vergangenen drei Monaten steigerte Gilead seine Lizenzerlöse gegenüber dem Vorjahr um satte 70 Prozent auf 26,2 Millionen Dollar. Allein Tamiflu erzielte dabei einen Wert von 12,1 Millionen Dollar“, schreibt „Spiegel online“ weiter. Im dritten Quartal 2004 hätten die Einnahmen mit dem Medikament noch bei mageren 1,7 Millionen Dollar gelegen. Die Beziehung zwischen dem US-Verteidigungsminister und dem Biotech-Unternehmen beschränke sich nicht auf Anteilsscheine. „Bevor Rumsfeld 2001 Verteidigungsminister im Bush-Kabinett wurde, saß er vier Jahre als Chairman dem Gilead-Board vor. Dass politische Schwergewichte in der Chefetage von Gilead sitzen, hat dabei fast schon Tradition. George P. Shultz, von 1982 bis 1998 Außenminister der USA, sitzt ebenfalls im Board“, heißt es in dem Bericht weiter. Rumsfeld jedenfalls wisse um einen möglichen Interessenkonflikt. Laut einem Pentagon-Memorandum will er sich nicht an Entscheidungen beteiligen, die mit vorbeugenden Maßnahmen gegen die Vogelgrippe und mit Gilead zu tun haben. An seinem Aktienpaket indes halte er fest.

(Facharzt.de, 01.11.2005 15:11 / js)

Kommentar überflüssig!

dieser Grippeviruspandemiepanik ein, bei der vorsätzlich die an die Wissenschaft zu stellenden Grundanforderungen der Wahrhaftigkeit und der Überprüfbarkeit und Nachvollziehbarkeit, zum schweren Schaden für die Bürger der Bundesrepublik Deutschland, in blinder Gehorsamsunterwerfung der Bundesgesundheitsbehörden unter dem menschenverachtenden, global herrschenden Zeitgeist, der schlimmer als die Pest tobt (s. o.: Goethe, Faust I), verletzt werden:

1. Es existiert kein direkter natur-

wissenschaftlicher Nachweis des behaupteten Vogelgrippevirus oder eines anderen Influenza-Virus. Indirekte Nachweisverfahren bedürfen zur Gültigkeit der Eichung am direkt Nachgewiesenen.

2. Außer habilitierter Kaffeesatzleselei besteht keine wissenschaftlich begründete Annahme der Vermutung eines globalen Ausbruchs einer Vogelgrippepandemie, die auf den Menschen überspringt.
3. Hier erfolgt durch die Bundesregierung in der Bevölkerung eine

vorsätzliche, menschenverachtende Panikerzeugung wider besseres Wissen.

Die wissenschaftlichen Bundesgesundheitsbehörden, insbesondere das Robert Koch-Institut in der Hauptverantwortung des RKI-Präsidenten Prof. Kurth legen – gegen Grundgesetz Art. 20 Abs. 3 gewendet – die grundgesetzlich gesicherte Freiheit der Wissenschaft für das RKI als eine Freiheit von der Pflicht zur Wahrhaftigkeit und eine Freiheit von der Wissenschaftlichkeit, d. h. von der Überprüf- und Nachvollziehbarkeit aus.

Ein solches pseudowissenschaftliches Verhalten, das die Freiheit der Wissenschaft als Freiheit von der Wissenschaftlichkeit (Überprüf- und Nachvollziehbarkeit) und von der Pflicht zur Wahrhaftigkeit auslegt, ist den wissenschaftlichen Bundesgesundheitsbehörden, u. a. dem RKI, durch das Gesetz nicht eröffnet und steht im fundamentalen Widerspruch zu den Anforderungen, die unsere grundgesetzlich abverlangte staatliche Ordnung an Bundesbehörden stellt und die der Deutsche Bundestag als Kontrollorgan der Bundesregierung an die Bundesregierung und deren Behörden stellen muss, auch wenn der Deutsche Bundestag 1996 die Fotografierbarkeit eines Konsens hartnäckig, unter Zuhilfenahme des BKA und erfolglosem Versuch der Zuhilfenahme der Psychiatrie (Psychiatrischer Dienst des Gesundheitsamtes der Stadt Dortmund) verteidigt hat.

Die Vorgänge im Jahre 1996, vor 10millionenfacher Ausrottung von menschlichem Gemüse (als methodische Weiterentwicklung der deutschen Ausrottung menschlichen Ungeziefers vor gut 60 Jahren), insbesondere in Afrika, sind (nicht nur) in den Archiven des Deutschen Bundestags, Petitionsausschuss, unter dem o. g. GZ, auf Dauer hin dokumentiert.

Ich beschwere mich dagegen, dass die Bundesgesundheitsbehörden im Umgang mit der Vogelgrippepanik nicht der Wahrhaftigkeit und der Wissenschaftlichkeit (Überprüfbarkeit- und Nachvollziehbarkeit) unterworfen sind und den Bundesgesundheitsbehörden im Zusammenhang mit der Vogelgrippepanik, ein durch Grundgesetz, Gesetz und Recht nicht eröffneter Freiraum für Handlungen gegen die Menschlichkeit, für Handlungen gegen die Bürger der Bundesrepublik Deutschland eröffnet wird und dieser nicht gerechtfertigte Freiraum für Handlungen gegen die Grundrechte der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland durch die Bundesregierung eröffnet und geduldet wird.

Ich erwarte, dass der Deutsche



Verdacht auf Vogelgrippe: In China wurden 1,1 Millionen Tiere untersucht (AFP)

Bundestag von der Bundesregierung zwingend abverlangt, dass die Bundesregierung wiederum von den wissenschaftlichen Bundesgesundheitsbehörden, die dem Bundesministerium für Gesundheit unterstehen, die an Wissenschaft zwingend zu stellende Verpflichtung zur Wissenschaftlichkeit, d. h. zur Wahrhaftigkeit und Überprüf- und Nachvollziehbarkeit bei den durch die wissenschaftlichen Bundesgesundheitsbehörden (RKI, PEI u. a.) getätigten politisch und administrativ relevanten Tatsachenaussagen abverlangt, auch im Zusammenhang mit Tatsachenaussagen durch die wissenschaftlichen Bundesgesundheitsbehörden im Zusammenhang mit der global geplanten, nur virtuellen Vogelgrippepandemie und beispielsweise die Behauptung der Fotografierbarkeit eines Konsens durch die wissenschaftlichen Bundesgesundheitsbehörden nicht wieder duldet und

nicht wieder sichert, wie es der Deutsche Bundestag 1996 (GZ, s. o.) nachhaltig tat, als der Deutsche Bundestag (Büro des Petitionsausschuss) das Bundeskriminalamt und die Psychiatrie gegen denjenigen einsetze, der die durch den Deutschen Bundestag gefestigte Behauptung der Fotografierbarkeit eines Konsens, der Fotografierbarkeit von etwas Virtuellem, was nur „gilt“ aber nicht als „ist“ behauptet werden kann und darf („HIV“; siehe Schreiben der Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt ca. acht Jahre später, vom 5.1.2004), aufgrund der schwerwiegenden, gegen das Lebensrecht gewendeten Folge der Tatsachenbehauptung der Fotografierbarkeit eines Konsens nicht geduldet hat.

Mit freundlichen Grüßen
Dr. Stefan Lanka

Wo kommen die vielen APOLLO-Fotos her?



Panoramabild von APOLLO 11, zusammengesetzt aus Einzelbildern. Frage: Wo sind eigentlich die Berge geblieben, die um das Landegebiet vorhanden sein müssten?

Es gibt eine derart große Zahl von Widersprüchen, Falschaussagen und Unmöglichkeiten zum APOLLO-Projekt der bemannten Mondflüge in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, dass man mit Fug und Recht behaupten kann: Die APOLLO-Flüge zum Mond haben niemals stattgefunden! Ich habe die einzelnen Punkte in meinen beiden Büchern „Die dunkle Seite von APOLLO“ und „Die Schatten von APOLLO“ ausführlich dargelegt. Einer der Punkte, den ich hier etwas ausführlicher behandeln möchte, betrifft die Fotos, die uns als „Beweis“ von der NASA geliefert werden, dass amerikanische Astronauten unseren Mond betreten haben.

Die APOLLO-Fotos „vom Mond“ zeigen US-Astronauten und die Mondlandefähre (LEM) in unwirtlichem Gelände. Meist sind sie (trotz „exotischer“ Lichtverhältnisse) hervorragend ausgeleuchtet, die agierenden Astronauten (oder fotografierten Geräte, Felsbrocken usw.) jeweils perfekt in der Bildmitte platziert, das Arrangement von Astronauten, Fähre, Mondrover, Geräten usw. wie von Star-Regisseuren drapiert. Wie ist das möglich gewesen, was stimmt und was nicht?

Zunächst einmal müssen wir feststellen, dass in der Öffentlichkeit von den APOLLO-Missionen gerade mal rund ein paar Handvoll Fotos allgemein bekannt sind. Es sind die werbewirksam damals von der NASA an die Medien vergebenen Bilder. Tatsächlich gibt es jedoch mehr als 14.000 Fotos von den Missionen, und seltsamerweise werden es immer noch fast täglich mehr in den NASA-Internetz-Bildarchiven, sodass man sich langsam fragen muss, wo diese rund fünfunddreißig Jahre lang unerkannt gelagert waren? Ich will der NASA nicht unterstellen, dass sie selbst heute noch nachträglich APOLLO-Fotos produziert, aber seltsam ist es doch.



Im ARD-Studio während der Direktübertragung der Landung von APOLLO 11 hatte man ein Modell des Landegebietes angefertigt. Hier sind die umgebenden Berge - die auf den Fotos zu sehen sein müssten! - noch vorhanden.

Betrachten wir einmal die Umstände, unter denen die Fotos von „der Mondoberfläche“ gemacht wurden (auf die Fotos aus dem All will ich hier aus Platzgründen nicht eingehen).

Zunächst die Kameras, die dafür zum Einsatz kamen: Es waren Hasselblad-Kameras vom Typ 500 EL/70 mit 60 mm-Zeiss-Objektiven. In der damaligen Zeit war dieses Modell die modernste und beste Kamera der Welt. Teilweise kam später ein 500-mm-Teleobjektiv hinzu. Fotografiert wurde auf Kodak-Ektachrome-Rollfilme, schwarz-weiß und in Farbe.

Allerdings waren die eingesetzten Kameras etwas modifiziert: Sie besaßen keine Sucher und waren zum „Schutz vor übermäßiger Erhitzung“ silbern lackiert.

Die damaligen Kameras besaßen noch keine Programmautomatik wie heutige Kameras. Von der Entfernung (Schärfe) über Blende bis zur Verschlussgeschwindigkeit musste alles manuell eingestellt werden.

Die Kameras waren in einer speziellen Halterung vor der Brust der Astronauten befestigt und wurden dort von dem jeweiligen Astronauten ausgelöst. Das heißt: Der Astronaut musste

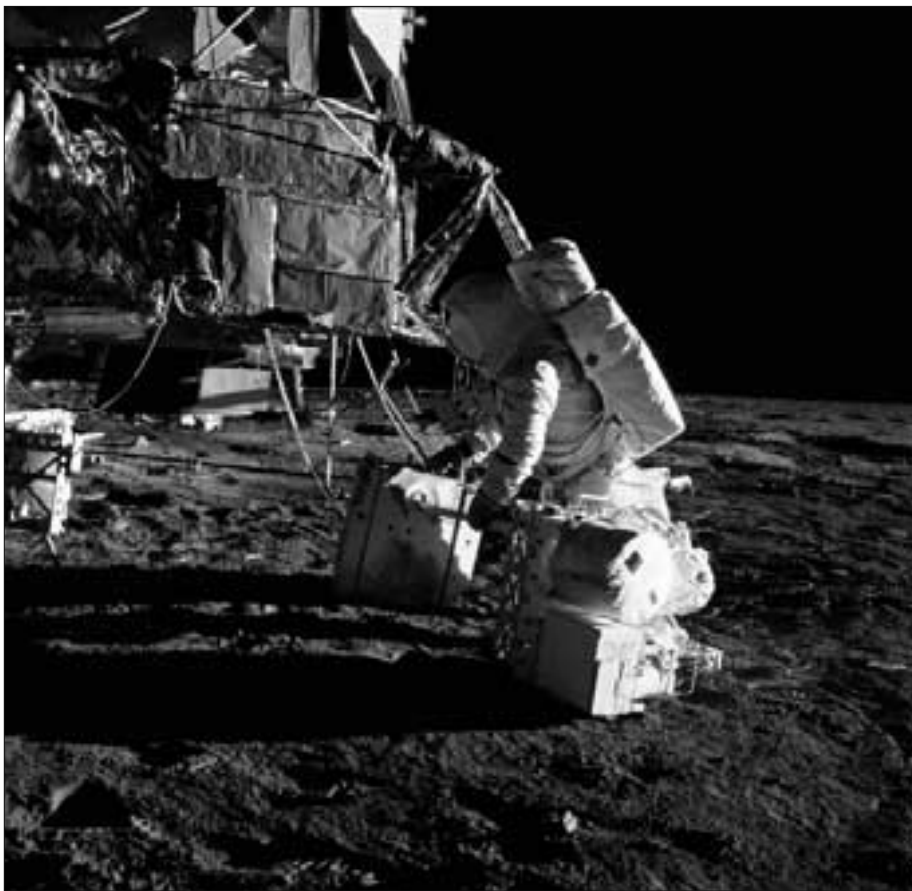
„blind“ fotografieren, auf gut Glück, in der Hoffnung, das zu fotografierende Objekt getroffen zu haben. Das mag funktionieren, um eine Landschaft zu fotografieren, aber um nähere Objekte passgenau in der Bildmitte zu treffen, gehört schon eine gehörige Portion Glück dazu. Die NASA argumentiert hierzu, dass die Astronauten auf der Erde monatelang das Fotografieren in dieser Art trainiert hätten. Gut, mag sein. Verdächtig ist es allemal, wenn gut platzierte Gegenstände (oder der jeweils andere Astronaut) bildmittig fotografiert sind, ohne dass im Filmmagazin mehrere „verfuschte“ Bilder vorhanden sind. Von der Logik her würde ich ein Objekt, das ich fotografieren will und nur gefühlsmäßig anpeilen kann, mehrfach fotografieren, dabei die Kamerarichtung immer etwas verändernd, in der Hoffnung, dabei wenigstens ein gut getroffenes Bild zu erhalten. Und ohne Objektpeilung ein Foto zu machen, auf dem (von unten nach oben fotografiert) die Erdkugel über dem Fahnenmast der



Ausstieg von Buzz Aldrin (APOLLO 11) aus der Fähre. Die Ausstiegsseite liegt im Schatten. Wieso ist Aldrin trotzdem so gut ausgeleuchtet?



Nicht nur bei APOLLO 11, auch bei APOLLO 12 reicht der Schatten der Fähre bis zum Horizont, ein Zeichen dafür, wo die Halle zu Ende ist und die schwarze Hintergrundwand beginnt.



Alan Bean (APOLLO 12) bei der Fähre. Wieso hat das Triebwerk keinen Krater in den Boden gebrannt – oder wenigstens Staub und Steine weggeblasen, sodass Fußspuren bis unter die Fähre erkennbar sind? (Die Düse hat einen Durchmesser von rund einem Meter, die Dimensionen entsprechen der einer Mittelstreckenrakete).

aufgestellten US-Flagge steht, dürfte fast unmöglich sein, da bereits eine kleine Fehlhaltung der Kamera dieses Arrangement verhindern würde. Trotzdem existiert ein solches Foto. Also alles auf gut Glück gemacht?

Tatsache ist allerdings, dass sich unter den tausenden APOLLO-Fotos durchaus auch solche befinden, die als „verunglückt“ angesehen werden können. Aber fast alle sind scharf eingestellt und die Belichtung stimmt. Verwackelt ist so gut wie keines, trotz der gigantischen Bildmenge.

Was haben die Astronauten eigentlich bei ihrem monatelangen Fotografiertaining gelernt? Nur die Peilung? Betrachtet man sich die APOLLO-Fotos, so kommt der Verdacht auf, dass jeder Hobby-Knipser besser Bescheid weiß als die Astronauten, denn sie fotografierten ganze Bildserien gegen die Sonne, obwohl diese auf dem Mond wegen der fehlenden Atmosphäre rund zwanzig Prozent heller strahlt als auf der Erde! Demgemäß zeigen solche Gegenlichtaufnahmen dann nur Lichteinfall und Objektivreflexe. Gerade bei einer Mission, die zwangsläufig nur eine begrenzte Filmmenge mitführte, muss ein solcher Verschleiß befremdend wirken. Fanden die APOLLO-Missionen jedoch nur auf der Erde statt, in Hallen oder im Freien bei Dunkelheit und Flutlichtscheinwerfern, so würde das die Leichtsinnigkeit der Astronauten erklären, gegen „die Sonne“ zu fotografieren, denn Scheinwerfer wirken nun mal auf einen Fotografen nicht gefährlich. Und wegen eventuell zu wenigem Filmmaterial bräuchten sie sich auch keine Sorgen zu machen.

Wie hatten die Astronauten eigentlich so perfekt die Belichtung einstellen können? War es nur auf „Verdacht“? Schließlich wusste vor APOLLO kein Mensch, welche Blende und Verschlussgeschwindigkeit optimale Voraussetzungen für gelungene Fotos bieten würden. Die Astronauten konnten schließlich nicht mal kurz einen Film entwickeln, um weitere Fotos fehlerfrei zu machen. Falsch eingestellte Werte mussten sich zwangsläufig auf die ganze Filmserie auswirken. Im ungünstigsten Fall wäre wegen falscher Belichtung kein einziges Foto (zumindest von der ersten Mission) verwendbar gewesen.

Es weiß jeder, der schon einmal mit einem manuell einstellbaren Fotoapparat fotografiert hat, dass ein Film durch eine falsch eingestellte Blende recht schnell über- oder unterbelichtet werden kann, gerade in extremen Belichtungssituationen, und auf dem Mond dürften durchaus extreme Situationen bestehen.

APOLLO-Fotos

Selbstverständlich ist durch eine nachträgliche Filmbearbeitung oftmals noch etwas zu retten, aber bei den APOLLO-Fotos war das wohl nicht nötig. Mit Ausnahme der Gegenlichtaufnahmen und einiger weniger zu dunklen Fotos sind fast alle Fotos einwandfrei belichtet, und das, obwohl die Astronauten weder Belichtungsmesser noch Blitzlichtgeräte dabei hatten!

Verblüffend ist auch die Menge der (bisher) bekannten APOLLO-Fotos. Als Beispiel sei hier APOLLO 11 genannt. Die beiden Astronauten Neil Armstrong und Buzz Aldrin befanden sich gerade mal rund zwei Stunden „auf dem Mond“ (einschließlich der Zeit in der Fähre), doch in diesem kurzen Zeitraum hatten sie knapp 600 (sechshundert!) Fotos gemacht. Schaffen Sie das in dieser Zeit, so ganz nebenbei während Ihrer Arbeit? Denn Filmwechsel gehören ja auch noch dazu. Man hat fast den Eindruck, dass die Astronauten die ganze Zeit immer nur den Finger am Auslöser hatten – obwohl sie doch eigentlich mit anderen Dingen beschäftigt waren und nur eine begrenzte Zeit zur Verfügung stand. Sie sammelten schließlich laufend irgendwelches Gestein ein, waren mit Gerätschaften beschäftigt oder fuhren (ab Mission 15) mit dem Mondrover durch die Gegend. Doch auch während der Roverfahrten



Die Handschuhe eines APOLLO-Raumanzuges. Links der Innenhandschuh, rechts der Überhandschuh. Dass man damit keine feinmotorischen Arbeiten verrichten konnte, liegt wohl auf der Hand.

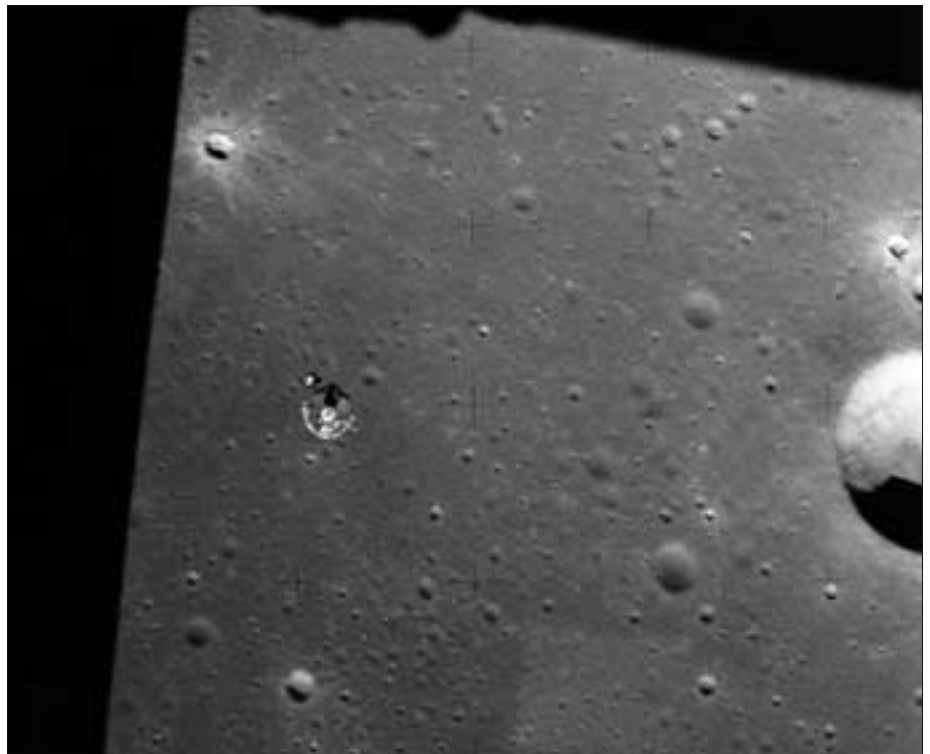
wurde „auf Teufel komm raus“ fotografiert, ein Bild nach dem anderen, obwohl sich dabei die Landschaft kaum veränderte und zusätzlich die Videoaufzeichnung der TV-Kamera auf dem Rover existierte, die vom Kontrollzentrum in Houston ferngesteuert wurde. Unverständlich ist dieser Filmverbrauch schon, denn was wäre gewesen, wenn die Astronauten nach längerer Fahrt ein hochinteressantes Objekt gefunden hätten und es nicht fotografieren konnten, weil sie ihre Filme bereits während der stinklangweiligen Fahrt verbraucht hatten?



Pete Conrad von APOLLO 12: Wer hat ihn fotografiert? In seinem Helmvisier spiegelt sich kein Fotograf, sondern nur die Fähre!

Dazu kommen wir zu einem weiteren Punkt. Die Astronauten waren in ihren unförmigen Schutzanzügen unterwegs, die Kamera auf der Brust festgeschnallt, und betätigten diese mit ihren Handschuhen. Aufgrund des verfügbaren Filmmaterials ist zu erken-

nen, dass sie die Kameras nie aus ihrer Halterung genommen und freihändig fotografiert hatten. Nun darf man sich jedoch nicht vorstellen, dass die Raumanzüge flexible leichte Handschuhe besaßen, etwa wie wir sie im Winter benutzen. Obwohl auch mit normalen



Wer fotografierte das Service-Modul von APOLLO 15 über dem Mond? Die Landefähren tauchten nach dem Abkoppeln nach unten hin weg, konnten also das Servicemodul, das in der Mondumlaufbahn verblieb, nicht aus dieser überhöhten Position fotografieren.



Wieso verwendete die NASA eigentlich Landefähren (hier von APOLLO 15), die bereits deutliche Roststellen zeigen?

Handschuhen bestimmte Tätigkeiten zumindest stark erschwert sind. Nicht umsonst haben Sicherheitsbeauftragte in Firmen ihre liebe Not, um ihre Mit-

arbeiter im technischen Bereich davon zu überzeugen, Schutzhandschuhe zu tragen. Bereits eine Hausfrau kann ein Lied davon singen, wie wenig man mit



Die „von der Mondoberfläche“ zurückgestartete Retrokapsel von APOLLO 16 kurz vor dem Andockmanöver an das Servicemodul. Und uns will man weismachen, solch ein Trümmerhaufen sei raumflugtauglich!

Gummihandschuhen machen kann. Und diese Handschuhe sind alle relativ flexibel, im Vergleich zu den Astronauten-Handschuhen. Diese bestanden aus zwei ineinander steckenden Handschuhkomponenten, die aus mehreren Schichten Plastik und Textil bestanden. Die vorderen Fingerkuppen der Innhandschuhe waren aus Weichgummi gefertigt, zusätzlich war die Beweglichkeit durch ein eingebautes bewegliches Plastikgerüst eingeschränkt. Mit diesen Handschuhen ließen sich nur gröbste Arbeiten verrichten, beispielsweise Steine aufheben oder die Geräte aufstellen, die durch das Ziehen einer Reißleine aus der Fähre ausgeklinkt wurden.

Bezogen auf die Kameras lässt sich noch nachvollziehen, dass der Auslöser gedrückt werden konnte. Wie jedoch mit diesen unförmigen Handschuhen, in denen der Träger keinerlei Gefühl entwickeln konnte, diffizile Handgriffe wie Blenden- oder Entfernungseinstellungen vorgenommen werden konnten, bleibt rätselhaft.

Weitere Punkte:

- Gute Bildausleuchtung trotz fehlender Scheinwerfer.
- Objektausleuchtung durch Spot-scheinwerfer.
- Perfekte Ausleuchtung der Schattenseite bei Gegenlichtaufnahmen trotz fehlender Blitzlichtgeräte.
- Vernebelte Aufnahmen.
- Bilder mit „Halo“-Reflexen, die im Regelfall nur entstehen können, wenn das Objektiv durch Wasserdampf beschlägt.
- Fotos, bei denen der Fotograf fehlt (weil sich der andere Astronaut aufgrund von Video-Vergleichsaufnahmen ganz woanders befindet).
- Und was war mit der radioaktiven Strahlung, die jedes Filmmaterial schädigt?
- Und wie hielten die Filme die Temperaturunterschiede von rund -100 bis +100 Grad Celsius aus?

Gernot L. Geise

Die dunkle Seite von Apollo

Michaels Verlag,
Peiting
ISBN 3-89539-607-9

Die Schatten von Apollo

Michaels Verlag,
Peiting
ISBN 3-89539-619-2



Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten

Wehrkirche in Kleinzwettl

Kleinzwettl liegt abseits der geläufigen Reiserouten im niederösterreichischen Waldviertel, nahe der Grenze zu Tschechien, im nördlichsten Zipfel Österreichs.

Wenn der Tourist an Österreich denkt, sieht er meist ein Land hoher Berge, klarer Seen und Flüsse und im Winter perfekter Skipisten. Das Waldviertel ist weniger spektakulär, eher besinnlich und eher mystisch, wenn man die richtige Einstellung dazu findet. Wir haben hier ein uraltes Gebirge, abgeschliffen auf Mittelgebirgsniveau mit Steinen und alten Plätzen, die noch geomantisch wirksam sind. Und wir finden alte Städte und Burgen, die von einer bewegten Geschichte im Mittelalter zeugen. In diese bewegte Geschichte passt auch die Wehrkirche von Kleinzwettl.

Was ist das Besondere an dieser Kirche? Die Kirche liegt abseits vom Dorf auf einem kleinen Hügel, umgeben von einer Mauer. Das Tor in der Mauer ist noch mit Zinnen bewehrt (Bild 1). Zur Mauer gehören Wall und Graben, die jedoch zum großen Teil abgetragen sind. Die Kirche wird daher als Wehrkirche bezeichnet.

Ursprünglich war der Bau romanisch. Um 1400 erfolgte ein Umbau zum gotischen Stil. Seitdem wurde wohl nichts mehr verändert, kein Wunder in dieser armen, von Krieg, Pest und Besitzstreitigkeiten gepeinigten Landschaft. So sehen wir hier eine Kirche, die sich noch weitgehend im Urzustand befindet.

Unter der Kirche befindet sich ein Erdstall, der nur vom Innenraum der Kirche her zu betreten ist. Dazu muss eine Bodenplatte des Kirchenbodens gehoben werden, die den Einstieg freigibt (Bild 2).

Es ist zu vermuten, dass der Erdhügel und die Befestigung schon vor dem Bau der Kirche bestanden. Der Erdstall ist aus dem Grundgestein gehauen (Bild 3). Ein Teil unter der Kirche ist aus Stein gemauert (Bild 4). Das erscheint mir nur möglich, wenn dieser Teil des Erdstalls schon vor dem Bau der Kirche bestand.

Heimatforscher nehmen an, dass es sich ursprünglich um einen so genannten Hausberg handelte, von denen es



Bild 1: Die Wehrkirche in Kleinzwettl. Das Tor in der Mauer ist noch mit Zinnen bewehrt



Bild 2: Erdstall, der nur vom Innenraum der Kirche her zu betreten ist.

mehrere in der Umgebung gibt, auch mit Erdstall. Die Erbauer dieser Hausberge sind aufgrund fehlender Dokumente unbekannt.

Es ist anzunehmen, dass es sich um befestigte Höfe handelte, die während der so genannten Kolonisationszeit zur

Erhaltung und Verteidigung des besetzten Landes dienten.

Von der kolonisierten (d. h. zwangschristianisierten) ursprünglichen Bevölkerung ist mir nichts bekannt. Die Lage des Hügels jedoch, auf dem die Kirche in Kleinzwettl steht, deutet darauf hin,



Bild 3: Der Erdstall ist aus dem Grundgestein gehauen.



Bild 4: Ein Teil unter der Kirche ist aus Stein gemauert.



Bild 5: Ein Templer-Tatzentkrenz auf einer Säule in der Kirche (hintere Säule oben)

dass es sich um einen Versammlungs-, Richt- oder Kultplatz aus lange vergangener Zeit handeln könnte, der in der Folge überbaut und damit christianisiert wurde, und wo natürlich alle Zeugnisse einer vorchristlichen Vergangenheit getilgt wurden.

So ist auch die Frage nach Ursprung und Zweck dieses Erdstalls nicht zu beantworten. Das gilt für alle Erdställe. Davon gibt es viele, sowohl im Waldviertel, als auch in anderen Gebieten Deutschlands und Österreichs.

Waren es Grabungen für Einweihungsriten aus vorchristlicher Zeit? Wurden dort Nahrungsmittel temperiert gelagert? Waren es Verstecke für Wertgegenstände in Krisenzeiten? Waren es Verstecke für Personen in Krisenzeiten? Für Kleinzwettl ist Letzteres auszuschließen, da die Belüftung nicht für einen längeren Aufenthalt ausreicht. Bei Arbeiten den Rundgang freizulegen, musste nach einer Stunde abgebrochen werden, weil der Sauerstoff knapp wurde. Ich verweise Interessierte am Geheimnis der Erdställe auf die entsprechende Literatur oder Internetseiten.

Die Kirche zeigt einen weiteren interessanten Aspekt. Wir finden deutliche Spuren der Templer. Ich zitiere aus dem Buch „Die Templer in Österreich“ von Neundlinger und Müksch:

„Gleichwohl auch hier kein urkundlich nachweisbarer Zusammenhang mit den Templern besteht, könnte dies eine Niederlassung der Templer gewesen sein. Dafür gibt es einige konkrete Hinweise: Neben dem jetzigen Eingangstor ist der alte romanische Türsturz, der ein Tatzentkrenz im Positivrelief zeigt, als Schaustück eingemauert. Dieser Stein diente seit der Gotisierung als Trittstufe und war damit vor Zerstörung sicher. An der Fassade finden sich ebenfalls zwei große und weithin sichtbare Tatzentkreuze im Putz.“

Ich füge noch einen weiteren Hinweis hinzu. Ein Tatzentkrenz auf einer Säule (Bild 5). Interessant ist die Frage, ob es einen Zusammenhang zwischen den Templern und diesen oder anderen Erdställen gibt?

So kommen Sie hin:

Fahren Sie auf der A1, Salzburg-Wien, bis Abfahrt 123, Amstetten. Folgen Sie der Fernstraße 119 nach Norden bis Weitra. Biegen Sie in Weitra nach Nordost auf die Fernstraße 41 ab und fahren bis Schrems. In Schrems folgen Sie der Verbindungsstraße 30 nach Heidenreichstein. Bleiben Sie auf dieser Straße bis zum Ort Ruders. In Ruders biegen Sie rechts ab nach Gastern. In Gastern folgen Sie der Beschilderung nach Kleinzwettl.

Die Kirche ist verschlossen. Der Schlüssel befindet sich in Haus Nr. 44, ein Bauernhaus unterhalb der Kirche.

(Wilfried Augustin)

EFODON
www.efodon.de

Syneſis

5
110 M€

15 Jahre EFODON e.V.

Die Beweise für Schillers Ermordung

Steinzeit
Die dramatische Geschichte einer unverstandenen Epoche

Verbietet uns die Wissenschaft humanoide Außerirdische?

Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten

Die Muttergöttin und ihr Bezug zum vorpharaonischen Ägypten

Könnten Keltenschanzen Tornados verhindern?

Könnte man mit dem Wissen der Kelten Unwetter und Wirbelstürme vermeiden?

Diese Frage stellte ich mir in meinem Inneren schon lange, aber erst jetzt spreche ich sie ein erstes Mal aus.

Die Leser von EFODON-SYNESIS kennen die Keltenschanzen, die besonders in Süddeutschland so zahlreich sind. – Und bekannt sind deshalb auch die Forschungen und Deutungen von Gernot L. Geise und dem EFODON e. V. zu diesen rätselhaften Anlagen.

Auch ich habe mich in der Schweiz viel mit diesen Erdwerken befasst und darüber einen Artikel geschrieben, der zuerst in der oben erwähnten Zeitschrift erschienen und heute auf meiner Homepage (www.dillum.ch) abrufbar ist. – Dort habe ich jetzt auch die vorliegenden Gedanken eingefügt.

Nach Geise und Anderen hatten die Viereckschanzen eine Funktion zur Stabilisierung des Klimas. Durch ihre besonderen Konstruktionsmerkmale hätten sie wie riesige Ionisatoren gewirkt, welche die darüber liegende Luftsäule gleichrichten und so Gewitterfronten aufbrechen können.

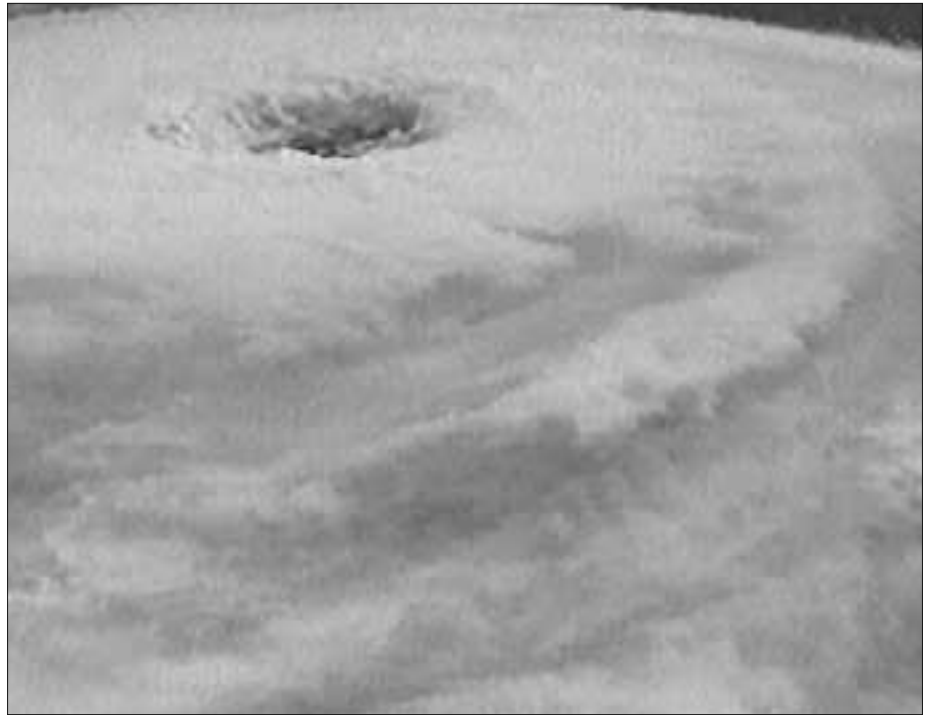
Die Einwände gegen diese Erklärung sind schnell zur Hand. Man sagt vielleicht, eine solche Funktion sei nicht zu beweisen.

Deshalb schon lange meine Überlegung: Weshalb baut man nicht einmal eine solche Keltenschanze nach? Also dass man ein freies Terrain von der Größe eines Fußballfeldes bis auf zehn Metern Tiefe aushebt und nach den von Geise festgestellten Grundsätzen wieder verfüllt, samt Blind Springs und Korrekturschächten.

Natürlich kann man sich auch hier fragen: Hat ein solcher Vorschlag überhaupt Chancen auf eine Realisierung? Man müsste zuerst eine größere Anzahl Fachleute begeistern, sicher auch Politiker und vor allem Geldgeber.

Nun haben wir Ende August 2005 gleich zweimal die Kraft von Unwettern erlebt: Zuerst erfuhren wir die katastrophalen Überschwemmungen in vielen Gebieten der Alpen. – Dann zeigte uns der Wirbelsturm *Katrina* in den USA einmal mehr die vernichtende Kraft von Naturereignissen, gegen welche der Mensch machtlos scheint.

Würde sich da nicht ein Blick in die graue Vorgeschichte lohnen? – Die „Kelten“ – oder wer auch immer die Vier-



Ein Zyklon-Loch, gesehen aus der Erdumlaufbahn

eckschanzen gebaut haben – wussten auf jeden Fall mehr von der Natur und wie man mit ihr umgeht, als mancher pseudogescheite Archäologe, Historiker oder Klimatologe.

Und gibt es nicht schon seit einiger Zeit eine experimentelle Archäologie? Man unternehme deshalb einmal einen solchen Vorstoß!



Ein Hurrikan - lassen sich solche Naturkatastrophen durch Keltenschanzen minimieren?

Könnten Keltenschanzen Wirbelstürme verhindern?

Unser Schweizer Mitglied Dr. Christoph Pfister stellt die obige Frage auf seiner Homepage [www.dillum.ch/html/keltenschanzen_schweiz.htm] (und auf der vorhergehenden Seite) in den Raum, nachdem in den letzten Monaten der Hurrikan Katrina die amerikanische Ostküste und insbesondere New Orleans in Trümmern gelegt hat.

Selbstverständlich ist an den dortigen Verwüstungen nicht nur der Hurrikan verantwortlich, die überflutenden Wassermassen durch gebrochene Deiche taten ihr Übriges hinzu. Aber letztendlich war Katrina der Auslöser für die Katastrophe, und man mag nun hinterherdiskutieren wie man will, ob genügend Vorkehrungen getroffen waren oder nicht. Tatsache ist, dass neben hohen Menschenverlusten ein in die Milliarden gehender gigantischer Schaden entstanden ist.

Da ist die Überlegung hochinteressant, in wieweit oder ob Keltenschanzen Hurrikane wie Katrina verhindern oder zumindest abschwächen könnten? Meiner Meinung nach wäre zumindest eine Abschwächung möglich.

In Nordamerika gibt es - im Gegensatz zum europäischen Festland - keine Keltenschanzen, weswegen die dortigen Wetterverhältnisse auch nicht mit hiesigen zu vergleichen sind. Dr. H.-J. Zillmer hat zwar schanzenähnliche Bauwerke in den USA ausfindig machen können, die jedoch anscheinend von relativ späten keltischen Einwanderern stammen könnten, die das Wissen um die Funktionen nicht mehr besaßen und nur die reine Umwallung von Geländen anlegten. Ein Indiz dafür, dass die hiesigen Schanzen von einer wissenden



Hurrikane wie dieser könnten durch funktionsfähige Keltenschanzen, wenn nicht aufgelöst, doch zumindest stark abgeschwächt werden.

Vorkultur angelegt wurden und von den später lebenden Kelten nur noch für ihre Zwecke genutzt wurden.

Hier muss ich ein wenig ausholen und kurz in Erinnerung rufen, was wir vom EFODON e. V. über die Funktionen von Keltenschanzen herausgefunden haben.

Keltenschanzen wurden vor durchschnittlich rund zweitausend Jahren angelegt, möglicherweise aber nicht zwingend von den Kelten. Ohne hier in die Details gehen zu wollen (dazu gibt es Literatur), fanden wir durch langwierige Recherchen, Untersuchungen und Beobachtungen heraus, dass Schanzen offenbar auf eine (gestörte) Wettersituation harmonisierend wirken - sofern sie noch intakt und in ihren unterirdischen Funktionen nicht gestört sind.

Eine Schanze besteht nicht nur aus dem umwallten Gelände mit seiner ebenen Innenfläche, was man heute noch sehen kann, sondern ist unterirdisch diffizil aufgebaut. Ein zur Schanze auserkorenes Geländestück wurde von den unbekanntem Erbauern zunächst einige Meter tief ausgeschachtet. Dann legte man unterirdische Wasserführungen an, wobei man sich, so gut es ging, schon

vorhandener Gegebenheiten bediente. Anschließend verfüllte man die Schanzengrube schichtweise mit verschiedenen Erd- und Mineraliensorten, die teils aus größerer Entfernung herbeigeschafft werden mussten. Wichtig waren dabei auch die energetischen Gegebenheiten wie etwa der Verlauf gewisser Strahlungsgitter und -kreuzungen. Gewisse Korrekturen der Landschaftsgebiete nahm man durch Korrekturschächte usw. vor. Zuletzt wurde die zuvor abgetragene Erdschicht wieder aufgefüllt.

Im Verbund mit diesen Gegebenheiten entsteht über einer solchen Schanze eine Art ionisierendes Feld, das in der Lage ist, auf Wetterfronten harmonisierend einzuwirken. Das kann sich darin



Nur Trümmer nach dem Vorbeizug des Hurrikans Katrina in den USA.



Solche Verwüstungen wie die von Katrina hervorgerufenen könnten möglicherweise durch Keltenschanzen vermieden werden.



Teil der Wallanlage der Keltenschanze von Holzhausen (südlich von München), die als eine der wenigen deutschen Schanzen archäologisch genauer untersucht worden war (Foto: Knorr)

zeigen, dass über einer (funktionierenden) Schanze ein bewölkter Himmel aufreißt, es kann sich auch zeigen, wie etwa beim Beispiel der Ortschaft Waldbüttelbrunn bei Würzburg (ein Schanzenring von neun Keltenschanzen um den Ort), dass eine heranziehende Schlechtwetterfront komplett umgeleitet wird.

Wichtig ist auf jeden Fall, dass die unterirdischen Gegebenheiten (die Wasserführungen) nicht gestört sind, etwa durch Bebauungen in der näheren Umgebung, denn Schanzen funktionieren ähnlich wie Autobatterien: Solange Flüssigkeit darin vorhanden ist, funktionieren sie, fehlt die Flüssigkeit, fehlt auch die Funktion. Und damit haben wir auch schon eine Erklärung für die Zunahme von Unwetterkatastrophen in den letzten Jahren, die man beileibe nicht alle der „bösen“ Klimaerwärmung zuordnen kann, denn schon seit einigen Jahrzehnten werden (schon fast systematisch) noch vorhandene Schanzen zerstört. Für Außenstehende sind es ja nur unwichtige umwallte Geländestücke, die nicht schützenswert sind.

Um eine erneute Nutzung zum Wohl der Menschen zu ermöglichen, müssten überall im Land neue Schanzen angelegt werden. Und hier fangen die Probleme an. Zunächst müssten zuständige Stellen von einem solchen Nutzen überzeugt werden, wozu man wiederum Fachleute braucht, die einen „wissenschaftlichen Nachweis“ für den Nutzen erbringen

könnten. Aber welche Fachleute wären hierzu wohl kompetent? Archäologen, Physiker, Geologen, Meteorologen, Elektronik-Spezialisten oder etwa Architekten? Am Sinnvollsten wäre es natürlich, fachübergreifend zu forschen, aber wer möchte das finanzieren?

Danach stellen sich die Fragen, wo und wie man die neuen Schanzen anlegen soll. Dazu müssten zunächst einmal einige noch funktionierende Schanzen gründlichst zerlegt und unvoreingenommen untersucht werden, ebenfalls fachübergreifend, da es dort Effekte gibt, die etwa einem Rutengänger auffallen, etwa einem Archäologen jedoch völlig entgehen. Es stellt sich



Kreisförmiger Wolkenaufriss über einer Schanze am Nordrand von München (1999)

die Aufgabe, zu ergründen, wie eine Schanze funktioniert, um sie bzw. ihre Funktionen nachbauen und erfolgreich einsetzen zu können.

Wenn erst einmal die Funktionsweise verstanden worden ist, müssten ein paar Versuchsschanzen errichtet werden, die dann zunächst einige Jahre lang beobachtet werden müssen, um zu gewährleisten, dass sie wie gewünscht funktionieren. Was dann, wenn sie es - aus welchen Gründen auch immer - nicht tun?

Ein solches Vorhaben dürfte auf jeden Fall finanziell ungemein teuer werden (was selbstverständlich nur Bruchteile der Kosten der Schäden, die z. B. der Hurrikan Katrina in den USA anrichtete, ausmachen dürfte), zumal noch hinzu kommt, dass die entsprechenden Fachleute zunächst einmal vom Sinn solcher Forschungsarbeiten überzeugt werden müssten.

Vielleicht müssen erst noch weitere Katastrophen passieren, bis man auf den Nutzungswert der Keltenschanzen aufmerksam wird.

Literatur

Gernot L. Geise: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“, EFODON e. V., 3. Auflage 2005, ISBN 3-932539-30-3



Der EFODON e. V. ist 15 Jahre alt!



Am 13. Oktober 1990 wurde der EFODON e. V. von 17 Interessierten in Rüsselsheim gegründet.

Die Gründung

Ein Großteil der Gründungsmitglieder stammte aus der so genannten Präastronautik-Szene, welche mit der Ancient Astronaut Society (AAS) als überregionaler Gesellschaft die Thesen Erich von Dänikens vertritt. Sicher, die Ideen der Präastronautik (PA) haben manches für sich: Sie stellen Fragen, manchmal für die Wissenschaft recht unbequeme sogar. Als die PA-„Bewegung“ aufkam, waren diese Fragen neu, interessant, aufregend. Und EvD, wie Erich von Däniken in Insider-Kreisen genannt wird, hatte auch gleich die passende Erklärung parat: Es waren Außerirdische, die unsere irdischen Rätsel geschaffen hatten. Diese Antwort auf ungeklärte Rätsel wurde und wird teilweise so gut formuliert, dass eigentlich gar keine andere Erklärung stichhaltig sein könnte.

So weit war es immer interessant, ein „Meeting“ der AAS zu besuchen, um in aufregenden Vorträgen zu hören, wo die Außerirdischen in Vergangenheit und Gegenwart tätig waren.

Doch dann kam der Zeitpunkt, an dem eine Reihe von PA-Interessierten unzufrieden wurden. Alles wurde den Außerirdischen in die „Schuhe“ geschoben, doch schlagende Beweise fehlten. Es kamen auch keine neuen Aspekte hinzu, von Jahr zu Jahr wurde das einmal Gefundene immer wieder widergekaut.

Um die Ungereimtheiten der Geschichte intensiver zu durchleuchten, hatte sich schon Mitte der achtziger Jahre eine Arbeitsgruppe innerhalb der AAS gebildet, doch konkrete Ergebnisse kamen dabei nicht heraus. Nach finanziellen Querelen war es nur eine Frage der Zeit, bis die Gruppe auseinanderlief.



Die Gründungsversammlung des EFODON e. V. Von den ehemaligen Gründungsmitgliedern sind heute nur noch Thomas Eickhoff (8. von links) und Gernot L. Geise (6. von links) im Verein.

So beschlossen auf dem „One-Day-Meeting“ der AAS in Zürich im Jahre 1990 eine Handvoll unzufriedener Individualisten, dieser Arbeitsgruppe den Rücken zu kehren und selbst aktiv zu werden. Ziel war es, einen Verein zu gründen, ursprünglich in der gleichen Zielrichtung wie die PA.

Maßgeblich daran beteiligt waren *Elvira Brück*, *Thomas Eickhoff*, der bislang im UFO-Sektor tätig war, *Gernot L. Geise*, der das ADI-Archiv geleitet hatte, und *Peter Schellenberg*, die Leute der ersten Stunde. Bis zur Gründungsversammlung am 13. Oktober 1990 mussten allerhand Formalitäten und Behördengänge erledigt werden, bis es zur Vereinsgründung kommen konnte.

EFODON-Projekt „Holzhausen“

Viel hat der EFODON e. V. im Laufe der zehn Jahre seit seiner Gründung unternommen.:

Die erste Thematik, die wir angingen, waren die - in offiziellen Kreisen bis heute - ungelösten Rätsel um die so genannten Keltenschanzen. Dazu wurde schon 1991 bei der Jahrestagung in Rüsselsheim das EFODON-Projekt „Holzhausen“ ins Leben gerufen. „Holzhausen“ deshalb, weil die Initiatoren des Projekts, *Reinhold Lück* und *Thomas Riemer*, feststellten, dass sich merkwürdigerweise bei allen untersuchten Örtlichkeiten mit dem Namenszusatz „Holz“ Keltenschanzen

befinden. Jede Menge Untersuchungen von Keltenschanzen folgten. So auch bei den EFODON-Exkursionen nach Frankreich, beispielsweise nach Les Baux, Avignon oder Alésia.

Die Ergebnisse dieser Untersuchungen ergaben ein ganz neues Bild der Keltenschanzen, wie es der Archäologie bisher unbekannt ist. Sie flossen zunächst in die DOKUMENTATION DO-12 („Keltenschanzen“) und später in das ausführliche Buch „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“ ein, das auf dem deutschen Markt einzigartig ist, weil es nicht nur viele untersuchte



Schanzen zeigt, sondern versucht, die durch unsere Untersuchungen festgestellte Funktionsweise der Schanzen verständlich darzulegen.

Schanzen, das hat sich im Laufe der Zeit durch ungezählte Beobachtungen gezeigt, waren nicht etwa irgendwelche Ritualplätze oder „Bauerngehöfte“,

15 Jahre EFODON e. V.

wie heute noch vereinzelt von offizieller Seite verlautbart, sondern höchst technische Anlagen zur Beeinflussung und Harmonisierung des Wetters! Auf solche Aussagen käme jedoch kein Archäologe ...

Die Schanzen von Moosinning

Die Gemeindeverwaltung von Moosinning trat 1995 unter seinem 1. Bürgermeister G. Ways an uns heran mit der Bitte, die Umgebung des Ortes zu untersuchen, ob hier eventuell schutzwürdige Keltenschanzen vorhanden seien. Daraus entwickelte sich ein wochenlanges Untersuchungsprogramm. Über die Thematik informierten wir die Bevölkerung durch einen Videofilm über Keltenschanzen, den Gernot L. Geise produziert hatte, und der mehrfach vorgeführt wurde.

Als Untersuchungsergebnis konnten wir sechs Keltenschanzen vorweisen, bei denen teilweise noch Wall und/oder Graben vorhanden waren. Das Untersuchungsergebnis wurde schließlich in dem Büchlein „Keltenschanzen bei Moosinning“ veröffentlicht, das in Moosinning an der Schule als Lehrmaterial verteilt wurde und zu dem Herr Ways ein Vorwort schrieb.

Inzwischen ist dieses Büchlein vergriffen, obwohl auch aus anderen Gegenden Deutschlands nachgefragt wurde. Das darin aufbereitete Material floss in das Buch „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“ mit ein.



Das keltische Nachrichtensystem

Im Zuge der Keltenschanzen-Thematik des „Holzhausen“-Projektes stießen wir auf eine weitere keltische Errungenschaft: auf das ehemalige keltische Nachrichtensystem, das wir recht gut lokalisieren konnten und bei dem wir uns im Nachhinein wunderten, warum es so nachhaltig aus unserer Erinnerung getilgt worden ist, dass niemand mehr etwas davon weiß. Die Erklärung lag auf der Hand: Nach der Zwangschristiani-



Ein Ludrenplatz des keltischen Nachrichtensystems mit einem Teufel, der eine Signalkugel in den Händen hält, rekonstruiert vom EFODON e. V. im Stadtmuseum Schongau 1994.

sierung des keltischen Reiches wurde das Nachrichtensystem von den Siegern, so gut es ging, vernichtet. Allerdings wendeten sie die erbeutete Technik dann selbst an - teilweise bis Anfang des 20. Jahrhunderts (beispielsweise im Kloster Andechs)! -, natürlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

Die ehemaligen Betreiber dieses Nachrichtensystems, das auf Lichtsignalen basierte, wurden von den neuen Machthabern „verteufelt“, d. h. mit Satan gleichgestellt. Die „Teufel“ - die Betreiber der Signalstationen - waren ursprünglich keinesfalls „teuflisch“, sondern übten einen durchaus angesehenen Beruf aus. Neben dem Betreiben der Signalstation versahen sie auch Schmiedearbeiten und die ungeliebten Totengräberarbeiten.

Die Funktion der Lichtsignal-Übermittlung erprobten wir durch eine ganze Reihe von praktischen Tests, teilweise auch an Original-Ludrenplätzen, wie wir die Signalstationen nennen. Die gefundenen (Reste der) Signalstationen lagen immer in guter Sichtverbindung zueinander. Die ältesten Kirchen stellen nicht etwa Sakralstätten dar, sondern ehemalige Signalstationen, deren Türme heute noch in Sichtverbindung stehen.

Dabei stellte es sich auch heraus, dass jeder keltische Krieger eine Art „Steinzeit-Händi“ mit sich führte, mit dem er über kürzere Distanzen per Lichtsignal Meldungen verschicken konnte. Dazu benötigte er nicht mehr als das, was die Archäologen bei ihren Ausgrabungen als Ausrüstungsgegenstände (fast) eines

jeden Kriegers vorgefunden haben: ein bauchiges Glasfläschchen (das von den Archäologen als Behälter für Duftöl o. ä. bezeichnet wird), das im Einsatzfall mit Wasser gefüllt wurde (im Zweifelsfall funktionierte das auch mit Urin), sowie Zunder und einen Feuerstein (o. ä.), um eine Flamme erzeugen zu können, die hinter das Fläschchen gehalten wurde. Der Lichtkegel wird durch die Lichtbrechung des Fläschchens verstärkt und geradeaus gerichtet, ähnlich wie bei einer Taschenlampe. Der Effekt ist frappierend, es kann jeder selbst ausprobieren. Es bietet auch aus heutiger Sicht eine einfache Möglichkeit, geräuschlos Nachrichten auszutauschen.

Der Haken an der ganzen Sache war jedoch, dass unsere Vorfahren in den Geschichtsbüchern immer als dumme, unwissende Barbaren dargestellt wurden und werden, die weder Lesen noch Schreiben konnten. Von solchen Menschen kann selbstverständlich nicht erwartet werden, dass sie sich durch Lichtsignale irgendwelche Nachrichten zukommen ließen. Andererseits passte in das Bild das alte Ogham-Alphabet hinein, das bis zum heutigen Tag von den Archäologen nicht richtig einzuordnen ist, denn es besteht wie unser heutiges Morse-Alphabet aus Strichen und Punkten. Was lag näher, als dass wir hiermit das Morse-Alphabet der Kelten gefunden hatten!

Die Erkenntnisse über das keltische Nachrichtensystem wurden in dem Buch „Das keltische Nachrichtensystem“ festgehalten.



Die EFODON-Grabung in Riedhausen bei Murnau. Hier vor der Grabung die Austrassung eines gemuteten Objektes.

Die EFODON-Grabung in Seehausen

Im Jahre 1992 hatte der EFODON e. V. eine seiner spektakulärsten Aktivitäten: Die Grabung auf einem Grabhügel im Ortskern von Seehausen, Ortsteil Riedhausen. Obwohl die Grabung fachmännisch durchgeführt wurde und eine ganze Garage voll mit Artefakten und Funden, sauber in Plastiktüten gefüllt und beschriftet, zu Tage gefördert wurde, und obwohl wir dort die längste bekannte Grenzsteinreihe Bayerns freilegte, behauptete die zuständige Archäologin Dr. Brigitte Haas, dort sei nichts zu finden ...

Mehrere Zeitungsberichte über diese Aktivitäten zeigten Resonanz und mehrten den Bekanntheitsgrad des Vereins.

Die EFODON-Tagungen und Arbeitstreffen

Veranstaltungsmäßig hielt der EFODON e. V. neben der gesetzlich vorgeschriebenen jährlichen Hauptversammlung in den ersten Jahren jedes Jahr eine EFODON-Tagung ab, bei der an einem Samstag mehrere Vorträge geboten wurden. Meist waren diese Tagungen verbunden mit der Besichtigung interessanter Objekte, beispielsweise in Benediktbeuern eine Besichtigung des Klosters oder in Horn-Bad Meinberg die Externsteine.

1994, mit dem Ausscheiden von Thomas Riemer aus dem Verein, der bis dato als Organisator der Tagungen fungierte, schloß diese Art der Veranstaltungen ein.

Die EFODON-Stammtische

Mit dem Wegfall der Jahrestagungen etablierten sich die regionalen EFODON-Stammtische, die bis heute einmal im Monat, meist mit einem Vortrag, stattfinden. Zunächst in München, später auch in Konstanz, in Passau, in Österreich und in Bad Mündel. Ein weiterer Stammtisch soll nun in Karlsruhe eingerichtet werden.

Der Konstanzer Stammtisch wurde wegen Desinteresse bereits nach wenigen Monaten wieder eingestellt. Ebenso der österreichische Stammtisch, der sich jedoch einige Jahre erfolgreich hielt, bis



EFODON-Messestand auf der Esoterik-Messe in Konstanz 1994

Ronald Orlogi, der Organisator, mangelndes Interesse beklagte.

Den Stammtisch Bad Mündel gab es schon früher als „Arbeits- und Forschungskreis Bad Mündel“. Dieser, sowie der Münchener und Passauer Stammtisch erfreuen sich nach wie vor großer Beliebtheit.

Messe-Infostände

Schon frühzeitig begann der EFODON e.V., Messe-Infostände zu organisieren, überwiegend bei Esoterikmessen, die in Bayern in vielen Städten veranstaltet werden. Esoterikmessen wählten wir deshalb, weil hier ein aufgeschlossenes Publikum hin kam. Diese Aktivitäten brachten es jedoch leider mit sich, dass versucht wurde, uns in die „esoterische Ecke“ abzuschieben, womit wir nicht mehr ernst genommen worden wären.

Ermöglicht wurden die Infostände durch den seinerzeitigen 1. Vorsitzenden Horst Kroeger, der immer mit seinem Brotstand auf den Messen vertreten war und mit den Veranstaltern für den Verein gute Konditionen für die Standkosten aushandelte. Der Verkauf unserer Publikationen war auf diesen Messen immer sehr gut, auch viele interessante Gespräche wurden hier mit Interessenten geführt, die so manches Neumitglied zu uns führten.

Doch im Laufe der Zeit stellte es sich heraus, dass wir bei jedem Messestand „unter dem Strich“ finanziell drauflegen mussten. Auf Dauer war das nicht tragbar. Die Standkosten mussten durch den Verkauf von Publikationen abgedeckt werden. An jeder verkauften Publikation bleiben jedoch nur Pfennigbeträge als



EFODON-Exkursion: Hier beim „Treffen der Keltenfreunde“ in Niederbayern im Mai 2005 auf der „Stopfner Schanze“.

Gewinn für den Verein übrig, so dass die verkaufte Menge nicht ausreichend war. Dabei betreute die Standbesetzung, meist drei Aktive, auch noch auf eigene Kosten und ehrenamtlich die Stände.

Exkursionen

Der EFODON e.V. veranstaltete in den letzten zehn Jahren eine ganze Reihe von Exkursionen, zu denen Mitglieder und auch Nicht-Mitglieder eingeladen waren.

Im Zuge des „Projektes ‚Holzhausen‘“ besichtigten wir Keltenschanzen. In Verbindung mit Jahreshauptversammlungen war meist eine Museumsbesichtigung o. ä. angesagt.

Unser ehemaliges Mitglied *Ronald Orlogi* hat schon zwei Exkursionen in Niederbayern organisiert.

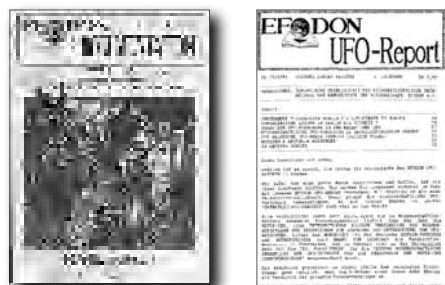
Unser Mitglied *Martin Becker* organisierte im norddeutschen Raum (Wildeshausen und weitere Umgebung) bereits zwei Exkursionen zu den dortigen Megalithanlagen.

Schon mehrere Exkursionen hat unser ehemaliges Mitglied *Leo Berlacher* organisiert, die das Thema Keltenschanzen und Megalithen betrafen.

In den letzten Jahren hat unser Mitglied *Paul-Detlef Schmidt* einige Exkursionen nach Niederbayern („Treffen der

Keltenfreunde“) erfolgreich organisiert. Weitere Exkursionen organisiert unser Mitglied *Wilfried Augustin*.

Nicht zu vergessen auch die EFO-DON-Fahrten nach Frankreich im Zuge des „Projektes ‚Holzhausen‘“ oder in Zusammenarbeit mit dem ehemaligen Verein „Celtica Vips“ die Besichtigung der prähistorischen Monumente bei Sternenfels und auf dem Marsberg bei Würzburg-Randersacker.



Publikationen

Die ursprüngliche Haupt-Publikation des EFODON e. V. waren die EFO-DON NEWS, die inzwischen zugunsten der SYNESIS aufgegeben wurde. Parallel dazu wollten wir eine Zeitschrift „UFO-Report“ veröffentlichen. Nachdem die erste Nummer bereits fertig war, begannen „etablierte“ UFO-Vereinigungen einen Kleinkrieg gegen uns und bedrohten uns mit gerichtlichen Verfügungen, wenn diese Zeitschrift erscheinen sollte. Auf solcherart Kriege wollten wir uns nicht einlassen und zogen uns aus dem UFO-Geschehen zurück. Wie es unser damaliger und inzwischen verstorbener 1. Vorsitzender *Pit Schellenberg* formulierte: „Die UFOs haben bei uns abgehoben!“.



Übernommen hatten wir aus Vor-EFODON-Zeiten eine „Pb-Reihe“ (Publikations-). Sie wurde jedoch bald abgelöst durch die Reihe EFODON-DOKUMENTATION, die die Nummer 44 erreicht hat.

Ebenfalls in den ersten Jahren hatten wir eine Reihe „Bildermappen“ mit Originalfotos zu verschiedenen Themenbereichen. Die Herstellung war jedoch zu aufwendig und teuer, so dass diese Reihe bald wieder verschwand.

Dafür kam 1994 die SYNESIS auf den Markt, die sich bis heute großer Beliebtheit erfreut und mit diesem Heft bei Nummer 71 angelangt ist.

Ebenfalls im Jahre 1994 erschien das erste Buch unserer MESON-Buchreihe, die inzwischen auf rund fünfundzwanzig Bücher angewachsen ist.

Seit 2002 arbeiten wir mit dem Michaels Verlag in Peiting zusammen, der unsere Bücher einem breiteren Publikum zugänglich macht.

Inzwischen ist der EFODON e.V. beim Amtsgericht München unter der Nummer VR 18727 gemeldet.

Die EFODON-Akademie

Als neueste Einrichtung hat der EFODON e. V. beschlossen, eine EFODON-Akademie ins Leben zu rufen. Aufgrund von vielfachen Anfragen möchten wir hier Seminare zu den uns relevanten Themen anbieten. Zu Anfang werden wir einen Einstiegskurs Radiästhesie abhalten, der unter der Leitung der Heilpraktikerin *Barbara Teves* und *Gernot L. Geise* am 15. Oktober stattfinden soll (siehe auch die Ankündigung im hinteren Teil dieser SYNESIS). Weitere Seminare sollen folgen. Wir laden auch andere Dozenten ein, ihre Seminare und/oder Vorträge hier anzubieten.

Dieser kleine Rückblick auf fünfzehn Jahre EFODON e. V. kann selbstredend nicht alles auflisten, was an Aktivitäten unternommen wurde. Es soll nur ein kleiner Überblick sein über eine schöne Zeit mit dem Verein, in der wir viel erlebt und gelernt haben, und in der wir zu vielen neuen Erkenntnissen gekommen sind.

Allen Mitgliedern, die bei uns geblieben sind, insbesondere denjenigen der ersten Stunde, sei für ihre Treue ganz herzlich gedankt!

Der EFODON e. V. wird sich bemühen, auch weiterhin aktiv seinen satzungsgemäßen Statuten zu folgen. Es wird bestimmt eine interessante Zeit werden!



Das „Treffen der Keltenfreunde“ (28.-29.05.05)

Bericht von Gernot L. Geise
(veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 4/2005)

Wie schon im letzten Jahr erfolgreich veranstaltet, organisierte auch dieses Jahr wieder Paul-Detlef Schmidt vom Samstag, 28. bis Sonntag, 29. Mai das diesjährige "Treffen der Keltenfreunde" in Niederbayern. Das Wetter war hervorragend, schon fast zu heiß, und im Gegensatz zu vorigem Jahr ganz ohne Regen. Treffpunkt war wie im letzten Jahr das Gasthaus Gschaider in Haberskirchen.



Links: Paul-Detlef Schmidt bei seiner Erläuterung des Programms. Mitte und rechts: Wallanlage der "Stopfner Schanze", die einst eine Art Fluchtburg war.

Nach einer Einführung in das Programm durch Paul-Detlef Schmidt berichtete uns der Kreisheimatpfleger Herr Matejka über verschiedene keltische Funde, die man in der Region gemacht hat. Er klärte auch darüber auf, wie heutzutage den Archäologen die Arbeit durch Schatzsucher erschwert wird, die mit modernsten Suchgeräten die Landschaft abgrasen. Dabei handelt es sich schon teilweise um Leute, die diese Raubsucherei professionell geschäftsmäßig betreiben. Gefundene Gegenstände verschwinden meist auf Nimmerwiedersehen in irgendwelchen Privathaushalten oder werden gar eingeschmolzen, falls es sich um Goldgegenstände handelt, um die Herkunft des Metalls zu vertuschen. Nur selten erreicht ein solcher Fund ein Museum.

Nach dem Mittagstisch besichtigten wir die "Stopfner Schanze", die als "ungarnzeitliches Refugium" bezeichnet wird, wobei es sich jedoch nicht um eine Keltenschanze handelt. Es ist ein ehemals durch Wallanlagen befestigter Hügel, der wohl einst militärischen Zwecken diente und auch zeitweise als Fluchtburg für die nahe liegende Gemeinde dienen konnte, wenn kriegerische Auseinandersetzungen bevorstanden. Heute ist das Gelände bewaldet, aber als die Anlage angelegt wurde, dürfte die Gegend baumlos gewesen sein, was eine gute Sicht nach allen Seiten ermöglichte. Erhalten sind heute noch teilweise

Wallanlagen und Gräben.

Eine Pause zum Kaffeetrinken machten wir beim Wasserschloss Schönau, es ermöglichte uns einen angenehmen Spaziergang durch den Schlosspark. Der anschließend besichtigte "Feuerlöschteich" im Wald war ebenfalls keine Keltenschanze, wie es zuvor angenommen wurde.



Die Sonnenuhr des Wasserschlosses Schönau zeigte allerdings (noch) die Winterzeit an ...

Am Abend versammelten wir uns gemeinsam auf dem Anwesen von Paul-Detlef Schmidt am Lagerfeuer zu gemütlichen Gesprächen und Diskussionen. Am Sonntagmorgen trafen wir uns beim Bahnhof Bad Birnbach, um von dort aus auf einen nahe gelegenen bewaldeten Berghügel zu klettern, der als "Hunnen-Wall" bezeichnet wird. Der Aufstieg war wegen eines fehlenden Weges durch Brennesselfelder nicht einfach. Auf der Kuppe muteten wir das Gelände aus. Danach stand hier einst eine befestigte Anlage mit Burg-Charakter. Die Burgmauer ließ sich einwandfrei radiästhetisch nachweisen. Interessanterweise enthielt die Anlage keine Beobachtungstürme, was wohl auch nicht nötig war, denn - wie beim "Ungarn-Refugium" - hatte man von hier oben damals wohl eine gute Aussicht nach allen Seiten. Wir konnten einige ehemalige Gebäude muten, Hohlräume und den ehemaligen Zugang, bei dem noch ansatzweise der alte Zugangsweg in den Wiesen erkennbar war.

Eine anschließende Fahrt führte uns über Waldwege zu der so genannten "Runen-Quelle". Dort befinden sich einige Findlinge sowie ein Runenstein, der der Quelle ihren Namen gab. Danach besuchten wir das Rottauer Museum für Fahrzeuge, Wehrtechnik und Zeitgeschichte in Pocking.



An der Runenstein-Quelle. Links: Hinweisschild, Mitte: bei den Findlingen, rechts: Der Runenstein bei der Quelle (Fotos: © Augustin)

Bei diesem Museum mit einer Ausstellungsfläche von über 700 Quadratmetern in mehreren Hallen handelt es sich nicht etwa, wie der Besitzer Robert Niedermeier ausdrücklich betonte, um eine wie auch immer geartete Glorifizierung der Zeit des Zweiten Weltkrieges, sondern um eine reine Dokumentation von Waffen und Gegenständen des täglichen (Kriegs-) Lebens aus jener Zeit. Niedermeier hatte seine Sammelleidenschaft für alte (Kriegs-) Geräte genutzt, um aus seiner immer größer werdenden Sammlung ein Museum zu erschaffen. Nicht nur die unterschiedlichsten Ausrüstungsgegenstände lagen in Vitrinen sauberlich beschriftet, auch Großgeräte befinden sich in dem Museum. In einer Halle standen neben anderen Geräten beispielsweise eine Flak-Batterie, Autos, Lastwagen und Motorräder, im Hof standen u. a. auch ganze Panzer, Flugzeugmotoren abgestürzter Bomber oder der Treibstofftank einer A4 (V2)-Rakete.



Plan eines Schwingenflugmodells des Flugzeugkonstruktors Alexander Lippisch. Der Museumsleiter Robert Niedermeier demonstriert an einem Modellnachbau die beweglichen Tragflächenschwinge des Flugzeugentwurfs

Besonders interessant fand ich den Originalplan eines Schwingenflugmodells des genialen Flugzeugkonstruktors Alexander Lippisch, dessen Entwurf im Modell nachgebaut war und vom Museumsleiter vorgeführt wurde. Dieses Flugzeug besitzt bewegliche (Schwing-) Tragflächen, wobei wohl Vogelschwinge als Vorbild dienten. Ob dieses Flugzeug je in Originalgröße gebaut wurde, und ob es flog, ist nicht bekannt.

Nach dem Museumsbesuch saßen wir noch im dazugehörigen Gasthof gemütlich beisammen, ehe wir die Rückfahrt antraten. Es war wieder eine sehr interessante Veranstaltung, die Paul-Detlef Schmidt hervorragend organisiert hatte, wofür wir ihm sehr herzlich danken.

Zum Ursprung des Horus-Glaubens im vordynastischen Ägypten

I. Einführung:

Externsteine und Falkenstein

In „Sternensteine: Darstellungen frühgeschichtlicher Astronomie am Beispiel der Externsteine“ [Referat gehalten am 39. Jahrestag des Arbeitskreises Walther Machalett, 6. Mai 2005 in Horn/Externsteine] habe ich eine These verfeinert und abgeändert vorgetragen, die ich zum ersten Mal in dem Buch „Stars Stones and Scholars“ publiziert hatte (3). Diese These lautet, dass die Externsteine in der Frühzeit von Menschenhand bearbeitet worden sind, um die Sterne und um die Sonnenwenden und Tag- und-Nacht-Gleichen um etwa -3117 darzustellen und zu markieren.

Eingemeißelte Gesichter in den Externsteinen haben andere schon lange vor uns gesehen (4). Ich habe aber versucht, diese mysteriösen steinernen Figuren aus ihrem Schlaf zu wecken und zu zeigen, dass diese Skulpturen frühzeitliche „vermenschlichte“ Sternbilder bzw. astronomische „Götter“ unserer Ahnen waren.

Auch der von Menschenhand bearbeitete Falkenstein (Fels 11 der Externsteine) stellt Sterne des Himmels dar. Diese Sterne waren:

- 1) die Sterne des Sternbildes Drachens (dargestellt durch eine Echse) als Markierung des Pols der Ekliptik; und
- 2) die Sterne des Kleinen Bären als „Wächter des Himmels-Pols“, dargestellt und markiert als Falke durch die Sterne Kochab und Pherkad.

Es ist erstaunlich, aber die Beobachtung, dass der Falkenstein einen Drachen zeigte, hat schon vor mir *Walther Machalett* gemacht. Ich habe davon erst erfahren, als meine eigene Sichtweise schon feststand. Das bestätigt mich darin, dass ich richtig liege. Machalett schrieb (6):

„Der Drache auf dem Rücken des Felsens 11 [Falkenstein]:

Umgeht man den [Falkenstein] links oder rechts den steilen Hang hinauf und betrachtet ihn von der Rückseite, so erkennt man mit Verblüffung - mit Erschrecken, möchte ich sagen - dass [das auch erkennbare Riesenhaupt des Falkensteins] gekrönt ist von einem riesenhaften Drachen. Er schiebt sich von rechts her den Felsengrat empor und lastet bis zur Mitte hin groß und schwer auf ihm, den Blick den Felsen 1, 2, 3 usw. [den Externsteinen] zugewandt. Deutlich erkennt man vor sich in Überaugenhöhe den massigen Leib und den ausgezackten Rücken, den herabhängenden Schwanz und die vorderen und hinteren Gliedmaßen. Der Kopf ist deutlich ausgeprägt samt



DER FALKENSTEIN (EXTERNSTEINE) STELLT DIE STERNE DER HIMMELSMITTE DAR



Figur 1: Der Falkenstein (5) (oberhalb der Externsteine). Zeichnungserklärung:

Die Sternenkarte zeigt die Position des nördlichen Himmelspols im Jahre -3117. Da zu dieser Zeit keine hellen Sterne in dieser Himmelsposition zu finden sind (außer dem schwach leuchtenden Stern Thuban etwa -2800 bis -2600), haben unsere Ahnen die viel helleren nahen Sterne Kochab und Pherkad als ihre „Nordsterne“ verwendet.

Augenhöhlen, Rachen und Kehlsack. Es ist ein Urtier, das da vor uns liegt - ein Saurier in vollendeter Nachbildung. Denn das Werk ist von Menschenhand geformt! Deutlich erkennbar sind die Einarbeitungen am Rücken, am Unterleib, am Kopf. Es ist ein ausgesprochener Drache, und wir wissen, dass die Externsteine im Volksmund auch als Drachenstein bezeichnet werden.“

Somit haben wir die im Volksmund belegten Bezeichnungen **Falkenstein** und **Drachenstein** für diese Steine. Diese sind die ersten wenn auch unvollständigen Hinweise darauf, dass hier Drache und auch Falke abgebildet worden sind.

Wie im Foto gekennzeichnet, markiert der Menschenkopf die Sterne des Sternbildes Herkules. Auch diese Skulpturen habe ich, ohne diese obigen Zeilen

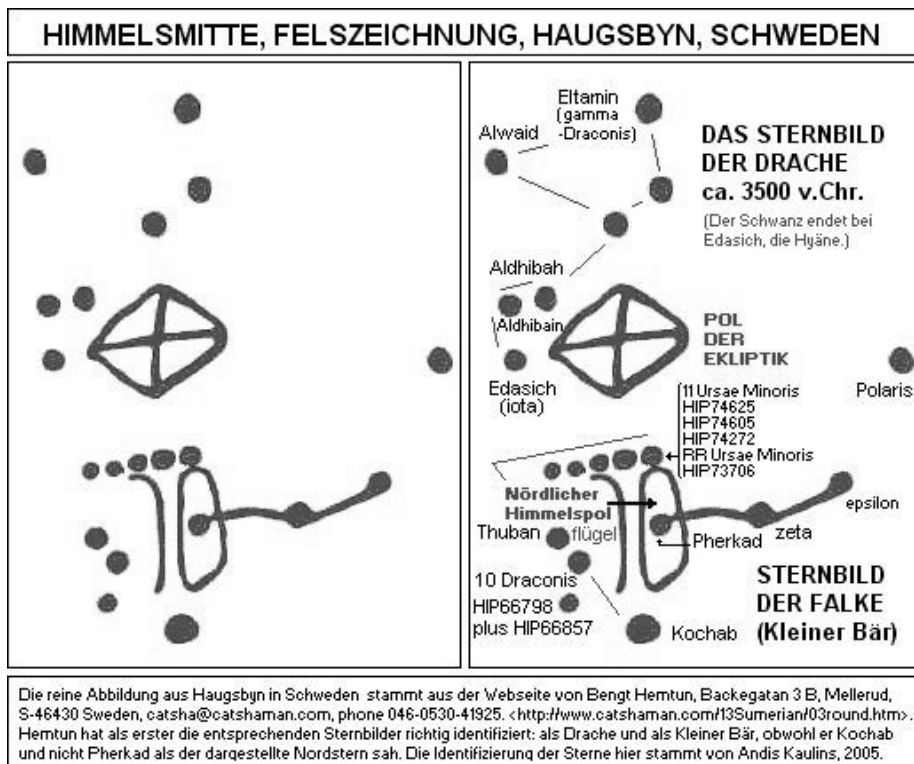
von Machalett vorher gekannt zu haben, gesehen und identifiziert.

Hinzu kommen noch zwei Köpfe, die Machalett nicht gesehen hat. Rechts ist ein Bärenkopf, den ich als Sterne des Großen Bären betrachte und links davon ist noch ein Kopf, der einen Hund darzustellen scheint. Dieses sind die Sterne links von den Hauptsternen des Sternbildes Herkules.

II. Der Drache und der Falke in der herkömmlichen Astronomie

Problem 1: Der Falke am nördlichen Himmelspol

Da ich meinte, dass der Falkenstein den Kleinen Bären als Falken darstellt, war es unabdingbar, den Falke als frühzeitliches Symbol für die Sterne der Him-



Figur 2: Felszeichnung - Die Himmelsmitte in Haugby, Schweden. Ein Felsbild (Figur 2) aus dem benachbarten Haugby (etwas mehr als 50 km entfernt) stellt die Himmelsmitte dar, und zwar 1) in Form der Sterne des Drachens, mit dem Stern delta-Draconis, dem arabischen Al Tinnin („die Himmelschlange, Drache“) als Pol der Ekliptik (dargestellt als X im Quadrat); und, 2) in Form der Sterne im Kleinen Bären als Sterne des nördlichen Himmelspols (dargestellt als ein Stern in einer Rundung). Dabei markiert der Stern Pherkad den nördlichen Himmelspol. Die Identifizierung ist eindeutig.

melsmitte historisch zu belegen. Einen solchen Beweis gab es in der herkömmlichen Geschichte der Astronomie aber nicht. Lediglich in der persischen Astronomie wird der Falke mit einem Sternbild in Verbindung gebracht, und zwar mit dem Sternbild des Adlers, was sicherlich eine Verwechslung ist. Der Adler liegt nicht nur weit vor der Himmelsmitte, sondern er stellt mit Sicherheit das dort sich befindliche vogelartige „Loch in der Milchstraße“ dar.

Der Falke ist das schnellste Tier des gesamten Tierreichs (7), und dies ist sicherlich den Menschen der Frühzeit nicht entgangen. Der Falke ist etwas ganz Besonderes. Hat er aber als Wächter des Pols gedient?

Jedenfalls gab es nur zwei Möglichkeiten: Entweder war meine Falken-Identifizierung falsch, oder der Falke hatte einst eine Polarstern-Funktion inne gehabt, dann aber irgendwann verloren. Dies wäre z. B. als astronomische Folge der Präzession (der Verlagerung der Polsternposition) möglich. Wäre dies zu beweisen?

Problem 2: Der Drache erstreckt sich heute bis zum Stern Thuban

Ein zusätzliches Problem bereitet uns die Tatsache, dass das Sternbild Drache irgendwann so verlängert worden ist, dass heute der Stern Thuban (direkt unter Kochab im Kleinen Bär)

zum Drachen gezählt wird, obwohl keine frühzeitliche Quellen dies bestätigen. Die Verbindung des Wortes Thuban mit dem Drachen ergibt sich linguistisch aufgrund der arabischen Übersetzung (Al Dhib „Wolf“ > Thuban) des von Ptolemäus verwendeten Wortes „Drakon“ (Drache). Das arabische Wort für Drache ist aber Al-Tinnin. Warum Drache als „Wolf“ hier übersetzt wurde, werden wir später erklären. Thuban („Wolf“) dürfte theoretisch um -2800 bis -2600 als Polarstern gedient haben. Belegt ist dies nicht. Jedenfalls wurden Kochab, Pherkad und die anderen Sterne des Kleinen Bären als Falken gesehen. Lässt sich darüber hinaus der Beweis erbringen, dass der Stern Thuban („Wolf“) ursprünglich nicht zum Sternbild Drachen gehört hat?

Dies ist schwierig, insbesondere in Anbetracht der Tatsache, dass die Fach-Astronomen die Existenz solcher Sternbilder in historischen Zeiten überhaupt verneinen. So erstaunlich es klingen man, weitere Beweise habe ich in den uns zugänglichen Quellen gefunden. Einen ersten Hinweis auf das „geflügelte“ Sternbild des Alertums im kleinen Bären gab mir der Umstand, dass der Kleine Bär in der antiken griechischen Astronomie die Flügel des Drachen bildete (8). So einen geflügelten Drachen finden wir auch im Kreuzabnehmerrelief bei den Externsteinen.

III . Der Drache und der Falke in der frühzeitlichen Astronomie

A. Welche Sterne gehörten in der Frühzeit zum Sternbild Drachen und welche zum Sternbild Falken (Kleiner Bär)?

Einen eindeutigen Beweis bringen uns die astronomischen Felsbilder aus Haugby (Högsbyn) in Dalsland, Schweden, westlich des Vänernsees und nordöstlich der Felszeichnungen von Tanumshe. Die Felsbilder aus Tanum habe ich schon vor etlichen Jahren als solche mit astronomischer Bedeutung entziffert (9). Der Name Tanum, berühmt für seine Felszeichnungen, entspricht dem ägyptischen Wort Tanem, dem hebräischen Tannim und dem aramaischen Tannin, die alle „Drachen“ bedeuten (10).

Wie man in Figur 2 erkennen kann, ist der Stern Thuban zu dieser Zeit in Schweden NICHT im Schwanz des Drachens (bzw. der Himmelschlange) zu finden (ich datiere diese Felszeichnungen um etwa -3500). Der Drachen-Schwanz endet, wie auch bei den Externsteinen, beim Stern iota-Draconis (das Stern Edasich).

Die Abbildung aus Haugby in Schweden stammt aus der Webseite von Bengt Hemtun (11). Hemtun ist der Auffassung, dass Thuban im Felsbild nicht als Polarstern passte und dass der nördliche Himmelspol sich im Sternbild Kleiner Bär befand (12).

Die Name Edasich für iota-Draconis stammt aus dem arabischen Al Dhib bzw. Al Dikh. Es bedeutet „die Hund-ähnliche männliche Hyäne“ (13), ein Wort, das auch leicht mit Al Dibh „Wolf“ und auch Hebräisch Da'ab „falkenähnlicher Vogel“ zu verwechseln ist. In der Bibel wird das hebräische Wort gleichzeitig als Drache, Schlange und auch Schakal übersetzt (14).

Es ist bemerkenswert, dass die arabischen Beduinen in Ägypten statt einen Drachen in der Himmelsmitte einen Kreis von Kamelen sahen, die von Hyänen angegriffen waren (15). Damit verstehen wir, warum die Araber aus Ptolemäus' Drakon „Drache“ einen Al-Dhib „Wolf“ machten. Die Araber verwendeten ursprünglich nicht Drache und Falke als Symbole für die Himmelspole, sondern sie visualisierten Hund-ähnliche Tiere. Thuban (< al-Dhib) gehörte ursprünglich nicht zum Drachen, sondern als Hund, Wolf, Schakal bzw. Hyäne dem arabischen Himmelspol an.

Damit haben wir eines unserer beiden Probleme gelöst. Der Drache der Frühzeit besetzte nicht beide Pole des Himmels, sondern nur einen Pol, den Pol der Ekliptik, ohne Thuban.

Laut R. H. Allen und Patrick Moore (16) wurden Kochab und Pherkad, die benachbarten Sterne im Kleinen Bären und im Altertum die hellsten Sterne

nahe dem Himmelspol, „die Hüter (oder Wächter) des Pols“ genannt. Kochab (Magnitude 2.08) ist fast genauso hell wie der heutige Polarstern Polaris (1.99). Pherkad hat eine Magnitude von 3.05. Zum Vergleich hat der schwächer leuchtende Stern Thuban eine Magnitude von nur 3.65 (je kleiner die Magnitude, um so heller der Stern).

Es ist darum verständlich, dass der Kleine Bär auf Island und in Dänemark als „Himmelsthron des Thor“ angesehen wurde (17). Lockyer schrieb, dass die Überlieferungen von Horus (der ägyptische Falke) und von den vorgeschichtlichen „Hor-she-shu“- oder „Schemesu-Hor“-Menschen (Leute des prädynastischen Ägypten, die Horus folgten), mit den Sternen des Kleinen Bären zu tun hätten (18). Gibt es hier ein Zusammenhang?

Um das herauszufinden, müssen wir zum prädynastischen Ägypten schauen. War es tatsächlich der Falke, der den nördlichen Himmelspol (den Polarstern) in der Frühzeit markierte?

B. Der Falke im prädynastischen Ägypten

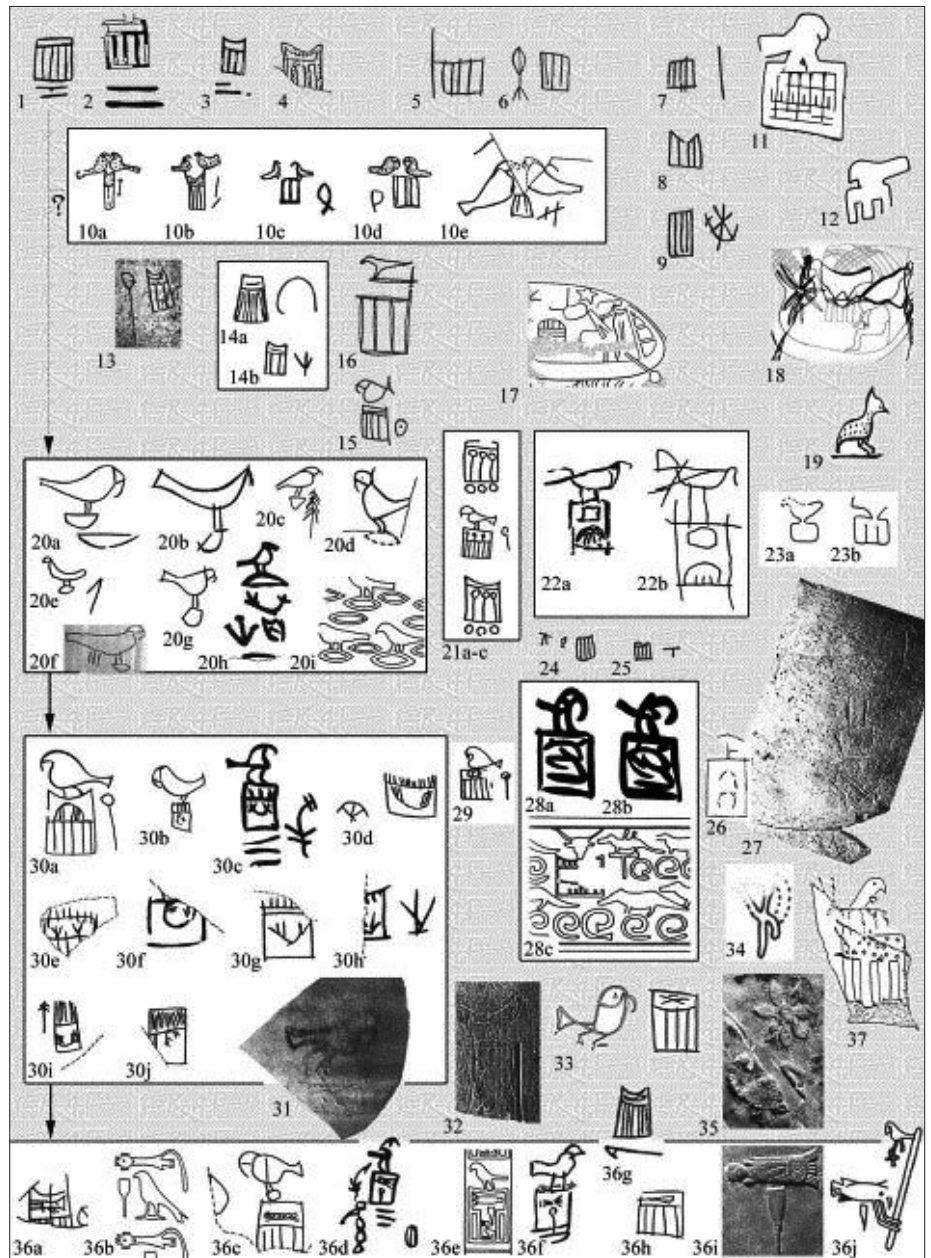
Die so genannten „Nachfolger des Horus“ waren in prädynastischen Zeiten die Leute, die Ägypten besetzten und die pharaonische Zivilisation schufen. Horus, der pharaonische Falke, war nicht nur deren „Gott des Himmels“, sondern auch das Zeichen der neuen pharaonischen Könige und ihre Vorfahren (19):

„Im Turiner Königspapyrus ... wird zunächst die Herrschaft von Göttern und dann die von Halbgöttern (Achu), den Nachfolgern des Horus (Schemesu-Hor), aufgeführt ... Bemerkenswert ist ... das häufige Vorkommen des Falken in den frühen Königsnamen ... Diese Bevorzugung könnte ... auf die besondere Bedeutung einer Falkengottheit zurückzuführen sein ... Gerade der Prozess der Reichseinigung ... muss für die, die es miterlebten und unmittelbar davon betroffen waren, besonders stark gewesen sein und der Herrscher Falke (Horus) ... außerordentliches Ansehen genossen haben ... Das führte schließlich auch zu der Herausbildung des Horusnamens, in dem der Falke auf der Palastfassade nicht als Bestandteil des Namens anzusehen ist, sondern als Beinamen oder Titel mit programmatischer Aussage ...“

Die prädynastische Zeit der Falkenverehrung (Figur 3) wird durch viele prädynastische „Falken-Serechs“ (Serech = „Namenszeichen“) in Ägypten bezeugt, die alle aus der Zeit um etwa -3300 bis -3100 stammen (20).

Die kaum bekannte „Newby Palette“ des „Doppel-Falken Königs“, die um -3300 bis -3200 datiert wird und die heute im Barbier-Mueller Museum, Genf, aufbewahrt wird (21) (Figur 4), hat gewissermaßen die prädynastische pharaonische „Königszeit“ in Ägypten eingeleitet (22).

Die Newby Palette zeigt eine Art pha-



Figur 3: Von Francesco Raffaele, Prädynastische Falken-Figuren
Die Bezeichnung der frühen Könige als „Schemesu-Hor“ im Turiner Königspapyrus lässt sich damit ganz wörtlich verstehen, als „die dem Horus folgen“. Die genaue Anzahl und Abfolge der Herrscher von Falke bis Narmer, die man jetzt als Dynastie 0 bezeichnet, ist zwar noch ungesichert, es liegt aber nahe, in ihnen die auf dem Annalenstein mit Doppelkrone aufgeführten Herrscher zu sehen und sie mit den Halbgöttern gleichzusetzen, die vor der 1. Dynastie regierten.“

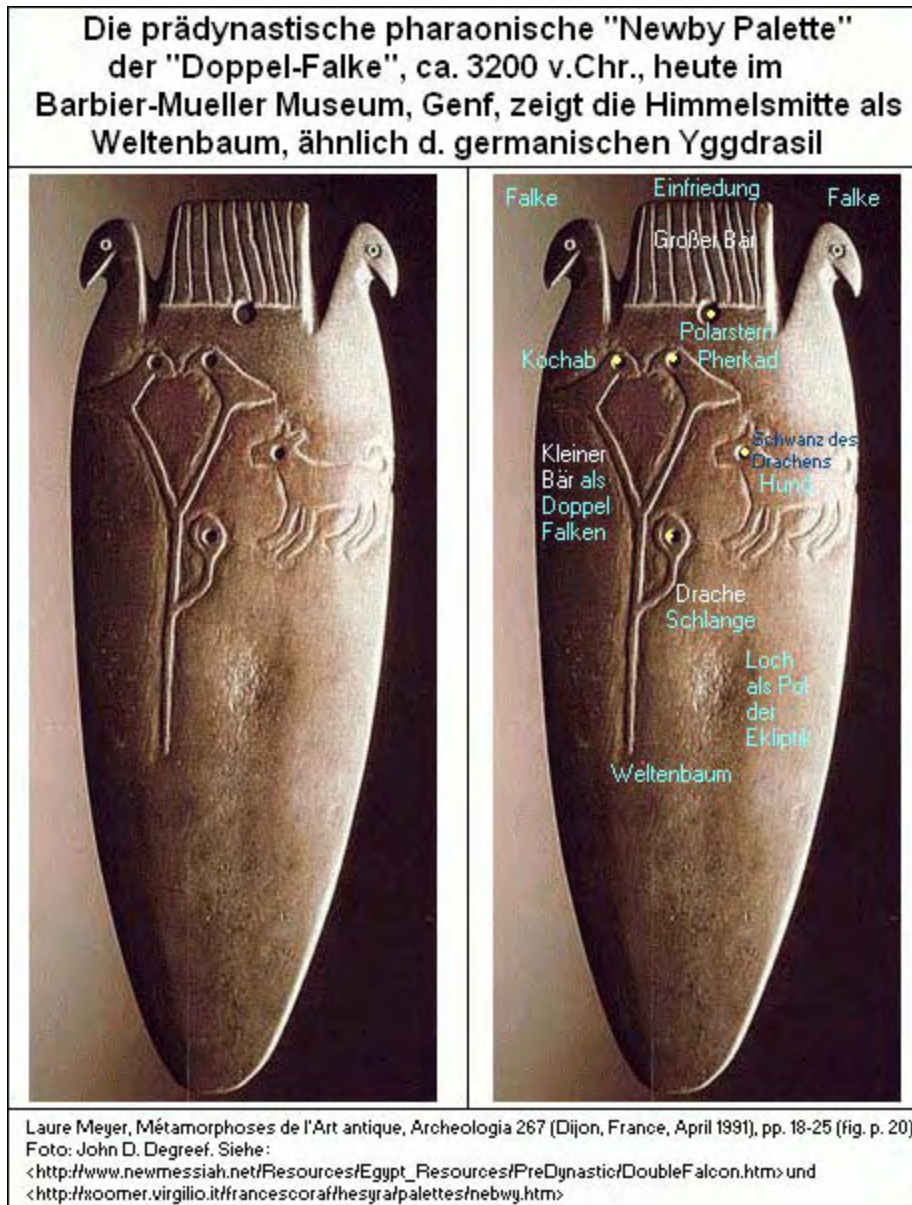
raonisches Yggdrasil („Drehsäule“), den Weltenbaum der Germanen. Es handelt sich um eine Abbildung, die sämtliche Motive unserer Diskussion beinhaltet und die wir als die Darstellung der Sterne der Himmelsmitte deuten können.

Nach der nordischen Mythologie (23) sitzt ein Adler (oder Habicht) (Wderfölnir) [statt eines Falken] in der Krone des Weltenbaums. Eine Schlange bzw. ein Drache (Nidhögg) benagt die Wurzel des Baumes. Auch ein weiterer „Nagezahn“ (Ratastöskr, [Eichhorn]) wird erwähnt (24):

„Der Baum Yggdrasil ... war die zentrale, gleichermaßen bildhafte wie abstrakte Konstruktion der germanischen Religion ... Yggdrasil verband als Mittelachse die Welten des Universums ... Ebenso unablässig

sauste das ... Ratastöskr (»Nagezahn«) den Stamm auf und ab. Das intrigante Nage-tier versuchte mit Erfolg den Dauerstreit zwischen dem im Wipfel wachenden Habicht Wderfölnir und dem an einer der drei Wurzeln nagenden Neiddrachen Nidhögg am Kochen zu halten ...“

Die pharaonische Newby Palette (25) zeigt ein ähnliches Weltbild. Die zwei Falken (die ich als die Sterne Kochab und Pherkad deute, die als Wächter des Pols in der antiken Überlieferung bekannt sind) sitzen zusammen mit der Schlange [Drache] und einem Nagezahn (Hyäne bzw. Schakal, Wolf oder Hund) am Himmelspol. Obwohl der Fundort der Newby Palette nicht bekannt ist, ist ihre Echtheit durch ein sehr ähnliches Fundstück gesichert. Es wird heute in Mün-



Figur 4: Die Newby Palette, Barbier-Mueller Museum, Genf (Die Entzifferung rechts durch Andis Kaulins, 2005)

chen aufbewahrt (der Falke rechts ist abgebrochen) (26). Die spätere Darstellung (Figur 6) zeigt den Doppel-Falken.

Diese vereinfachte (27) Darstellung war sicherlich die Vorstufe für die spätere Schreibung der so genannten Horusnamen (28) des Königs. Sie wurde in einem „Schutz-Serech“ geschrieben (29), mit dem Horusfalken darüber. Die fachführende *British Museum Dictionary of Ancient Egypt* beschreibt ein *Serech* (Namenszeichen) wie folgt: (ich übersetze) (30):

„Die Bezeichnung *Serech* [bzw. englisch *serekh*] stellt in der Ägyptologie einen rechteckigen hieroglyphischen Rahmen dar, überragt vom HORUS-Falken, innerhalb dessen der Horusname des Königs geschrieben wurde [wie in Figur 7 dargestellt]. Dieser Rahmen scheint das Gebiet von Horus, den königlichen Wohnsitz, symbolisiert zu haben ... Für eine kurze Zeit, in der 2. Dynastie, wurde HORUS durch SETH ersetzt ...“ [bei den Königsnamen von Peribsen und Chasechemui] (31).

Wie wir später ausführlich erklären, ist dieser kurzzeitiger „Ersatz“ von HORUS durch SETH von enormer Wichtigkeit, um die Königsnamen der Pharaonen als astronomisch bedingt zu deuten und zu verstehen.

Die Ägyptologen meinen, dass der untere Teil des Serechs eine stilisierte Palastfassade darstellt. Indessen zeigt die Palette der Doppel-Falken, dass diese „Einfriedung“ sich zuerst oberhalb des Falken befand und somit ursprünglich kein irdischer Palast gewesen sein kann.

Dabei betrachteten die Pharaonen die Himmelsmitte wohl als einen eingezäunten „Polstern-Bezirk“. Diesen verwendete man dann als Insignie des Königsnamens. Außerdem vermute ich, dass das ägyptische Wort *serech* mit dem indogermanischen *ser- „schützen“ (32) verwandt ist, z. B. lett. *sarg-* „Schutz, Wächter“ und deutsch *Sarg* „Schutz des Kadavers“. Die Himmelsmitte war danach eine Schutzzone.

Diese „schützende Einfriedung“ ist in vielen Kulturmythen präsent, und in vielfältige Formen symbolisch dargestellt, in Ägypten z. B. als *Aakhut* (33).

Aakhut [=Egge?] markiert die zwei Berggipfel des himmlischen Berges der Pharaonen. Diese zwei Berggipfel sind demzufolge:

- 1) der Pol der Ekliptik, und
- 2) der nördliche Himmelspol, der gelegentlich durch einen Stern direkt angezeigt ist, aber nicht immer (dies hängt vom Stande der Präzession ab).

Eine Darstellung des himmlischen Throns im Zentrum des Himmels im alten Ägypten, beschützt von den Falken, habe ich in den alten ägyptischen Quellen gefunden. Diese von mir entzifferte himmlische Darstellung wurde im Jahr 1995 in der westlichen Wüste Ägyptens gefunden. Die Zuordnungen der Abbildungen zu den jeweiligen Sternen stammt von mir (Figur 8). Oben sieht man deutlich, dass der Himmelspol als ein Thron dargestellt wird, bewacht vom Kleinen Bären.

C. Die Horus Falkennamen der ägyptischen Könige

1. Die Horus-Falkennamen als Königs-Kalender: Beginn des Kalenders am 25. Dezember -3117 (astronomisch -3116).

Seit langem streiten die Ägyptologen über die Deutung der ägyptischen Königsnamen (34). Unsere Entdeckung, dass der Falke im prädynastischen Ägypten den Himmelspol markierte, zeigt, dass die Horusnamen der ägyptischen Könige astronomischer Natur waren. Diese Königsnamen waren unterhalb des Falken in den *Serech* geschrieben und beanspruchten bestimmte Himmels(reiche für den König. Diese Himmelsreiche entsprechen im Prinzip dem *Tierkreis* (Zodiakus) von heute. Die Horusnamen waren also eine



Figur 5: Falkenpalette, Ägyptische Sammlung (SAS), München



Figur 6: Doppel-Falken in vereinfachter Darstellung

Art Königskalender. Mit seiner Hilfe kann man die Regierungszeiten der Könige astronomisch ermitteln.

2. Die Horus Falkenname von Narmer: „Herrscher des Pols“

Die pharaonischen Dynastien fangen mit Pharao *Narmer* (Nir-Mr) an, dessen Serech („Namenszeichen“) auch im heutigen Israel gefunden worden ist (36). Unsere Forschung zeigt, dass Narmer am Beginn der pharaonischen Dynastien sich als „Herrscher des Pols“ darstellte (ein möglicher Hinweis auf eine Herkunft aus dem Norden?).

Der mesopotamische Name des damaligen Polarsterns *Mis-Mar* (Mis-mar) (37) wird möglicherweise auf der weltberühmten Narmer-Palette rechts in Sprache und Zeichen ausgeschrieben (wir lesen M-Z M-R) (Figur 10). Könnte *Nar-MER* mit *Mis-MAR* verwandt sein? Nachstehend ist die Narmer Palette abgebildet. Ich werde diese Palette zum ersten Mal als frühzeitliche Astronomie der Pharaonen entziffern.

Von der Fachgelehrsamkeit wird Narmer „auf etwa“ -3100 datiert. Ich meine, dass der erste (bis heute weitergeführte) Kalender der Menschheit genau am 25. Dezember -3117 mit der Sonnenfinsternis bei Sonnenaufgang am Wintersonnenwendepunkt begonnen hat und dass Narmer für dieses Datum steht. Wie ich nachfolgend zeige, wird dies deutlich an der Narmer Palette dokumentiert.

Die Sterne der entsprechenden Sternbilder habe ich in Figur 12 neben den Hieroglyphen platziert, z. B. die Plejaden, Orion, Krebs, Jungfrau. Dabei sieht man, dass die Quadrate Sterne darstellen.

3. Die Vorderseite der Narmer Palette zeigt die Sonnenfinsternis vom 25. Dezember -2005

Der mittlere Teil der Vorderseite der Narmer Palette (Figur 12) zeigt die Sonnenfinsternis vom 25. Dezember -2005. Zwei löwenartige Tiere, die die Sonne symbolisieren, bekämpfen sich. Mit ihren überlangen verschlungenen Hälsen zeigen sie die Ö-Form der totalen Finsternis.

Der unterste Teil der Vorderseite der

Narmer-Palette zeigt den genauen Ort in den Sternen, an dem die Sonnenfinsternis stattgefunden hat. Es geschah im Sternbild Steinbock, in der Nähe des Sterns *Deneb Algiedi*. Ein Stier beugt sich über den geschlagenen Feind. Bei den frühesten Zeugnissen bedeuten solche geschlagene Feinde immer „tote“ vergangene Jahre. Die ältesten bekannten menschlichen Sinnbilder für den Steinbock sind dem Stier ähnliche Tiere, die wohl einen gemeinsamen Ursprung für dieses Sternzeichen bezeugen: Die Chinesen z. B. haben im Steinbock zuerst einen Bullen oder Ochsen gesehen, die Hindus eine Antilope und die Menschen in alten Mesopotamien einen Ibx (Steinbock). Dazu kommt auch das dem *NAR-mer* wortähnliche *NIRu*, das Joch, als Steinbock (38).



Figur 7: Serech des Königs NEB-RE [Nebra] (Metropolitan Museum, New York)

Den 25. Dezember -3117 als Anfang des Kalenders habe ich schon vor Jahren mittels Korrektur der Mayadatierung ermittelt (39). Nach der herkömmlichen Theorie begann der Maya-Kalender „in der Dunkelheit“ (ich meine, dass dies eine Sonnenfinsternis war) am 13 Baktun 4 Ahau 8 Cumku (diese drei

Kalendereinheiten markieren jeweils das Ende bzw. den Beginn einer neuen Zählung). Es ist ein Datum, das die heutigen Maya-Forscher fälschlicherweise für den 13. August -3114 halten. Dieses Datum ist jedoch ohne jegliche astronomische Bedeutung. Für dieses Datum hat sich die Maya-Forschung entschieden, ohne es durch Schaltjahrkorrektur (!) zu bereinigen. Darin liegt der Fehler (40).

Armin Naudiet schreibt bezüglich des Maya-Kalenders (41):

„Eine genaue Bestimmung ist nicht möglich, da wir ja inzwischen wissen, dass lange Zeit ein Kalender mit 360 Tagen und ebenfalls für eine lange Zeit ein Kalender mit 365,25 Tagen Gültigkeit hatte ...

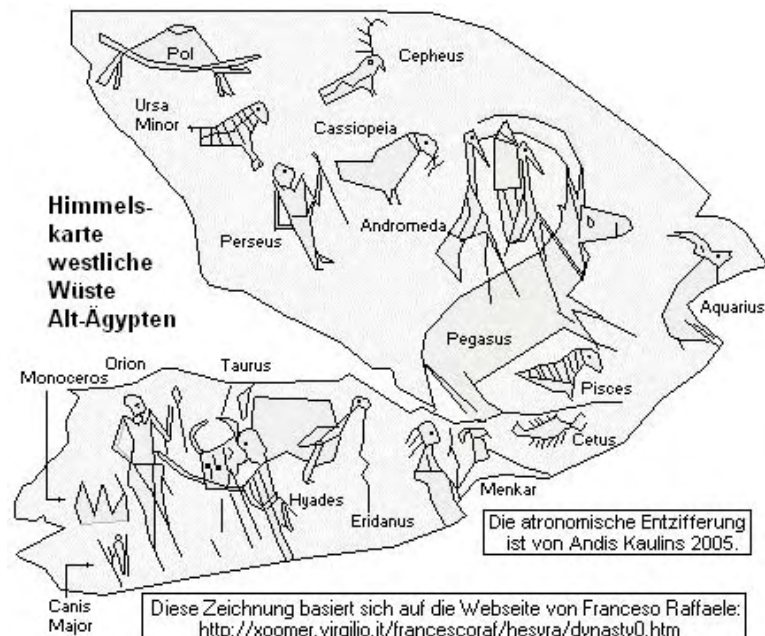
„Dieses Datum setzten die Maya aus unbekanntem Gründen fest“ schreibt G. Ifra ... Hier wurde gesagt, dass der Grund kosmisch-katastrophisch war. Nur ein ganz außergewöhnliches Ereignis konnte der Anlass für eine so lang tradierte Zeitbestimmung sein.“

Genau so ist es. Das Ereignis war astronomisch tatsächlich einmalig: Es handelte sich um eine Sonnenfinsternis, die am Anfang des Maya-Kalenders stand, zur Zeit des Sonnenaufgangs am Wintersonnenwendepunkt am 25. Dezember -3117.

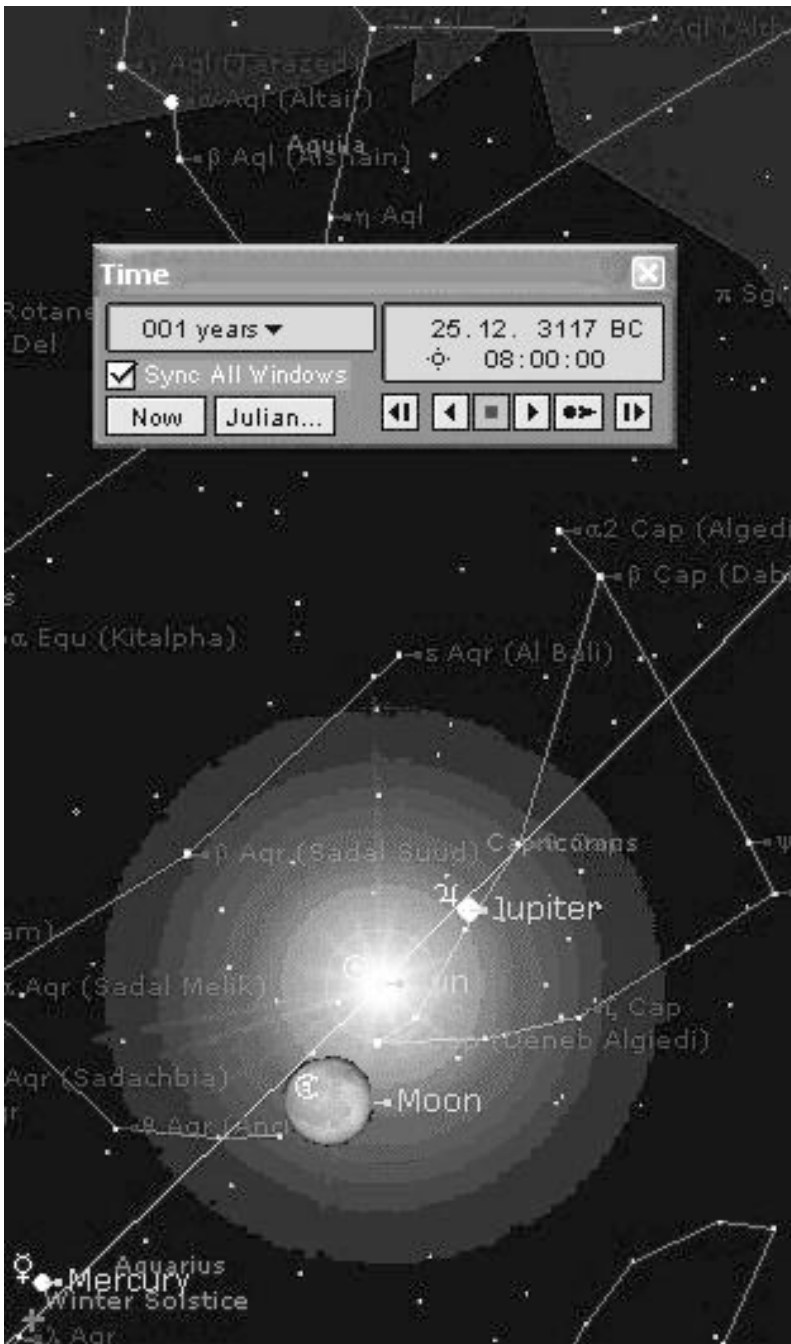
Ich meine, dass alle drei „Weltkalender“ (Maya, Pharaonen, Hindu - deren Beginn heute als astronomisch -3100, -3113 und -3102 anerkannt wird) den gleichen gemeinsamen Ursprung hatten und dass die Differenzen zwischen diesen drei Daten auf wissenschaftlichen Rechenfehlern beruhen, wie auch *Christine Moore* vom Supreme Yoga Council schreibt (42).

Dass tatsächlich ein Kalender eingerichtet worden ist, sieht man an der Narmer-Palette (Figur 12).

Die Narmer-Palette, Vorderseite oben, zeigt den Himmelspol bzw. die Himmelsmitte. Min = Menes „Wechsel



Figur 8: Himmelskarte, westliche Wüste, Alt-Ägypten



Beginn des Kalenders

Figur 9: Die Sonnenfinsternis am 25 Dezember 3117 v. Chr. Sie fand zum Zeitpunkt der Sonnenaufgang am Tag der Wintersonnenwende statt (nach Starry Night Pro 3³⁵ - der Delta-T Wert ist unter Fach-Astronomen umstritten)

der Zeit“. Das Stier stellt den Himmel dar. Narmer ist der „Herrscher des Pols“. Die vier Standarten (davon zwei Falken) zeigen die vier Himmelsrichtungen.

4. Die Rückseite der Narmer-Palette (siehe Figur 10)

Die Vorderseite der Narmer-Palette hat, wie wir gesehen haben, kalendari-sche Bedeutung.

Die Rückseite zeigt, wie Narmer, „Herrscher des Pols“, die Sonnenfinsternis zerschmettert. Der Gott des Lichts besiegt den Gott der Finsternis. Die Sonnenfinsternis wird durch Narmers dunkler Feind dargestellt. Geschützt wird er rechts oben durch den Himmels-Falken.

Das Bild darunter stellt, wie ich meine, Schriftzeichen dar, die HR-M(r)DZ „Gott des Lichts“ bedeuten, Name eines Gottes, später in Persien als „Abura Mazda“ bekannt. Vor Narmer kniet der besiegte Feind, durch die Hieroglyphen ANG(r)-MEN kenntlich gemacht, also „Angru Mainyu“, später „Ahriman“, der bedeutet „Gott der Finsternis“. Dies sind die Gegner der erst viel später historisch belegten Lehre der Zarathustra (43). Die Rückseite der Palette zeigt also den Sieg des Lichts über die Mächte der Finsternis. Deshalb wird in der persischen Keilschrift auch der himmlische Steinbock als „Vater des Lichts“ bezeichnet (44).

5. Die Reihenfolge und Bedeutung der Horusnamen der frühen Pharaonen, nach Narmer gedeutet als „himmlische Häuser“ (45)

Die vorstehende Analyse setzt uns in die Lage, die Reihenfolge und die Bedeutung der durch die Fachlehrsamkeit akzeptierten (46) Horusnamen der frühen Pharaonen (Pharaoh bedeutet „großes Haus“) als *himmlische Häuser* zu lesen und zu verstehen. Sämtliche Horusnamen markieren Himmels(be)reiche, die einem bestimmten König zugewiesen waren.

Abbildung 15 zeigt in der linken Spalte die hieroglyphische Horusnamen der Pharaonen. Die mittlere Spalte zeigt die *Transkription* (Umschreibung) dieser Horusnamen in lateinischen Buchstaben durch die Ägyptologen, darunter meine eigene astronomische Erklärung dieser Namen.

Jeder Horusname entspricht einem Himmelsbereich - ähnlich unserer Tierkreis-Einteilung.

In der rechten Spalte ist die Datierung vermerkt. Die rechte Spalte zeigt auch Manethos (47) griechisch geschriebene Namen der Pharaonen (hier in lateinischen Buchstaben) und die von Manetho den einzelnen Pharaonen zugewiesene Regierungszeiten (48). Alle diese Namen haben astronomische Bedeutung und helfen, die Horusnamen als astronomischen Ursprungs zu erklären. Da die Monate bei Manethos Regierungszeiten fehlen, habe ich die Jahres-Chronologie entsprechend kalibriert angepasst (verlängert).

Die Regierungszeiten Manethos sind auf ganze Jahre begrenzt und ließen die zusätzlichen Regierungs-Monate unberücksichtigt. Das wären im Schnitt etwa sechs Monate pro König, was z. B. die Chronologie für die ersten dreizehn Könige etwa sechs Jahre verlängert. Deshalb habe ich je zwei Könige ein Jahr zu der Chronologie von Manetho addiert.

Die Pharaonen im Alten Reich haben das Jahr in 12 Monate zu je 30 Tagen eingeteilt, plus 5 Tage zum Schluss = 365 Tage. Unser moderner Kalender ist ähnlich, aber alle vier Jahre schalten wir den 29. Februar ein (49), denn das Jahr ist tatsächlich fast 365.25 Tage lang. Ohne solche Schalttage kommt ein Kalender im Laufe der Jahre in große Schwierigkeiten: Man hinkt alle vier Jahre einen Tag zurück.

6. Eine Kalenderreform war nach 479 Jahren dringend notwendig

Nach 479 Jahren (im pharaonischen Jahr 480), also in Ägypten zur Zeit des Pharaos Chasechemui, lag der Kalender seit Narmer volle 120 Tage zurück. Die Jahreszeiten stimmten nicht mehr mit dem Kalender überein. Eine Kalenderreform war dringend notwendig.

Gleichzeitig hatte der nördliche Himmelspol sich um fast 7 Grad verschoben. Die Abweichungen der Kalenderdaten von der Himmelswirklichkeit wurden offenkundig und gaben sicher-

lich Grund zum Zweifel am göttlichen Falken. Der nicht mehr stimmige Jahreskalender gab sozusagen Anlass zu einer Himmelskrise, die zwischen dem Usurpator Seth (in Ägypten dargestellt als hundsähnliches Wesen, als Schakal oder Hyäne) und dem Falken als nördlicher Himmelspol ausbrach.

7. Der hundsähnliche Seth und Horus, der Falke

Hier nun können wir den anfänglichen Ideen-Faden wieder aufnehmen, dass nämlich der nördliche Pol für die ersten Pharaonen im Sternbild des Kleinen Bären lag, bewacht von seinen Wächtern, den Sternen Kochab und Pherkad als Falken.

Allen schreibt über Horus (50), dass dies eines der ältesten „Mythen“ überhaupt sei (51). Die Wüstenvölker dagegen sahen den nördlichen Himmelspol als Kamele, die sich in einem Ring gegen die Angriffe der Hyänen bzw. Schakale verteidigten. So kamen der Schakal bzw. die Hyäne, das heißt Seth, an den pharaonischen Himmel. Der Falke verlor an Wichtigkeit.

Die erste ähnliche Himmelsdarstellung kennen wir von der Cucuteni-Kultur -4500 bis -3500 (Nordost Rumänien). Hier sind bereits Himmelschlangen oder Aale von vier Hunden umzingelt. Diese Hunde haben große Ähnlichkeit mit dem späteren pharaonischen Seth (52).

Dass *Seth* auch mit dem Sternbild Kleiner Bär (Ursa Minor) gleichgesetzt worden ist, wird in *Richard Hinckley Allen's* Buch belegt. Allen schreibt (53), dass die alten Ägypter den *Schakal des Seth* (*Jackal of Set*) bis in die Zeit von Dendera mit dem Kleinen Bären gleichgesetzt haben.

Allen notiert, dass die Darstellung des Schakals im *Ramesseum* dem Kleinen Bär frappierend ähnlich sieht. Nach Allen hat *Set* als Hund schon seit langem etwas mit den zirkumpolaren Sternen zu tun. Plutarch setzt *Set* mit „*Anubis, Apap, Apepi, Bes, Tebba, Temha* und *Typhoeus*“ gleich. Damit wäre die Hundegestalt der Seth eine Wechselform zu der des Drachen (Echse), der in Ägypten zuerst wohl als Krokodil in den Himmel kam. Dieser Gott wird häufig als Echse dargestellt.

8. Chaschemui veranlasste die Kalenderreform

Pharao Chaschemui hatte begriffen, dass weder *Seth* noch *Horus*, der Falke, für die kalendarischen Schwierigkeiten der Pharaonen verantwortlich war, sondern der Mensch selbst. Chaschemui veranlasste die notwendigen Kalenderkorrekturen.

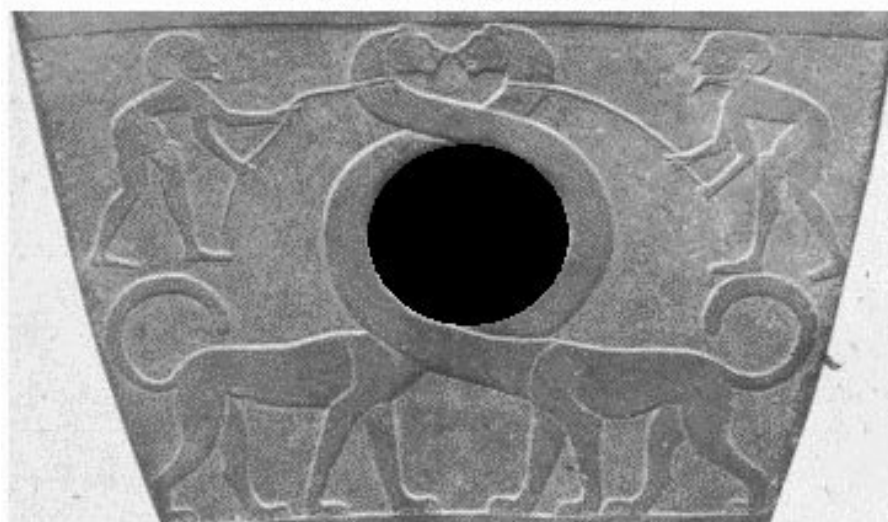
Er fügte die erforderlichen 120 Schalttage als „Jahrestage“ ein, versinnbildlicht durch so genannte kalendarische Könige (Claire, Nepercheris, Sesochris, Cheneres), die nie regiert haben. Diese Könige sind in der Königsliste von



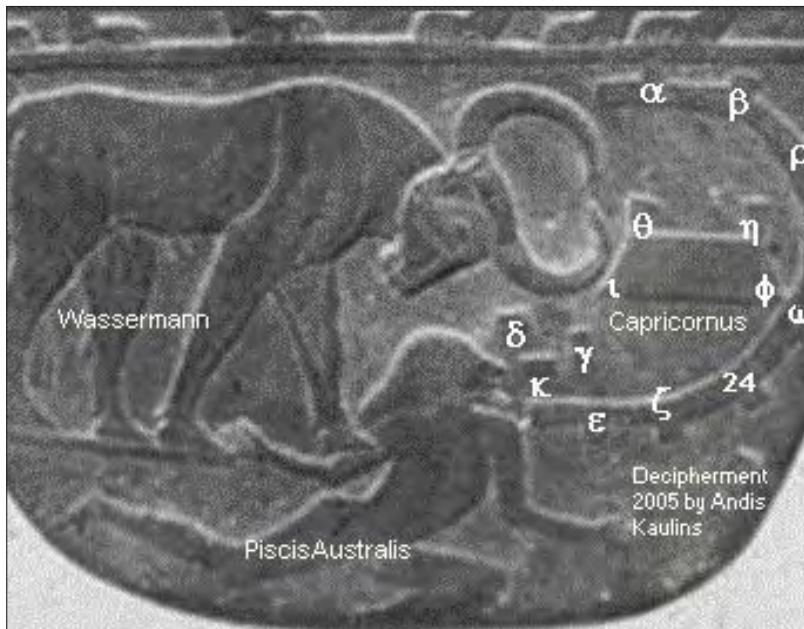
Figur 10: Die Narmer Palette, Ägyptisches Museum, Kairo



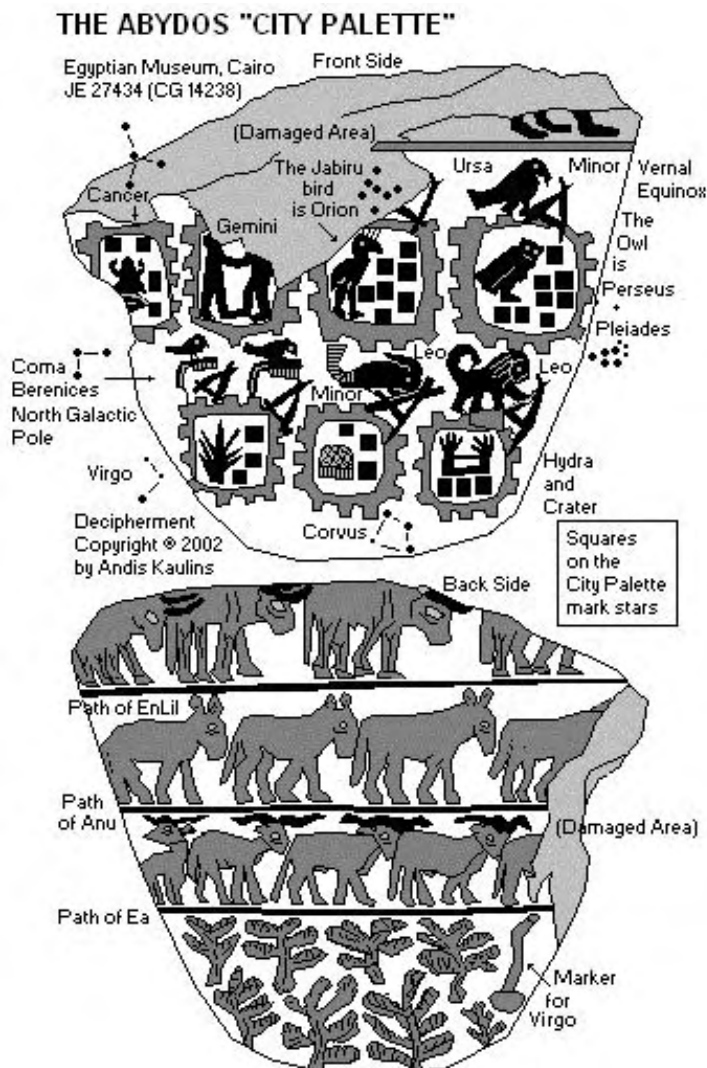
Die Sonnenfinsternis. Früher wurden die Paletten mit Farbe bemalt, und dann sah es vermutlich so wie unten aus.



Figur 11: Die Narmer Palette Vorderseite, Mitte, Sonnenfinsternis



Figur 12: Die Narmer Palette, Vorderseite, Unten. Danach hat die Sonnenfinsternis im Sternbild Steinbock in der Nähe des Sterns Deneb Algiedi stattgefunden. Das war eindeutig der 25. Dezember -3117. Die Quadrate markieren Sterne des Himmels. Dass Sterne im alten Ägypten mittels kleiner Quadrate dargestellt wurden, wie im untersten Teil der Narmer Palette, sieht man am Beispiel der Abydos-Städtepalette - heute im Ägyptischen Museum, Kairo, zu finden - die ebenfalls astronomische Bedeutung hat (meine Entzifferung).



Figur 13: Die Abydos-„Stadtpalette“ (City Palette)

Abydos nicht aufgeführt und sind auch archäologisch nicht nachweisbar.

Einen weiteren Beweis für die Kalenderreform des Chaschemui liefern die „vier Monate“, die im *Turin Canon* (*Turin Papyrus*) bei Pharao *Sethenis* aufgeführt sind. Die pharaonischen Chronisten geben die Regierungszeiten der Pharaonen sonst immer nur in vollen Jahren an. Bei dieser absoluten Ausnahme handelt es sich um die 4 x 30 Tage, die im Zusammenhang mit der Kalenderkorrektur zwischen die Pharaonen *Sethenis* (*Seth-Peribsen*) und *Necherophis* (*Zazai = Chaschemui*) geschaltet worden sind.

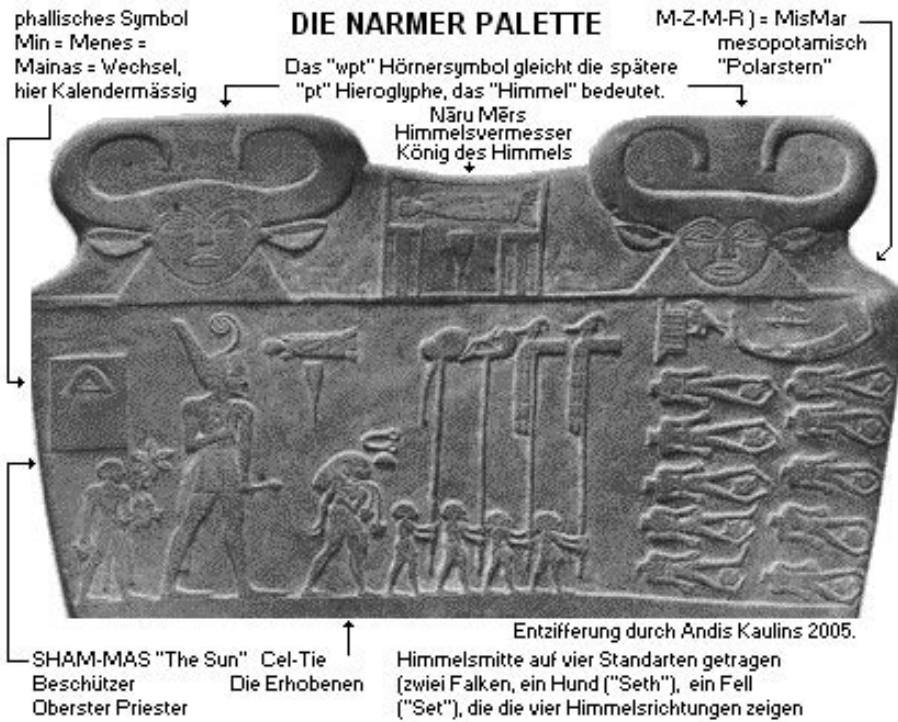
Der letzte und sicherste Beweis für die Kalenderreform ist indessen die Statue von Chaschemui selbst. In dieser sind die 479 Jahre und 120 Schalttage am Fuß der Statue von Chaschemui eingraviert.

Die Zahlen sind von rechts nach links zu lesen. Dabei haben die Ägyptologen den Fehler gemacht, zu glauben, dass die Hieroglyphe für „viel“ für die Zahl „10.000“ stehe. Sie gehen davon aus, dass diese Hieroglyphe zur Zeit Chaschemuis schon einen festen zahlentechnischen Wert gehabt habe. Für diese Annahme gibt es aber keinerlei Beweise. Die Ägyptologen meinen, dass bei der Kalenderstatue die Zahlen-Hieroglyphen die Zahl 40.279 darstellen und dass dieses die Zahl der von Chaschemui getöteten Feinde sei. Das ist indessen unmöglich. Nicht einmal Napoleon hatte mehr als 50.000 Soldaten, als er in Afrika eintraf. Im Jahre -2638 wären über 40.000 einfach zu viele Tote gewesen. Wir meinen, die Zahl steht für die abgelaufenen, nämlich 479 Jahre.

Die Gefallenen, die an der Seite des Sockels abgebildet sind, symbolisieren die abgelaufenen Jahre. Es ist ziemlich klar, dass die erste nagelförmige Hieroglyphe, die viermal hintereinander geschrieben wird, nicht für „10.000“, sondern lediglich für „100“ steht. Diesen vier Hieroglyphen folgen unmittelbar weitere Hieroglyphen, die „blumenförmig“ aussehen und unbestritten sieben Mal die Zahl 10 darstellen. Dieser folgen neun weitere Hieroglyphen, die immer die Zahl „1“ darstellen. Dass hier die Zahl 479 gemeint ist, erschließt sich, wenn man die Eingravierung vergrößert und näher betrachtet.

Die einzelnen Zahlen von rechts nach links lauten 4-7-9. Diese Zahlen sind klar. Nie und nimmer hätten die Pharaonen die Zahl 40.279 auf diese Weise geschrieben.

Die zweimal vorkommende ringelförmige Hieroglyphe über den Einer-Zahlen wird von den Ägyptologen zweimal falsch gelesen. Zum einen werden diese zwei Hieroglyphen zur darunter liegender Zahl gezählt und als 2 x „100“ interpretiert. Das ist falsch. Wenn diese zwei Zeichen als 100er zu 4-7-9 gehört hätten, hätten die Pharaonen diese Zahl dann auch so geschrieben. Die Ägypto-



Figur 14: Die Narmer-Palette, Vorderseite, Oben: Der Himmelspol

logen argumentieren, dass die Pharaonen aus „Schönheitsgründen“ so verführten. Nein, das taten sie keineswegs.

Fehlerhaft ist außerdem die Lesung der Ringel-Hieroglyphen als je „100“. Sie stehen hier jeweils für „60“ Tage, also 2 x 60 = 120 Schalttage. Es scheint so, als ob dieses Zeichen von dem ähnlichen fast-runden sumerischen Zeichen für 60 abstammt (oder umgekehrt). Dass diese Hieroglyphe später für die Zahl 100 verwendet wurde und dass auch die nagelförmige Hieroglyphe im Laufe der Zeit für die Zahl 10.000 stand, ist unbestritten. Aber das war lange nach dem Jahre -2638. Damals waren die Zahlen noch nicht so streng normiert. Damals kam es darauf an, verschiedene Zeichen für die jeweiligen Dezimalstelle zu benutzen (54).

Duncan J. Melville schreibt z. B. über die Sumerer, dass die Festsetzung der Zeichen der „Dezimalstellen“ erst am Ende des 3. Jahrtausends stattfand. Vorher gab es viel Spielraum (55). Sicherlich war es bei den alten Ägyptern ähnlich.



9. Falkenverehrung nach der Kalenderreform

Die Serechs mit den Falken hat man bis zum Pharao Huni (Kerperis) beibehalten. Danach fing man an, die Königsnamen in eine runde so genannte *Kartusche* zu schreiben. Die hatte den *shen-Ring* zur Grundlage. Der *shen* ist beschrieben worden als ein rundes Seil ohne Anfang oder Ende, als ein *Symbol für die Ewigkeit*. Dieser Ring

wird oft dargestellt, wie die Fänge von Horus, dem Falke, und Mut, dem Geier, ihn umkrallen, und zwar als Geste des Schutzes (56). Maria Carmela Betrò schreibt (57):

„Schon in den Darstellungen der 1. Dynastie reichen die Götter dem König den magischen Ring, der innen noch leer ist. Aber recht bald - zwischen Ende der 2.

Serech	Horusname des Königs	Regierungszeit Manetho
	NAR-MER MAINAS TINITIS Sonnensymbol bei Sonnenaufgang Winter Sonnenwinde Steinbock (Deneb Algiedi, Nashira) 25. Dezember 3117 v. Chr.	MENES 62 Jahre 3117 BC - 3055 BC
	HOR-AHA Aithotis = arabisch Kallos = Cetus Steinbock, Walfisch und Fische In China, ein runder Körnkannister	Aithotis 57 Jahre 3055 BC - 2997 BC
	DJER Taurus (Stier) Kerkennis = griechisch Ai-Gon "Dion" und die 3 Gürtelsterne des Orion Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche	Kerkennis 31 Jahre 2997 BC - 2966 BC
	DJED (Hydra, Kopf) Wasserschlange In Alt China, Hydra hieß Tschung	Ogenephis 23 Jahre 2966 BC - 2942 BC
	DEN Löwe (Regulus) Die Sterne hier als eine Hand	Dgnaphaidos 20 Jahre 2942 BC - 2922 BC
	ANEDJIB Denebols	Miebiados (Miebis) 25 Jahre 2922 BC - 2895 BC
	SEMERCHET al Simak Jungfrau (Spica)	Semempris 18 Jahre 2895 BC - 2877 BC
	QA'A Bockes (Arcturus) Corona Borealis arabisch Ikkil	Binechos (Qebhu) 25 Jahre 2877 BC - 2850 BC

Die Sternennamen beziehen sich nicht immer auf die Sterngruppe die am Anfang der Regierungszeit steht, sondern auch zum Schluss.
Decipherment Copyright © 2005 by Andy Kaulins. Non-commercial fair use is permitted as long as their attribution notice is retained attached.
Die Regierungszeiten Manetho's sind auf ganze Jahre begrenzt und unterdrücken die zusätzlichen Regierungs-Monate, d.h. im Schnitt etwa sechs Monate pro König, was die Chronologie für die ersten drei/drei Könige etwa 6 Jahre verlängert. Deshalb haben wir alle zwei Könige 1 Jahr zu der Chronologie addiert.

Figur 15: Die erste Dynastie des Alten Reiches

und Anfang der 3. Dynastie - setzt sich der Brauch durch, in das Innere des Ringes den profanen Namen des Königs zu schreiben.

Die Kartusche repräsentiert dabei die Himmelsmitte und hat allmählich den Falken-Serech ersetzt. In seinem Buch „Der Sturz des göttlichen Falken“ (58) schreibt Peter H. Schulze, dass „Rê ... seit der III. Dynastie immer mehr an die Stelle von Horus als Welten- und Schöpfergott tritt, sodass seine Aufnahme in die Königstitulatur nur logisch war.“ Schulze übersetzt einen alten ägyptischen Papyrus wie folgt:

Sehet, der als Falke (Verkörperung des Horus) bestattet war, ist aus dem Sarg gerissen ...

Sehet, es ist so weit gekommen, dass man sich aufgelehnt hat gegen das machtvolle Schlangendiadem des Rê (Uräus an der Königskrone).“

Kalender und Himmel haben sich verschoben. Die Zeit des Falkens war vorbei.

10. Das Fragment einer Prunkpalette: Hier schließt sich der Kreis

Ein weiteres Indiz für die Richtigkeit unserer Deutungen von Narmer und Chaseschemui ist die „Jahrestafel“ von Narmer (59).

Der abgebildete „Gefallene“ steht für die vergangenen Jahre. Narmer ist der Himmelspol, hier ergänzt durch Abbildungen von einigen wichtigen Sterngruppen. Falls ich Recht habe, dass die

Serech	Horusname des Königs	Regierungszeit Manetho
	HETEPSECHEMUI Herbst-Tag und Nacht-Gleiche Dschubba, Grattias - Skorpion Sonnensfrüherer hier 13. Nov. 2837 v. Chr.	Boethos 38 Jahre 2850 BC - 2812 BC
	NEBRE Leier phönizisch Nabla, die Leier Schütze arabisch NaSi	Kaiechos 39 Jahre 2812 BC - 2772 BC
	NINETJER Ades - Aquila, Hebrew Nethr Vegas-Präzession hat sich seit 287 v. Chr. der südliche Himmelspol bis Thuban bewegt. Ohne Schaltjahre legt der Kalender jetzt auch falsch. Clayton schreibt, dass die Ausrottung des "Haar des Nordens" im 13. Regierungsjahr Ninerjes stattfand. Damit haben die Pharaonen die Präzession erkannt. Allerdings kann dies Ninerjes nicht sein, wie der Palermo Stein belegt wird, sondern Sechemib, der den Vorkopf vollbrachte. Dies wissen wir dadurch, dass der Geburt Chaseschemui im 15. Regierungsjahr dort auch erwähnt wird. Natürlich ist dies der Nachfolger und nicht der Nach-Nachfolger.	Binothos 47 Jahre 2772 BC - 2725 BC
	SECHEMIB Pegasus, der Stern Scheat Sechemib behält noch den Falken als Symbol der südlichen Himmelspol.	Tias 19 Jahre 2725 BC - 2705 BC
	SETH-PERIBSEN Pegasus (Andromeda), der Stern Al-Pherat Sechemib legt den Falken als Symbol ab, nennt sich Seth-Peribsen, unter Vorkopf Seth v "Hund". Thuban markierte "die Hyänen" für die Araber. Thuban liegt über den Polarstern im Falken.	Sethnris 41 Jahre 2705 BC - 2664 BC
	CHASECHEMUI Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche Die Pharaonen müssen jetzt 10 Tage für 490 Jahre für frühere Schaltjahre erschaffen, was Chaseschemui tut, und somit werden den Falken als gleichberechtigt mit Seth reaktiviert.	Necheorophis (Zazai) 28 Jahre 2664 BC - 2635 BC

Die Regierungszeiten Manetho's sind auf ganze Jahre begrenzt und unterdrücken die zusätzlichen Regierungs-Monate, d.h. im Schnitt etwa sechs Monate pro König, was die Chronologie für die ersten drei/drei Könige etwa 6 Jahre verlängert. Deshalb haben wir alle zwei Könige 1 Jahr zu der Chronologie addiert.
Decipherment Copyright © 2005 by Andy Kaulins. Non-commercial fair use is permitted as long as their attribution notice is retained attached.

Figur 16: Die zweite Dynastie des Alten Reiches

Serech	Horusname des Königs	Regierungszeit nach Manetho
Keine	<p>Manetho fügt diese Könige zwischen Sethenis und Necherophis ein. Diese sind kalendrische Schaltjahr-Könige die wohl die Kinder Chasechemui's waren, die nie regiert haben. Ihre Regierungszeiten summieren sich auf genau 120, und dies sind Tage und nicht Jahre, denn nach 480 Jahren müssten die Pharaonen 120 Schalt-Tage einschalten um den bis dann 365-tägiger Tageskalender auf die tatsächliche 365.25 Tage Jahreslänge anzupassen und die Jahreszeiten wieder in Lot zu bringen.</p> <p>Chasechemui hat die Kalenderkorrektur nach 479 pharaonsichen 365-tägigen Jahren gemacht. Dann hat er die 120 Schalttage eingeschaltet. 25 Dezember 3117 v.Chr. = julianischer Tag 583297.7 479 Jahre eines 365-tägigen Jahres sind 174835 Tage die wir zu 58297.7 addieren = julianischer Tag 758132.7 und das ist der 28.8 2638 BC.</p> <p>Dazu schalten wir 120 Schalt-Tage ein und dies ergibt julianischer Tag 758252.7 und das ist dann der 28.12 2638 BC.</p> <p>Jetzt gab es wieder Übereinstimmung zwischen Kalender und Jahreszeit und diese 480-jährige Schaltung haben die Pharaonen in späteren Jahren beibehalten. Durch die Schaltung bricht Jahr 480 an.</p>	<p>Chaires - 17 Nepercheris - 25 Sesochris - 48 Cheneres - 30</p> <p>Es gibt absolut KEINE archäologische Hinweise auf diese Könige, und wir erklären hier warum nicht.</p> <p>Die Königsliste von Abydos enthält diese Könige nicht.</p>
<p>Die Einschaltung von 120 Schalt-Tage wird in den Turin Canon (Turin Papyrus) bestätigt, wo "vier Monate" (die Ägypter hatten Monate mit 30 Tage = 4 x 30 = 120 Tage) bei Sethenis merkwürdigerweise notiert sind, wobei Monate sonst nie bei den Regierungszeiten vermerkt werden.</p>		
<p>Decipherment Copyright © 2005 by Andis Kaulins. Non-commercial fair use is permitted as long as this attribution notice is retained attached.</p>		

Figur 17: Die Kalenderreform durch Chasechemui (Khasekhemwy)

späteren Zeichen für „100“ ursprünglich „60“ bedeutet haben, werden hier 180 Jahre seit Reichsgründung notiert, also das Jahr -3300, was auch mit den archäologischen Zeugnissen übereinstimmt.

Eine erstaunliche Bestätigung unserer Theorien liefert das „Reliefierte Fragment



Figur 18: Konische Schale, Cucuteni-Kultur, -4500 bis -3500.

einer Prunkpalette“, das heute im Ägyptischen Museum Berlin steht [hier aus Grimm und Schoske, „Am Beginn der Zeit“] (60).

Die Prunkpalette zeigt klassische Himmelmotive für die Sonnenwenden um das Jahr -3000. Die Sonne ist als runder Kreis dargestellt, flankiert von zwei Löwen mit Schlangenhälsen. Grimm und Schoske schreiben: „Der obere Abschluss ist in der Form eines liegenden Huftieres gebildet.“ Dieses Huftier, ein Stier, steht für das Sternbild Großer Bär, in späteren Zeiten wurde nur noch ein Stierschenkel abgebildet.

Das Huftier ist umgekehrt auf der anderen Palettenseite gezeigt. Das macht Sinn, denn wir betrachten den Großen Bär umgekehrt, je nach Palettenseite. Den Rippen des Stieres entsprechen die zaunartigen Einfriedungen auf anderen Artefakten, die später im Serech ihr Dasein weiterführen.

Der Paletten-Weltenbaum markiert die Linie der Wintersonnenwende. Der Falke markiert den Kleinen Bär. Das Kro-

kodil ist die ägyptische Ausdrucksform für das Sternbild Drache, das an Felsen 11 der Externsteine als Echse abgebildet ist.

Auf der Prunkpalette sind auch zwei Antilopen abgebildet. Ibis und Antilope sind Sinnbilder im Sternbild Steinbock, in dessen Zeichen sich die Wintersonnenwende vollzieht.

Dass die Antilopen der Palette die Sterne des Steinbocks versinnbildern, wird durch Richard Hinckley Allen bestätigt (61).

Wir schließen ab mit einem Zitat über den Falken (62):

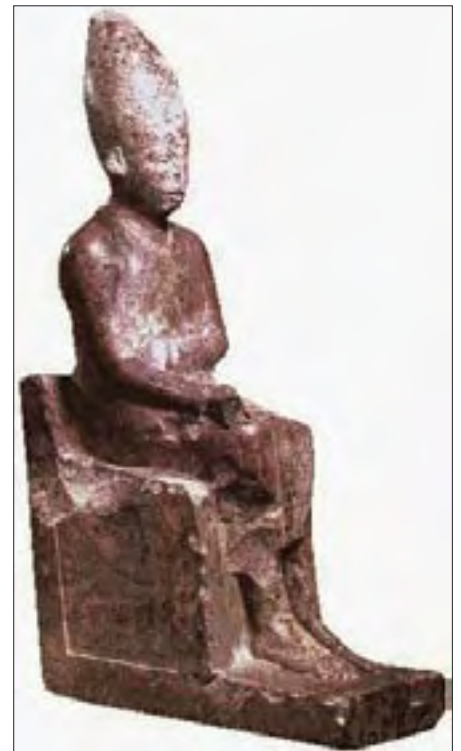
„Bereits in protodynastischer Zeit ist dem König auf offiziellen Denkmälern wie den Prunkpaletten und den reliefverzierten Keulenköpfen das »Horusgeleit« vorangestellt. Dies ist eine Gruppe von meist vier Priestern, die auf hohen Stangen rundplastische Götterbilder, die Standarten, vor sich her tragen.

Der [abgebildete] kleine Falke ist, wie die originale Bohrung an der Unterseite zeigt, die Miniaturversion einer solchen Falkenstandarte. Aufgrund seiner geduckten Haltung gehört er dem ältesten Typ der Falkendarstellungen an, deren Entwicklungsreihe durch die ältesten Inschriften lückenlos belegt ist: Aus dem Namen »Falke« eines prähistorischen Herrschers wird der älteste Königstitel »Falke = Horus«.

Es ist ein Königstitel aus den Sternen.

Anmerkungen

- 1 J.D. (Doctor of Jurisprudence), Stanford University, USA; Dozent und Lehrbeauftragter a.D., Rechtswissenschaft, FFA, Universität Trier.
- 2 Der Autor bedankt sich sehr bei Dr. jur. Gert Meier (Rechts- und Staatswissenschaften, Geschichte und Neuer Sprachen, Göttingen; ehemaliger NATO-Stipendiat für Geisteswissenschaften, Stanford) für wichtige inhaltliche und redaktionelle Anregungen.



Figur 19: Chasechemui und seine Kalender-Statue.



Figur 20: Chasechemui und seine Zahlen (leicht vergrößert).



Figur 21: Chasechemui und seine Zahlen (stark vergrößert).

3 Andis Kaulins, Stars Stones and Scholars: The Decipherment of the Megaliths as an Ancient Survey of the Earth by Astronomy, Trafford Publishing, Kanada, USA und Irland, 2003 <http://www.trafford.com/4dcgi/robots/03-1722.html>.

4 Vgl. insbesondere Elisabeth Neumann-Gundrum, Europas Kultur der Groß-Skulpturen, Schmitz-Verlag, Gießen, 1981 (siehe <http://www.amazon.de/exec/obidos/ASIN/398022354X/>) und Walter Machalett, Die Externsteine, Hallonen-Verlag, Maschen, 1970.

5 Diese Interpretation liegt ein Foto in Rolf Speckner und Christian Stamm, Das Geheimnis der Externsteine: Bilder einer Mysterienstätte, Urachhaus, Stuttgart, 2002 <http://www.amazon.de/exec/obidos/ASIN/3825174026/> zugrunde.

6 Walter Machalett, Die Externsteine, Maschen, 1970.

7 Siehe <http://www.nationalgeographic.com/tv/explorer/exp072102.html> Falken werden heute sogar wegen ihrer Gefahr für andere Vogelarten als Flughafenschutz verwendet. Siehe Cameron Walker, Falconry Used to Secure North American Airports, National Geographic News, March 25, 2003.

8 Siehe <http://news.nationalgeographic.com/news/2003/03/0325_030325_falconry.html>. Zur Herkunft des Sternbildes Drachen siehe z. B. Drache (Sternbild), Wikipedia, <http://de.wikipedia.org/wiki/Drache_(Sternbild)>

9 Andis Kaulins, The Norse Pharaohs: Prehistoric Astronomy and History, 89 Seiten (auch als CD-ROM), publiziert in der Reihe, Origins - Studies in the History of Mankind and its Languages, Band 9, 1999. Subskribent dieser Reihe ist u.a. die Harvard University Library. Siehe auch <http://www.lexiline.com/lexiline/lexi251.htm> und <http://www.andiskaulins.com/publications/norsepharaohs/norsepharaohs.htm>.

10 Richard Hinckley Allen, Star Names: Their Lore and Meaning, Dover, NY, 1963, S. 205.

11 Bengt Hemtun, Backegatan 3 B, Mellerud, S-46430 Sweden, catsha@catshaman.com, phone 046-0530-41925. <http://www.catshaman.com/13Sumerian/03round.htm>.

12 Hemtun meint, dass der Stern Kochab den Himmelspol markierte, aber Kochab ist heller als Perkad und die Größe der runden Steinvertiefungen im Fels entsprechen im etwa die Helligkeit der Sterne. Kochab liegt also unter Perkad, und Perkad ist demzufolge hier als Polarstern markiert und nicht Kochab.

13 Richard Hinckley Allen, Star Names: Their Lore and Meaning, Dover, NY, 1963, S. 210, siehe auch JAS, Arabic Star Names, <http://www.jas.org/jo/star.html>.

14 Gerardus D. Bouw, Ph.D., Draco the Dragon, Biblical Astronomer, Number 100, „The [translations of the] modern versions [of the Bible] avoid dragons like the plague they are. The NASV translates the Hebrew word as a serpent in Deu. 32:33, but then translates the same word as a „jackal“ in Isa. 34:13. In Psa. 74:13 the translating committee felt it safe to translate the Hebrew as „sea serpent“ but in Jer. 9:11; 14:6; Mic. 1:8, and Mal. 1:3, it's back to a „jackal“ again. For some reason, the committee decided that it's all right to

use „dragon“ in Revelation.“ Siehe <http://www.geocentricity.com/constellations/draco.pdf>.

15 Gerardus D. Bouw, Ph.D., Draco the Dragon, Biblical Astronomer, Number 100; „Thus, in Draco, instead of the head of a dragon, they saw a ring of mother camels ... surrounding a baby camel.... The camels were seen protecting the baby from a line of charging hyenas (Al Dhil, q, h, and z).“ Siehe <http://www.geocentricity.com/constellations/draco.pdf>.

16 Patrick Moore, Großer Atlas der Sterne (Naumann & Göbel, 2000).

17 Richard Hinckley Allen, Star Names, Dover, NY, 1963, S. 450.

18 Richard Hinckley Allen, Star Names, Dover, NY, 1963, S. 205.

19 Alfred Grimm und Sylvia Schoske, Am Beginn der Zeit, Ägypten in der Vor- und Frühzeit; Ausstellungskatalog, Heft 9, Schriften aus der Ägyptischen Sammlung (SAS); München, Staatliches Museum Ägyptischer Kunst, 24.12. 2000 bis 22.4.2001, S. 2, 11.

20 Siehe Francesco Raffaele, Late Predynastic and Early Dynastic Egypt, <http://xoomer.virgilio.it/francescoraf/hesyra/Dyn0serekhs-fig.htm>

21 Laure Meyer, Métamorphoses de l'Art antique, Archeologia 267 (Dijon, Frankreich, April, 1991), S. 18-25 (fig. S.20). Foto von John D. Degreef. Siehe: <http://www.newmessiah.net/Resources/Egypt_Resource/Predynastic/DoubleFalcon.htm> und <http://xoomer.virgilio.it/francescoraf/hesyra/palettes/nebwy.htm>.

22 <http://xoomer.virgilio.it/francescoraf/hesyra/egypt/NaqadaIIIB-table.jpg>.

23 Ygg drasil“, E. Cobham Brewer, Dictionary of Phrase and Fable, 1898, „In the tree, which drops honey, sit an eagle [der FALKE], a squirrel, and four stags. At the root lies the serpent Nithhögg gnawing it....“ <http://www.bartleby.com/81/17685.html>. Siehe auch Weltesche: „Vier Hirsche laufen ständig den Stamm entlang und beißen dem Stamm die jungen Knospen ab. Ein Drache mit Namen „Nidhögg“ macht das gleiche mit den Wurzel....“ <http://www.asathor.de/seiten/weltesche.htm>.

24 Alfred Stolz, Schamanen. Ekstase und Jenseitsymbolik, Köln, 1988 (Dumont Taschenbücher 210), siehe <http://www.physiologus.de/weltenbaum.htm>.

25 „It is also believed that Double Falcon may have ruled in Upper Egypt (Adaima), the Memphite Region (Turah/ Elzab Luthy), and the Delta and North Sinai (Tell Ibrahim Awad, El-Beda, N. Sinai). It is unclear whether or not he may have established himself a rule of Abydos and the Southern Levant region (Palmahim Quarry). These assumptions are results of the areas in which his serekh was found.“ Siehe <http://www.newmessiah.net/Resources/Egypt_Resource/Predynastic/DoubleFalcon.htm>.

26 Alfred Grimm und Sylvia Schoske, Am Beginn der Zeit, Ägypten in der Vor- und Frühzeit; Ausstellungskatalog, Heft 9, Schriften aus der Ägyptischen Sammlung (SAS); München, Staatliches Museum Ägyptischer Kunst, 24.12. 2000 bis 22.4.2001, S. 59.

27 Dieser Falke ist aus El-Beda in der Nordost Delta Region. Siehe <http://xoomer.virgilio.it/francescoraf/hesyra/dynasty0.htm>.

28 Dr. Zahi Hawass, in „The Falcon God“, schreibt: „The name „HORUS“ stems from the ancient Egyptian word hr (her) which in its simple form was the preposition „above“, „upon“ so Horus the falcon soars above all the land and its inhabitants, and was, the natural symbol of the King who reigns over all Egypt....Horus, represented by the hawk, was the god of the Sky, a symbol of divine Kingship, and protector of the ruling King.... Horus was the god of the Nile Delta (Lower Egypt) and Seth was the god of Upper Egypt.... The Kings of the predynastic Egypt were known as the followers of Horus....“ <http://www.guardians.net/hawass/horus.htm>.

29 Siehe Königstitel, Das alte Ägypten <http://www.selket.de/koenigstitel.htm>

30 serekh, Ian Shaw & Paul Nicholson, British Museum Dictionary of Ancient Egypt, British Museum Press, 1995, p. 261 (unsere Übersetzung aus dem englischen).

31 Horus-Name, „In dem oberen Teil eines sog. Serekh (stilisierte Palastfassade...) steht der Horus-Name des Pharaos. Der untere Teil repräsentiert die Palastfassade. Oberhalb des Serechs befindet sich der Horusfalke mit den entsprechenden königlichen Attributen (Verbindung Pharaos/Horus). Statt des Horus-Falken kann auch das (mythische) Seth-Tier oberhalb des Serechs erscheinen, wie z.B. bei Peribsen (Seth-Name), einem König der 2. Dynastie.... Ein anderer König derselben Dynastie führt sowohl den Horus-Falken als auch das Seth-Tier auf dem Serekh; sein Horus-Seth-Name lautet „Chasechemui“....“

32 ser-1, Indo-European Roots <http://www.bartleby.com/61/roots/IE459.html>.

33 David Talbott, On Testing the Polar Configuration. Ich halte Talbott's Hauptthese allerdings für absolut falsch, aber seine Diskussion über alte Pol-Mythologien ist ausgezeichnet. Siehe <http://www.kronia.com/library/journals/polrmyth.txt>.

34 Siehe Jürgen von Beckerath, Handbuch der ägyptischen Königsnamen, 2nd ed., von Zabern,

Mainz, 1999, <http://www.amazon.de/exec/obidos/ASIN/3805325916/>.

35 Ermittelt mit Starry Night Pro <http://www.starrynight.com/pro_plus.html>.

36 Thomas E. Levy, Edwin C.M. van den Brink, Yuval Goren and David Alon, New Light on King Narmer and the Protodynastic Egyptian Presence in Canaan, Biblical Archaeologist, 1995 Volume 58, Number 1. Siehe <http://webber.ucsd.edu/Depts/Anthro/classes/levy/Tillah/recent.html>.

37 R. H. Allen, Star Names: Their Lore and Meaning, Dover, NY, 1963, S. 457.

38 R. H. Allen, Star Names: Their Lore and Meaning, Dover, NY, 1963, S. 138-139.

39 Siehe LexiLine, THE MAYA CALENDAR, PIEDRAS NEGRAS, and HALLEY'S COMET <http://www.lexiline.com/lexiline/lexi75.htm>.

40 Siehe <http://www.lexiline.com/lexiline/lexi75.htm>.

41 Armin Naudiet, Der Mayakalender und sein katastrophischer Hintergrund, EFODON-SYNESIS, Nr. 10/1995, <http://www.efodon.de/>.

42 Christine Moore, The Indian (Hindu) Calendar and Kali Yuga <http://www.christinemoore.freeseerve.co.uk/yoga/indian_calendar.htm>.

43 A. Smith, Angra Mainyu, <http://www.pantheon.org/articles/a/angra_mainyu.html>.

44 Richard Hinckley Allen, Star Names, Dover, NY, 1963, S. 139.

45 Früher zählte Narmer überall in der Wissenschaft zur 1. Dynastie der Pharaonen. Heute wird er vielerorts irrtümlich von der Fachwelt zur fundierenden Dynastie 0 („null“) gezählt. Richtig ist, dass Narmer der Beginn der Zeitrechnung am 25. Dezember 3117 v.d.Zr. (vor unseren eigenen „neuen“ Zeitrechnung) darstellt. Die früheren Könige zählten nicht zur „neuen“ Zeitrechnung, die Narmer einleitete.

46 Peter A. Clayton, Die Pharaonen: Herrscher und Dynastien im alten Ägypten, ECON Verlag, Düsseldorf, 1995.

47 Manetho war ein ägyptischer Hohepriester unter Ptolemaios I (ca. 300 v.d.Zr.) und teilte die ägyptische Geschichte in 30 Dynastien auf. Die Königsnamen in seine Königliste wurden griechisch geschrieben. Siehe <http://www.selket.de/ahnenfor.htm>

48 Siehe Manetho & the King Lists <http://www.egyptologyonline.com/manetho.htm>.

49 Siehe hierzu z.B. Schaltjahr, Wikipedia <http://de.wikipedia.org/wiki/Schaltjahr>.

50 Richard Hinckley Allen, Star Names, Dover, NY, 1963, S. 434.

51 Wie Marija Gimbutas schreibt, ist eine Falken-ähnliche wohl himmlische Vogelgöttin bei den Völkern Europas seit frühester Zeit belegt - als Vorbild für die ersten Pharaonen: Marija Gimbutas, Die Sprache der Göttin: Das verschüttete Symbolsystem der westlichen Zivilisation, Zweitausendeins, Frankfurt, 1998, ursprünglich The Language of the Goddess: Unearthing the Hidden Symbols of Western Civilization.

52 Marija Gimbutas, Die Sprache der Göttin: Das verschüttete Symbolsystem der westlichen Zivilisation, Zweitausendeins, Frankfurt, 1998, S.161, ursprüngl-



Figur 22: Jahrestafel von Narmer

Horus-Glaube

- lich The Language of the Goddess: Unearthing the Hidden Symbols of Western Civilization.
- 53 Richard Hinckley Allen, Star Names, Dover, NY, 1963, S. 450.
- 54 Siehe Duncan J. Melville, Bibliography of Mesopotamian Mathematics, <<http://it.stlawu.edu/~dmelvill/mesomath/erbiblio.html#NDE>> und Duncan J. Melville, Sumerian metrological numeration systems <<http://it.stlawu.edu/~dmelvill/mesomath/sumerian.html>>
- 55 Duncan J. Melville, Sumerian metrological numeration systems <<http://it.stlawu.edu/~dmelvill/mesomath/sumerian.html>>
- 56 Siehe Richard Deurer, Egyptian Symbols and Definitions, Egypt and Art <<http://members.aol.com/egyptart/symilst.html>>.
- 57 Maria Carmelo Betrò, Heilige Zeichen, Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach, 1996, S. 195, ursprünglich als Geroglifici, Arnoldo Mondadori, Mailand.
- 58 Peter H. Schulze, Der Sturz des göttlichen Falken: Revolution im Alten Ägypten, Pawlak Verlag, Herrsching, 1986.
- 59 Alfred Grimm und Sylvia Schoske, Am Beginn der Zeit, Ägypten in der Vor- und Frühzeit; Ausstellungskatalog, Heft 9, Schriften aus der Ägyptischen Sammlung (SAS); München, Staatliches Museum Ägyptischer Kunst, 24.12.2000 bis 22.4.2001, S. 3.
- 60 Alfred Grimm und Sylvia Schoske, Am Beginn der Zeit, Ägypten in der Vor- und Frühzeit; Ausstellungskatalog, Heft 9, Schriften aus der Ägyptischen Sammlung (SAS); München, Staatliches Museum Ägyptischer Kunst, 24.12.2000 bis 22.4.2001, S. 37.
- 61 Richard Hinckley Allen, Star Names, Dover, NY, 1963, S. 138.
- 62 Alfred Grimm und Sylvia Schoske, Am Beginn der Zeit, Ägypten in der Vor- und Frühzeit; Ausstellungskatalog, Heft 9, Schriften aus der Ägyptischen Sammlung (SAS); München, Staatliches Museum Ägyptischer Kunst, 24.12.2000 bis 22.4.2001, S. 41.

Literatur

- Richard Hinckley Allen, Star Names: Their Lore and Meaning, Dover, N. Y. 1963 (korrigierte Wiederausgabe v. G. E. Stecherts, Star-Names and Their Meanings, 1899) <<http://www.amazon.com/exec/obidos/tg/detail/-/0486210790/>>.
- Herman Amant, Germanen: Unterwegs zu höherer Zivilisation, Novaesium alias Neuss, <<http://www.novaesium.de/artikel/germanen7.htm>>
- Ancient Egyptian Boats at Abydos, University of Pennsylvania Museum of Archaeology and Anthropology <<http://www.upennmuseum.com/pressreleases/forum.pl?msg=43>>.
- Ase, Wikipedia, <<http://de.wikipedia.org/wiki/Ase>>.
- Astronomie im alten Europa, Forschungsprojekt Vorzeitliche Astronomie der Westfälischen Volkssternwarte Recklinghausen und dem Initiativkreis Horizontastronomie im Ruhrgebiet <<http://www.archaeoastronomie.info/archaeoastronomie/ausstellung.html>>.
- Balzan Preisträger ernannt - Colin Renfrew <<http://idw-online.de/pages/de/news85371>>.
- Bandkeramische Kultur, Wikipedia, <<http://de.wikipedia.org/wiki/Bandkeramiker>>.
- Bärenhüter, Wikipedia, <<http://de.wikipedia.org/wiki/Bärenhüter>>.
- Robert Bauval und Adrian Gilbert, The Orion Mystery, Mandarin, London, 1995 (erste Publikation 1994) <<http://www.amazon.com/exec/obidos/tg/detail/-/0517884542/>>.
- Jürgen von Beckerath, Handbuch der ägyptischen Königsnamen, 2nd ed., von Zabern, Mainz, 1999, <<http://www.amazon.de/exec/obidos/ASIN/3805325916/>>.
- Maria Carmelo Betrò, Heilige Zeichen, Gustav Lübbe Verlag, Bergisch Gladbach, 1996, ursprünglich als Geroglifici, Arnoldo Mondadori, Mailand.
- Pia Guldager Bilde, What was Scythian about the "Scythian Diana" at Nemi?, The Danish National Research Foundation's Centre for Black Sea Studies, University of Aarhus, Januar 2004, <http://www.pontos.dk/e_pub/PGScythianDiana.htm>.
- Wim van Binsbergen (with the astronomical collaboration of Jean-Pierre Lacroix), Cupmarks, stellar maps, and mankala board-games: An archaeoastronomical and Africanist excursion into Palaeolithic worldviews <http://www.shikanda.net/ancient_models/gen3/starmaps_3_2000/cupmarks_1.html>.
- D. Bouw, Ph. D., Draco the Dragon, Biblical Astronomer, Number 100 <<http://www.geocentricity.com/constellations/draco.pdf>>.
- Dieter Braasch, Pharaonen und Sumerer - Megalithiker aus dem Norden. Hinweise aus Biologie und Technik zum Ursprung früher Hochkulturen. Tübingen 1997, ISBN 3-87847-166-1 <<http://www.amazon.de/exec/obidos/ASIN/3878471661/>>.
- Werner Brast und Julius Andree, Die Externsteine - eine bewiesene germanische Kultstätte und Sonnenwarte; Abdr. d. Berichtes / von Julius Andree. Kommentar u. Erg. von Werner Brast, Berlin (Herausgeber: Werner Brast), 1983, erhältlich Deutsche Bibliothek Leipzig <<http://www.ddb.de/>>.
- Christopher Chippindale, Stonehenge Complete, Thames & Hudson, 2001, <<http://www.amazon.co.uk/exec/obidos/ASIN/0500284679/>>.
- Chronology of Ancient Egypt, Ancient Egypt Blog



Figur 23: Protodynastische Prunkpalette

- <<http://www.tautau.net/ancientegypt/2004/04/chronology-of-ancient-egypt-ane-bc-p2.htm>>
- John Cirillo, Julianischer Tag <<http://docs.kde.org/de/HEAD/kdeedu/kstars/ai-julianiday.html>>
- Peter A. Clayton, Die Pharaonen: Herrscher und Dynastien im alten Ägypten, Düsseldorf 1995.
- Cup and ring marked stone; ... Cup marked; Cup marked stone; Cup-mark; Cup mark; Cup-marked; Cup-marked stones; Cupmarks; Cups and rings, Keys to the Past, Durham County Council and Northumberland County Council <<http://www.keystothepast.info/durham-c/k2p.nsf/k2pGlossaryList:readform&letter=C>>
- Richard Deurer, Egyptian Symbols and Definitions, Egypt and Art <<http://members.aol.com/egyptart/symilst.html>>.
- Die Externsteine, Catwork Productions <<http://members.aol.com/catworkpro/gesicht.htm>>
- Die Freilegung der Externsteine, Berichte zu der Ausgrabung von Prof. Andree, Zeitschrift Germanien, 1934 (Hefte 8, 9, 10, 11), 1935 (Hefte 1, 2, 3), Grundsätzliches zur Frage Der Externsteine: Wichtiges Untersuchungsergebnis am Felsen 2 - Die neuesten Untersuchungen und Entdeckungen am Sazellumsfelsen - Die weiteren Untersuchungen und Feststellungen am Sazellumsfelsen, Zwischenfelsen 1a und Felsen 3 - Die Kreuzabnahme - Das Felsengrab - Der große germanische Kulturraum im Felsen 1, <<http://www.externsteine.de/Ausgrabung/Die%20Freilegung%20der%20Externsteine.pdf>>
- Die Götter Ägyptens, Das alte Ägypten <<http://www.selket.de/goetter.htm>>
- Die Zukunft des kulturellen Gedächtnisses, Akademie Tutzing, <<http://www.ev-akademie-tutzing.de/doku/programm/detail.php?part=more&lfdnr=622>>.
- Walter Dising, Der Himmel auf Erden (in Blankenburg am Harz), 2. Aufl., 2003, Alter Hof, Wathlingen.
- Double Falcon, Egypt Resources <http://www.newmessiah.net/Resources/Egypt_Resources/PreDynastic/DoubleFalcon.htm>.
- Drache (Sternbild), Wikipedia, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Drache_\(Sternbild\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Drache_(Sternbild))>
- Rudolf Dröfeler, Astronomie in Stein: Archäologen und Astronomen enträtseln alte Bauwerke und Kultstätten, Leipzig, 1990 <<http://www.antiquariat-ffm.de/cgi-bin/detail.cgi?words=5237>>
- Edda, Wikipedia, <[http://de.wikipedia.org/wiki/Edda_\(Dichtung\)](http://de.wikipedia.org/wiki/Edda_(Dichtung))>
- Annemarie Eggers, Exkursion ins Weserbergland, <<http://ashda.ugr.es/laboratorio/tlt/tlt2/libros/libropdf/deutsch/weser.pdf>>.
- Rudolf Eisler, Wörterbuch der philosophischen Begriffe <<http://www.textlog.de/3746.html>>.
- Externsteine: Mächtiger Kraftort unserer Vorfahren <<http://www.externsteine.de/>>.
- Gerhard Fasching, Sternbilder und ihre Mythen, Hamburg, 2000.
- Forum, Der Runenstein, <<http://www.eldaring.de/content/modules.php?op=modload&name=Forum&file=reply&topic=1670&forum=10&pост=15563"e=1>>
- Uwe Fritzsche, Die Externsteine, Mystery-Geschichten, Hessischer Rundfunk, hr 1 - meridian, 1999, <<http://www.echt-abgefahren.de/mystery/mitrat/extern.htm>>.
- Gernot L. Geise, Die Externsteine: Kein Sakralort sondern eine Nachrichtenstation, EFODON-SYNESIS, Nr. 1/2002 <<http://www.efodon.de/html/archiv/geschichte/geise/ex.htm>>.
- Geschichtsdidaktische Basisliteratur <<http://www.geschichte.uni-halle.de/didaktik/Top%20Ten.htm>>.
- Marija Gimbutas, Die Sprache der Göttin: Das verschüttete Symbolsystem der westlichen Zivilisation, Frankfurt/Main, 1998, ursprünglich The Language of the Goddess: Unearthing the Hidden Symbols of Western Civilization.
- Alfred Grimm und Sylvia Schoske, Am Beginn der Zeit, Ägypten in der Vor- und Frühzeit; Ausstellungskatalog, Heft 9, Schriften aus der Ägyptischen Sammlung (SAS); München, Staatliches Museum Ägyptischer Kunst, 24.12.2000 bis 22.4.2001.
- Jacob Ludwig Carl Grimm, Deutsche Mythologie <<http://www.amazon.de/exec/obidos/ASIN/3932412249/>>
- Roger Grosjean, Die Theorie von ..., Jungsteinzeit <<http://www.paradisus.de/korsika/grosjean.htm>>.
- Hans Gsänger, Mysterienstätten der Menschheit: Die Externsteine, Schaffhausen, 1985.
- Jürgen Hamel, Geschichte der Astronomie: Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Basel, Boston, Berlin 1998. <<http://www.amazon.de/exec/obidos/ASIN/3884004212/>>
- Hávamál: The Words of Odin the High One, from the Elder or Poetic Edda (Sæmund's Edda) translated by Olive Bray and edited by D. L. Ashliman <<http://www.pitt.edu/~dash/havamal.html>>
- Dr. Zahi Hawass, The Falcon God, <<http://www.guardians.net/hawass/horus.htm>>.
- Milton D. Heifetz, Precession of the Equinoxes: Historical Planisphere, Learning Technologies, Somerville, Mass., LT-41, 1997. <<http://www.starlab.com/litprod.html>>
- Bengt Hemtun, Backegatan 3 B, Mellerud, S-46430 Sweden, catsha@catshaman.com, phone 046-

Reinhard Prahl

Die Muttergöttin und ihr Bezug zum vorpharaonischen Ägypten

25.000 Jahre Muttergöttin

Bereits im so genannten Gravettien, nach herkömmlicher Datierung also vor über 14.000 Jahren [M.-H. Alimen & M.-J. Steve, Vorgeschichte, S. 57] beweist die überwältigende Anzahl von Venusfiguren die Existenz der Religion der Großen Muttergöttin. Die große nonkonformistische Archäologin *Marija Gimbutas* wies bereits vor über 25 Jahren auf die religiöse Bedeutung der Großen Göttin hin. Zwar entdeckte sie auch einige männliche Statuetten, die durchaus als göttlich zu interpretieren wären, aber die überwältigende Mehrheit ihrer Funde spiegelte die feminine göttliche Macht wider [Rudgley, S. 295 ff.]. Als *J. Mellaart* das anatolische Catal Hüyük ausgrub, musste er widerstrebend ähnliche Entdeckungen zur Kenntnis nehmen:

„Von einundvierzig ausgegrabenen Skulpturen menschlicher Gestalt sind dreiunddreißig weiblich und acht männlich“ [zit. in Uhlig, S. 47].

Bedenkt man dann noch, dass der israelische Archäologe *Josef Garfinkel* in der Nähe des Sees Genezareth in der Siedlung Sha'ar Hagolan jüngst mehr als hundert gebrannte Tonfiguren der Göttin entdeckte, sollte die Macht der Großen Göttin mehr als klar geworden sein [NG, Dez. 2002, S. 18]!

Das bekannteste Artefakt dieser Religion dürfte jedoch die so genannte „Venus von Willendorf“, 1908 im gleichnamigen österreichischen Dorf gefunden, sein. Weniger bekannt hingegen ist die bereits am 23. September 1988 bei Galgenberg nahe der Stadt Krems in Niederösterreich von *Christine Neugebauer-Maresch* gefundene sieben Zentimeter lange und 10,8 Gramm schwere Figur ähnlichen Typs, die dem Aurignacien angehört und nach orthodoxer Chronologie über 30.000 Jahre alt ist [Rudgley, S. 308]! Die Große Muttergöttin wurde also über 25.000 Jahre lang verehrt und stellt somit die langlebigste aller Religionsformen dar. Aus bisher ungeklärter Ursache, auch hierzu werden wir uns im Folgenden noch Gedanken machen - starb dieser Glaube plötzlich aus und Männer übernahmen die Macht.

„Sie folgten aus den konsequenten Bestrebungen der von Überlegenheitsgefühl und Herrschsucht geprägten, in Jagd und Kampf führenden Männer, die Große



Die „Venus von Willendorf“

Göttin zu entmachten oder doch in ihre Abhängigkeit zu bringen“, schreibt der bekannte Sachbuchautor *Helmut Uhlig* über das Ende des Matriarchats [Uhlig, Die Mutter Europas, S. 99]. Und über die Folgen dieser Entmachtung der Frau schreibt der Autor an anderer Stelle:

„Hier ist in wenigen Sätzen zusammengefasst, was die Zerstörung der Mutterreligion und ihrer Kulte durch den herrschsüchtigen Mann an Unheil über



Bemalte Tonfigur einer Göttin (Catal Hüyük)

das Abendland gebracht hat, zu schweigen von den Folgeerscheinungen, die wir in Krieg, Kolonialismus und ungehemmtem, unkontrolliertem Fortschrittsdenken als Frucht dieses Aufstiegs des Mannes zur Macht registrieren müssen.“ [S. 100]

Nun sind wir in den Bereichen Europa, Osteuropa, Vorderer Orient und Mesopotamien, ja bis nach Indien über die Existenz der Muttergöttin unterrichtet. Aber gerade in einem der Länder, das geradezu für das Synonym Hochkultur steht, in Ägypten nämlich, hat es laut ägyptologischer Lehrmeinung niemals eine matriachalische Machtstruktur, weder im sakralen noch im profanen Sinne gegeben. Die Sonnenreligion der Götter Horus und Re und die damit verbundenen Isis, Osiris, Atum und andere sei, so liest man immer wieder, die ursprüngliche schon in vordynastischer Zeit anzutreffende Hauptglaubensrichtung gewesen, und ein Pharao regierte von jeher als Horus in Ägypten. Selbst als es noch keinen antiken Gesamtstaat gab, seien die Stadtstaaten im Delta und Oberägypten durch Männer regiert worden und der Sonnenglaube sei die Religion der Mächtigen gewesen. Doch trifft diese Behauptung wirklich zu? Schon 1953 weist der Ägyptologe und Experte für ägyptische Mythologie *Joachim Spiegel* darauf hin, dass „die religiösen Vorstellungen der Ägypter“ sich „nicht wesentlich von denen anderer Völker auf primitiver Stufe unterschieden haben“ dürften. [Spiegel, S. 81]. Vergessen wir den schalen Beigeschmack, den das Wort „primitiv“ im Zusammenhang mit unseren Vorfahren berechtigterweise bei uns hinterlässt, einen Augenblick und betrachten Spiegels reine Aussage. Wenn also in nahezu allen bekannten



Tonstatuette einer gebärenden Göttin (Catal Hüyük)



frühen Hochkulturen die Muttergöttin Verehrung fand, warum sollte es in Ägypten anders gewesen sein?

Wie sieht es also mit den Kenntnissen der Ägyptologen für die Zeit vor der Reichseinigung oder noch früherer Zeiträume aus? Gab es in Ägypten etwa tatsächlich keine Große Muttergöttin oder lassen sich im altägyptischen Pantheon Hinweise auf die einstige sakrale und profane Macht der Frau finden? Die Antwort auf diese interessante Frage dürfte so manchen Leser erstaunen.

Die Muttergöttin in den Stadtstaaten Ägyptens

Tatsächlich lassen sich in den ältesten ägyptischen Religionen zahlreiche Hinweise auf die Große Muttergöttheit finden. Wir dürfen bei unserer Suche keinesfalls vergessen, dass Ägypten nicht immer ein Gesamtstaat war - dies trifft noch nicht einmal für Ober- und Unterägypten zu. Die insgesamt 42 ägyptischen Gaue mit ihren eigenen Standarten sind vielmehr Überreste einstiger Stadtstaaten, in denen lokal-spezifische Gottheiten verehrt wurden. So wird es uns nicht allzu viel bringen, nach einer einzigen Muttergöttin zu suchen, sondern vielmehr scheint die Suche nach religiösen Strukturen, die den göttlichen Prinzipien des Matriarchats entsprechen, vielversprechend. Aus dieser Suche können wir vielleicht mehrere jeweils lokal ansässige Muttergöttinnen identifizieren.

Interessante Anhaltspunkte bietet uns diesbezüglich *Jan Assmann* [Lexikon der Ägyptologie, Bd. IV, S. 267], in dem der Ägyptologe uns darüber in Kenntnis setzt, dass nicht Isis mit ihren eher spätzeitlichen Ausprägungen als Muttergöttin die Antwort auf unsere Frage ist wie meist postuliert, sondern „... diese Rolle kommt ... einer Gruppe von Göttinnen

zu, die als Verkörperung der Urflut und des Himmels gelten und in Kuhgestalt verehrt werden ...“.

An dieser Stelle wird ein sehr wichtiger, stets im Zusammenhang mit der Göttin stehender Aspekt ins Spiel gebracht, nämlich die Tatsache, dass die Mutterreligion mit bestimmten Tieren und Farben im engen Zusammenhang steht. Im Besonderen sind hier Kuh bzw. Stier, Löwe bzw. Leopard (je nach Lokalität), sowie die Farbe Rot zu nennen. Figuren, die in Catal Hüyük gefunden wurden, beweisen diese Zusammenhänge eindeutig. So gibt es beispielsweise eine Tonstatuette einer Göttin, die zwei Leoparden- oder Löwenjunge hält und eine andere, die eine Göttin sitzend auf einem löwenverzierten Thron zeigen [Uhlig, S. 31 bzw. Bilderteil]. Die Menschen jener Zeit waren des Weiteren noch mehr Jäger und Sammler, denn sesshafte Bauern. Es ist daher kaum verwun-



derlich, dass die Aspekte Fruchtbarkeit und Nahrungsreichtum der Göttin in der Tierwelt gesucht wurden. Der Löwe bzw. Leopard bot sich als geborener Jäger genauso als göttlich zu verehrendes Tier an, wie Rinder. Denn Kuh und Stier verkörperten wie kaum eine andere Tierart die Fruchtbarkeit und den Nahrungsreichtum. Uhlig schreibt:

„Aber sie waren trotz zeitweiser Sesshaftigkeit immer noch Nomaden, Herumziehende, deren Lebensrhythmus nicht von ihrem Willen, sondern von den Tieren bestimmt wurde, die sie jagten und die ihre Nahrung waren. Kein Wunder, dass darum auch im Bereich der Tiere dem Vorgang des Gebärens, des Weiterlebens der Art in ihren Jungen, besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. So war es nahe liegend, der Frau als Gebälerin Macht über die Tiere und ihre Vermehrung zuzutrauen.“ [Uhlig, S. 26].

Die Farbe Rot ist ebenfalls leicht als Farbe der Fruchtbarkeit zu interpretieren:

„In der Cougnachhöhle im französischen Quercy ... gibt es eine natürliche Aushöhlung, die wegen ihrer Form an eine Vulva denken lässt, und diese Ähnlichkeit war schon den prähistorischen Menschen bewusst, die die Höhle aufsuchten und mit rotem Ocker färbten, um die Menstruation zu symbolisieren ... Unter den Bildern gibt es eine weibliche Figur mit achtundzwanzig roten Punkten zwischen den Beinen, eine Darstellung, die sich eindeutig auf die Menstruation bezieht“ [Rudgley, S. 313 f.].

Natürlich wurde Fruchtbarkeit nicht nur im Sinne der femininen Fruchtbarkeit verstanden, sondern in der Zeit der beginnenden Landbebauung auch im landwirtschaftlichen Sinne. Und was war die „Urflut“ Ägyptens anderes als die jährliche Nilüberschwemmung, die ein ewiger Garant für fruchtbares Land war?



Tonstatuette einer sitzenden Göttin (Catal Hüyük)



Apis-Stier, Memphis

Die wichtigsten Göttinnen, die Assmann nennt, sind die unterägyptische Neith und die oberägyptische Hathor. Obwohl hier noch andere Göttinnen eine Rolle spielen, wollen wir uns im Folgenden doch hauptsächlich diesen beiden Göttinnen widmen um Beweise dafür zusammentragen, dass es sich bei beiden um ursprünglich dieselbe Göttin, nämlich die Große Göttin Osteuropas, Anatoliens und dem Rest der damals bekannten Welt handelt.

Neith, Muttergöttin Unterägyptens

Die ägyptische Göttin gehört wahrscheinlich zu den ältesten Göttinnen Unterägyptens überhaupt. So finden sich die „Höhepunkte ihrer Verehrung in der ägyptischen Frühgeschichte und zu Beginn des A. R.“ [Schlichting, L. Ä. S. 392]. Vor Jahrtausenden könnte sie mit der Jagd in Verbindung gestanden haben, wie ihre ihr eigenen Attribute Pfeil und Bogen noch anzeigen. Heutigen Ägyptologen ist die immense Bedeutung der Neith kaum mehr ein Begriff. *Kurth Sethe* wies hingegen noch 1930 darauf hin, dass es „gewisse enge und offenbar sehr alte Beziehungen“ [S. 67] zwischen den Herrschaftssymbolen des Pharaos und der Göttin gab.

Pharao war Nisut Biti (Njswt Bjtj),

Njswt = „der von der Binse“, was für Unterägypten stand, und Bjtj = „der von der Biene Stammende“, für Oberägypten. Schon *Günter Roeder* stellt [in seinem vierbändigen Werk „Ägyptische Mythologie“ in Band I] klar, dass es Neith war, die dem König die Titulatur verlieh. Bestätigt wird dies weiterhin durch ein Heiligtum in Sais - Neiths Hauptverehrungsort [vgl. Sethe] - namens „Haus der Biene“ (pr bjtj).

Ihre große Macht in Unterägypten wurde durch die bezeichnenderweise rote (s. o. [!]) unterägyptische Krone, die Neith selbst auch trägt, bewiesen. Obwohl von den meisten Ägyptologen als Symbol Unterägyptens anerkannt, stellte sich doch kein mir bekannter Fachmann bis heute die Frage, warum Rot die Farbe Unterägyptens war. Die Antwort ist im oben erwähnten Licht sehr einleuchtend. Denn Unterägypten war mit dem Delta des riesigen Nils der fruchtbare Teil des gesamtägyptischen Staates. Somit verkörpert die rote Krone nichts Anderes als die im Sinne der großen Muttergöttin verstandene Fruchtbarkeit von Mensch, Tier und Land!

Die ebenfalls in Sais ansässigen „Häuser der unterägyptischen Krone“ beweisen indes die wichtige Rolle die Neith, wie Sethe überzeugt darlegt, „nicht erst in geschichtlicher Zeit“ [ebd.],

sondern schon sehr viel früher für das Königtum. Hinzu kommt die offenbar etymologische Verwandtschaft des Wortes für die unterägyptische Krone = N.t mit dem Namen der Göttin = N.t [vgl. u. a. Sethe].

Wenn aber eine Göttin die beiden wichtigsten Attribute des gesamtägyptischen Königums in sich vereinte, liegt es da nicht nahe anzunehmen, dass jene Symbole erst *nach der Reichseinigung* eben *wegen* der Göttin gewählt wurden



Göttin Neith von Sais



Göttin Neith von Saïs

und würde dies nicht die Macht der Großen Muttergöttin in der ägyptischen Frühzeit beweisen? Wir hätten in diesem Fall durch die oben erwähnte Kuhgestalt und die Farbe Rot, den Symbolen für Fruchtbarkeit, den Beleg für die Nähe zur anatolisch/europäisch/asiatischen Großen Göttin. Eine Nähe zur Jagd, also dem Löwen wird nicht nur durch die typisch „neithschen“ Symbole Pfeil und Schild erreicht, sondern auch durch die halb Mensch halb Löwe darstellenden Sphingen vor ihrem Tempel, die noch Herodot gesehen hat.

Diese These wird durch die Untersuchungsergebnisse des großen Ägyptologen *Kurth Sethe* nur noch bestätigt, wenn er schreibt:

„Die Spitzenstellung der Neith tritt auch darin hervor, dass sie unbeschadet

anderer theologischer Lehren als die älteste aller Götter galt, die Große, die Göttermutter, die zuerst geboren habe, als noch nichts anderes da war, und die eben deshalb als mannweiblich, wie der memphitische Ptah angesehen wurde. Wie dieser nach der memphitischen (und jüngeren, Anm. d. V.) Lehre den Sonnengott Re (bzw. Atum) hervorgebracht haben soll, so soll auch sie den Sonnengott, aber in der Person eines ihr lokal verbundenen Krokodilgottes Suchos (Sbk) geboren haben ...“

Das ist nicht etwa die Meinung eines einzelnen Ägyptologen, sondern aus den altägyptischen Texten einwandfrei abzuleiten. In der Naukratisstele wird sie als Urgöttin „Mutter des Gottes“ genannt [Roeder, Bd. I. S. 90]. In den „Streitigkeiten zwischen Horus und Seth“ [Roeder, Bd. II, S. 25 ff.] ist Neith „eine allmächtige Göttin des Universums, die damit droht, den Himmel auf die Erde hinabstürzen zu lassen“. Ja bis hin zu Plutarch und sogar Schiller [Roeder Bd. I, S. 66] bleibt sie die schöpferische Urgöttin.

Hathor, die Muttergöttin Oberägyptens

Wenn Neith als prominenteste Vertreterin der Großen Muttergöttin in Unterägypten gelten darf, so trifft dies für Oberägypten auf Hathor zu. Der Name Hathor leitet sich etymologisch von den zwei ägyptischen Wörtern hwt Hr = Haus des Horus ab. Sie ist also die Göttin, die Horus aufnimmt, ihm Haus und Unterschlupf ist und ihn somit beschützt, wie eine Mutter ihren Sohn. Die Existenz der kuhgestaltigen Hathor lässt sich bis weit in die Frühgeschichte zurückverfolgen. Wie in Quercy (s. o.), so gibt es auch in Oberägypten am oberen Ende des Tales der Königinnen eine Höhle, die die Vulva der Großen Göttin, in diesem Falle allerdings der Hathor, symbolisiert. Die britische Archäologin und Ägyptologin *Joann Fletcher* äußert sich folgendermaßen:

„Diese Spalte im Felsen soll die Scheide der Göttin sein, durch die sie jeden Morgen gebiert ... Hathor, die Göttin der Unterwelt, die Kuhgöttin, ist auch die Göttin der Fruchtbarkeit.“ [zit. aus: Cave mummies of the Canaries, ausgestrahlt 2001 auf ARTE].

Und der Autor *Howard Reid* ergänzt, dass der Glaube an Hathor bis weit in die vorpharaonische Zeit zurückreiche [„In Search of the Immortals“, S. 166]. Jüngste Grabungen an der oben erwähnten oberägyptischen Höhle haben sehr starke Beweise für die Existenz des Kuh-Fruchtbarkeitskultes der Hathor dort erbracht. Aus den Ergebnissen ergibt sich tatsächlich, dass die Höhle am Rand des Tals der Königinnen wie in Quercy als Leib der Großen Göttin verstanden wurde:



Die Göttin Hathor

„Es sieht aus, als ob dieser Ort sehr lange in Benutzung war. Was wir hier vor uns haben, ist erheblich älter als das erste ägyptische Reich, also aus der Zeit vor 3500 v. Chr. Es zeigt, dass Hathor in ihrer Kuhform schon lange vor den ersten Pharaonen hier verehrt wurde.“ [Fletcher, zit. aus „Cave mummies of the Canaries“ und „In Search of the Immortals“].

Obwohl Horus in späterer Zeit mit dem Königtum in Verbindung gebracht wurde, zeigt die Beweislage, dass dies keinesfalls für die vorpharaonische Geschichte Ägyptens zutreffen kann. Die einzigen Schlüsse, die man aus Hathors Namen und ihre Verbindung zum Sonnengott ziehen kann, beziehen sich auf die Unabdingbarkeit von Sonne und Fruchtbarkeit. Prominent aber war die Kuhgöttin, nicht der Sonnengott. So wie in Anatolien nicht nur weibliche, sondern auch männliche Idole gefunden wurden, so gab es selbstverständlich auch männliche Gottheiten in den ägyptischen Städten und Stadtstaaten. Diese aber waren von der großen Göttin abhängig, was letzten Endes auch in Hathors Name, der, wie oben erwähnt, „Haus des Horus“ bedeutet, seine Bestätigung findet. Denn der sesshafte Mensch war und ist von seinem schützenden Heim, sein Haus abhängig, so wie Horus von Hathor abhängig war.

Doch nicht nur Beziehungen zur Sonne lassen sich für Hathor belegen, auch mit dem Mond kann die Göttin in Verbindung gebracht werden. Das ist besonders interessant, weil sich zumindest für Britannien und Osteuropa die Verbindung Muttergöttin - Mond nachweisen lässt. Wird diese Verbindung heute von der ägyptologischen Fachwelt



Isis säugt Horus

auch weitgehend totgeschwiegen oder im besten Fall verneint, so war man zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht so sehr in Dogmen und Konventionen gefangen.

Der hervorragende Ägyptologe *Lewis Spence* (1874-1955) legte die lunare Verbindung Hathors bereits 1915 nahe. Wird das Attribut „Mondgott“ von der heutigen Fachwelt nur noch dem ibisköpfigen Thot zugeschrieben, sollten wir in Zukunft vielleicht öfter wieder ältere Forschungen zur Hand nehmen, gerade nach den jüngsten Grabungsergebnissen im Tal der Königinnen. Auch die Symbolkunde betont die lunare Nähe der Kuh in ihrer Rolle als domestiziertes Rind. So weist *Prof. Biedermann* auf die Entsprechung zwischen Kuhmilch und Mondlicht hin [Biedermann, S. 257]. Auch in der nordgermanischen Schöpfungslehre nimmt die Kuh eine prominente Rolle ein. Und in Indien ist die „heilige Kuh“ geradezu weltberühmt, „die heilige Ernährerin der vorgeschichtlichen Epochen, die Fruchtbarkeit und Fülle verheißt (Prithivi, Aditit)“ [Biedermann, S. 258]. Die Kuh ist somit nicht nur die Erdmutter, sondern auch Himmelsgotttheit, Sonnen- und Mondgotttheit, womit einmal mehr die überaus große Wichtigkeit des Weiblichen in der Steinzeit Betonung findet.

Löwengöttinnen

Es wundert kaum, dass Hathor im

Pantheon des gesamtägyptischen Staates eine so prominente Rolle einnahm, wenn sie auch in geschichtlicher Zeit nie wieder so zu Ehren kam, wie es ihr eigentlich zugestanden hätte. Die Männer hatten weitgehend mit ihren kriegerischen Ambitionen die Macht übernommen, obwohl Krieg und Jagd auch zu Zeiten der Frau schon eine gewisse Bedeutung hatten. Symbolisiert wurden diese Attribute durch Raubtiere, meistens Löwe oder Leopard.

Eingangs erwähnte ich, dass es in prähistorischer Zeit keinen gesamtägyptischen Staat gab, sondern nur viele Städte, die als Stadtstaaten zusammengefasst sein konnten und in pharaonischer Zeit zu den 42 Gauen wurden. Dennoch lässt sich an den Namen und Rollen der zahlreichen Löwengöttinnen im ägyptischen Staat noch ihre einstige Bedeutung erahnen. Ganz hat die Frau ihre Machtposition in Ägypten erst verloren, als die Ptolemäer das Land eroberten. Zuvor konnte sich über 3000 Jahre pharaonischer Geschichte hinweg wenigstens ein Schatten der einstigen femininen Macht der ägyptischen Stadtstaaten erhalten. Diese Aussage erweist sich unter dem Blickwinkel der überwältigenden Mehrheit weiblicher gegenüber männlicher Löwengötter als berechtigt.

Wie schon im Falle der kuhgestaltigen Götter hält sich die auch heute noch überwiegend männlich geprägte ägyptologische Fachwelt bedeckt, wenn es um Funktion und Bedeutung des Löwen in den ägyptischen Religionen geht. *Winfried Seipel* etwa erweist sich als für ein Werk mit der Bedeutung des Lexikons der Ägyptologie fast schon blamabel übervorsichtig, wenn er davon redet, über Bedeutung und Funktion der löwengestaltigen Gottheiten sei fast nichts bekannt [Lexikon der Ägyptologie Bd. III, S. 1082]. Blamabel deshalb, weil er einen Satz später die immense Bedeutung der Löwengöttinnen als Muttergottheiten selbst hervorhebt:

„Reliefs aus der 4. und 5. Dyn. zeigen L.-Göttinnen, die den König säugen, ihn umarmen u. a., d. h. als göttliche Mutter des Königs fungieren, wie dies für Sachmet und Schesemetet auch die Pyr. (Gemeint sind die Pyramidentexte, Anm. d. V.) bezeugen.“

Die weitere Bedeutung der Göttinnen ergibt sich selbstverständlich aus ihren Namen, die *Hermann Kees* in seinem Standardwerk zur ägyptischen Religion (das jedem Experten dieses ägyptologischen Bereiches bestens bekannt ist!) so eindrucksvoll übersetzt: In Esna und Hermontis etwa hieß die Löwin „Schlächterin“ (Mnhj.t), im Speos Artemidos Pachtet nannte man sie „Die Beißerin“. Auch Namen wie „Die

Große, die die Wadis durchwandert“, oder „Die mit scharfen Augen und spitzen Krallen“. In Memphis wurde Sachmet = „Die Mächtige“ verehrt [Kees, S. 8]. Eine äußerst interessante Verbindung zu den kuhgestaltigen Göttern stellt Kees ebenfalls her:

„Wer ägyptische Götterbilder kennt, weiß, dass alle Löwenbilder, also vor allem auch die der großen Sachmet seit Beginn der geschichtlichen Zeit friedlich mit geschlossenen Rachen dastehen und sanfte Papyrusblüten als Szepter in der Hand halten, was aus dem Hathorkult zu stammen scheint.“ [S. 9]

Hathor andererseits fährt in der Mythe „Von der Vernichtung des Menschengeschlechts und die Erschaffung des Himmels“ als Löwin auf die Menschen hernieder, um sie im Auftrage Res als „sein Auge“ zu vernichten. Nur die Tatsache, dass Re es sich anders überlegte und roten Ocker (!) mit 7000 Krug Bier vermischte (um Menschenblut zu imitieren), die Hathor dann trank und ihren Einsatz verschlief, rettete die Menschheit. In diesem Mythos wird Hathor nicht nur als Löwe dargestellt, also ein weiterer Beweis für die Verbindung Kuh - Löwe erbracht, sondern auch ihre Verbindung mit der Farbe Rot wird prominent betont.

Mit diesen Indizien darf man also die ägyptischen Löwengöttinnen ebenfalls als ursprünglich lokal verehrte „Große Muttergöttin“ identifizieren. Gleiches gilt für die kuhgestaltigen Göttinnen, wobei Neith in Unterägypten und Hathor in Oberägypten besonders deutliche Hinweise auf ihre einstige Bedeutung in prähistorischer Zeit in die pharaonische Epoche hinübergerettet haben.



Statue der löwenköpfigen Sekhmet (Sachmet) von Memphis (Ägyptisches Museum Kairo)



Horus mit Falkenkopf

Ärztin, Wesirin, Pharaonin: Die ungewöhnliche freie Stellung der ägyptischen Frau

Diese Untersuchung soll nicht abgeschlossen werden, ohne einen - wenn auch nur flüchtigen - Blick auf das Leben der Frau im pharaonischen Ägypten zu werfen. Denn tatsächlich hatten die Frauen auch in geschichtlicher Zeit noch wesentlich größere Freiräume, als die meisten ihrer Zeitgenossinnen etwa

in Mesopotamien, Griechenland oder später in Rom. Die ersten Griechen, die Ägypten besuchten, waren über die völlige Selbstständigkeit und Freiheit der ägyptischen Frauen empört. Diodor war so erschüttert, dass er sogar behauptete, die ägyptische Frau habe volle Herrschaft über ihren Ehemann [Jacq, S. 12].

Während es heutzutage für reichlich Zündstoff unter Männern sorgt, ob eine Angela Merkel überhaupt kompetent sei, Deutschland als erste Bundeskanzlerin zu führen und zu repräsentieren, waren die Ägypter diesbezüglich wesentlich fortschrittlicher als unsere ach so hoch gepriesene Industriekultur, in der es auch heute nur wenige Frauen auf universitären Lehrstühlen gibt, Managerinnen, die genau so gut qualifiziert sind wie ihre männlichen Kollegen, dennoch weniger verdienen und der Kampf um die Emanzipation nun schon gute hundert Jahre währt, was ein Armutszeugnis für eine so genannte Hochkultur ist.

So nimmt es auch kaum Wunder, dass die Existenz von Pharaoninnen von der auch heute noch überwiegend männlich geprägten Ägyptologiewelt abgestritten wird, wo immer es möglich scheint. Nur bei absolut unumstrittener Beweislage, wie etwa der Hatschepsut, wird ein feminines Pharaonentum zähneknirschend akzeptiert, wenn auch noch bis vor kurzem hartnäckig postuliert wurde, Hatschepsut sei nur aufgrund einer Usurpation Pharaonin geworden, nämlich indem sie dem viel zu jungen Thutmosis III. das Amt einfach wegnahm und zwanzig Jahre an der Macht blieb. Die Tatsache allerdings, dass Thutmosis oberster Befehlshaber des ägyptischen Militärs war, lässt an diesem Postulat erheblichen Zweifel aufkommen. Bereits in der 1. Dynastie gibt es eine gute Beleglage für weibliche Pharaonen auf dem Thron des noch jungen ägyptischen Staates.

Bezeichnenderweise kam in den Namen der meisten Königinnen die Göttin Neith vor! So auch in der ersten Dynastie (nach orthodoxer Chronologie um -2900) Merit Neith (Mrj.t N.t). Obwohl *Jürgen von Beckerath* [Chronologie des Pharaonischen Ägypten] und *Dr. Thomas Schneider* [Lexikon der Pharaonen] die Existenz einer Pharaonin in der ersten Dynastie ablehnen, war man da in den 60er Jahren noch ganz anderer Ansicht. *Walter B. Emery*, die vielleicht größte Kapazität für die früh- und prähistorische Forschung Ägyptens in der Mitte des 20. Jahrhunderts, nannte Merit Neith 1961 den dritten Pharaon der ersten Dynastie. In derselben Position sah sie *Jean Vercoutter* [Band 2 der „Fischer Weltgeschichte“].

Heute vertritt fast nur der relativ unkonventionell denkende *Christian*



Horus mit Stierkopf

Jacq diese Ansicht. Die Erforschung von Merit Neiths Grabanlagen - wie andere Pharaonen dieser Epoche besaß auch sie zwei Anlagen - die über alle Attribute von Königsgräbern verfügen, u. a. Bootsgruben, Nebengräber, Stelen sowie Größenverhältnisse von 42,6 x 16 m und 19,2 x 16,3 m, sind eindeutig Pharaonengräber [zu Merit Neith vgl. auch Prahl, HAGIB 1/04].

Das Einzige, was fehlt, ist ein so genannter direkter archäologischer Beweis für das Pharaonentum der Merit Neith, also eine Inschrift. Seltsamerweise gibt es in den 31 Pharaonendynastien zahlreiche Herrscher, von denen nur ein kleiner Eintrag bei *Manetho* bekannt ist, dessen Zuverlässigkeit aus vielen Gründen anzweifelbar ist. Dennoch käme kein Ägyptologe auf die Idee, anzuzweifeln, dass es sich hier wirklich um Pharaonen handelte. Deshalb klagt *Joyce Tyldesley* auch nicht ganz Unrecht:

„Nur die Tatsache, dass Merit Neith eine Frau war, verhindert ihre Anerken-



Königin Hatschepsut (rechts ihre Mumie)

nung als Pharao durch die Fachwelt." [S. 246].

Wir dürfen also getrost davon ausgehen, dass weibliche Pharaonen zumindest in der frühen Geschichte Ägyptens gang und gäbe waren. In pharaonischer Zeit sind von dieser Machtposition nur noch Reste in Form der im Verhältnis zu anderen antiken Kulturen herausragenden Rechte der Frauen erhalten. So hat Jacq zahlreiche Beweise für Wesirinnen, Ärztinnen, Schreiberinnen und Geschäftsfrauen gesammelt.

Das Ende der Großen Muttergöttin

Den Abschluss der Diskussion um die ägyptische Große Göttin soll die - global gemeinte - Frage nach dem Ende dieser über 25.000 Jahre währende dominante Rolle der Göttin bilden. Wie konnte eine so starke weltweit zu findende Religion plötzlich zu Ende gehen? Wie konnte der Mann seine Machtposition mit einem Schlag so weit ausbauen, dass die Große Göttin quasi kaum mehr eine politische Bedeutung hatte?

In Ägypten ist dieser plötzliche Übergang besonders deutlich. Ohne erkennbare Ursache wurden die Sonnengötter Horus und Re die dominanten Gottheiten des Landes. Neith und Hathor wurden in die Position der Mutter der Pharaos verdrängt, die nunmehr repräsentative Funktion ausübte. Im Alten Reich übernahm Osiris die Rolle des Fruchtbarkeitsgottes. Hathor als Göttin der Fruchtbarkeit wurde zur Göttin der Liebe und des Himmels.

Mit dem Beginn des Sonnenkultes starb der Kult um die Göttin nahezu vollständig aus. Nur noch im Sinne der Kindesgeburt, als „Haus- und Herdheimchen“ erlangte die Frau Bedeutung. Ihre Position als Jägerin, Politikern und Schamanin spielte keine Rolle mehr. Männer wurden jetzt als Schamanen eingesetzt. Im Gegenteil wurde die Frau mit

fortschreitender Zeit immer mehr verteuft, was in der christlichen Religion mit der im Alten Testament verankerten Adam-und-Eva-Geschichte zu einem ersten traurigen Höhepunkt gelangte.

Ein weiteres grausiges Kapitel wurde den Schamaninnen des Mittelalters zu teil, die zu Hunderttausenden als „Hexen“ verbrannt wurden. Kriege, Morde und Versklavung sind an die Stelle der Vernunft und Lebenswertschätzung des Göttinnenkultes getreten. Wie also konnte dies geschehen? Die Antwort erscheint mir denkbar einfach. Es konnte nur ein großer weltweiter Kataklysmus der Herrschaft der Muttergöttin ein Ende setzen: die Sintflut!

Der Wissenschaftshistoriker und Nonkonformist *Dr. Horst Friedrich* vertritt in seinen beiden Büchern [„Jahrhundert-Irrtum Eiszeit?“ und „Erdkatastrophen und Menschheitsentwicklung“] den Kataklysmus auf äußerst logisch nachvollziehbare Weise. Seine Argumentation ist stichhaltig und überzeugend.

Friedrich zitiert des Öfteren aus einem für den Kataklysmus sehr wichtigem Werk: „Und die Sintflut gab es doch“, geschrieben von dem Geologen *Alexander Tollmann*, Ordinarius und Vorstand des traditionsreichen Wiener Universitätsinstituts auf dem Lehrstuhl von *Eduard Sues*, und seiner Frau *Edith Kristan-Tollmann*, Geologin und Univ. Dozentin für Mikropaläontologie. Wäre das Werk nicht allein durch die Tatsache wichtig, dass es eben von zwei ausgewiesenen Experten stammt, so doch durch die Evidenz des Werkes!

Die Tollmanns haben eine überwältigende Fülle von geologischen und literarischen Beweisen für die Existenz eines Großimpakt-Ereignisses um -7500 zusammengetragen, die von der Beweiskraft her ihresgleichen sucht.

Mit 60 km/s passierte ein Komet von Südosten kommend in nächster Nähe die Sonne und zersprengte durch

die Ausdehnung der in seinem Inneren freigesetzten Gasmassen. Dadurch wurde der Sintflutkomet in sieben große Einzelteile zersprengt. Fast alle Kometenfragmente schlugen in den Meeren ein, zwei im Nord- und Mittelatlantik, einer im Indischen Ozean, vier im Pazifik und seinen Randmeeren (Ostpazifik westlich von Guatemala und Feuerland, westpazifische Randmeere im Südchinesischen Meer und der Tasmansee) [Tollmann & Tollmann, S. 23-27]. Eindrucksvoll schildern die Tollmanns die aufgrund neuester Forschungen ermittelten Auswirkungen eines solches Ereignisses, bei dem die Energie von bis zu hundert Millionen Hiroshima-Atombomben freigesetzt wird:



Uza-Hor-resnet, größter Arzt in Saïs.



Mykerinos (Men-kaw-Rè) zwischen Hathor (links) und Gau-Göttin VII.

„Es entstand keine einem Atompilz ähnliche Explosionswolke, sondern aufgrund der unvergleichlich höheren Energieentwicklung wurde das beim Aufschlag verdampfte Gestein und Meerwasser in einer geraden Fontäne, wie eine Keule zum Himmel geschleudert. Der Explosionsstaub und -dampf dehnte sich erst in sehr großer Höhe aus und verdunkelte die Sonne. Die peripheren, nicht verdampfenden Wassermassen wurden wie ein Ring feuriger Todeszungen seitlich schräg hochgeschleudert ... Denn aufgrund dieser Forschungsergebnisse (die hier aus Platzgründen leider ausgespart werden müssen, der Leser sei an das Literaturverzeichnis verwiesen, Anm. d. V.) kennen wir heute genau die vollständige Palette der Ereignisse, die stets mit einem Großimpakt verbunden sind: Weltenbeben, Hitzeorkan, Weltenfeuer, Meeresflutwellen, Flutregen, Giftgasproduktion, erhöhte Radioaktivität, Säureregen, Impaktnacht, Impaktwinter und Massensterben.“ [ebd.].

Anhand dieses wissenschaftlich erwiesenen „Szenarios des Grauens“ wird

deutlich, wie die Große Göttin ihre Vormachtsstellung verlieren konnte. Es war für die wahrscheinlich schon lange auf die Machtübernahme lauernde Männerwelt ein Leichtes, die Große Göttin für dieses Grauen verantwortlich zu machen. Die Mutter hatte ihre Kinder im Stich gelassen. Als die Sonne langsam aber stetig die Impaktnacht durchbrach und der Impaktwinter erst milder wurde und schließlich nach wahrscheinlich einigen hundert Jahren besiegt war, wurde die Wiederkunft der Sonne gefeiert und zur Gottheit des Lebens und der Fruchtbarkeit erklärt. Viele Mythen der Völker der Welt handeln davon.

Im bereits oben erwähnten ägyptischen Mythos von der Vernichtung des Menschengeschlechts wird anschaulich geschildert, wie die Sonne verschwand und irgendwann wieder am Himmel erschien. Und das Popul Vuh der Maya erzählt von der Wiedergeburt der Sonne, da die ursprüngliche Sonne ihre Kraft verloren hatte und die Menschheit in Dunkelheit versank. Was muss es für

eine Erleichterung für die Menschen gewesen sein, als die Tage wieder länger und wärmer wurden, als das Land sich erholte und Landwirtschaft wieder möglich wurde! Wem anders als den Göttern, namentlich der Großen Muttergöttin sollte man für dieses Debakel die Verantwortung geben?

Es liegt also mehr als nahe, dass die weltweite Sonnenverehrung tatsächlich begann, als sich die Erde vom Sintflutkataklismus erholte. Für die Menschheit aber bedeutete dies eine erneute Katastrophe: den Beginn des Patriarchats.

Literatur

- Alimen, Marie-Henriette & Steve, P. Marie Joseph: Vorgeschichte, Bd. I von Weltbild Weltgeschichte, 2000
- Assmann, Jan: Muttergottheit, in: Lexikon der Ägyptologie Bd. IV S. 266-271, 1982
- Ders.: Muttergöttin, s. o.
- Beckerath, Jürgen von: Isis, in: Lexikon der Ägyptologie Bd. III, S. 186-203
- Biedermann, Prof. Dr. Hans: Knaurs Lexikon der Symbole, Weltbild 2002
- Brunner-Traut, Emma: Altägyptische Märchen, Weltbild 1998
- Donadoni, Sergio (Hrg.): Der Mensch des Alten Ägypten, Fischer 1990
- Ermann, Adolf: Die Religion der Ägypter. Ihr Werden und Vergehen in vier Jahrtausenden, Leipzig 1934
- Feucht, Erika: Mutter, in: Lexikon der Ägyptologie, Bd. IV S. 254-263, 1982
- Dies.: Frauen, in: Donadoni, S. 361-395
- Friedrich, Horst: Jahrhundert Irrtum Eiszeit?, Hohenpeißenberg 1997
- Ders.: Erdkatastrophen und Menschheitsentwicklung, Hohenpeißenberg 1998
- Jacq, Christian: Nofretetes Schwestern. Eine Kulturgeschichte der Ägypterinnen, rororo 1996
- Helck, Wolfgang: Untersuchungen zur Thinitenzeit, Ägyptologische Abhandlungen Bd. 45, 1987
- Kees, Hermann (3. Aufl.): Der Götterglaube im alten Ägypten, Berlin 1977
- Prahl, Reinhard: Königinnen im Alten Ägypten - Die Herrscherinnen der frühen Epochen, in: HAGIB Heft 1/04
- Reid, Howard: In Search of the Immortals. Mummies, Death and the Afterlife, St. Martin's Press New York 2001
- Roeder, Günther: Ägyptische Mythologie Bd. I-III, Komet 1998
- Rössler-Köhler, Ursula: Löwe, in: Lexikon der Ägyptologie, Bd. III, S. 1080-1090
- Rudgley, Richard: Abenteuer Steinzeit. Die sensationellen Erfindungen und Leistungen prähistorischer Kulturen. Kremaar & Scheriau 2001
- Schlichting, Robert: Neith, in: Lexikon der Ägyptologie, Bd. IV, S. 392-394, 1982
- Seipel, Winfried: Königin, in: Lexikon der Ägyptologie, Bd. III, S. 464-467, 1980
- Sethe, Kurt: Urgeschichte und älteste Religion der Ägypter, Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, Bd. XVIII, 1930
- Spence, Lewis: Großer Bildführer durch die ägyptische Mythologie, Gremese 1996, Erstauff. 1915
- Spiegel, Joachim: Das Werden der altägyptischen Hochkultur, Heidelberg 1953
- Störk, Lothar: Rind, in: Lexikon der Ägyptologie, Bd. V, 1984
- Théodoridés, Aristide: Frau, in: Lexikon der Ägyptologie, Bd. II, S. 280-295
- Tollmann, Alexander und Edith: Und die Sintflut gab es doch, Droemer 1993
- Tyldesley, Joyce: Töchter der Isis, Heyne 1996
- Uhlig, Helmut: Die Mutter Europas. Ursprünge abendländischer Kultur in Alt-Anatolien, Lübbe, 1991

Armin Naudiet Steinzeit

Die dramatische Geschichte einer unverstandenen Epoche

Einführender Überblick

Jeder kennt den Begriff „Steinzeit“. Es war nach geltender Lehrmeinung „jene Zeitstufe der Vorgeschichte, in der Metalle noch unbekannt waren.“ [dtv-Lexikon]. Den meisten Menschen unserer Zeit reicht diese Auskunft. „Steinzeitlich“ gilt allgemein als negativer Begriff. Er steht für „primitiv“, „roh“ und „unwissend“. Das ist ein vernichtendes Urteil für eine Menschheitsepoche, über die wir im Grunde genommen nur sehr wenig wissen, obwohl es ungezählte Arbeiten über „die Steinzeit“ gibt.

Nach herrschender Lehre wird die Steinzeit wohlgeordnet in drei große Perioden eingeteilt:

- die Altsteinzeit/Paläolithikum,
- die Mittelsteinzeit/Mesolithikum und
- die Jungsteinzeit/Neolithikum.





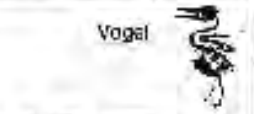








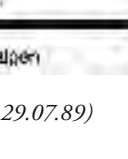

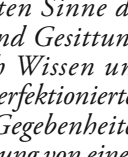

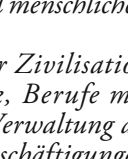

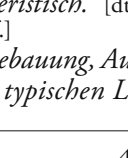


Dazu gibt uns wiederum das Lexikon folgende Auskünfte:

„Altsteinzeit/Paläolithikum, die älteste und längste Epoche der Menschheitsgeschichte. Sie begann in Afrika vor etwa 2 Millionen Jahren in der Übergangsphase vom Tertiär zum Quartär (Villafranch-Stufe, Villafranchien) und dauerte bis zum Ende des Eiszeitalters (etwa -8000)“.

„Mittelsteinzeit, Mesolithikum, Übergangszeit von der Altsteinzeit zur Jungsteinzeit (etwa -8000 bis -5000). Sie setzt ein, wo die Steinwerkzeuge der Altsteinzeit zu kleineren Geräten (Mikrolithen) umgestaltet werden“.

„Jungsteinzeit, Neolithikum, die dritte Epoche der Menschheitsgeschichte, die auf Alt- und Mittelsteinzeit folgte und von den Metallzeiten (Bronze- und Eisenzeit) abgelöst wurde. Sie beginnt in Mitteleuropa im -6. Jahrtausend und endet um -1800“.

Wenn man recht genau hinsieht, so erkennt man sehr klar, dass die „Steinzeit“ praktisch die gesamte Menschheitsgeschichte umfasst. Die wenigen tausend Jahre, die zwischen dem Ende der „Steinzeit“ und unserer Gegenwart vergangen sind, kann man, daran gemessen, nur als einen „kurzen Augenblick“ bezeichnen. Dennoch erscheint unserem Denken dieser „Augenblick“ so bedeutsam, dass wir nur ihn allein als wirkliche „Geschichte“ betrachten. Doch selbst diese reicht in der realen täglichen Erinnerung meist nur einige Jahrzehnte, also allenfalls ein Menschenleben zurück.

Zeitalter	Zeit in Mio. Jahren	Periode/System	Vorherrschende Tierwelt	Vorherrschende Pflanzen
Erdneuzeit (Känozoikum)	2	Quartär (Eozän)	Mensch 	
	65	Tertiär (Braunochänen)	Säugetiere 	
Erdmittelalter (Mesozoikum)	135	Kreide	Vogel 	
	190	Jura		
	210	Trias	Dinosaurier 	
Erdaltertum (Paläozoikum)	280	Perm		
	350	Karbon (Steinkohlezeit)	Primäre Reptilien 	
	405	Devon	Panzerfische 	
	435	Silur	Panzerfische 	
	500	Ordovizium	Kopffüßer 	
	570	Kambrium	Trilobiten 	
Frühzeit (Präkambrium)	Bis zu 3 Milliarden Jahre	Beginn des Lebens		

Schulwissenschaftliche Tabelle der Erdgeschichte (aus: Frankfurter Neue Presse, 29.07.89)

Das moderne Leben ist so intensiv auf Gegenwart und Zukunft ausgerichtet, dass der Vergangenheit im Allgemeinen nur ein „museales“ Interesse entgegengebracht wird. Dieser Rückblick in die Vergangenheit, den wir aus unserer heutigen technisch zivilisatorisch geprägten Welt nach hinten werfen, erhellt die Frühzeit nicht, sondern verdunkelt sie. Das gilt aber nicht nur für das breite Publikum, sondern streng genommen auch für die moderne Altertumforschung. Diese bestürzende Aussage wird erst verständlich, wenn man sich näher mit den Begriffen „Zivilisation“ und „Kultur“ auseinandersetzt. Was sagt hierzu das Lexikon?

„Zivilisation, im weiten Sinne die verfeinerte Lebensweise und Gesittung, im engen Sinn die durch Wissen und Technik überformten und perfektionierten materiellen und sozialen Gegebenheiten einer Gesellschaft, in Abhebung von einem ungeformten Naturzustand menschlichen Zusammenlebens.“

Für den Lebensstil der Zivilisation sind Handel, Handwerk, Berufe mit höherer Vorbildung und Verwaltung als sekundäre und tertiäre Beschäftigungen (Dienstleistungen) charakteristisch.“ [dtv-Lexikon, Hervorheb. d. d. Verf.]

„Kultur (lat. cultura, Bebauung, Ausbildung), Gesamtheit der typischen Le-



Homo erectus, wie man ihn sich vorstellt.

bensformen größerer Gruppen einschließlich der sie tragenden Geistesverfassung, besonders der Werteinstellungen. Kultur gilt im weitesten Sinne als Inbegriff für die im Unterschied zur Natur und durch deren Bearbeitung selbst geschaffene Welt des Menschen.

Die materielle Kulturkunde versteht unter Kultur die technischen Grundlagen des Daseins samt deren materiellen Produkten (Obdach, Kleidung, Werkzeug und Gerät); jedoch wird heute die materielle Kultur nicht wie früher zu einer »geistigen Kultur« in Gegensatz gestellt; auch die wertende Gegenüberstellung von (geistiger) Kultur und Zivilisation (i. S. techn.-materieller Ausrüstung) ist fragwürdig. [dtv-Lex., Hervorheb. d. d. Verf.]

Diese grundsätzlichen Definitionen lassen erkennen, von welchen Kriterien die Betrachtung gesellschaftlicher Gruppen ausgeht. Es sind Kriterien, von denen wir hinsichtlich der Gruppen, Stämme und Völker der „Steinzeit“ keinerlei effektive Kenntnisse besitzen. Schädel- und Knochenfragmente, steinerne Artefakte, figürliche Idole, Höhlen- und Felsmalereien usw. sind für sich selbst nicht aussagefähig. Sie bedürfen alle der Interpretation.

Doch wer will erklären und anhand welcher Merkmale, ob es überhaupt einen ungeformten Naturzustand menschlichen Zusammenlebens gab? Wer kann uns verbindlich sagen, welche tragende Geistesverfassung die Menschen der Alt- oder Jungsteinzeit hatten? Was weiß man über ihre Werteinstellungen?

Wer vermag darüber zu entscheiden, ob die Gruppen der Frühzeit die sie umgebende Natur nicht umgestalten, d. h. „kultivieren“ konnten, oder es gar nicht für notwendig erachteten?

Als die moderne Wissenschaft entstand, war der „Fortschrittsgedanke“ ein zentraler Leitgedanke. Das musste zwangsläufig dazu führen, dass man jeden Schritt in die Vergangenheit stets nur als Rückschritt sehen musste. Bis in unsere Gegenwart hinein wurden selbst alle Naturvölker noch als „Primitive“ bezeichnet. Das war der Reflex, der sich aus der Definition des Begriffes Zivilisation ergab: „verfeinerte Lebensart und Gesinnung“. Ließ sich die aber allein an europäischen Mustern festmachen?

Die Naturvölker und auch die Völker der antiken Welt sahen noch stets bewundernd zu ihren Ahnen und Urahnen auf. Der Mensch des technisch-wissenschaftlichen Zeitalters sieht stattdessen mit etwas mitleidiger Arroganz auf sie herab. Diese Betrachtungsweise hat sich mit jedem wissenschaftlichen oder technischen Fortschritt bis heute ständig gesteigert. Es wurde völlig verdrängt und vergessen, dass die Menschen der Frühzeit die Fundamente geschaffen haben, die ihre Nachfolger überhaupt erst dazu befähigt haben, Zivilisation im heutigen Sinne zu entwickeln.

Vollkommen unterbewertet wurde der Einfluss, den die Natur im weitesten Sinne auf die kulturelle Entwicklung des Menschen genommen hat. Natur wurde und wird bis heute als statische, unveränderliche Größe betrachtet, die nur einfach da war und auf ihre „Beherrschung“ und „Nutzung“ durch den Menschen gewartet hat. Diese anthropozentrische Sichtweise hat zu den größten Missdeutungen vor- und frühgeschichtlicher Prozesse geführt.

Die „Natur“ war eben nicht statisch und konstant, sondern hat sehr aktiv sowohl positiv als auch negativ in die Menschheitsgeschichte eingegriffen. Vom Anfang der Altsteinzeit bis in die so genannte „Eisenzeit“ hinein ist die Geschichte der Menschen von kosmisch bedingten Globalkatastrophen und schweren Störungen begleitet worden. Sie haben die entscheidendsten Lebensbedingungen, Umwelt und Klima, erheblich beeinflusst, globale und regionale Naturkatastrophen ausgelöst, und die Stämme und Völker der Erde nicht nur extrem existenziell geschädigt, sondern auch zu immer wieder neuen „Anpassungen“ genötigt. Diese Auffassungen sind nicht hypothetisch, sondern durch sehr viele erdgeschichtliche Zeugnisse hinreichend belegt. These ist dabei nur, dass diese Katastrophen nicht von irdischen Kräften ausgelöst worden sein können.

Vor diesem Hintergrund ist die

Menschheitsentwicklung ein Produkt aus Überlebenswille und Angstbewältigung. Dabei spielte die Natur eine zentrale Rolle. Sie war lebensspendende Mutter und schreckliche Gottheit gleichermaßen. Es ist darum völlig einsichtig, dass die frühen Menschen ebenso wie die noch angetroffenen Naturvölker die Natur ihrer Lebensräume als lebendige, beseelte Einheit angesehen haben. Sie war - vom Sternenhimmel über Sonne, Mond, Blitz, Donner, Wind und Regen bis zur Pflanze und dem kleinsten Insekt - ein „heiliges Geheimnis“.

Die modernen Wissenschaften haben im Laufe der letzten Jahrhunderte viele Geheimnisse der Natur gelüftet, doch bei weitem noch nicht alle. Das haben die Frühmenschen und die Naturvölker nicht getan. Sie beließen der Natur ihr Geheimnis uneingeschränkt als göttlich. Doch ihre Beobachtungen der Natur und ihrer Erscheinungen waren keinesfalls geringer als heute. Lediglich das daraus resultierende Denken und Empfinden war „anders“. „Anders“ kann und darf aber nicht als „schlechter“ verstanden werden. Das Denken über die Natur war nicht „sezierend“, sondern „einführend“.

Lange schon wurde erkannt, dass man einen Zugang zur weit zurückliegenden „Steinzeit“ zumindest im Ansatz am besten über die Ethnografie und Ethnologie, also über die Naturvölker, finden konnte. Doch stets verblieb eine große Unsicherheit, weil selbst die letzten angetroffenen Naturvölker unendlich lange Jahrtausende von der Alt-, Mittel- oder Jungsteinzeit entfernt gewesen sein sollen. Andererseits war es merkwürdig, dass bei vielen Naturvölkern ein Werkzeug- und Gerätebestand angetroffen wurde, der sich von den gefundenen „steinzeitlichen“ Artefakten, die 10, 20 oder 30.000 Jahre älter sein sollten, praktisch nicht unterschied. Eine solche Konstanz war im Grunde unmöglich. Doch da sich die angeblich recht zuverlässigen geologischen Zeitmarken seit *Hutton* und *Lyell* eingebürgert hatten und *Darwin* die Entwicklung in winzigsten Schritten auch für den Menschen annahm, blieb die Kluft unüberbrückbar.

Das lyellistisch-darwinistische Zeitgerüst wurde zu einem „Käfig“, aus dem es kein Entrinnen gab. Ein ebenso fragwürdiges Ordnungsprinzip war die Festlegung des „Steinzeitbegriffes“ und seiner Unterstufen. Ganz ohne Zweifel war es zu Beginn der Archäologie als Wissenschaft zunächst sehr nützlich.

Aber es schuf künstlich Einheit, wo in Wahrheit Vielfalt bestand.

In den „Steinzeiten“ gab es unzählige Kulturgruppen auf unserer Erde. Deren regionale Entwicklung war sehr weitgehend von den jeweiligen Lebensräumen geprägt. Dazu kommt, dass die „steinernen“ Artefakte lediglich aufgrund ihrer Dauerhaftigkeit erhalten blieben.

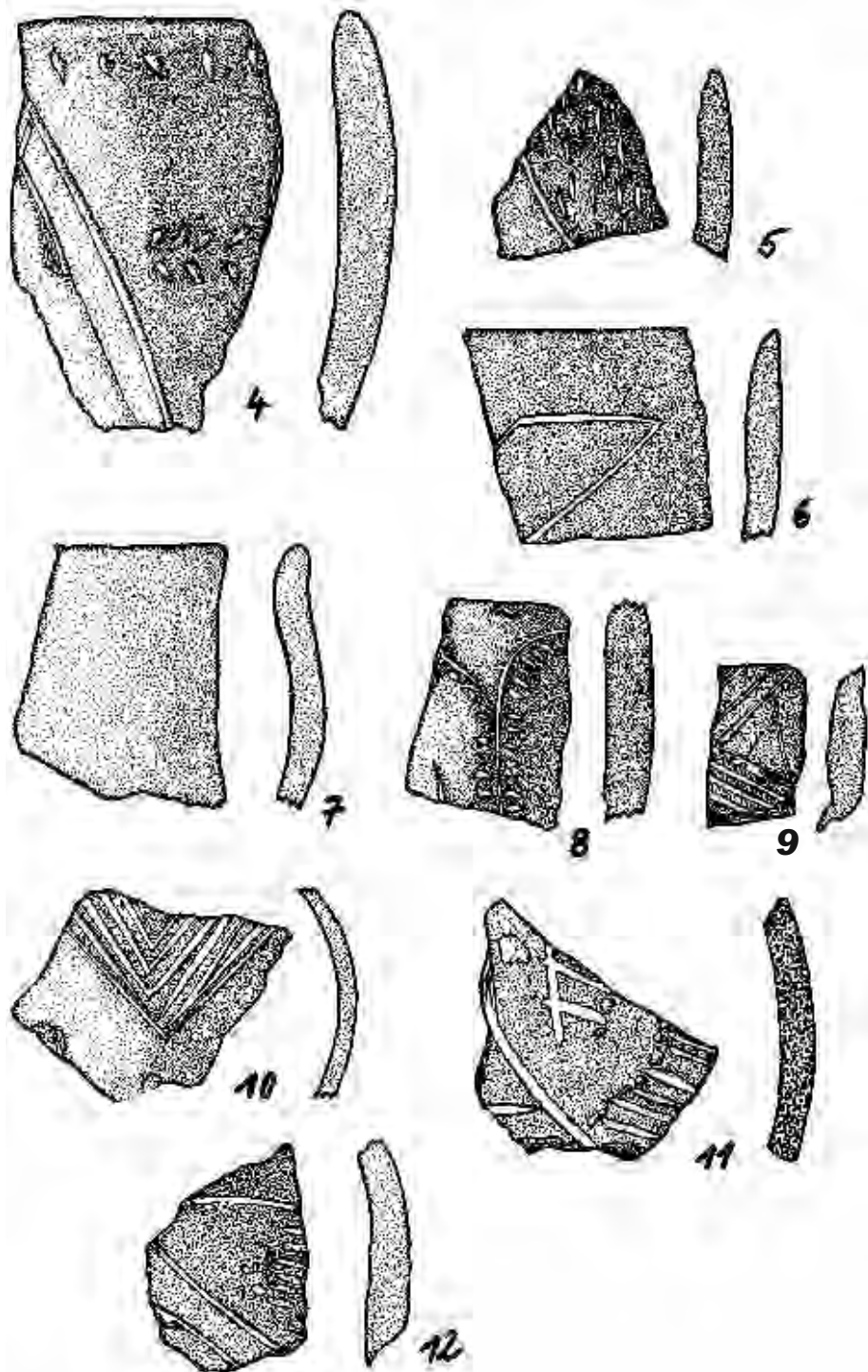
Sinnvoller und zutreffender wäre für diese Menschheitsepochen der Begriff „Zeit der naturgegebenen Werkstoffe“. Denn Holz, Rinden, Pflanzenfasern, Knochen, Häute, Felle usw. waren weit mehr die Werkstoffe der „Steinzeiten“ als der Stein. Er dominierte nur dort, wo Härte beim Schlagen oder Schneiden gefragt war.

Nicht einmal als echte Begrenzung ist der „Steinzeitbegriff“ tauglich. Denn auch in den Erdräumen, die in die „Metallzeiten“ mit Kupfer und Bronze eintraten, blieben wegen der aufwendigen Verhüttung und Bearbeitung Waffen und Geräte aus Metallen eine Rarität. Zweifelsohne benutzte der Großteil aller Bevölkerungen auch in jenen Zeiten noch „steinerne“ Waffen und Werkzeuge, sofern hölzernes Gerät nicht ausreichte.

Hinzu kommt, dass eine weitere Differenzierung innerhalb der Erdräume nötig ist. Denn manche Stämme lebten noch in der „Steinzeit“, als moderne Forscher sie entdeckten! Der Begriff der „Steinzeit“ und seine zeitlichen Begrenzungen schaffen also problematische Vereinfachungen.

Die heute gültigen Lehrmeinungen zur Steinzeit basieren also auf einem sehr einseitigen Blickwinkel, einem rein theoretischen Zeitschema, einem sehr fragwürdigen Ordnungsprinzip und auf einem völlig unzutreffenden naturgeschichtlichen Hintergrund. Letzteres wiegt am schwersten. Denn da die Altertumsforschung mehr als einhundertfünfzig Jahre kosmisch bedingte Globalkatastrophen innerhalb der menschlichen Entwicklungsgeschichte nicht einmal arbeitshypothetisch in Erwägung gezogen hat, sind Naturhintergrund und Zeitschema effektiv unbrauchbar.

Wir müssen also bei der Analyse der „Steinzeit“ von völlig anderen Voraussetzungen in der natürlichen Umwelt ausgehen als heute. Das gilt sowohl für die Naturereignisse selbst, als auch für deren Einfluss auf die frühe Menschheit. Dabei muss zunächst einmal die Zeitstufe der Prähominiden abgekoppelt werden. Bestimmt haben aber auch bereits



Linienbandkeramische Fundgegenstände aus der Gegend von Waldbüttelbrunn. Es handelt sich um ein Keramikfragment (4) und Wandscherben mit Ritz- und Stichzier (5-12) (Arbeitskreis Archäologie/Paläontologie Waldbüttelbrunn [Hrsg.]: „Steinzeit in Waldbüttelbrunn, Fundbericht Band 1, Jahrgang 08.1988/05.1991“. Waldbüttelbrunn 1991).

diese Vormenschen mit grobem Steingerät („pebbletools“) gearbeitet. Dass wir diesen Vorläufern unserer Art mehr zu verdanken haben, als man sich vorstellt, bedarf eigentlich keiner besonderen Betonung. Folgt man den Zeitangaben der geltenden Lehre, so hat die so genannte Prähominidenzeit rund 1,3 Millionen Jahre gedauert. Dieser Zeitansatz ist bestimmt ebenso überdehnt wie die Zeit des echten Menschen. 10 % davon dürften mehr als ausreichend sein. Denn

auch 130.000 Jahre machen es möglich, körperliche Merkmale durchaus zu verändern.

Der erste aufrecht gehende Mensch, Homo erectus, soll die Erde vor etwa 700.000 Jahren betreten haben. Mehr als eine halbe Million Jahre hat er angeblich auf einer sehr primitiven Stufe gelebt, ohne sich irgendwie zu verändern. Und das, obwohl er - im Gegensatz zu allen Tieren - bereits das Feuer zu nutzen verstand. Sein Dasein macht den



Flintdolche, die auf ein Alter von etwa 4000 Jahre datiert werden. Nationalmuseum Dänemark (Lehmann/Petersen [Hrsg.]: „Illustrierte Weltgeschichte“, Berlin o.D.)

größten Teil der „Steinzeit“ aus. Diese Angaben finden sich zwar in jedem Lehrbuch, aber damit sind sie noch keinesfalls richtig. Haben wir die lyellistisch-darwinistischen Zeitangaben bereits bei den Prähominiden um 90 % gekürzt, so dürfen wir die rund 600.000 Jahre des ersten echten Menschen bedenkenlos um 95 % reduzieren: also statt 600.000 Jahre nur allenfalls 30.000 Jahre übrig lassen.

Das Gleiche gilt für die Zeit des Neandertalers, des Nachfahren des Homo erectus. Seine angeblich rund 100.000 Jahre schrumpfen dann auf vielleicht noch 5.000 Jahre zusammen. Doch all dies ist vermutlich immer noch zu viel.

Der Jetztmensch Homo sapiens sapiens soll vor etwa 30.000 Jahren die Bühne der Geschichte betreten haben. Auch dieser Zeitanatz ist nicht haltbar. Es ist unvorstellbar, dass dieser - unser eigener - Menschentyp mehr als 25.000 Jahre gebraucht haben soll, ehe er in Ansätzen begann, „zivilisiert“ zu werden.

Alle vorgenannten Aussagen sind nicht aus der Luft gegriffen. Sie stützen sich auf kritische, nonkonformistische Arbeiten, deren Ausgangspunkt es war, die von den Naturwissenschaften bereitgestellten Grundannahmen (Basisaxiome) der Uniformität geologischer Prozesse und die Stabilität unseres Sonnensystems als nicht gerechtfertigt anzusehen. Einer ihrer herausragendsten Vertreter im deutschen Sprachraum ist *Gunnar Heinsohn*. Seine Arbeiten waren

auch für den Verfasser richtungweisend, obwohl er Heinsohns allzu drastische Zeitverkürzungen nicht voll mittragen konnte. Er sieht nach langjährigen eigenen Forschungen für die gesamte Geschichte des echten Menschen vom Homo erectus bis zur Gegenwart einen Zeitraum von rund *30.000 Jahren* für realistisch und belegbar an. Die gesamte „Steinzeit“ des echten Menschen ist also sehr viel kürzer, als die orthodoxe Lehrmeinung heute noch annimmt.

Entscheidender Grund für die genannte Zeitverkürzung ist die Erkenntnis, dass das Stabilitätsaxiom für unser Sonnensystem erst seit etwa zweieinhalbtausend Jahren Gültigkeit hat. In den vielen Jahrtausenden davor gab es mehrere globale Katastrophen, die durch kosmische Vorgänge ausgelöst worden sind. Unter dieser Voraussetzung wird auch das zweite Axiom - von der Gleichförmigkeit geologischer und physikalischer Prozesse in heutigen Zeitmaßen - außer Kraft gesetzt.

Über die umfangreichen Forschungen zur Naturgeschichte wurden vom Verfasser verschiedene Studien veröffentlicht. Ihr Umfang verbietet es, in dieser Arbeit im Detail darauf einzugehen. Da die Kenntnis der naturgeschichtlichen Zusammenhänge jedoch für diese Arbeit über die „Steinzeit“ unerlässlich ist, soll dieser naturgeschichtliche Hintergrund hier in Form einer kleinen Geschichte dargestellt werden. Sie mag vielleicht etwas märchenhaft klingen, ist aber als arbeitshypothetisches Modell sehr aufschlussreich.

Vor etwa 30.000 Jahren tauchte am Himmel ein riesiger glühender Körper auf, der größer als die Sonne zu sein schien. Er näherte sich unserer Erde mit jedem Tag mehr. Die „Prähominiden“, die zu jener Zeit lebten, starrten ihn schreckerfüllt und verständnislos an. Kurze Zeit später brach ein höllisches Inferno los, das nur wenige Tiere und auch Prähominide überlebten. Die Erde wankte und bebte, die Erdkruste brach an vielen Stellen auf, Feuerorkane zerstörten die Urwälder, riesige Flutwellen spülten über weite Landflächen, Gebirge sanken ein, andere erhoben sich. Aus tief-schwarzem Himmel stürzten schlammige Regenfluten, ungeheure Blitze zuckten und Orkane rissen alles mit sich, was nicht größer war als ein kleiner Berg.

Nach einer gewissen Zeit war der Spuk vorbei. Der glühende, riesige Feuerball wurde kleiner und kleiner und verschwand wieder in den Tiefen des Raumes. Die wenigen Prähominiden,

die diese Weltkatastrophe überlebt hatten, standen schreckerstarrt in einer völlig verwüsteten und veränderten Welt. Der schreckliche Himmelsbote hatte ihnen vieles genommen. Doch er hatte ihnen auch ein Geschenk gebracht: Ihr Gehirn war so enorm mit optischen und akustischen Reizen sowie elektrischen Impulsen überflutet worden, dass sie plötzlich eine Eigenschaft besaßen, die sie zuvor nicht kannten: Sie konnten „sprechen“. Anfänglich noch wie heutige Kinder im frühen Alter. Aber das verbesserte sich bald mehr und mehr.

Dieses Weltereignis war die Geburtsstunde des Homo erectus, des ersten aufrecht gehenden Menschen. Seine Erde war verändert, denn die Erdachse hatte sich beim Vorbeiflug des riesigen Himmelskörpers im Raum so verändert, dass der Norden und der Süden der Erdmasse unter Schnee und Eis versanken. Das bemerkte er allerdings nicht, denn er lebte im tropischen Raum unseres Planeten.

Der Homo erectus hatte nicht nur seine Sprache gefunden, sondern er hatte auch die Angst vor dem Feuer verloren. Im Laufe von einigen Jahrtausenden entwickelte er viele Begabungen, die es ihm ermöglichten, seine alten Reviere zu verlassen. Er begab sich mit seiner Sippe auf eine lange Wanderschaft, die ihn fast um die halbe Welt führte. Da durch die Sprachfähigkeit seine Möglichkeiten wuchsen, vergrößerte sich auch nach und nach sein Gehirn. So wurde aus dem Homo erectus der Homo neanderthalensis.

Leider traf ihn nach einigen Jahrtausenden das gleiche Schicksal wie seine Vorfahren. Denn der riesige, erdgroße Himmelskörper hatte inzwischen seinen Weg durch unser Sonnensystem fortgesetzt und näherte sich nun wieder der Erde. Noch einmal wiederholte sich das gleiche schreckliche Geschehen. Dieses Mal erlebten es mehr, überlebt haben es nur Wenige. Aber da es nun bereits weiterentwickelte Menschen waren, wurden die global katastrophischen Veränderungen viel stärker reflektiert. So stieg in den folgenden Generationen der Überlebenden die Größe des Gehirns sprunghaft an. Das sind jene Neandertaler, deren Spuren die Paläontologen in vielen Gebieten der Erde fanden.

Nachdem die Schrecknisse der Begegnung überwunden waren, setzte der Homo neanderthalensis seine Expansion fort. Er kam bis in die kälteren Gebiete des Nordens.

Kaum waren aber wieder einige

tausend Jahre vergangen, da tauchte der schreckliche Himmelskörper zwangsläufig wieder auf. Denn er hatte sich in unserem Sonnensystem gefangen und konnte es nicht mehr verlassen. Wieder führte ihn sein Weg nahe an der Erde vorbei. Auf's Neue gab es schwere Naturkatastrophen, Fluten, Erderschütterungen usw. Und außerdem veränderte sich wiederum die Lage der Erdoberfläche. Es gab ein anderes Klima und das Eis am nördlichen Erdpol verschwand.

Aus diesem Chaos von Feuer und Wasser erhob sich nun der Jetztmensch *Homo sapiens sapiens*. Trotz aller Schrecken hinterließ ihm der vorbeigezogene Himmelskörper ein sehr positives Erbe: ein ausgeglichenes, mäßig warmes Erdklima. Nur in den nördlichsten und südlichsten Breiten war es kühler. Im Süden weit mehr als im Norden, weil der südliche Polkontinent sehr hoch war und isoliert im Meer lag.

Diese Klimaentwicklung schuf ausgezeichnete Lebensbedingungen für Graslandbildung und riesige Tierherden. Sie waren für den *Homo sapiens sapiens* der jüngeren Altsteinzeit die Basis für seinen enormen Aufstieg. In rund 6.000 Jahren bemächtigte er sich praktisch aller Erdräume. Seine Fähigkeiten waren beachtlich.

Bedingt durch die konstanten Verhältnisse der Sonneneinstrahlung in den verschiedenen Erdbreiten bildeten sich seine Hauptunterscheidungsmerkmale aus: die Typen der Hautfärbung.

In den nördlichen Räumen gelblich bis weiß, in den mittleren rötlich bis braun, im äquatorialen Raum braun bis tiefdunkelbraun.

Seinerzeit hätten die Menschen nur noch wenige Zeit gebraucht, um zur ersten Zivilisation zu gelangen. Doch leider blieb ihnen diese Zeit nicht, denn die Zeit des „schrecklichen Himmelsboten“ war wieder da! Er tauchte wieder als Feuerkugel auf. Wie schon bei den vorherigen Begegnungen hatte er einen Begleiter bei sich. Der hatte zuvor noch nicht am Inferno mitgewirkt. Doch da der große Himmelskörper wegen der stärkeren „Einrundung“ seiner Bahn der Erde näher kam als je zuvor, wurde sein Begleiter von der Erdanziehung eingefangen. Er schlug als Asteroid mit mehreren Teilen auf der Erde ein. Der große Himmelskörper raste weiter.

Dieses Einschlagsereignis, verbunden mit dem nahen Vorbeiflug des großen Himmelskörpers, löste dann jene Weltkatastrophe aus, die uns als „Sintflut“



So stellt man sich vor, wie der Graveur des Magdaléniens die Felsgravierung eines Mammuts schuf, nach einem Fund in der Höhle Lascaux in Frankreich („Menschen der Urzeit“, Augsburg 1989).

bekannt ist. Und diese Katastrophe geschah vor gar nicht so langer Zeit: um etwa -3.000! Sie traf nun vollentwickelte „steinzeitliche“ Naturvölker mit unvorstellbarer Wucht.

Ohne jeden Zweifel wurde damals ein großer Teil der Erdbevölkerung vernichtet. Die Reste, die überlebt hatten, mussten in einer Welt neu anfangen, die sich wiederum sehr verändert hatte. So ist es nicht verwunderlich, wenn dieses nicht so weit zurückliegende Ereignis weltweit in den Überlieferungen erhalten blieb.

Das kosmisch-katastrophische Inferno war gewiss nicht geringer, sondern eher noch größer als zur Zeit des *Homo erectus* und des Neandertalers. Denn bei diesem Mal trafen deutlich zwei Ereignisse zusammen: eine Nahbegegnung und ein Asteroideneinschlag.

Insbesondere die nördliche Erdhälfte war stärkstens betroffen. Zum einen, weil hier der Einschlag erfolgte, zum

anderen, weil sich die Erdoberfläche um den südlichen Pol, der fest blieb, drehte und damit der Norden allein viel kälter wurde. Der Südpolkontinent war es bereits seit vielen Jahrtausenden.

Jene Zeit, die wir eingangs als Mittelsteinzeit/Mesolithikum kennengelernt haben, war die Zeit direkt nach der Sintflut. Doch sie umfasste nicht 3.000 bis 4.000 Jahre. Allenfalls 200, in einigen Gebieten sogar vielleicht 500 Jahre, aber mehr nicht. Doch diese wenigen Jahrhunderte waren auf jeden Fall die schrecklichsten der Menschheitsgeschichte.

Man kann und muss vor diesem Szenario dem Überlebenswillen und Mut unserer Ur-Ur-Ahnen nur tiefste, ehrfurchtsvolle Bewunderung zollen. Kein noch so schrecklicher Krieg hat der Menschheit so tiefe Wunden geschlagen wie die Sintflutkatastrophe. Und dennoch kam es nur wenige Jahrhunderte später zu einem rasanten Aufstieg: der so



Steinzeitliche Figur: „Die Dame aus Brassempouy“ (Frankreich) (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 17.03.89)

genannten „neolithischen Revolution“. Sie konzentrierte sich auf den südlichen Rand der nördlichen Erdhälfte. Das war bedingt durch eine neuerliche Veränderung der Erdachsenstellung im Raum. Sie bewirkte den erheblichen jahreszeitlichen Temperaturwechsel in diesen Gebieten. Er zwang die Menschen dieser Erdräume - im Gegensatz zu den Tropengebieten - zu ganz neuen Lebenskonzeptionen. Das verschaffte den Nordvölkern langfristig eine erhebliche Dominanz gegenüber den südlichen Tropenvölkern. Die Entwicklung zur „Zivilisation“ wurde also nach der Sintflutkatastrophe durch die Veränderung der Umwelt dieser Gebiete programmiert.

Während also fast alle Völker und Stämme, die auf der südlichen Erdhälfte lebten, bis in die Neuzeit hinein in ihrem „steinzeitlichen“ Lebensmilieu verblieben, begann auf der Nordhälfte punktuell an einigen Stellen „Zivilisation“.

Der Begriff „Hochkulturen“ wurde bewusst nicht gewählt. Denn eine hohe *Kultur* hatten die „steinzeitlichen“ Menschen auch. Und das seit Jahrtausenden. Kultur wird hier verstanden als „Gesamtheit der typischen Lebensformen einschließlich der Geistesverfassung und Werteinstellung“.

Etwa 1.500 Jahre nach der Sintflut kam es noch einmal zu einer Nahbegegnung mit dem Himmelskörper, dem die Menschen inzwischen den Namen *Ishtar-Venus* gegeben hatten. Seine Bahn war inzwischen so eng geworden, dass sie zwischen den inneren Planeten verlief. Wieder gab es schwerste Erderschütterungen und Naturkatastrophen. Noch

für rund 750 Jahre stiftete *Ishtar-Venus* erhebliche Unruhe, bis der Himmelskörper dann gegen -700 seine endgültige feste Bahn erhielt. Er war zum Planeten *Venus* geworden, der nun still und friedlich als Morgen- und Abendstern am Himmel zu erkennen ist.

Nachdem mit dieser kleinen „märchenhaften“ Geschichte der kosmische Hintergrund erhellt worden ist, wird vielleicht die Dramatik der „Steinzeit“ verständlich geworden sein. Die hier vorgetragenen Zeitansätze lassen aber außerdem erkennen, welchen enormen Wert die Berichte der Völkerkunde haben. In ihnen wird sehr gut und ausführlich über jene Kulturen berichtet, die wir in groben Zügen für die gesamte „Steinzeit“ erwarten können.

Dabei sind besonders jene Völker von Interesse, die in den südlichen Räumen unserer Erde lange Zeit isoliert geblieben sind. Hier sind ganz besonders die Ureinwohner Australiens, die Buschmänner Südafrikas oder die Ureinwohner des amerikanischen Doppelkontinents zu nennen. Auch die drawidischen und wedischen Urvölker Indiens geben uns interessante Aufschlüsse.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass die Natur die prägende, formbildende Kraft für die Ausbildung der verschiedenen Kulturen gewesen ist. Sie formte den Menschen, sein Handeln ebenso wie sein Fühlen und Denken. Klima, Fauna und Flora sowie die allgemeine Struktur der Lebensräume bestimmten die entscheidenden Kulturmerkmale. Sie nahmen ebenfalls Einfluss auf religiöse Grundhaltungen und Wertbegriffe.

„Himmel“ und „Erde“ galten stets als polare Gegensätze. Der „Himmel“ repräsentierte „Bewegung“, die Erde „Beharren“. Damit waren die „Himmelsgötter“ stets universal, gleichgültig, wie man sie benannte. Die „Erdgötter“ waren raumspezifisch. Ein Volk, das am Ufer der riesigen Ozeane lebte, konnte gar nicht anders, als sich einen gewaltigen Meergott vorzustellen. Andererseits war ebenso klar, dass in gebirgigen Räumen der Sitz der Berggötter nur auf den höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln sein konnte. Dass das lebensspendende Wasser göttlich sein musste, stand völlig außer Zweifel. Diese Beispiele lassen sich fortsetzen. Auf jeden Fall gab es seit jenem Tag, als der Mensch zum Bewusstsein gelangte, tiefste geistige Einsichten. Von „primitivem Denken“ zu reden, ist absurd. Im Gegenteil: Wir können sogar sagen, dass

die Tiefe der Einsichten in der Frühzeit größer war als heute. Dabei waren allerdings die Daseinsvorstellungen ganz anders als gegenwärtig.

Da alle frühen Naturvölker die Natur als lebendig und „beseelt“ betrachteten, wurde eine umgestaltende Kultivierung der Lebensräume in der Frühzeit und auch noch bei einigen späteren Naturvölkern als Zerstörung und damit als Sakrileg empfunden. Sammeln von wild wachsenden Früchten war dagegen eine natürliche Nutzung, und die Jagd auf bestimmte Tiere war zwar notwendig, wurde aber als Eingriff gefühlt, für den man den Tieren besondere Dankesopfer schuldig war. Was man oft als Jagdzauber gedeutet hat, der möglichst erfolgreiche Jagdergebnisse beschern sollte, waren in Wahrheit rituelle Magien, die den Schaden bei den Tieren wieder begrenzen und die Götter versöhnen sollten.

Die orthodoxe Ansicht, es habe in der Frühzeit ein ungeordnetes Zusammenleben gegeben, geht an den Realitäten völlig vorbei.

Es gab zahllose Gebote und Regelungen, die über die Gruppenzugehörigkeit entschieden. Wesentliche Grundlage waren nach den Müttern geregelte Verwandtschaftsbeziehungen. Das wird oft als „Mutterrecht“ bezeichnet, trifft aber nicht den Kern. Die Gruppenstruktur verlangte, dass sich die Männer immer Frauen aus einer anderen Gruppe suchen mussten. Es gab bestimmte Stammesreviere, die sich zwar jahreszeitlich veränderten, aber dennoch als „Heimatraum“ konstant blieben. So gab es noch viele weitere Regelungen. Von ungeordnet kann keine Rede sein.

Dieser Zustand blieb überall dort erhalten, wo sich - bis in die Neuzeit hinein - Sammler- und Jägergruppen erhalten haben. Für die gesamte Altsteinzeit waren diese Systeme die Norm.

Erst nach der „Sintflut“, am Ende der Altsteinzeit, traten entscheidende Veränderungen ein. Wir können diese Prozesse am besten mit der Überschrift versehen: „Vom Mutterrechtsverhältnis zum Patriarchat“. Aus diesem langfristigen Prozess heraus entwickelten sich reale Macht- und Besitzstrukturen, die in die „Zivilisationen“ einmündeten. Der Prozess wurde bestimmt durch zwei große Gruppen des beginnenden „Wirtschaftens“ in der Jungsteinzeit: der Gruppe der sesshaften Ackerbauern und der Gruppe der nomadisierenden Viehzüchter. Es waren Gegensätze von größter Tragweite, die noch einer späteren ausführlicheren Darstellung bedürfen.

Stellen wir also abschließend der

eingangs dargelegten orthodoxen Chronologie der „Steinzeit“ eine alternative nonkonformistische, grobe Gliederung gegenüber:

- Um etwa -25.000 schwerste kosmische Katastrophe.
- Ende der Prähominiden; Beginn des Homo erectus.
- Von etwa -25.000 bis etwa -11.000 frühe Altsteinzeit des Homo erectus.
- Um etwa -11.000 schwere kosmische Störung.
- Von etwa -10.000 bis etwa -8.000 mittlere Altsteinzeit des Neandertalers.
- Um etwa -8.000 schwere kosmische Störung; Beginn eines „paradiesischen“ Klimas; Beginn der jüngeren Altsteinzeit des Homo sapiens sapiens.
- Von etwa -8.000 bis etwa -3.000 Zeit des Jetztmenschen.
- Um etwa -3.000 Sintflutkatastrophe/ Klimawandel.
- Von etwa -3.000 bis etwa -2.500 schwerste Störungszeit (Mesolithikum).
- Von etwa -2.500 bis etwa -1.800 allgemeine Jungsteinzeit.
- Von etwa -1.800 bis etwa -1.400 partielle Steinkupferzeit (Chalkolithikum).
- Um etwa -1.400 „Exoduskatastrophe“.
- Von etwa -1.400 bis etwa -700 partielle Bronzezeit.
- Um etwa -700 letzte kosmische Störung.
- Von etwa -700 bis zur Gegenwart partielle Eisenzeit.

Diese grobe Gliederung bringt die gesamte Menschheitsgeschichte in den bereits erwähnten 30.000 Jahren unter. Darin nimmt die eigentliche „Zeit der naturgegebenen Werkstoffe“ mehr als 90 % ein.

Es hat schon immer zahlreiche nonkonformistische „Außenseiter“ gegeben, die auch für früheste Menschheitsepochen ein hohes kulturelles Niveau postuliert haben. Diese Forscher hatten prinzipiell recht. Man darf nur nicht in den Fehler verfallen, „hohe Kultur“ mit dem üblichen Begriff von „Hochkultur = Zivilisation“ zu verwechseln.

Wer sich beispielsweise die Qualität der „eiszzeitlichen“ Höhlenmalereien ins Gedächtnis ruft, kann keinen Zweifel an einem hohen kulturellen Hintergrund haben. Auch wer sich mit der enormen spirituellen Erkenntnistiefe von australischen Ureinwohnern befasst, kann deren Träger unmöglich als „Wilde“ einstufen. Betrachtet



Tierdarstellungen in einer Höhle, etwa fünfzig Kilometer nördlich von Avignon in Südfrankreich. Das Alter wird auf 20.000 Jahre geschätzt (Meldung in: Bild, 19.01.95)

man altsteinzeitliche Statuetten, so sind das eindeutig großartige Kunstwerke, die einem heutigen abstrakten Künstler zu Weltruhm verhelfen würden.

Was die Ethnologen über die Fähigkeiten von Schamanen oder Medizinmännern herausfinden konnten, macht jeden von ihnen zum hochkarätigen „Naturwissenschaftler“. Bedenkt man, dass noch komplett „steinzeitliche“ Seefahrer selbst fernste und einsamste Inseln gefunden und besiedelt hatten, ist es regelrecht anmaßend, hier von „Primitiven“ zu sprechen.

Wenn E. von Däniken einem seiner Bücher den Titel gab: „Die Steinzeit war ganz anders“, so hatte er im Grundsatz recht. Dabei war es allerdings ganz unnötig, von hoch technisierten Außerirdischen zu fabulieren. Auch in der Altsteinzeit wurden schon hochkomplizierte Operationen ausgeführt. Man konnte narkotisieren usw. Es gab Informationssysteme, die in Bildern sprachen und es gab uns unverständliche Symbole, die auch kosmische und religiöse Begriffe darzustellen ermöglichten.

Wenn es keine katastrophischen Ereignisse globaler Dimensionen gegeben hätte, wäre bereits am Ende der Altsteinzeit die Weltbevölkerung viel größer gewesen, als man heute schätzt. Und wer die riesigen Scharrbilder betrachtet, die heute nur vom Flugzeug aus als Ganzes betrachtet werden können, muss zu der Einsicht kommen, dass es bestimmt auch schon Möglichkeiten des „Segelfliegens“ gegeben hat. Die Sage von *Dädalos* und *Ikaros* enthält bestimmt einen wahren Kern. Möglicherweise,

vielleicht sogar höchstwahrscheinlich, haben die Überlebenden nach der „Sintflut“ manches nicht mehr neu zu erproben gewagt, weil sie wieder den „Zorn der Götter“ fürchteten.

Als M. Zanot einem Buch den Titel gab: „Die Welt ging dreimal unter“, sprach er aus, was die alten Mythen überliefert hatten: die Sintflutkatastrophe, die Exoduskatastrophe und die Katastrophen bei der letzten kosmischen Störung. Der Verfasser bezeichnet sie als „Epagomenakatastrophe“, weil danach unser Jahr um fünf Tage länger wurde!

Alle kosmisch bedingten Katastrophen führten zu großräumigen Wanderungsbewegungen, weil zahlreiche Lebensräume nachhaltig zerstört oder schwer geschädigt wurden. Andere Wanderungen ergaben sich aus der Raumsuche der nomadischen Viehzüchter. Sterne wurden zu Göttern, heldenhafte Anführer zu vergöttlichten Urahren. Die angstvolle Beobachtung des Himmels führte zur Astrologie und später zur Astronomie.

Unendlich vieles geschah in der „Steinzeit“. Sie war wirklich die prägendste, dramatischste und entwicklungsgeschichtlich schöpferischste Epoche der Menschheit. Das technisch-wissenschaftliche Zeitalter, in dem wir heute leben, hat die uralten Wurzeln lediglich vergessen oder verdrängt.

Es war ohne Zweifel sehr viel schwerer, sich mit noch unzureichenden Hilfsmitteln die einfachsten Lebensgrundlagen zu schaffen oder Naturerkenntnisse zu erlangen. Heutige praktische Archä-



Links: So stellte man sich bisher einen Neandertaler-Menschen vor, als halben Affen. Rechts: In den letzten Jahren „mutierte“ der Neandertaler immer mehr zu einem modern aussehenden Menschen. Nach heutigen Rekonstruktionen unterscheidet er sich vom Cromagnon-Menschen nur noch durch eine fleischigere Nase und etwas stärker ausgeprägte Augenwülste.

ologen gestehen z. B. uneingeschränkt zu, dass es sehr schwer ist, eine Lanzen- spitze aus Stein herzustellen. Wir haben aber ungezählte von sehr beachtlicher Qualität gefunden.

Unser heutiges Wissen und die entwickelte Technik sind zweifellos Höchstleistungen des Menschen, aber man darf nicht vergessen, dass sie über zahlreiche Generationen hinweg gewachsen sind. Der uns unbekannte Erfinder des einfachen Rades war ein wirkliches Genie. Auch jener Menschentyp, der es erlernte, durch Reibung Hitze und damit Feuer zu erzeugen, hat Ungeheures geleistet. Das war aber vor mindestens 30.000 Jahren.

Doch nicht nur technische Fähigkeiten sind zu sehen. Es ging um früheste Weltanschauung, um bewusstes Erleben und Erkennen der Welt, in der die ersten Menschen lebten. Wir haben im Allgemeinen längst vergessen, was wir ihnen verdanken. Und es war uns nicht einmal bekannt, dass sie unter schrecklichen Umständen oft wieder neu anfangen mussten. Die „Steinzeit“ war also wirklich anders. Wir wollen versuchen, sie etwas besser kennen zu lernen.

Allgemeine Betrachtungen

Ein falsches Bild

Als europäische Seefahrer im Anfang des 17. Jahrhunderts den Kontinent Australien entdeckten und zum ersten Mal betraten, war ihnen nicht bewusst, dass sie nicht nur einen neuen Erdteil entdeckt hatten, sondern auch die ältesten Reste der Steinzeit! Lange Zeit, bevor der neolithische Aufschwung in

der alten Welt begann, hatten Menschen der jüngeren Altsteinzeit diesen Erdteil bereits erreicht. Doch auch sie waren nicht die Ersten. Typ und Art der Ureinwohner Australiens lassen kaum Zweifel aufkommen, dass schon Menschen vom Typ des Neandertalers von Südostasien aus jenen Erdraum in der Mittelsteinzeit, dem Moustérien, erreicht haben müssen. Die ersten Menschengruppen erreichten diesen Teil unseres Planeten noch zu Fuß, denn damals stand Australien noch mit dem südostasiatischen Raum in direkter Verbindung. Aufgrund der seinerzeit noch intensiven Eisbildung am Südpol und Nordpol lag der Meeresspiegel nicht nur erheblich tiefer. Es gab auch sonst noch Landbrücken, die erst sehr viel später eingebrochen sind. Wie, wann und warum das geschah, wurde in der Einführung komprimiert dargestellt.

Was für Australien gilt, lässt sich auch über die anderen Großinseln Südostasiens sagen, Java, Borneo, Sumatra, Neuguinea und auch Japan. Die wohl entscheidendsten Landhebungen und Landsenkungen, - viele verbunden mit einem Ansteigen des Meeresspiegels - traten wohl erst bei der „Sintflutkatastrophe“ ein. Das hatte vielfältige Gründe, die in meiner Arbeit „Paradies, Sintflut, Eiszeit?“ [EFODON-DOKUMENTATION DO-29] eingehend erläutert worden sind. Da diese Globalkatastrophe aber erst vor knapp 5.000 Jahren die Erde erschütterte, ist der insulare Isolierungsprozess an zahlreichen Stellen unseres Planeten noch gar nicht so weit zurückliegend.

Auch die steinzeitlichen Altkulturen in anderen Erdräumen trennen nicht viele Jahrzehntausende, sondern nur

wenige Jahrtausende von der Neuzeit. Leider wurde das von der modernen Altertumsforschung nicht erkannt, weil man ein Zeitschema von den Geologen übernommen hatte, das auf falschen Annahmen aufgebaut war. So hat sich hinsichtlich der Frühzeit des Menschen ein völlig falsches Bild ergeben. Eine Entwicklung, die nur rund 30.000 Jahre insgesamt gedauert hat, wurde auf fast eine Million Jahre verteilt. Dabei musste zwangsläufig der agile und leistungsfähige Mensch der Steinzeit zu einem tierhaften „Primitiven“ werden, der für den kleinsten Entwicklungsschritt unendlich lange brauchte.

Nachdem neue konformistische und nonkonformistische Forschungen immer deutlicher zeigen, dass diese Ansicht irrig war, bekommen die Aussagen der Ethnologie ein bedeutendes Gewicht. Was Forscher bei den noch angetroffenen zahlreichen Naturvölkern im 19. Jahrhundert entdeckt haben, spiegelt nun in klaren Bildern „die Steinzeit“ wider. Natürlich ist das nicht überall in gleicher Weise der Fall. Aber da man Naturvölker ja auf unterschiedlichen, regional sehr differenzierten „Wirtschaftsstufen“ angetroffen hat, sind darin indirekt auch „Zeitstufen“ enthalten. Das zeigt z. B. eine naturvölkische Kartografie Afrikas. Dort haben wir:

1. Stadtkulturen mit Handwerkern,
2. Oasenkulturen,
3. Pflugbau (explizit Ägypten und Ostsudan sowie Mittelmeerküste),
4. Pflanzbau ohne Großvieh,
5. Grabstock und Hackbau mit Großviehzucht,
6. Nomadenviehzucht und
7. noch Reste von Wildbeuterguppen.

An diesem Beispiel wird deutlich, welche „Altkulturreste“ und welche Zwischenstufen vorhanden sind. Wildbeuter sind eindeutig frühere steinzeitliche Formträger. Die Gruppen 4, 5 und 6 sprechen für die Zeitstufe der Ackerbauern und nomadischen Viehzüchter und deren regionale Mischformen. Die Gruppen 2 und 3 lassen traditionale Verbindungen zu den älteren Zivilisationen erkennen, und die Gruppe 1 gehört eindeutig der Zivilisationsstufe an.

Das genannte afrikanische Beispiel gilt selbstverständlich auch für andere Erdräume. *L. Frobenius*, der große Völkerkundler und Begründer der Kulturmorphologie, konnte nachweisen, dass frühere „Altkulturen“ im Laufe der geschichtlichen Entwicklung weitgehend an den Nord- und Südrand der Weltteile „abgedrängt“ worden sind.

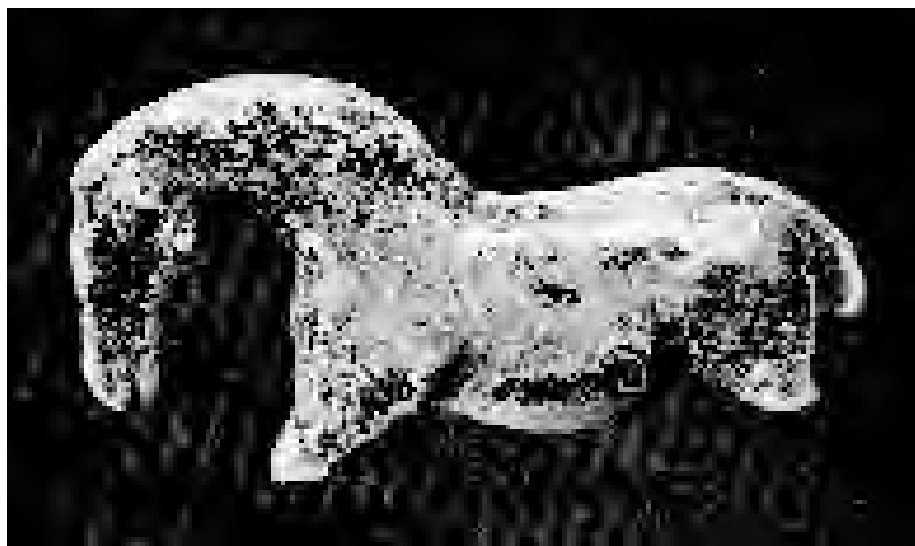
Das gilt für die Feuerländer am Südpol Südamerikas, die Weddiden in Südindien, die Uraustralier sowie für die afrikanischen Buschmänner oder die Stämme am nördlichen Polarkreis. „Abgedrängt“ heißt aber auch, dass wir in deren Lebensformen und Wertvorstellungen usw. die besten „altsteinzeitlichen“ Überreste erkennen können.

Wenn wir also die Forschungsergebnisse aus diesen Zonen übertragen, bieten sie uns - in einem allgemeinen Sinn - ein Bild „altsteinzeitlicher Kultur“. Und zwar überwiegend ihrer frühesten Ausprägung.

Die zahlreichen Kulturelemente anderer Naturvölker auf allen Kontinenten erlauben uns wegen der radikalen Zeitverkürzung noch gute Rückschlüsse auf die Lebensart und Daseinsqualität der jüngeren Altsteinzeit des Homo sapiens sapiens. Schließlich liegt der Schwerpunkt dieser „paradiesischen“ Zeit ja nur knapp 8.000 Jahre zurück. Auf den ersten Blick erscheint diese Zeitspanne groß. Aber wir dürfen nicht verkennen, dass die geistige Grundhaltung der frühen Menschen und die der Naturvölker sich ähnlich sind. Ihr liegt Genügsamkeit als Basis zugrunde. Man wollte so leben, wie man lebte: im Einklang mit der Natur. Das drückt der Begriff „Naturvölker“ eigentlich aus.

Der übliche Unterschied, der den Gebrauch der Schrift als Kulturbasis präferiert, ist im Grunde fragwürdig. Wir wissen aus zahlreichen Beispielen, dass auch „schriftlose“ Völker hervorragende Informationssysteme hatten. Im geistig intellektuellen Sinn ist „Schriftlosigkeit“ sogar ein Vorteil gewesen, weil sie das Gedächtnis bis ins höchste Alter hinein beachtlich trainierte. Ganze Lexika von „Geschichte“, „Naturkunde“, „Philosophie“, „Recht“ und „praktischen Kenntnissen“ befanden sich in Köpfen der Angehörigen naturvölkischer, schriftloser Gruppen oder Stämme. Der moderne Mensch der Zivilisation glaubt, dass das Niedergeschriebene sicherer sei. Doch wer an die Märchen und Sagen der Kindheit denkt, erkennt sehr schnell, dass sie unvergesslich geblieben sind. Vieles Angelesene wird dagegen vergessen, weil man sich ja sicher wähnt, es jederzeit wieder nachlesen zu können. Leider weiß man meist nicht mehr, wo es stand. Die meisten Nachschlagewerke in den Bücherschränken sehen merkwürdig neu und „ungelesen“ aus.

Naturvölkisches Denken war also eine sehr effiziente „Ganzheitsmethode“, und das galt auch schon in der Steinzeit.



Figur eines Wildpferdes, Aurignacien (ca. -25.000)

Die berühmten Schamanen und Medizinmänner oder die so genannten „Ältesten“ waren die „Nobelpreisträger“ der Frühzeit. Ihre vielseitigen Kenntnisse waren wahrhaft interdisziplinär. Und ihre Zuhörer waren ebenfalls ein sehr gut geschultes Publikum. Eines der hervorstechendsten Merkmale von „Zivilisation“ ist und war Spezialisierung. Und je höher der Zivilisationsgrad, desto größer wurden die Unterschiede. „Klassen“ und „Zivilisation“ gehören untrennbar zusammen!

Wenn man also an die frühe Menschheit denkt, verbietet sich die Vorstellung von Primitivität. Es ist völlig zulässig, bereits in der frühen Altsteinzeit von hoher Kultur zu sprechen, auch wenn es noch keine Zivilisation gab.

Ein Blick auf die Künste zeigt das: ob es sich um Felszeichnungen, Höhlenmalereien, Statuetten, aber auch - wie bei den Naturvölkern - um geschnitzte Tanzmasken, Totempfähle, Kalabassen oder Tätowierungen und Weberzeugnisse handelt, nichts daran ist „primitiv“. Natürlich gab es solche Erzeugnisse auch in der Steinzeit, aber sie sind längst verfault und vermodert. Genauso steht es um den Schmuck. Wer in mühevollster Arbeit - ohne einen Stahlbohrer - Steinperlen bohrte, Muschelketten herstellte oder farbenprächtigen Federschmuck gestaltete, war nicht „primitiv“!

Auch das echte Wissen um die Natur war umfassend und beachtlich. Es fällt uns nur sehr schwer, die Bilder- und Symbolsprache zu verstehen. Das „Kaninchen im Mond“ waren die Mondmare, die auch wir in klaren Nächten erkennen können. Das Ei als Keimzelle des Lebens war in seiner Bedeutung erkannt, und die „Weltei-Mythe“ war ebenso eine

Weltentstehungstheorie, wie wir heute von der „Urknalltheorie“ sprechen.

Werkzeuge und Geräte waren einfach, aber effektiv. Bauten, als Hütten, aus welchem Material auch immer, gab es stets. Eine Gruppe, die eine natürliche Höhle in Wassernähe hatte, war besonders begünstigt. Sie war bei großen Regenfällen usw. viel sicherer als die leichtesten Hütten oder Windschirme. Ganz sicher waren Höhlen so wichtige Refugien wie die späteren Bergfriede der Burgen oder Bunker in modernen Kriegen. Nicht zufällig finden sich in den meist tiefsten Teilen von Höhlen Kultbilder als Höhlenmalereien. Diese Höhlen waren die „Kirchen“ der Urzeit. Erst in diesen Tagen wurde wieder eine großartige „Kathedrale“ der Steinzeit entdeckt. Dass man heute gerade in Höhlen oder Felsüberdachungen bei archäologischen Grabungen noch Reste findet, bedeutet nicht, die Menschen der Altsteinzeit seien „Höhlenmenschen“ gewesen. Es ist lediglich so, dass sich diese geschützten Plätze besser erhalten konnten als ungeschützte Freilandplätze. Diese müssen im Zuge der Entwicklung zwangsläufig verschwunden sein. Auch in dieser Beziehung muss das allgemeine Bild erheblich korrigiert werden.

Der entscheidendsten Korrektur bedarf allerdings die Vorstellung von „Eiszeit“. Was man sich sehr oft darunter vorstellt, ist völlig falsch. Gerade dieser Begriff wurde in der bereits erwähnten Studie eingehend behandelt. Prinzipiell ist „Eiszeit“ ein sehr irreführender Begriff. Solange an den beiden Erdpolen große Gebiete mit ewigem Eis bedeckt sind, besteht auch eine „Eiszeit“. Und dieser Zustand gilt heute ebenso wie für andere erdgeschichtliche Zeiträume.



Steinzeitlicher Mörser, der auf ein Alter von 35 bis 55 Millionen Jahre geschätzt wird.

Vom Südpol dürfen wir annehmen, dass er seit jener großen erdverändernden Katastrophe, die unser ungefähres heutiges Erdbild schuf, stets einen großen Eismantel getragen hat. Beim Nordpol war es hingegen anders, denn dort bestehen andere Bedingungen: Er liegt im Meer. Es bedarf also einer enormen Schiefele der Erdachse (so wie heute), um den nördlichen Pol vereisen zu lassen.

Doch unabhängig vom Polareis und den großen Gletschern in den Hochgebirgen bestehen im größten Teil der Erde tropische und subtropische Klimaverhältnisse. Die Vereisungsgebiete berühren also die meisten Erdbewohner überhaupt nicht. Ihre Größe entscheidet lediglich darüber, ob die Jahresmitteltemperatur der Erde etwas höher oder etwas niedriger ist. Dabei geht es um allenfalls zwei oder drei Grad. Wann es also auch immer in der Erdgeschichte polare Vereisungszonen gab, war ihre geografische Größe sehr entscheidend von der Neigung der Erdachse abhängig. Je größer der Neigungswinkel, desto größer die räumliche Ausdehnung des Polarkreises. Doch die Größe allein sagt über die Eismenge nicht unbedingt aus. Auch gegenwärtig sind rund 90 % der gesamten irdischen Eismassen am Südpol konzentriert.

Auch wenn der Homo erectus und der Neandertaler in einer generell im Jahresmittel etwas kühleren Klimaepoche gelebt haben, so waren in ihrem tropischen Lebensraum die jeweilige Tages- und Nachttemperatur kaum geringer als heute. Die Klimaunterschiede wirken sich stets in den so genannten „gemäßigten Breiten“ am deutlichsten

aus. Diese Breiten haben die ersten Menschentypen aber nicht erreicht, allenfalls deren Randgebiete.

Die orthodoxe Gleichsetzung von „Altsteinzeit“ mit „Eiszeit“ ist menschheitsgeschichtlich bedeutungslos. Sie hat allerdings sehr entscheidend zu Fehlinterpretationen geführt. Während der gesamten „jüngeren Altsteinzeit“, die hier als „paradiesisch“ bezeichnet wurde, gab es in der nördlichen Polzone überhaupt keine feste Eisbildung. Dort herrschte nur ein kühleres Klima von durchschnittlich etwa 10 bis 15°. Dies war auch der Grund dafür, warum dort die Großtiere wie Mammut (eine Elefantenart), Wollnashorn (eine Nashornart) und das Urbison (eine Büffelart) sehr langhaarig waren.

Da es aber am Tag und in der Nacht etwa gleiche Temperaturen gab, war das Klima in den nördlichen Breiten keinesfalls unangenehm. Es war nicht anders als bei uns im Frühlingsanfang. Während es also im Nordraum der Festlandsmassen konstant kühler war, wurde es dann mit jedem Breitengrad, nach Süden vorrückend, immer wärmer. Allerdings nicht so warm wie heute, denn die Sonneneinstrahlung war wegen eines geringeren Neigungswinkels der Erdachse gleichmäßiger. Insgesamt war das Klima auch feuchtwärmer. Es gab mehr warmen Regen und praktisch keine Wüsten nördlich des Erdäquators.

Auf der Südhälfte der Erde war es ähnlich. Allerdings waren hier, je näher mit jedem Grad der Südpolkontinent rückte, die Temperaturen kühler. Das merkte man allerdings lediglich in Australien und Neuseeland, sowie am Südpol der damaligen Welt war nur der Südpol. Doch er war für die damaligen Menschen so fern und unerreichbar, dass niemand etwas von ihm wusste. Er trug allerdings erheblich zur etwas niedrigeren Jahresmitteltemperatur bei. Erst viel später, nach der Sintflutkatastrophe, erhielten Nordpol und Südpol etwa ähnliche Bedingungen.

Alle vorgenannten Hinweise waren wichtig, weil sie verdeutlichen, dass man sich auch geoklimatisch für die „Altsteinzeit“ ein ganz falsches Bild gemacht hat. Fassen wir alles zusammen, so lässt sich erkennen, dass die „Steinzeit“ auch geoklimatisch anders war, als es die orthodoxe Lehre bis heute noch darstellt.

Die vorangegangenen Aussagen haben aufgezeigt, dass gerade der „Eiszeitbegriff“ unser Bild der Altsteinzeit



Feuersteinfunde aus der Gegend um Abensberg.

unzulässig beeinflusst hat. Man stellt sich meistens vor, die Menschen der „Altsteinzeit = Eiszeit“ wären ständig frierend und zitternd durch öde, wind- und schneegepeitschte Tundren gezogen. Das ist ein vollkommen falsches Bild. Das musste als Erstes korrigiert werden.

Wir dürfen ganz sicher sein, dass sich sowohl Homo erectus, Homo sapiens neanderthalensis als auch der Jetztmensch stets auf sehr zweckmäßige Weise den jeweiligen Klimaverhältnissen ihrer Lebensräume angepasst haben. Und die waren überwiegend tropisch-subtropisch. Nacktheit war - bis auf den Schutz der Geschlechtsteile - also völlig normal. Nur Sammler und Jäger, die in den nördlichen Breiten zogen, bedurften einer schützenden Bekleidung. Gewiss lagen Teile Europas oder Nordasiens in der kühleren Zone, aber das war ja nur ein sehr begrenzter Teil der Welt.

Es gibt noch weit mehr Fakten, über die man sich ein falsches Bild macht. Aber nachdem zunächst die allgemeinen Umweltbedingungen gedanklich „richtig gestellt“ worden sind, werden wohl auch andere Zusammenhänge leichter verständlich werden. ■

Anmerkung der Redaktion:

Dieser Beitrag wurde bereits in der EFODON-DOKUMENTATION DO-32 veröffentlicht. Diese DOKUMENTATION, wie auch die DO-11, auf die sich Naudiet bezieht, ist jedoch inzwischen vergriffen. Im nächsten Heft folgt Teil 2.

Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten

Das Totenhaus von Tesperhude

Tesperhude liegt an der Bundesstraße 5 zwischen Geesthacht und Lauenburg. Die B 5 ist die frühere Hauptverbindungsstraße zwischen Hamburg und Berlin. Jetzt, nachdem die neue A 24 die Verkehrslast übernommen hat, ist es hier wieder ruhiger geworden.

Die alte B 5 verläuft auf den Höhen des Geest-Randes. So heißen die Sandhügel, die das Urstromtal der Elbe nach Norden abgrenzen.

Die Elbe und das Schwemmland des Urstromtals waren in der Frühzeit ein schwer überwindbares Hindernis, und wegen der unkontrollierbaren Wasserstände kaum ein Gebiet zum Siedeln. So finden sich Siedlungsreste stets auf dem Geest-Rücken des Landes.

Funde von Flintwerkzeug, Grabhügel und Urnenfriedhöfe bezeugen eine lange Besiedlung in Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit.

In Tesperhude, Ortsteil Grünhof, wurde ein bemerkenswerter Grabfund gemacht.

Das „Totenhaus von Tesperhude“. Es wurde 1932 ausgegraben und ist eine Rarität für Norddeutschland. Es handelt sich hier um einen Beleg der Übergangszeit von der Körper- zur Brandbestattung (oder um Artefakte eines nicht mehr bekannten Volksstammes, der hier siedelte oder durchzog).

Auf einer (noch vorhandenen) Feldsteinpflasterfläche (siehe Bild 1 und Bild 2) wurde die verkleinerte Nachbildung eines damaligen Wohnhauses errichtet, Grundfläche 4,3 x 3,7 m.

Zwölf Baumstammpfosten trugen ein Walmdach und mit Lehm verputzte Wände aus Flechtwerk. Die Pfosten hatten einen Durchmesser von ca. 30 cm. Die Löcher, die die Pfosten hielten, sind noch gut zu erkennen (siehe Bild 3).

Im Inneren des Hauses befanden sich die Eichensärge einer Frau und



Bild 1: Das „Totenhaus von Tesperhude“.



Bild 2: Das „Totenhaus von Tesperhude“.



Bild 3: Ein Loch für Hauspfosten.



Bild 4: Ein Baumsarggrab.

eines ca. 2-jährigen Kindes. Die Särge standen in flachen Steinmulden. Nach der Totenzeremonie wurde das Totenhaus angezündet und mit einem ca. drei Meter hohen Erdhügel bedeckt.

Obwohl der Grabhügel erst 1932 ausgegraben wurde, war vorher schon in der Bevölkerung bekannt: „In diesem Berg liegt ein Scheiterhaufen. Da haben in alten Zeiten große Feuer gebrannt.“ Diese Kunde hat sich über 3000 Jahre mündlich überliefert!

Ich persönlich habe von dieser Be-

gräbnisart, Totenhäuser zu errichten und zu verbrennen, in Deutschland noch nichts gehört. Das hat es, soweit ich weiß, auf den so genannten „mounts“ in Nordamerika gegeben. Hierbei handelte es sich um Grabhügel frühzeitlicher Indianerkulturen, aber wie gesagt in den USA, nicht in Tesperhude.

Neben diesem „Totenhaus“ befinden sich noch weitere Grablegungen, so genannte Baumsarggräber. Hier wurden Personen in Särgen aus jeweils einem Baumstamm beerdigt. Diese Baum-

stämme wurden von einem schützenden Steinwall umgeben. Diese Wälle sind heute noch sehr gut erhalten (siehe Bild 4). Man ordnet diese Gräber ebenfalls in die Bronzezeit gegen -1500 ein.

So kommen Sie hin:

Fahren Sie die Bundesstraße 5 (Hamburg-Berlin, Nähe Hamburg). Fahren Sie von Geesthacht

Richtung Lauenburg. Fahren Sie bis Tesperhude, Ortsteil Grünhof. Am Ortsende finden Sie an der Bundesstraße ein Hinweisschild. Es geht von der Bundesstraße linkerhand

einen Waldweg hinein (rechts an der Bundesstraße ist ein Parkplatz). Folgen Sie dem Weg ca. 1500 Meter bis zu dem Grabfeld.

(Wilfried Augustin)

Unsere Rubrik „Lokaltermin“

Geht es Ihnen nicht auch so? Sie lesen einen Artikel über ein interessantes Objekt. Eigentlich würden Sie sich gern selbst ein Bild machen oder die Angaben des Verfassers nachempfinden, also hinfahren und selbst anschauen, wenn es sich um einen Ort, ein Bauwerk oder um einen speziellen Platz handelt. Oder Sie interessieren sich für einen ganz bestimmten Themenkreis. Sie kennen aber nur Ihre nähere Umgebung. Wäre es da nicht interessant, von anderen „Insidern“ neue Reisetipps zu erhalten?

Wie oft reisen wir durch Deutschland oder Europa - oder auch weiter weg - und wissen nicht, dass wir nur ein paar Kilometer an einem interessanten Ort, Objekt oder Platz vorbei gefahren sind! Irgendwann lesen wir dann in der SYNESIS oder einer anderen Zeitschrift einen Artikel darüber und ärgern uns, eine Gelegenheit verpasst zu haben.

Daher bringen wir für alle, die gern selbst nachprüfen oder forschen möchten, in der Rubrik „Lokaltermin“ Beiträge, die Reiseanregungen enthalten. Es handelt sich hierbei nicht um die Ankündigung von EFODON-Exkursionen, die zu diesen Orten führen sollen, sondern um Anregungen und Hinweise für eigene Besuche und Erkundigungen, was natürlich nicht ausschließt, dass irgendwann einmal auch eine EFODON-Exkursion dorthin unternommen werden könnte.

Die Rubrik „Lokaltermin“ wird von Wilfried Augustin koordiniert.

Marco Alhelm

Rätselhafte Ruinen in den peruanischen Anden

Die Ruinen von Tarahuasi

Die Ruinen von Tarahuasi (Abb. 1) liegen ungefähr auf halbem Wege zwischen *Cuzco* und *Abancay*, nahe des Ortes *Limatambo*, in 2650 Metern Höhe. Zu sehen gibt es hier einen zum Teil rekonstruierten Bau in typisch polygonaler Inkabauweise.

Betrachtenswert ist hier unter anderem der so genannte *Margaritenstein* (Abb. 2), ein besonders fein gearbeiteter Stein am rechten Aufgang. Das Hauptgebäude hat einen rechteckigen Grundriss und ist aus perfekt ineinander gefügten Steinen zusammengesetzt. Freigelegt ist bisher nur der äußere Teil des Gebäudes, welches auch keinen Eingang hat, sondern nur 28 trapezförmige Nischen, welche an drei Außenmauern, die eine ungefähre Höhe von 2,50 Metern haben, eingebaut sind. Solcherart Nischen sind häufig in der altperuanischen Architektur zu finden, wie etwa der der Sage nach von *Manco Capac* erbaute *Colcampata Palast* oberhalb *Cuzcos* (Abb. 3), wo identische Nischen zu sehen sind, hier sieben an der Zahl.



Abb. 1: Die Ruinen von Tarahuasi

Innenräume sind in Tarahuasi bisher keine auszumachen, hinter den Mauern liegt noch jede Menge Erde, die geduldig auf fleißige Ausgräber wartet, sodass man noch nicht genau den Zweck des Baues bestimmen kann. Bisher geht man davon aus, dass diese Anlage ein Wehrposten der Inkas war. Der Zweck der 28 Nischen ist bislang ebenso ungeklärt. Interessant ist, das hier, wie in *Colcampata*, wieder einmal die heilige Sieben in Stein verewigt wurde (sieben Nischen in *Colcampata* und 4 x 7, also 28 Nischen in Tarahuasi).

Mir kam in Tarahuasi die Legende von den 28 Königen in den Sinn, wel-

che nach verheerenden Katastrophen nach *Tampu Tocco*¹ (Machu Picchu?) geflüchtet sein sollen. Erwähnt hat diese Geschichte der Chronist *Fernando de Montesinos* im 17. Jahrhundert, der viele seiner Angaben aus den Büchern des Jesuitenpaters *Blas Valera*² bezog. *Montesinos* berichtet uns hier von sechzehn Halbgöttern, denen 46



Abb. 2: Mauer in Tarahuasi im polygonalen Stil mit dem so genannten Margaritenstein

Priesterkönige folgten. Diesen folgten dann 28 Könige.

Entgegen den zumeist aufgeführten dreizehn Inka-Herrschern, beginnend mit *Manco Capac*, führt *Fernando de Montesinos* eine Liste mit 103 Herrschern auf, unterteilt in vier Dynastien zu je tausend Jahren, welche wiederum in Zeitalter, so genannte *Pachacutecs*, was so viel wie Zeitenwende oder Weltenwende bedeutet, eingeteilt sind. Erster Herrscher war hier *Pirua Pacari Manco*. Hier die Auflistung der vier Zeitalter nach *Montesinos*:

1. Das Zeitalter der Piruas
2. Das Zeitalter der Amautas
3. Die *Tampu Tocco* Dynastie
4. Das Zeitalter der Inkas

Ebenso sind, leider unvollständig, die Regierungszeiten jedes einzelnen Herrschers angegeben, welche mitunter enorm lang waren. Regierungszeiten von hundert Jahren waren keine Seltenheit. *Montesinos* erwähnt auch noch eine weitere Sage, wonach sechshundert Jahre nach der Sintflut vier Ureltern aus dem Süden mit einem Wandergefolge aus Familienbanden nach *Cuzco* kamen. Ebenfalls von einer Sintflut berichtet der Chronist *Christobal de Molina*. In



Abb. 3: Der *Colcampata Palast* oberhalb von *Cuzco*

seiner Version begann der Schöpfergott *Viracocha*³ nach der Sintflut damit, die Menschen in *Tiahuanaco* zu erschaffen. Es existieren in Südamerika noch zahlreiche weitere Sintflutgeschichten dieser Art, die uns alle, ebenso wie die Chroniken, weit in die Zeit zurück verweisen, ganz in der Tradition der global anzutreffenden Sintflutmythen.

Dass die Sintflut auch im andinen Raum bekannt war, kann daher als sicher angenommen werden.

Weitere sagenhafte Regierungszeiten finden wir bei dem Chronisten *Sarmiento de Gamboa*, welcher von 1530 bis 1580 lebte. Er nennt zwar nur dreizehn Herrscher, weist diesen allerdings im Gesamten eine Regierungszeit von 968 Jahren zu, den Ursprung dieser Dynastie legt er in das Jahr 565, beginnend mit *Manco Capac*, welcher nach *Gamboas* Chronologie hundert Jahre an der Macht war. Nach allgemeiner Lehrmeinung aber ist der Ursprung des Inkareiches etwa in das Jahr 1200 zu datieren. Daher wird zumeist gar nicht erst auf diese Chronologien eingegangen, man spricht sie der Fantasie der Chronisten zu, stuft sie als unglaubwürdig und unzuverlässig ein oder erwähnt diese erst gar nicht. Jedoch sind dies nicht die einzigen Chro-



Abb. 4: Blick auf *Cuzco* vom *Colcampata Palast* aus



Abb. 5: Eine der sieben Nischen in Colcampata

nisten, welche solch großen Zeiträume und lange Abfolgen von Herrschern im alten Peru nennen. Der Bilderchronist *Felipe Huaman Poma de Ayala*⁴ erzählt uns ebenso von vier Zeitaltern vor den dreizehn mehr oder weniger historisch gesicherten Inkaherrschern und gibt uns auch noch hübsche Zeichnungen dazu (Abb. 6-9). Huaman nennt einen Gesamtzeitraum von 6870 Jahren bis zum 11. Inka *Huayna Capac*.

Da wäre das erste Zeitalter, in dem die ersten Herrscher, die *Vari Viracocha Runa* „Viracocha Männer des Landes“ 830 Jahre herrschten. Ihnen folgten die *Vari Runa* „Bewohner des Landes“, eine Rasse von Riesen, die sich 1312 Jahre vermehrten. Ihnen wiederum folgten die *Purun Runa* „Bewohner der Wüste“, sie vermehrten sich 1132 Jahre lang. Auf diese folgten dann die *Auca Runa* „Menschen des Krieges“. Diese vermehrten sich stolze 2100 Jahre. Aus diesem Geschlecht gingen dann die wahren Begründer der Inkadynastie hervor (laut Huaman), namentlich *Tocay Capac* und *Pinay Capac*. Hier beginnt nun das Zeitalter der Inka, welches 1496 Jahre umfasste, bis zum 11. Inka.

Erwähnen möchte ich an dieser Stelle auch noch die sehr umstrittene *Chronik von Akakor*. Diese Chronik wurde dem deutschen Journalisten *Karl Brugger* in Jahre 1972 von *Tatunca Nara*, dem Häuptling der *Ugha Mongulala*, *Dacca* und der *Haischaindianer* im Amazonasgebiet, erzählt. *Karl Brugger* veröffentlichte seine Aufzeichnungen dieser Gespräche dann 1976 in einem Buch. Die Chronik erzählt die südamerikanische Geschichte von -13000 bis zum Jahr 1981, beginnend mit der Ankunft der Götter und endend mit einer dritten großen Katastrophe im Jahr 1981, die aber offensichtlich ausgeblieben ist. Das Original der Chronik von

Akakor soll in Hieroglyphen abgefasst worden sein.

Was uns an dieser Stelle interessiert, sind jedoch nur die Daten, welche die Chronik über die Inka enthält. Und nach diesen wurde das Inkareich im Jahre -2470 unter *Viracacocha* gegründet. Wie ich oben schon erwähnte, ist die Chronik von *Akakor* sehr umstritten, der Vollständigkeit wegen aber dennoch hier erwähnt.

Ein weiteres Zeugnis liefert uns der Chronist *Salinas y Córdoba*, der in seinen im Jahr 1630 erschienen Aufzeichnungen ebenso von vier Zeitaltern



Abb. 6: Illustration der vier Zeitalter von Huaman Poma de Ayala

berichtet. Die Dauer der einzelnen Zeitalter gibt er mit 1000, 500, 1000 und 1100 Jahren an, also insgesamt 3600 Jahren, erst dann folgten die dreizehn Inkaherrscher. Wahrlich weit zurück reichen diese Zeitalter, zu weit, verglichen mit den offiziellen Angaben über das Alter der südamerikanischen Kulturen.

Doch archäologische Funde der letzten Jahre rütteln an dem alten Bild der amerikanischen Geschichtsschreibung. So wurde 190 Kilometer nördlich von Lima in der Region Norte Chico im Jahr 2003 eine alte Scherbe mit einer Darstellung des „Stabgottes“, vielfach als der andine Schöpfergott *Viracocha* gedeutet, gefunden. Das Gefäß wurde auf -2250 datiert und ist damit die derzeit älteste Darstellung eines Gottes in Amerika [16]. Darstellungen eines „Stabgottes“ finden sich übrigens nicht



Abb. 7: Illustration der vier Zeitalter von Huaman Poma de Ayala

nur in Peru (Abb. 10), sondern auch in San Agustín, im Hochland Kolumbiens (Abb. 11), als Felszeichnungen im Tassili Gebirge in Nordafrika sowie als riesige Bodenzeichnung in England (Abb. 12), alle drei Figuren halten ebenso wie in Peru in jeder Hand einen Stab. Auch wurde *Baal* (Abb. 13), Gott der Phönizier im alten Libanon, oftmals mit zwei Stäben in den Händen dargestellt, genauso wie die altägyptische Gottheit *Osiris* (Abb. 14) und der Urmensch (Urgott?) *Gayomard* im Iran (Abb. 15). Wurde hier ein- und derselbe Gott dargestellt und verehrt, in Peru, Kolumbien, Nordafrika, Ägypten, Libanon, Iran und England? Hat *Viracocha* etwa Wanderungen zu anderen Kontinenten unternommen, oder sollte ich besser sagen, dass er dorthin flog? Abwegig scheint mir dieser Gedanke nicht, da auch eine Übersetzung des Namens *Viracocha* „Windwesen“ lautet und eine andere „Gott, der im Donner und den Sturmwolken kommt“ (wer denkt da nicht gleich an den biblischen Jahwe, der ebenso in Donner und Rauch aus den Wolken herabkam?). *Baal* war ja auch als „Wolkenreiter“ bekannt und *Osiris* ist der Sage nach auch weit herumgekommen und in fremden Ländern als Lehrmeister tätig gewesen.

Doch diese Thematik soll nicht Gegenstand dieses Artikels sein, sondern wird in einem späteren genauer unter die Lupe genommen.

Ich möchte aber eine weitere (zufällige?) Parallele zwischen der Alten und Neuen Welt noch kurz aufgreifen,

Die Ruinen von Tarahuasi



Abb. 8: Illustration der vier Zeitalter von Huaman Poma de Ayala

die Paul Herrmann in seinem 1956 erschienenen Buch „Zeigt mir Adams Testament“ veröffentlichte. In diesem Buch schreibt er, dass der afrikanische Stamm der *Bambara*, ebenso wie die Völker in Alt-Peru und auf einigen Inseln der Südsee, die Worte *Koung-Tighi* für „Herr, Chef, Direktor“ etc. benutzt. In Peru war *Kon-Tiki* ein Name für Viracocha, manchmal auch in Kombination mit Viracocha gebraucht, also *Kon-Tiki-Viracocha*. Auf den Südseeinseln war *Kon-Tiki* ein Ahnengott, der aus dem Osten kam (aus Peru?).



Abb. 9: Illustration der vier Zeitalter von Huaman Poma de Ayala

Paul Herrmann äußerte sich folgendermaßen in seinem Buch zu dieser erstaunlichen Tatsache:

„Das ist selbstverständlich kein Zufall und kein bloß sprachlicher Gleichklang; man würde der Phantasie zu viel abverlangen, wollte man behaupten, eigenartigerweise seien die *Bambara* ohne äußere Beeinflussung von sich aus zu dieser Wortbildung gelangt. Hier muss irgendein unbekannter Kontakt mit der Welt der Südsee vorliegen“.

Dem ist wohl nichts hinzuzufügen, ich kann mich dieser Meinung nur anschließen, dass diese auffällige Parallele nicht einfach als Zufall abgetan werden kann. Weiteres Gewicht bekommt das Ganze schließlich noch durch die Darstellungen des Stabgottes beiderseits des Atlantiks.

Kehren wir zurück nach Peru. Nahe dem Fundort der Scherbe mit der Darstellung des Stabgottes liegen die Rui-



Abb. 10: „Stabgott“ in Peru, Museo Larco Hoyle, Lima

nen von *Queneto im Virutal*, welche in ganz Peru aufgrund der Form, in der sie erbaut worden, einzigartig sind. Innerhalb von rechteckigen Feldern stehen hier Monolithe von enormer Größe sowie große glatte Platten, die eine neben die andere gesetzt wurden. Das ganze Bauwerk erinnerte mich stark an den Obeliskentempel in *Byblos* (Jbail) im Libanon. Die Angaben über das Alter dieser megalithischen Stätte im nahen Osten gehen bis ins -4. Jahrhundert zurück, das Alter der Ruinen von *Queneto* in Peru wird mit maximal -3800 angegeben [21, 22]. Demnach wurden beide Anlagen in etwa zur gleichen Zeit erbaut, allerdings an einigen tausend Kilometern voneinander entfernten Orten. Hier muss die Frage erlaubt sein, ob beide Anlagen unabhängig voneinander entstanden, ohne gegenseitige Beeinflussung, oder ob dieselben Baumeister am Werke waren. Zudem ist *Queneto* nicht die einzige Ruinenstätte in Südamerika, die verblüffende Ähnlichkeiten zu Bauwerken in der „Alten

Welt“ aufweist. In diesem Punkt gibt es noch Einiges an Forschungsarbeit zu leisten, um vernünftige Erklärungen für die zahlreichen Parallelen zu finden, die von der Architektur bis hin zu den Überlieferungen reichen, die erstaunliche Übereinstimmungen enthalten, wie z. B. die global vorkommende Erwähnung einer Sintflut.

Ebenso in Nordperu gelegen ist *Caral*, die bisher älteste Stadt in der „Neuen Welt“. Mitte 2001 wurde ihr Alter mithilfe der Radiokarbondatierung von Wissenschaftlern des *Chicago's Field Museums* in den USA ermittelt [17]. Demnach entstand *Caral* wahrscheinlich zwischen -2600 und -2000 (andere Forscher datieren *Caral* bis auf -3000 [22]), ungefähr zur selben Zeit als die alten Ägypter nach offizieller Lehrmeinung ihre Pyramiden (Pyramiden gibt es natürlich auch in Peru) in die Landschaft setzten und andere alte Hochkulturen in der Blüte standen, wie die Sumerer oder die Induskultur. Ähnlich weit zurück reichen Radiokarbondatierungen aus den Ruinen der *Huaca de los Idolos* in Nordperu. Die Ergebnisse ergaben hier ein Alter von -3970 +/- 145 Jahren [15].



Abb. 11: „Stabgott“ in Kolumbien, Stele in San Augustin

Dass noch zahlreiche versunkene Städte in Mittel- und Südamerika ihrer Wiederentdeckung harren, beweist auch die Entdeckung zweier Inkastädte in den peruanischen Anden im Jahre 2002 [18, 19] oder gar das Auffinden einer gänzlich unbekannt 1600 Jahre alten Kultur, wie dies 2003 in Nicaragua geschah [20]. Man sieht also, dass man sich noch auf weitere archäologische



Abb. 12: Bodenzeichnung des „Stabgottes“ in England

Überraschungen in Südamerika gefasst machen muss, und ich hoffe, dass eines Tages Entdeckungen gemacht werden, die auch von offizieller Seite die alten Kulturen Südamerikas endlich älter als bisher angenommen anerkennen.

Zurück nach Tarahuasi:

Ich vermute, dass vielleicht Statuen oder gar Mumien (im alten Peru *Malquis* genannt) der von Montesinos erwähnten legendären 28 Könige einst in den 28 Nischen des Gebäudes in Tarahuasi standen. Die Anlage könnte zu diesem Zweck angelegt worden sein, die Chronisten stützen diese Annahme. Wie etwa *Garcilaso de la Vega*, der schrieb:

„Zu beiden Seiten des Sonnenbildnisses befanden sich als Söhne dieser Sonne die Körper der toten Könige, nach dem Alter geordnet, einbalsamiert (man weiß nicht wie), dass sie wie lebendig aussahen“.

Dadurch, dass eben nicht nur ein Chronist von mehr als nur einer Inkadynastie spricht, denke ich, dass man diese überlieferten Chronologien nicht einfach ignorieren sollte. Die Ruinen von Tarahuasi mit den 28 Nischen sind vielleicht ein weiteres Indiz für die Richtigkeit dieser umstrittenen Angaben der Chronisten.

Zudem findet man solche enorm weit in die Vergangenheit reichenden Königslisten nicht nur in Peru. Man denke nur an die Königslisten im alten Ägypten und im mesopotamischen Raum, wo ebenfalls Aufzeichnungen existieren, die gleichfalls unglaublich lange Herscherlisten verzeichnen. Die ägyptischen führen uns bis ins Jahr -20970 zurück, in die so genannte *Ptah*

Dynastie, und die alten mesopotamischen Schriften berichten unter anderem von zehn Königen, die vor der Sintflut 456.000 Jahre regierten. Dagegen wirken die altperuanischen Königslisten doch recht bescheiden.

Eine weitere interessante Sache in Tarahuasi findet man an der schon oben beschriebenen Mauer, in der sich die 28 Nischen befinden. Geht man links um das Hauptgebäude, kann man am oberen Ende der Mauer einen



Abb. 13: „Stabgott“ Baal, Stele aus Ugarit, 1300 v. Chr.

kreisrunden, wie mit dem Zirkel gezogenen „Einschnitt“ betrachten (Abb. 16), der durchgehend drei Steine streift. Vielleicht haben wir hier die Spur eines von den Baumeistern verwendeten



Abb. 14: „Stabgott“ Osiris, Relief in Sakkara, Ägypten

Werkzeuges zur Bearbeitung der Steine vor uns. Merkwürdig ist allerdings, dass dieser nicht beseitigt wurde. Auszuschließen ist natürlich auch nicht, dass irgendwer in neuerer Zeit sich an diesen Ruinen zu schaffen gemacht hat, es ist schließlich billiges Baumaterial. Beispiele hierfür gibt es zuhauf, man muss sich nur im Dörfchen Ollanta umsehen, wo die Einheimischen auch ihre Häuser mit Steinen aus den Ruinen von Ollantaytambo aufgebaut haben, oder das kleine Dorf Tiahuanaco nahe den Ruinen gleichen Namens in Bolivien, wo ebenso die Steine aus den Ruinen für den Häuserbau verwendet wurden.

In Tarahuasi konnte mir leider auch niemand weitere Informationen zu der kreisförmigen Bearbeitungsspur sagen, so bleibt nur die Vermutung, dass es sich um eine alte Spur handelt. Vielleicht stößt man ja irgendwann auch bei anderen Ruinen auf ähnliche Spuren, sodass man Genaueres dazu sagen kann.

Anmerkungen

- ¹ Tampu Tocco, was übersetzt aus dem Quechua „Haus der Fenster“ bedeutet, findet häufig Erwähnung in den zahlreichen Ursprungsmythen im alten Peru, insbesondere in der Gegend um Cuzco. Nach den Mythen gab es einen Berg namens Tampu Tocco, welcher drei Fenster oder Höhlen enthielt. Aus dem mittleren dieser drei Fenster, Capac Toco genannt, was das „reiche Fenster“ bedeutet, sollen die Urahn der

Die Ruinen von Tarahuasi



Abb. 15: „Stabgott“ Gayomard, Sasanidisches Siegel, ca. 225 v. Chr, Iran

Inka, eine Gruppe von vier Brüdern und Schwestern, auf Geheiß Viracochas hin herausgekommen sein, um fruchtbares Land zu suchen, was ihnen auch nach längerer Suche gelang, als sie sich in dem Tal niederließen, wo sich heute die Stadt Cuzco befindet, die von ihnen gegründet worden sein soll.

² Der gelehrte Jesuitenpater Blas Valera wurde 1538 oder 1539 in Chachapoyas, Peru, geboren und besuchte eine Lateinschule des Jesuitenordens in Trujillo im Norden Perus.

Er studierte die Sprachen der Einheimischen, Quechua und Aymara, um Informationen über die Geschichte Perus von den Einheimischen zu erlangen. Über seine erlangten Informationen verfasste er Berichte für den Jesuitenorden. Leider sind seine wichtigsten Schriften verloren gegangen, sodass es schwer nachprüfbar ist was Fernando de Montesinos von ihm übernommen hat. In einem anonymen Bericht mit dem Titel „De las costumbres antiguas de los naturales de Peru“, herausgegeben 1879 von Marcos Jiménez in den „Tres relaciones de Antigüedades Peruanas“ ist wahrscheinlich eine verkürzte Schrift von Blas Valera mit eingegangen.

³ Viracocha war im alten Peru der oberste Schöpfergott und wurde auch noch von den Inka neben ihrem Inti, dem Sonnengott, verehrt. Die Bedeutung des Namens Viracocha, der im Laufe der Zeit zahlreiche Wandlungen und Ergänzungen, wie etwa Kon Tiki Viracocha, erhalten hat, ist nach wie vor nicht eindeutig geklärt. Die geläufigste Übersetzung ist „Schaum oder Fett des Meeres“. Es gibt aber auch noch zahlreiche weitere, wie etwa die Folgenden:

„Gott des feuerflüssigen Inhalts der Erde“
 „See der Winde, Windwesen“
 „Der unsichtbare Gott“
 „Meister und Schöpfer der Welt“

„Gott, der im Donner und den Sturmwolken kommt“
 „Erdmacher“ etc.

Viele Forscher nehmen an, dass es sich bei den vielen Zeichnungen oder Reliefs von „Stabgöttern“ im alten Peru, wie etwa auf dem Sonnentor in Tiahuanaco im heutigen Bolivien, um Darstellungen des Gottes Viracocha handelt.

⁴ Der Chronist Felipe Huaman Poma de Ayala wurde 1567 in Huamanga, dem heutigen Ayacucho, in Peru geboren. Er verfasste einen fast 1200 Seiten umfassenden Brief an den damaligen König Philipp III., in welchem er über die Welt der Inka berichtete. Titel des Berichtes war „Nueva Corónica y buen Gobierno“. Der Bericht enthielt neben dem Text zusätzlich fast 400 Zeichnungen, die das Alltagsleben und die Kultur der Inka sowie Rituale und Zeremonien zeichnerisch darstellen. Huamans Brief war nahezu 400 Jahre verschollen, bis er im Jahre 1908 in Kopenhagen wiederentdeckt wurde.

Literatur

- [1] Bertrand Flornoy, Rätselhaftes Inkareich, 1956
- [2] Garcilaso de la Vega, Wahrhaftige Kommentare zum Reich der Inka, Lissabon 1609, Berlin 1983
- [3] Juha J. Hiltunen, Ancient Kings of Peru, the Reliability of the Chronicle of Fernando de Montesinos, Helsinki 1999
- [4] W. Alva/M. Longhena, Die Inka – Das große Volk der Anden, 1999
- [5] Gary Urton, Mythen der Inka, 2002
- [6] Walter Krickeberg, Märchen der Azteken, Inkaperuaner, Maya und Muisca, 1968
- [7] A. Métraux, Die Mythologie der Südamerikaner, Beitrag in: Pierre Grimal (Hrsg.), Mythen der Völker, 1967
- [8] R. Linárez, Indianische Märchen aus Peru, 1981
- [9] Kai Ferreira Schmidt Peru/Bolivien Reisehandbuch, Reise Know-How Verlag, 4., aktualisierte Auflage 9/2004
- [10] S. Waisbard/M. Bruggmann, Die Kultur der Inkas, 1980
- [11] Heinrich Cunow, Geschichte und Kultur des Inkareiches, Amsterdam 1937
- [12] E. von Vestenbrugg, Eingriffe aus dem Kosmos, 3. Aufl. 1977
- [13] Louis Delaporte, Die Babylonier, Assyrer, Perser und Phöniker, Beitrag in: Die antiken Völker des Orients, Freiburg 1933
- [14] Erdogan Ercivan, Das Sternentor der Pyramiden, 3. Aufl. April 2000
- [15] J. Q. Jacobs, Early Monumental Architecture on the Peruvian Coast, 2000



Abb. 16: Alte Bearbeitungsspur an einer Mauer in Tarahuasi?

- [16] Ältestes amerikanisches Gottesbild gefunden, Artikel auf Spiegel Online, 15.04.2003
- [17] Caral ist die älteste Siedlung der neuen Welt, Artikel auf Wissenschaft.de, 03.05.2001
- [18] Archäologen entdecken unbekanntes Inka-Stadt, Artikel auf Spiegel Online, 07.06.2002
- [19] Riesige Inkastadt in Südperu entdeckt, Artikel auf Science.orf.at, 2002
- [20] Archäologen entdecken versunkene Kultur, Artikel auf Spiegel Online, 19.05.2003
- [21] Rafael Larco Hoyle Peru – Archaeologia Mundi, Genf 1966
- [22] www.enigmasperu.org
- [23] Thor Heyerdahl, Wege übers Meer – Völkerwanderungen in der Frühzeit, 1980
- [24] Karl Brugger, Die Chronik von Akakor, 1976

Bildnachweis

- Kopfgrafik entnommen aus „Gott muss Peruaner sein“, H. D. Disselhoff, 1956
 Abb. 01, 02, 14, Marco Alhelm, Oktober 2003
 Abb. 03, 04, Marco Alhelm, Oktober 2004
 Abb. 05 entnommen aus: Karsten Rafael, Das altperuanische Inkareich und seine Kultur, Leipzig 1949
 Abb. 06-09 entnommen aus: Gary Urton, Mythen der Inka, 2002
 Abb. 10 Marco Alhelm, September 2004
 Abb. 11 entnommen aus: Prof. Dr. H. Trimborn, Das alte Amerika, 1959
 Abb. 12 entnommen aus: Gerd von Hassler, Rätselhaftes Wissen, 1977
 Abb. 13 entnommen aus: Karl-Heinz Bernhardt, Der alte Libanon, 1976
 Abb. 14 Marco Alhelm, April 2003
 Abb. 15 entnommen aus: Prof. Dr. Burchard Brentjes, Alte Siegelkunst des Vorderen Orients, Leipzig 1983
 Abb. 16 Marco Alhelm, Oktober 2003

Besuchen Sie uns auch im Netz unter www.agrw-online.de (Arbeitsgruppe Geheimnisse und Rätsel dieser Welt)

Gernot L. Geise

Der Gizeh-Komplex

© 2005 – veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 4/2005

Was kann man heute als Tourist sehen, wenn man Kairo mit den Gizeh-Komplex besucht? Man hört und liest zwar die verschiedensten Gerüchte, auch über die mysteriöse Mauer um Gizeh, deshalb wollte ich mir ein eigenes Bild davon machen und flog Anfang Juni selbst dort hin.

Die Gizeh-Pyramiden (diese Schreibweise hat sich in Deutschland eingebürgert, in Ägypten nennt man den Komplex Giza) liegen am südwestlichen Stadtrand von Kairo auf einem flachen Plateau und sind selbstredend ein gigantisches Monument. Zu Recht zählen sie zu den sieben Weltwundern. Es ist aber ein riesiger Unterschied, ob man diese Bauwerke auf Bildern oder in Filmen sieht oder ob man selbst davor steht. „Gigantisch“ ist dabei noch fast untertrieben.



In den Randbezirken von Kairo dominieren die Gizeh-Pyramiden das Stadtbild. Hier die Cheopspyramide.

Der Pyramidenkomplex

Der Pyramidenkomplex besteht aus insgesamt zehn Pyramiden, wovon heute nur noch neun erhalten sind. Die drei großen Pyramiden, die auch heute noch den Pharaonen Cheops, Chephren und Mykerinos zugeschrieben werden, wobei die des Mykerinos die kleinste der drei Pyramiden ist, bilden natürlich die Hauptsehenswürdigkeit. Die eigentlichen Erbauer des Gizeh-Komplexes sind nach wie vor nicht bekannt, auch wenn die Ägyptologen hartnäckig auf den drei Pharaonen bestehen. Mir kommt es dabei so vor, als wenn irgendwann ein Autowrack gefunden wird und man zwar anhand der Fahrgestellnummer den letzten Besitzer herausfinden kann, dann jedoch behauptet, dieser habe das Fahrzeug entwickelt und gebaut.

Die rings um die drei großen befindlichen kleinen so genannten Königinnenpyramiden wurden sichtbar in einem anderen Stil mit kleinen Steinen erbaut und befinden sich teilweise in einem jämmerlichen Verfallszustand. Weiterhin ist das ganze Plateau mit Resten ehemaliger Gebäude übersät - u. a. dem Totentempel des Chephren -, die in der Literatur nur selten erwähnt werden. Vor der Cheopspyramide steht ein hässlicher länglicher Betonbau, in dem sich eine „Sonnenbarke“ befindet, die man am Fuß der Cheopspyramide ausgegraben hat, und die dem Pharao Cheops zugeordnet wird. Man hat inzwischen ein weiteres Boot gefunden, das jedoch noch nicht geborgen worden ist. In der Nähe der Pyramiden soll ein neues, riesiges ägyptisches Museum gebaut werden, und nach dessen Fertigstellung werden die beiden Boote dann dort ausgestellt werden.



Die Gizeh-Pyramiden. Von links: Mykerinos-Pyramide mit Königinnenpyramiden, Chephren-Pyramide, Mykerinos-Pyramide.

Als ich das Pyramidenplateau betrat, hatte ich spontan den gefühlsmäßigen Eindruck, hier nur die kleine Spitze eines riesigen „Eisblocks“ zu sehen. Sicherlich sind hier jahrhundertlang Ausgrabungen vorgenommen worden, aber es kann unmöglich schon alles ergraben worden sein. Vielleicht hat man auch unter dem Gesichtspunkt, hier ungestört weitere Untersuchungen anstellen zu können, die Hightech-Mauer um Gizeh errichtet.

Die Außenverkleidungen der Pyramiden fehlen, mit Ausnahme eines Restes an der Spitze der Chephren-Pyramide, der aus Rosenquarz-Granit besteht (und nicht etwa aus Kalkstein, wie es immer noch behauptet wird!). Von den beiden anderen Pyramiden nimmt man an, dass sie einst mit Kalksteinblöcken verkleidet gewesen seien, die man abgetragen und teilweise zum Bau von Kairo verwendet habe.

Ob diese These jedoch stimmt, ist höchst fraglich. Soweit ich sehen konnte, wurde in Kairo zwar Sandstein verarbeitet, Kalksteinblöcke sah ich hingegen keinen einzigen. Das passt wiederum zu der Untersuchung, die der Steinfachmann Dieter Vogl schon in den Neunzigerjahren angestellt hat („Das Baumaterial der Cheops-Pyramide“, EFODON-DOKUMENTATION DO-39), wonach Kalkstein für eine Pyramidenverkleidung absolut

ungeeignet ist, weil die unteren Lagen durch das riesige aufliegende Gewicht regelrecht zerbröseln müssten, während die weiße Farbe von Kalkstein bereits nach mehreren Jahren Witterungseinfluss ihre strahlende Schönheit eingebüßt hätte. Wie passt das zu Bauwerken, die „für die Ewigkeit“ gebaut wurden?

Ob die untere Lage der Cheopspyramide, von der noch einige Steine erhalten sind, von denen es heißt, es seien die Reste der ehemaligen Verkleidung, überhaupt dieser zuzuordnen sind, ist zumindest fraglich. Wenn man sich jahrhundertlang der Pyramiden als Steinbrüche bedient hatte, so hätte man logischerweise zunächst diese Steine entfernt, ehe man höher gelegene abbaute.



Cheopspyramide



Der Autor vor der Cheopspyramide

Die Cheops- und die Chephren-Pyramide können innen besichtigt werden, der Eintritt kostet für die Cheopspyramide hundert ägyptische Pfund (d. i. ca. 15 Euro), für die Chephren-Pyramide zwanzig ägyptische Pfund (d. i. ca. 3 Euro). Für beide Pyramiden wird täglich nur eine limitierte Besucherzahl zugelassen, es kann also zu Zeiten des größten Touristenstroms passieren, dass man zu spät kommt und nicht mehr eingelassen wird. Fotografieren oder Filmen ist innerhalb der Pyramiden heute leider verboten, Kameras müssen am Zugang abgegeben werden. Allerdings wird man vom Inneren der Pyramiden enttäuscht sein, denn man kann darin kaum noch etwas besichtigen.

Eine der größten unbeantworteten Fragen ist immer noch, wie man die tonnenschweren Steinblöcke transportiert und dann millimetergenau aufeinander getürmt hat. Wenn man unmittelbar vor dieser gigantischen Steinaufhäufung steht, werden alle Theorien illusorisch, dass man hier mit irgendwelchen Holzgerüsten gearbeitet haben könnte. Den Transport oder den Hebevorgang dieser schweren Klötze hätte kein Holzgerüst überstanden, vielleicht für ein, zwei Blöcke, aber dann wäre es zerbrösel.

Allein der Transport der tonnenschweren Blöcke wäre heute nur mit Spezial-Tiefladern möglich, für die allerdings speziell befestigte Straßen mit verstärktem Unterbau angelegt werden müssten, denn sie können beladen nicht auf normalen Straßen fahren, geschweige denn durch Wüstensand. Dabei wäre aber immer noch die Frage offen, wie die tausenden Blöcke millimetergenau aufeinander gesetzt wurden.

Wer auch immer dieses Logistikproblem gelöst hatte, das Wissen um den problemlosen Transport auch schwerster Steinblöcke müssen auch spätere Pharaonen bzw. deren Fachleute noch gekannt haben, denn die riesigen Säulen, Obelisken oder Kolossalstatuen der Tempel aus allen pharaonischen Zeiten sind ja vorhanden - also dorthin transportiert worden - und stehen größtenteils noch.

In der Cheopspyramide

Ich entschloss mich, die einst 146 Meter (heute nur noch rund 137 Meter) hohe Cheopspyramide auch innen zu besichtigen. Der Zugang erfolgt über den Stollen, den der Kalif Mamoun im 9. Jahrhundert in die Pyramide geschlagen hat, während der originale Zugang, der damals hinter Verkleidungssteinen verborgen war, heute verschlossen ist.

Man kommt zum Aufsteigenden Gang, der mit einer Höhe von rund 1,20 Metern nur gebückt begangen werden kann. Wenn man die rund vierzig Meter in gebückter Haltung über eine Art Hühnerleiter, die auf dem stufenlosen Boden befestigt ist, endlich zurückgelegt hat, kommt man in die Große Galerie, die sich im gleichen Winkel nach oben fortsetzt.

Die Große Galerie wirkt - insbesondere nach der Kriechtour durch den Aufsteigenden Gang - gigantisch, wie ein großes Kirchenschiff. Und nun kommt die erste Enttäuschung: Der Zugang zur so genannten Königinnenkammer, der sich am Fuß der Großen Galerie befindet, ist durch ein Gitter und große Vorhängeschlösser verschlossen.

Die Große Galerie zeigt trotz ihrer Erhabenheit sehr deutliche Verfallsspuren, was darauf hin deutet, dass man in der Zeit seit der Öffnung der Pyramide nicht gerade zimperlich mit ihr umgegangen ist. Wer eine Taschenlampe mitgenommen hat, kann hier jedoch noch

sehr gut erkennen, mit welcher unglaublichen Präzision die glatten Granitquader der Seitenwände verbaut wurden. Es ist kaum vorstellbar, dass es heutigen Spezialisten gelänge, metergroße Blöcke derart genau zu bearbeiten, dass sie ohne Zwischenraum passgenau aufeinander liegen wie hier. Der oft benutzte Vergleich, man könne keine Rasierklinge zwischen die Blöcke schieben, ist noch stark übertrieben. Es ist überhaupt kein Zwischenraum vorhanden, man erkennt nur eine hauchdünne Linie, wo zwei Blöcke aneinander sitzen. Wie dies vollbracht wurde, ist bis heute ein ungelöstes Rätsel. Es stellt auch einen deutlich sichtbaren Unterschied zu den verbauten Außenblöcken dar, die vergleichsweise lieblos aufgehäuft erscheinen und nur grob behauen sind, was wohl auch völlig ausreichend war, wenn ursprünglich noch eine zusätzliche geglättete Außenverkleidung aufgebracht war.



Das Gizeh-Plateau, gesehen von der Cheopspyramide. Von einer Mauer ist hier für die Touristen nirgends etwas zu sehen.

Auch die Große Galerie enthält am Fußboden eine Art Hühnerleiter zum Aufstieg, zur Hilfe sind zusätzlich Geländer angebracht. Nach rund 47 Metern erreicht man einen kleinen Korridor, der nur wenig höher als einen Meter ist und nach rund sieben Metern in eine enge Vorkammer zur so genannten Königskammer führt. Hier kann man auch die mächtigen so genannten Verschlusssteine sehen, deren Zweck bisher unbekannt ist, da sie zwar seitlich in Führungen verlaufen, jedoch den Gang niemals ganz abschließen konnten, denn ihre seitliche Auflage befindet sich in rund einem Meter Höhe.

Die so genannte Königskammer ist ein rechteckiger, völlig schmuckloser Raum von rund fünf auf zehn Metern und rund sechs Metern Höhe. Die Wände sind glatt verarbeitet, in der Südwand befindet sich das unregelmäßige Loch eines Luftschachts, das mit einem Gebläse zur Entlüftung versehen ist.

In der Kammer steht der leere Granitsarkophag (ca. 2 x 1 x 1 Meter), der an einer Ecke beschädigt ist. Die in der Literatur immer wieder vertretene (voneinander abgeschriebene) Ansicht, die Wände des Sarkophags seien spiegelglatt bearbeitet, ist schlichtweg falsch. Wenn man mit der Taschenlampe an seinen Wänden entlang leuchtet, sind auch heute noch deutliche Bearbeitungsspuren von einer Art Säge zu erkennen.

Über der Königskammer befinden sich die so genannten Entlastungskammern, von denen in der Königskammer allerdings nichts zu sehen ist. Auch außerhalb ist kein Zugang dorthin erkennbar. In der Decke der Königskammer befinden sich jedoch vereinzelt Risse, die zum Teil mit Metallklammern versehen wurden, wobei man sich fragen muss, was einige kleine Klammern bei den Gewichten der verbauten Granitblöcke eigentlich halten sollen?

Obwohl keine Aufsichtsperson mit in die Pyramide gekommen war (das ständige Auf- und Absteigen wird wohl eine zu große Anstrengung sein), befinden sich überall an den Wänden Überwachungskameras.

Das ist im Prinzip alles, was ein Besucher in der Pyramide heute noch zu sehen bekommt. Alle anderen Gänge und Schächte sind durch starke Metallgitter und Vorhängeschlösser versperrt.

Die Temperatur innerhalb liegt bei geschätzten zwanzig bis fünfundzwanzig Grad (im Gegensatz zu der Temperatur außerhalb, die weit über vierzig Grad beträgt), allerdings ist die Luftfeuchtigkeit sehr hoch, sodass man schwitzt wie in einer Sauna.

Irgendwelche „esoterischen“ Gefühle konnte ich nicht feststellen, allerdings hatte ich nach der Rückkehr zum Ausgang rund eine halbe Stunde Kreislaufstörungen, obwohl ich damit sonst keine Probleme habe.



Wenn man darauf achtet, kann man die unauffällig wirkende Gizeh-Mauer schon während der Fahrt zu den Pyramiden erkennen. Hier im Hintergrund.

Die Mauer

Über die rund sieben Meter hohe Mauer, die in den letzten Jahren um das Gizeh-Plateau gebaut worden ist, ranken sich nach wie vor viele Spekulationen. Das kommt wohl daher, weil sie unauffällig gebaut wurde und von den Touristen nur dann in der Entfernung

gesehen werden kann, wenn man sich bis zum abschüssigen Rand des Gizeh-Plateaus begibt. Ein weiterer Grund dürfte in ihrer Höhe bestehen und in ihrer frappierenden Ähnlichkeit zu der Mauer zwischen Israel und Palästina. Die Mauer besteht aus aneinander gefügten Fertigbetonplatten, auf die ein Metallgitter aufgesetzt ist. Offiziell wird sie bisher ignoriert und nicht erwähnt, obwohl sie offenbar mit dem künftigen neuen ägyptischen Museum zusammenhängt. Ist dieses erst einmal vollendet, wird man den Gizeh-Komplex wohl komplett für Touristen sperren und kann dann ungestört und unbeaufsichtigt in aller Ruhe weitere Ausgrabungen und Untersuchungen vornehmen, deren Ergebnisse dann nicht unbedingt der Öffentlichkeit mitgeteilt werden.



So viel sieht man in Sekundenbruchteilen während der Busfahrt von der Gizeh-Mauer.

Das neue ägyptische Museum soll das größte Museum der Welt werden und dann auch die Fundstücke des bisherigen Ägyptischen Museums in Kairo aufnehmen. Dieses ist schon seit geraumer Zeit viel zu klein geworden, weshalb trotz seiner relativen Größe für die Besucher immer nur eine sehr geringe Menge von Objekten gezeigt werden kann. Unser einheimischer Reiseführer sprach von rund zwei Prozent dort ausgestellter Objekte, während die restlichen 98 Prozent irgendwo eingelagert bzw. teilweise für andere Ausstellungen ausgeliehen worden seien. Mit dem neuen Museum hofft man, den größten Teil - wenn nicht alles - der vorhandenen Fundstücke ausstellen zu können.



Teilstück der Gizeh-Mauer, aufgenommen vom Rand des Gizeh-Plateaus. Man muss schon bis zum Rand gehen, um sie sehen zu können.

Über die Gizeh-Mauer haben am Ausführlichsten und Genauesten die beiden Autoren Armin Risi und Rico Paganini („Die Giza-Mauer“) recherchiert (siehe Buchbeschreibung in SYNESIS Nr. 3/2005). Sie dokumentierten auch den Hightech-Aspekt der Mauer, weil innerhalb der Betonplatten Rohre und Kabel verlegt sind.



Vom Rand des Gizeh-Plateaus aus sieht man die Gizeh-Mauer, die hier den Stadtrand Kairos begrenzt.



Dass an der Mauer Soldaten patrouillieren, hat weniger etwas damit zu tun, dass diese geschützt werden soll. In Ägypten sieht man ganz allgemein sehr viel Militär und bewaffnete Polizisten auf den Straßen. Das hängt schlicht und einfach damit zusammen, dass man Angst vor irgendwelchen terroristischen Anschlägen hat, die sich sofort auf den Tourismus auswirken würden. Letztendlich ist der Tourismus die wichtigste Einnahmequelle Ägyptens. Demgemäß sind Soldaten und Polizisten zu Touristen überaus freundlich und hilfsbereit. Wie sehr sich der Terrorismus auf den Tourismus auswirkt, konnte ich erkennen, denn etwa drei Monate vorher gab es zwei Anschläge, und nach Aussage unseres Reiseführers ist seither der Tourismus um etwa die Hälfte zurückgegangen.

Die Mauer begrenzt den Stadtrand von Kairo, was unbedingt sinnvoll ist, weil er sich sonst unkontrolliert weiter in Richtung auf die Pyramiden ausbreiten würde. In Ägypten herrschen andere Verhältnisse als bei uns. Jeder baut seine Hütte dorthin, wo Platz ist. Ich hatte auch einige vereinzelt Wachtürme erkennen können, was übrigens ebenfalls nicht ungewöhnlich ist. Auch beispielsweise am Rand von Überlandstraßen befinden sich bei Kontrollstellen militärisch genutzte Wachtürme. Wie weit sich die Mauer weiter in die Wüste erstreckt, konnte ich nicht nachprüfen. Nach Risi und Paganini soll sie ein riesiges Gebiet umzäunen. Man darf also nach wie vor über ihren künftigen Verwendungszweck spekulieren.

(Fotos © Gernot L. Geise)

Hans Guggemos

Die Skythen, die Hsiung Nu und die Huosi (Andechs und die Huosi, Teil 3)

Vorläufer der „Hunnen“?

In der Antike wird für das heutige Südrussland und das Schwarze Meer ein Volk genannt, das mit dem Namen *Skythen* bezeichnet wurde.

Was wissen wir über sie? Angeblich tauchten sie bereits im -8. Jahrhundert als ethnische Gruppe auf. Waren es etwa die *Hsiung Nu*, die uns bekannt sind als Horden, die regelmäßig bei ihren Wanderungen in den Westen in China einfielen?

Diese Skythen des Altertums griechischer Lesart wurden dort in einer Art und Weise beschrieben, die sie jedenfalls sehr ähnlich macht mit den späteren „Hunnen“: wilde Reiter auf kleinen, flinken Pferden, gefürchtete Bogenschützen und Lanzenreiter. Bei der männlichen Bevölkerung der Skythen gehörten das Lasso, der Streitwagen nebst Axt und Schwert zur Ausrüstung.

Angeblich machten sie schon den Persern und den Griechen das Leben schwer. Die extreme Wichtigkeit der domestizierten Mongolenpferde scheint für die Prägung dieser frühen Reiter-Hochkulturen wesentlich gewesen zu sein. Alles drehte sich um das Pferd. Der tägliche Weidetrieb als Hirtenvolk und das kriegerische Nomadisieren über weite Distanzen brachten eine Lebensart hervor, die von vielen späteren Völkern entweder übernommen wurde oder direkt auf die Skythen zurückgeht. Damit ist der direkte Kulturhergang: domestiziertes Pferd - schnelle Wanderbewegung gegeben. Das Pferd wurde mit einem geübten Bogenschützen oder Lanzenträger bestückt, in dieser Zeit gefährliche Waffen. Die Reiterei in den Kriegen fand erst in unserem Jahrhundert mit den modernen Lenk- und Fernwaffen ihr Ende. Noch im unseligen letzten Weltkrieg gab es das Pferd. Und noch im 19. Jahrhundert unterwarf Napoleon halb Europa mithilfe des Pferdes. So erkennt man, dass die Strategie der „Ungarn/Hunnen/Skythen“ Tradition hat.

Diese Lebensart setzt jedoch eine ganz auf das Pferd abgestimmte Lebensführung voraus. Über die Skythen wissen wir dank russischer Archäologen

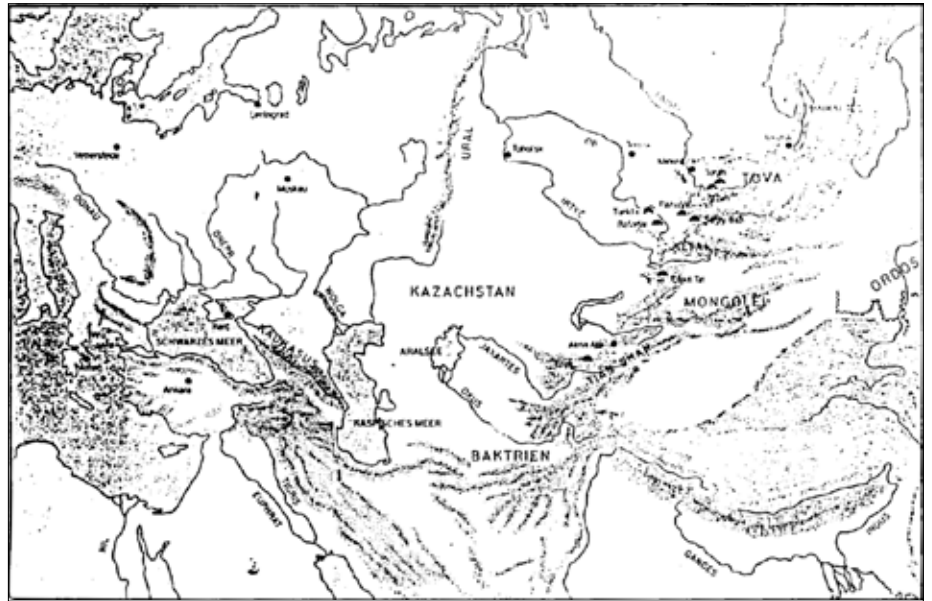


Abb. 1: Übersichtskarte zur Welt der Skythen.

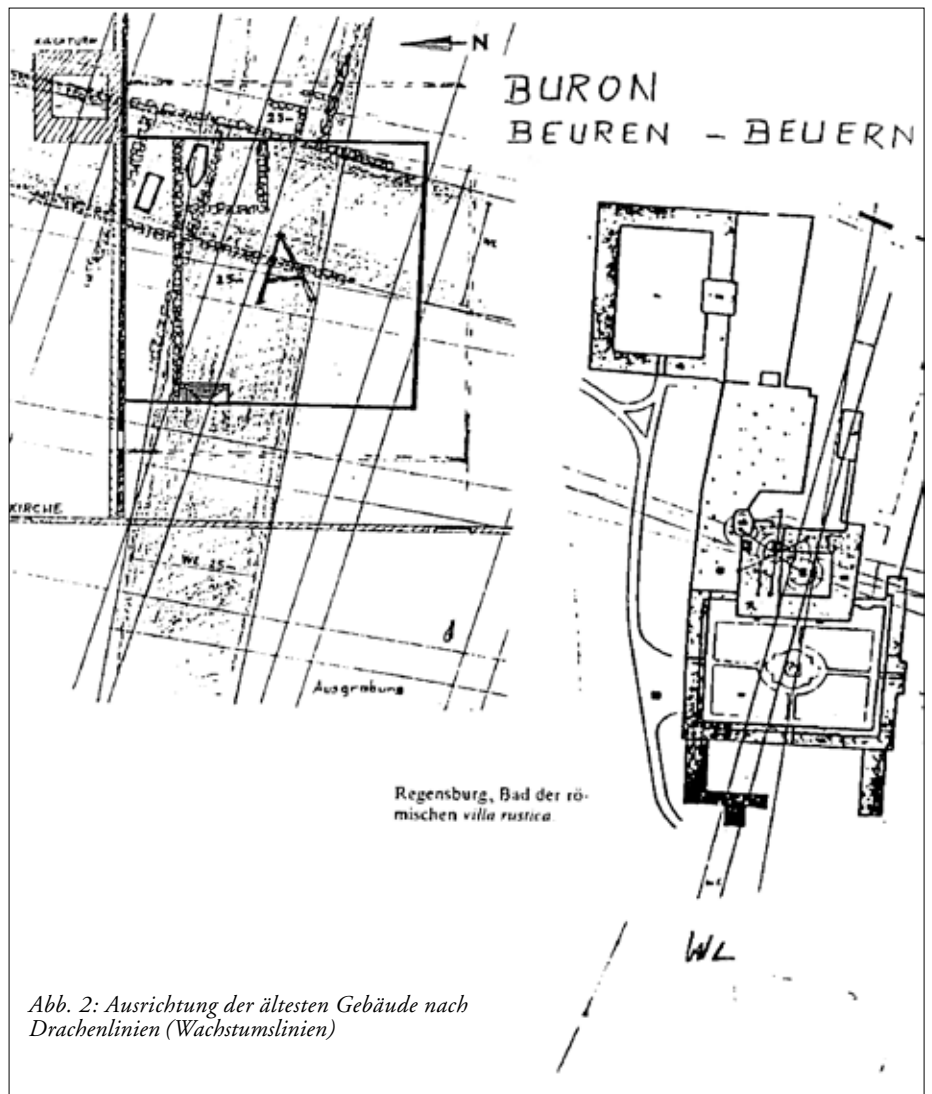


Abb. 2: Ausrichtung der ältesten Gebäude nach Drachenlinien (Wachstumslinien)

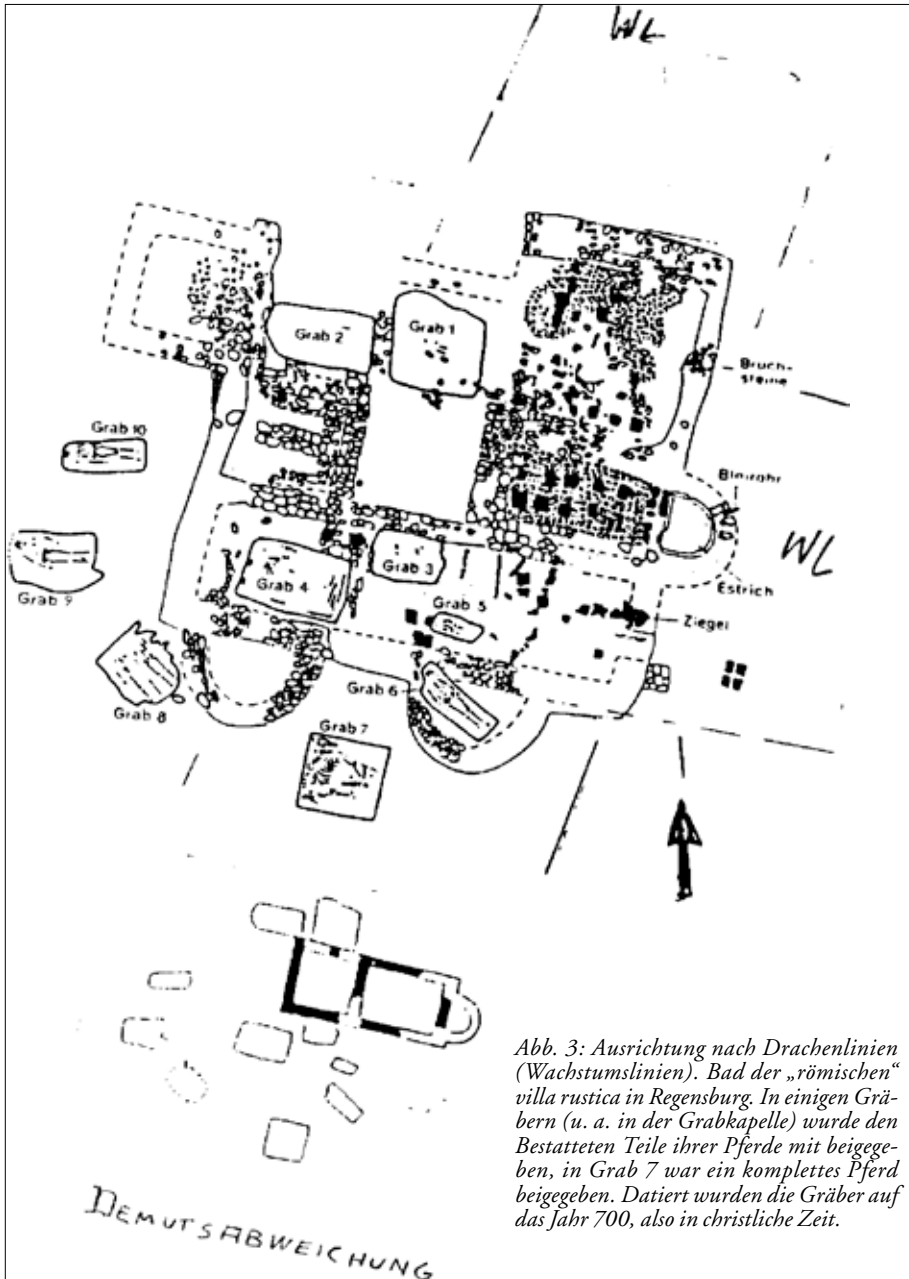


Abb. 3: Ausrichtung nach Drachenlinien (Wachstumslinien). Bad der „römischen“ villa rustica in Regensburg. In einigen Gräbern (u. a. in der Grabkapelle) wurde den Bestatteten Teile ihrer Pferde mit beigegeben, in Grab 7 war ein komplettes Pferd beigegeben. Datiert wurden die Gräber auf das Jahr 700, also in christliche Zeit.

aus dem Schwarzmeerbecken und der unteren Donau, dem Siedlungsraum der *Awaren*, vieles, was diese Völker bestimmte. Ihre Kultur war bei weitem nicht so barbarisch, wie unser christliches Geschichtsbild uns glauben machen möchte. Sie war halt ganz anders. Ihre Kultur hatte eine Zivilisationsstufe erreicht, die in einer charakteristischen politischen Organisation ihren Niederschlag fand. In den letzten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts gelang es den Stammeshäuptlingen, die ständig einander bekämpfenden Stämme der Hsiung Nu zu einigen und ein lockeres, föderatives Staatsgebilde von Turkvölkern zu errichten.

Man muss sich diese Leute mit ausgeprägten Jenseitsvorstellungen und einer oft matriarchalisch aufgebauten Hierarchie vorstellen. Die überwiegende Verehrung von Naturgewalten, Gotthei-

ten oder Geistern, in Jahreszyklen und entsprechend aufwendig, gilt als sicher. Das Schmuckbedürfnis war, wie bei allen Nomadenvölkern, groß. Zwangsläufig trug man sein gesamtes Hab und Gut ständig bei sich, und das war, je nach Rang, entsprechend üppig.

Der spätere Islam fand in Persien und in der Türkei bereits Strukturen vor, die einen sehr hohen Lebensstandard auf dieser Basis erreicht hatten, für uns Mitteleuropäer recht fremd und orientalisches. Und doch verwandt durch den Hang zu Prunk und Geld, verbunden mit der Naturfrömmigkeit und - nicht zu vergessen - mit der Pferdeverehrung.

Die Turkvölker und die Mongolen

Diese beiden ethnischen Begriffe

müssen wir etwas näher durchleuchten.

Wenn der Begriff „Turkvölker“ benutzt wird, so sieht man allgemein Perser, Türken, Pakistani oder Georgier vor sich, bei „Mongolen“ stellt man sich schlitzäugige, wilde Reiter vor. Doch auch Historiker sind Menschen und irren sich gelegentlich. Die großen Gebiete Ostasiens beherbergten schon seit dem Neolithikum die unterschiedlichsten Spielarten des Menschen. Neuere Erkenntnisse besagen, dass Tibet in der Kupfer-/Steinzeit einen sehr expansiven und wohl auch militanten Menschenschlag hervorgebracht hat. Er breitete sich über China, die Mongolei, Japan, Kambodscha und Thailand aus. Dieser Menschentypus ist für die schmalen Augen und die Lidfalte verantwortlich.

Heute ist Asien und Europa von einer großen Völkermenge besiedelt, mit lokalen, selbstständigen Sprachen, sie entstanden aus Mischungen ehemals weit entfernter Gruppen. So muss es verwundern, dass keinem unserer Historiker bisher auffiel, dass unsere Huosi-Klöster - mit ihren Ausrichtungen nach den Drachenlinien - ein eindeutiges Indiz sind für ostasiatische Kultureinflüsse in eben jener Zeit. Unsere Awaren-Huosi-Hungarier aus Pannonien (Ungarn) ähneln denn auch viel mehr den Turkstämmen, was durch die Funde aus den „Bajuwarischen Reihen-gräbern“ erhärtet wird. Bei genauerem Hinsehen findet man viel Asiatisches im bayerischen Sprachraum. Beispielsweise das Kloster Säben in Tirol („Ältestes bayerisches Kloster“ und Bistum) gibt sich archäologisch gesehen als Anlage aus dem 7. Jahrhundert ganz asiatisch.

Was sind Turkvölker, was Mongolen?

Im Neolithikum scheinen sich zwei Erscheinungstypen des *Homo sapiens* in Asien gebildet zu haben. Beim Erscheinungsbild des chinesischen Typs mit dem sprichwörtlichen Mongolenlid (Augenfalte) scheinen tibetanische Einflüsse gewirkt zu haben. Die in Tibet lebenden Menschen waren - nach neueren archäologischen Aufschlüssen - in der Steinzeit sehr expansiv und militant. So lassen sich deren Einflüsse sowohl in China, Japan, Malaysia, Indonesien als auch in der Mongolei und dem Altai nachweisen. Daneben gibt es etwas westlicher ein Bergvolk, das sich - ebenfalls in der so genannten



Abb. 4: Zum Vergleich eine Peceneg-Bestattung aus dem Gräberfeld bei Sarkel am Schwarzen Meer. Es zeigt eine Pferde-Bestattung, ähnlich, wie sie im nebenstehenden Grab 7 zu sehen ist.

Steinzeit - sehr expansiv ausbreitete. Unsere „Glockenbecherleute“ tauchen auf. Später nennt man sie Kaukasier oder Turkvölker. Ihren Einfluss und ihre Spuren findet man in Indien, Persien, der Türkei, bis nach Russland und Finnland. Aus ihren jeweiligen Wanderungen bildeten sich später Mischvölker, die jeweils mehr mongolischer oder kaukasischer wirkten. So entstanden auch unsere modernen Slawen und ihre Vorläufer, die Hsiung-Nu, die Awaren und die Skythen. Nur, wer und wann in der so genannten Steinzeit zuerst das Pferd als Reittier kannte, das ist bisher noch nicht geklärt.

Feng-Shui - die Drachenlinie

Wörtlich übersetzt heißt Feng-Shui „Wind und Wasser“. Es ist etwas wie der Wind, den man nicht fassen kann und etwas wie das Wasser, das man nicht festhalten kann.

Sicherlich ist die Kunst des Feng-Shui für jeden westlichen Menschen, der nur an die moderne Wissenschaft glaubt und alles, was darüber hinausgeht, ablehnt, unverständlich und irrational. Feng-Shui ist der Versuch, die Kräfte „Yang“ und „Yin“, das Positive und das Negative, im Gleichgewicht zu halten. Dies bezieht sich besonders darauf, wenn für den menschlichen Bedarf das Landschaftsbild verändert werden soll. Feng-Shui ist die Kunst, die Wohnstätten der Lebenden und der Toten so anzupassen, dass sie mit den

örtlichen Einflüssen des „kosmischen Atems“ harmonieren. Im chinesischen Gedankengut haben alle Dinge ein innerstes Wesen, das sie am Leben erhält. Dieses stammt vom Atem des Himmels (Yang) und vom Atem der Erde (Yin).

Damit verbunden ist der Begriff der „Drachenfäden“ oder „lung-mei“, die wir unter der Bezeichnung „Wachstumslinien“ usw. kennen [Mitchell]. Entlang dieser Wege fließen die Ströme der Lebenskraft. Der weibliche Strom (Yin) fließt über Berg- und Hügelketten. Der männliche Strom (Yang) fließt durch Täler und durch unterirdische Kanäle.

Der Kompositbogen

Der englische Altertumsforscher John Mitchell, der ausführlich darüber geschrieben hat, sagt, dass „der weibliche Strom immer zur Linken und der männliche Strom immer zur Rechten jeder Stadt oder Ansiedlung verlaufen sollte, wodurch ein beständiger Schutz sichergestellt sei. Aber dies war nur der Anfang eines Komplexes, da hohe und steile Böschungen ebenfalls als Yang und abgerundete Erhebungen als Yin bezeichnet wurden“.

Viele andere Faktoren, besonders astronomische, wurden in Betracht gezogen. Sie alle mussten mit der Art der Stätte in Einklang stehen - beispielsweise drei Fünftel Yang zu zwei Fünfteln Yin - um den größtmöglichen Nutzen aus dem jeweiligen Bauwerk zu ziehen.

Eine berühmte Legende erzählt, wie Chao Ming aus Armut und Einsamkeit zum Gründer und Kaiser der Sing-Dynastie wurde, nachdem er die Gebeine

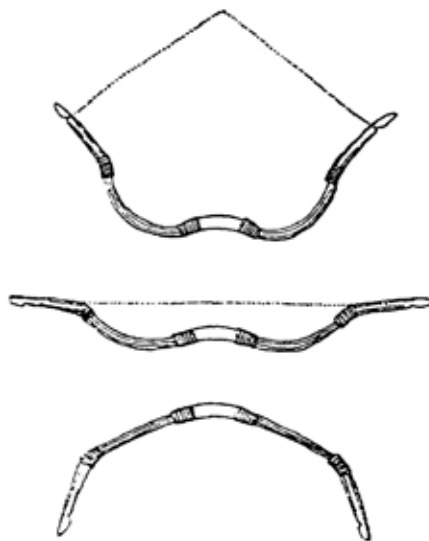


Abb. 5: Der Reflexbogen

Adechs und die Huosi

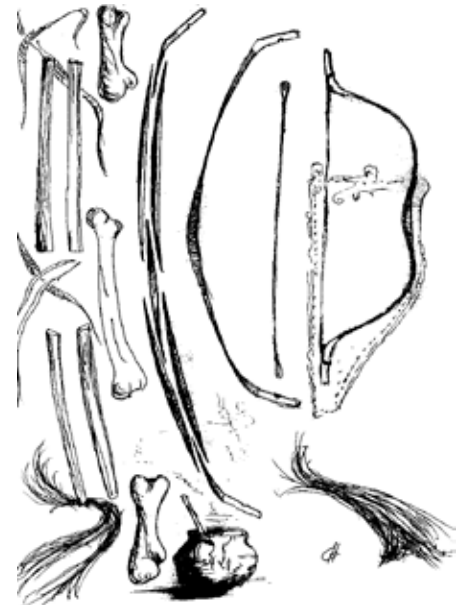


Abb. 6: Kompositbogen

seines Vaters an einen Ort verlegt hatte, der von lung-mei begünstigt war.

Was auch immer das menschliche Leben beeinflusst, jeder Beobachter glaubt, dass die hervorragende Übereinstimmung und die innere Symmetrie der chinesischen Landschaft aus dem Feng-Shui entstanden sind.

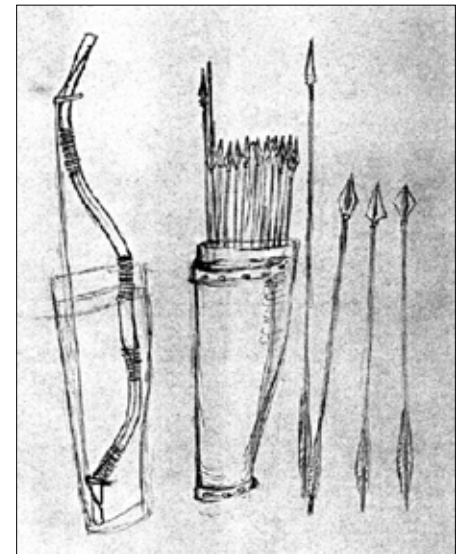


Abb. 7: Pfeile und Bogen

Der Kompositbogen in den bajuwarischen Reihengräbern

Der Bogen ist eine weitreichende Waffe für die Jagd. Pfeil und Bogen tauchen bereits in der Steinzeit in fast allen Kulturen auf. Ihre Beschaffenheit ist jeweils sehr verschieden, die Bögen wurden meist aus Holz, Knochen und Horn hergestellt. Das ausgereifteste Modell scheint der mongolische Bogen zu sein (die Bögen moderner Bauart ausgenommen).



Abb. 8: Fürst aus der Tolstaja mogila von Ordzoni-kidze. Rekonstruktion anhand der archäologischen Befunde durch M. V. Gorelik.

Historische Bogenmanufakturen sind heute genauso bekannt wie die Hersteller einer gewissen ortsgebundenen Keramik.

Ihre Lebensweise und die Art ihrer Ernährung zwangen bestimmte Völker Zentralasiens zu einer nomadischen Lebensweise. Die riesigen Grassteppen Asiens waren wie geschaffen für große Schaf- und Ziegenherden. Das Pferd als Weide-, Nahrungs- und Reittier taucht in diesen Gebieten ebenfalls sehr früh auf. Dieses kleine chinesisch-mongolische Reittier, bestückt mit einem scharfäugigen Bogenschützen, war nicht nur ein guter Schutz für die Herden gegen Wölfe und andere Raubtiere. Ziemlich rasch entwickelten sich eine ganze Reihe ähnlicher Hirtenreiter-Kriegsvölker. Diese Völker lebten auf der Basis des Raubes von Herden und Weideland.

So mussten sich viele der bereits vorhandenen hellenistischen Stadtstaaten zunächst wohl recht hilflos ausplündern lassen. Im Laufe der Zeit fand eine Vermischung statt. Die Nomaden bauten für sich Städte, in denen sie eine bestimmte Zeit des Jahres verbrachten. Das Zelt, die Jurte, wurde zum Lehm-

ziegelhaus für den Winter. Den oft überfallenen antiken Kommunen mit Ackerbau, Oliven, Wein und Obst blieb das nicht lange verborgen. Ein gewisser Handel mit diesen Nomadenhochkulturen in Kaukasien und in der Mongolei entstand. Fleisch, Wolle und kriegerisches Know-how wurde getauscht gegen Wein, Weizen und Seide.

China hatte mehrere Jahrhunderte eine Zwangsehe mit den Hsiung Nu. Auch wechselweise politische Ehen zwischen den jeweiligen Nomaden-Herrschern und Kaiser-Prinzessinnen waren an der Tagesordnung. Eine häufig praktizierte Sitte bei den Nomaden war der Brautraub.

Ganz ähnlich liest sich die Schilderung Herodots über die Skythen. Hellenistische Stadtstaaten stöhnten unter den Überfällen dieser Nomadenscharen.

Nun zur Archäologie. Das Hügelgrab als Bestattungsort wichtiger Persönlichkeiten war im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung über alle Kulturräume verbreitet. Auch die damit verbundene Sitte, dem Fürsten das Liebste und Wichtigste in seine letzte Kammer mitzugeben. Das hat man in den Barrows, in Hügelgräbern und Tumuli bei Ausgrabungen gefunden.

In unseren Breiten waren dies Speer, Schwert, Speisen und Wein, in Asien kam dazu der kurze Bogen, der auch in den Gräbern der einfachsten Skythen vorhanden ist. In den Gräbern finden sich ganze Pfeilmagazine mit hundert, manchmal über tausend Pfeilen, die vor dem Kampf messerscharf angeschliffen wurden.

Nur in Asien tauchte der gekrümmte, aus vielen Schichten mit Knochenleim verleimte „Kompositbogen“ auf. Er ermöglichte das schnelle Verschießen von Pfeilen vom Rücken des dahinschreitenden Pferdes. So, wie diese Fürsten ihre Macht ihren exzellenten Bögen verdankten, nahmen sie ihre „Wunderbögen“ auch mit ins Grab. Das Schwert und die lange Reiterlanze, sowie Eisenmesser und viel glänzender Schmuck gehörten natürlich auch dazu. So auch abweichende Moden bei Frauenbestattungen.

Typische Grabbeigaben erkennt man beispielsweise in den Auflistungen aus den Sindelsdorfer „Huosigräbern“, einem bajuwarischen Reihengräberfeld, durch das Bayerische Hauptstaatsarchiv München, hier zwei Beispiele:

Hirsch-Grab 35: Spatha (+ Griffan-

gel), Longen-Wirbel, Bogenversteifung, Messer, Scherenfragmente, 2 Silices, 2 Fe-Schnallen, Br.-Beschlag, Schildfessel.

Grab 66: Breitsax, 3 Pfeile, Messer, Schnalle, Feuerstahl + Silex, Köcherhaken.

Die Funde von Überresten des kurzen Reiterbogens verbindet alle diese Nomadenvölker und erklärt, warum in den antiken Schriftquellen von einem Volk berittener Bogenschützen gesprochen wird.

Der asiatische „Kompositbogen“ ging als Kulturleitfund in die Annalen ein wie der „Glockenbecher“ einer früheren Epoche. Alles, was man in Gräbern findet, lässt Schlüsse zu auf ethnische Zugehörigkeit, Lebenshaltung und Alter der Bestattung. Vieles ist inzwischen restlos vergangen: Holz, Fleisch, kleine Knochen, Leder. Oft lassen sich nur an Erdverfärbungen und im Zusammenhang mit Metallbeschlägen oder Pfeilspitzen an bestimmten Teilstücken dieser organischen Verfärbungen Köcher mit Bogen vermuten. Am Bogen selbst befindet sich so gut wie kein Metall, höchstens in Form von Zierteilen im Griffbereich.

Die Nachfahren der Hunnen, die Mongolen, führen übrigens heute noch ihre Schießwettbewerbe mit genau diesen Bögen durch. Die Herstellung eines solchen Bogens ist recht aufwendig. Man benötigt dafür Pferdehaare, zähes Holz, Leim aus ausgekochten Knochen und Häuten, Wicklungen aus Textilien und Pflanzenfasern und eine präzise Vorstellung der Federwirkung von verleimten Schichten. Dies alles war nötig, um einen ganzen Handwerkszweig entstehen zu lassen. Der Bogner war auch hier bei uns im Mittelalter noch wichtig.

Die Treffsicherheit der Skythen war nach Herodot berühmt-berüchtigt. So war vielleicht der asiatische Kompositbogen das wichtigste Utensil für Awaren, Hunnen und Ungarn, und damit natürlich auch für Bayern mit seinen Huosi-Iring. Hier erhoffen wir uns aus den Ausgrabungen der Sindelsdorfer Gräber einige Aufschlüsse.

Die historische Zeitrechnung

Die Zeiger der Weltenuhr wechseln in der historischen Chronologie mannigfaltig. Unsere Monatsnamen beweisen, dass man auch heute noch verschie-

dene römische Ziffern gebraucht. Dass darin ein alter Brauch fortlebt, lassen die uns ungereimten Bezeichnungen der letzten Monate, von September bis Dezember, erahnen. *Papst Gregor XIII.* hat den 24. II. 1582 mit der Bulle *Inter gravissimas* von Donnerstag, dem 4. auf Freitag, den 15. Oktober, verschoben und so Caesars Sonnenkalender korrigiert. Innerhalb von etwa zwei Jahren folgte dem das katholische Europa. Das protestantische Europa folgte innerhalb zweier Jahrhunderte.

Dieser, bis auf ein Plus von 0,0003 Tagen oder 26 Sekunden der Sonne abgesehene Gregorianische Kalender hat sich bis heute gegen alle anderen Kalender durchgesetzt. Die historische Chronologie weist freilich weit mehr Irregularitäten auf, als der Zehntagetakt von Julius Caesar für Gregor bedeutete. Da geht es um Jahrhunderte, die zu viel geführt werden (1).

Doch wie heißt es so schön: „*Es lässt sich aber herrlich um Tage streiten, damit man bloß nicht an die Jahrhunderte geht!*“!

Die Übernahme heidnischer Bräuche durch die katholische Kirche

Die heidnischen Bräuche, die man vor der Christianisierung antreffen konnte, und die sehr tief im Volk verankert waren, versuchte die katholische Kirche, in christliche Bräuche umzuwandeln. *Papst Gregor* schieb diesbezüglich in einem Brief:

„*Von dem aus Holz geriebenen Feuer, dem Nodfeuer. Von den heidnischen Beobachtungen beim Feuer. Von dem Abnehmen des Mondes, welches man nennt »Mond siege«. Von den Ungewittern und Hörnern und Löffeln. Von dem Umlauf, der nach heidnischer Weise mit zerrissenen Kleidern und Schuhen geschieht und den man Yrias nennt. Von dem Götzenbild aus Mehlteig. Von dem Götzenbild aus Tuch. Von dem Götzenbild, das durch die Fluren getragen wird. Von den hölzernen Füßen oder Händen nach heidnischem Brauch. Von den kleinen Häuschen, den Götzentempeln. Von heiligen Orten in den Wäldern. Von dem, was bei den Steinen verrichtet wird. Von dem Götzendienst, den man mit Merkur und Jupiter treibt. Von den Amuletten und dem Nestelknüpfen. Von den Opferbrunnen. Von den Zaubereien. Vom Wahrsagen aus Vögeln oder Pferden, aus dem Kot*



Abb. 9: Köcher

von Kühen oder vom Niesen. Die Tempel der Heidengötter soll man jedoch nicht zerstören, nur die Götzenbilder selbst, die sich in ihnen finden, die muss man vernichten. Dann aber sollen die Tempel selbst mit Weihwasser ausgesprengt werden, man soll Altäre in ihnen errichten. Es ist nur notwendig, die gut aufgeführten Tempel vom Götzenkult in den Dienst des wahren Gottes umzuändern. Wenn das Volk so seine Tempel nicht zerstört sieht, dann wird es aus seinem Herzen den Irrtum verbannen, wird den wahren Gott erkennen und zum Gebet auch ferner zu den Orten kommen, die es bisher gewohnt war zu besuchen. Und weil sie zum Opfer für ihre Dämonen viele Rinder zu schlachten pflegen, muss man ihnen auch diese Gewohnheit in eine christliche Feier ändern. So soll man an den Festen der Kirchweih oder den Festen der Heiligen, deren Reliquien in den Kirchen aufbewahrt werden, die aus Heidentempeln entstanden sind, ein ähnliches Fest feiern, indem man grüne Zweige aufsteckt und einen Kirchschmaus veranstaltet. Aber man soll nicht mehr zu Ehren des Teufels Tiere opfern, sondern zum Lob Gottes und zur eigenen Sättigung soll man die Tiere schlachten. Und man soll dem Geber aller Dinge deswegen Dank sagen, denn so, wenn man ihnen die äußere Freude weitergewährt, vermögen sie der inneren Freude leichter zuzustimmen.“

Dieser Katalog zeigt verbotene heid-

nische Bräuche auf, an denen die Menschen jener Zeit offensichtlich immer noch hingen.

Natürlich wäre es ebenso falsch, zu behaupten, alle christlichen Bräuche würden auf heidnische zurückgehen, wie die Behauptung, alle katholischen Kirchen würden auf ehemaligen heidnischen Tempeln stehen.

Information und Sinn

Über die Herkunft der Information - was soll es, etwas in Frage zu stellen, das eigentlich so wichtig nicht ist?

Bei ganz belanglosen Studien an „wundertätigen“ Wallfahrtsbildern fiel mir auf, dass Geschichte nicht gleich Geschichte ist. Es wird ganz unverhohlen über „geschichtliche“ Dinge berichtet, die es offiziell so gar nicht geben dürfte.

Beispielsweise die Geschichte der *Staufer*, der *Andechser* und der *Wittelsbacher*, ebenso die Geschichte der Orden des Mittelalters. Die Verflechtungen der Päpste mit der Macht bis heute, Strukturen innerhalb der Kirche, die sich aus den Evangelien nie und nimmer ableiten lassen, das Ausmerzen missliebiger Kritik und Kritiker, sogar rückwirkend, macht es notwendig, *Charles Darwin* auf bestimmte Dinge anzuwenden.

Eine Person, die in größerem Umfange Macht erlangt, ist sich meist ihrer „Verwundbarkeit“ bewusst, muss also, um ihre Macht zu sichern, die Geschichte auf ihre Seite bringen. Das war schon immer so, Gottes Wille, Nachfolge Christi usw., nahtlos.

Die Wirkung auf den „Normalmenschen“ wurde durch einen offen zur Schau gestellten „Edelmenschen“ als Verkörperung einer jenseitigen Macht erzielt. Heute steht uns eine Informationsfülle über Religionen (2) zur Verfügung, die durchaus das Einschätzen von geschichtsträchtigen Personen wie *Konstantin*, *Augustinus*, *Gregor* in ihrer bis heute wirkenden Realität möglich machen.

Jede öffentliche Bibliothek beherbergt heute eine Menge Material, um Licht in die verschütteten Ecken der Geschichte zu werfen. Darüber hinaus gibt es Einsichtserlaubnisse in die jeweiligen Archive. Mit anderen Worten: Das Wissen, auch ganz spezielles, ist heute erschwinglich für jedermann, ein unbestrittener Vorteil unserer Zeit.

Dass die Denkfähigkeit damit wächst, wird nur von einem kleinen Teil unserer Zeitgenossen als negativ

Andechs und die Huosi

empfunden. Die „Nachfreudsche Ära“ besticht durch ihre Selbstkritikfähigkeit. Wir können heute unsere wohlstandssichernden politischen Systeme in Frage stellen. Gregor der Große konnte es jedenfalls nicht. Verurteilungen gibt es von kirchlicher Seite nicht oder nicht mehr, nur zur Diskussion stellen. Was wäre, wenn, und was müsste eigentlich schon längst vom Tisch sein?

Opus Dei, die Kirche, die Mafia, ihr Verhältnis zu Sekten, ihr Recht auf Kritik am Menschen schlechthin, das immer der jeweiligen Zeitströmung angepasst wurde, das alles müsste längst zur Diskussion stehen.

Als Quellen der Geschichte ist es sehr aufschlussreich und innovativ. Auch unabsichtlich.

Die Huosi

Zweifel an dieser Theorie sind durchaus angebracht: Wäre China wirklich jemals so einheitlich gewesen, und hätte es nicht in den ethnischen Mischvölkern der Skythen und Mongolen diese Vielfalt gegeben.

Bei uns in Bayern hat die Archäologie einiges aufgedeckt, was neu an unserem Selbstverständnis ist. Beispielsweise das Weiterleben uralter Traditionen und Namen sowie Beweise verschiedenster Weltanschauungen in kurzer Folge (vgl. Sindelsdorfer Gräberfeld). Es fehlt die christliche Dominanz. Auch sozialistische Strukturen sind ja so etwas wie ein Lokalpatriotismus.

Gerade die Grabungsergebnisse lokaler Institute in Kaukasien, auf der Krim und in der Mongolei beweisen indirekt eine ethnische und ethische Wanderbewegung in Richtung Westen im Rahmen eines gewissen Zeitraumes. Ohne die Skythen gäbe es also kein Großreich Alexanders des Großen. Und es hätte kein protobulgarisches Großreich ohne diese Turkvölker aus Asien gegeben. Wer es genau gewesen ist, der die eindeutig asiatischen Kulturmerkmale nach Süddeutschland brachte, ist noch nicht klar bestimmt.

Die Frage, wie das geschehen konnte, lässt sich relativ leicht beantworten. Die Bestattungen von Sindelsdorf, nahe Regensburg und im Donaauraum sprechen für sich. Die frühen Huosi-Klöster mit ihrem Grundwissen und die Dominanz bestimmter Bräuche führen zu einer Erweiterung unseres Geschichtsbildes. Ein gewisser Prozentsatz unserer „Urbayern“ sieht im Erscheinungsbild heute noch einem Kurden oder Kauka-



Abb. 10: So kann man sich einen Skythen-Reiter vorstellen

sier ähnlicher als einem Nordgermanen oder Franken.

Das ist durchaus nichts Schlimmes, denn die Bayern sind genauso vielschichtig wie die Landschaft, in der sie leben, und genauso verhält es sich mit der Zusammensetzung der bayerischen Kultur.

Über die Erforschung der Huosi gibt es übereinstimmende Berichte. Auch P. Fried und H. Winterholler hegen ganz ähnliche Vermutungen über die Stellung der Huosi unter den Agilolfingern als Grafen von Diessen und Füssen. Sie sprechen ganz klar aus, was in der Zeit der so genannten „Einwanderung“ slawisch-asiatischer „Baiaren“ gewesen sein könnte. Auch bei ihnen lebten die Huosi auf den gleichen Besitzungen, die später den Andechser Grafen zugeordnet wurden.

In unserer Frühgeschichte tauchen immer mehr Urkunden und Namen aus ihren Reihen auf. Die Huosi haben die alten Klöster gegründet. Die Daten in den Urkunden decken sich mit den Ausgrabungsergebnissen. Was die ethnische Zuordnung dieser Leute im 7. Jh. betrifft, sprechen die Grabungen in Regensburg und Sindelsdorf eine deutliche Sprache. Die religionswissenschaftlichen Forschungen zeigen deutlich, dass zu Bonifatius' Zeiten leider die

Datierungen und ihre Gewichtigkeiten sehr umstritten bleiben müssen. Ein Gemisch so genannter Heiden in der bayerischen Frühgeschichte ist eben nur in der klerikalen Interpretation anstößig. Der Sinn der Klostergründungen durch die Huosi oder auch durch einen Bonifatius in jener Zeit dürfte ähnliche Beweggründe gehabt haben. Der geistige Abstand zu den Religionen entstand erst zur Zeit der Kreuzzüge, in denen sich auch die Kirche nicht gerade souverän verhielt. So ist es nicht schwierig, sich auszumalen, dass diese Awaren Abkömmlinge gewesen sein könnten, die rein ethnisch den Ungarn näher verwandt waren als den Franken, vielleicht auch eine andere Sprache sprachen.

Die Annahme, dass das Christentum immer so intolerant und besitzgierig wie in der Zeit des 10.-13. Jh. gewesen sein muss, lässt sich schon seit Jahren kaum aufrechterhalten.

Arius, Nestor und Augustinus leben halt auch geschichtlich etwas länger - oder die geomantischen Plätze waren multireligiös, ganz ohne „katholisches Feigenblatt“.

Die Religiosität der Huosi

Von den Tataren wissen wir, dass sie - vor der Ausbreitung des Islam -

Anhänger der nestorianischen Lehre (Nestor war ein Kirchenlehrer) waren. Daneben existierten natürlich vedische und animistische Vorstellungen. Das Gleiche kann auch für das heutige Südwest-China, Persien und Anatolien gelten. Die Nestorianer waren eine Lehrrichtung des oströmischen Christentums, die mit Kyrill und anderen Wanderlehrern zur Entwicklung einer oströmischen Schrift - des Kyrillischen - maßgeblich beitrug. Diese Schriften werden heute für das ganze ehemalige byzantinische Großreich des vierten bis siebten Jahrhunderts als typisch angesehen.

In den Steppen Zentralasiens überlebte die Lehre Nestors bis zur Ausbreitung des Islam im 9. Jahrhundert. Noch von dem Kreuzfahrerstaat Outremer wird ganz zwanglos berichtet, „*dass man einen Pakt mit den nestorianischen Mongolen gegen die mohammedanischen Mamelukken Ägyptens schloss*“.

Also waren diese Mongolen-Khane im zwölften bis dreizehnten Jahrhundert zum Teil noch Nestorianer, lange, nachdem hier unsere Huosi eingewandert waren. Es ist durchaus möglich, dass unsere Huosi zwar christlichen Glaubens waren, jedoch byzantinisch orthodox mit einer asiatischen Einfärbung.

Sekundärfunde und Totennachweise

Ein Zeitabschnitt bei den Datierungen aus der so genannten Völkerwanderungszeit fällt sofort auf: *wo sind diese Menschenmassen eigentlich geblieben?* Es ist allgemein bekannt, dass jeder Mensch irgendwann einmal stirbt. Doch antike Autoren schreiben über die „Barbarenvölker“ mit gigantischen Trecks, mit Kind und Kegel, mit Tieren, Wagen, Fußvolk und tausenden von Kriegern. Zieht man von diesen Schätzzahlen - es gab noch keine Erkennungsmarken oder Ausweise - die „Aufrundungen“ ab, so kann man es als Tatsache ansehen, dass es durchaus üblich war, dass auch Frauen, Mädchen und Kinder zu kämpfen verstanden.

Den durchorganisierten „Römern“ war diese Tatsache wohl bekannt, wird - aus verständlichen Gründen - von ihnen bei ihren triumphalen Siegen jedoch nicht erwähnt. Wer brüestet sich schon gerne mit Frauen- und Kinderleichen?

So ergibt sich ein ganz anderes Bild. Zudem gibt es von diesen angeblichen Massengemetzeln zu wenige Details von

beiden Seiten. Es gibt keine Massengräber. Es gibt auch keine Brandplätze mit entsprechend viel Knochenasche. Es bleiben nur noch Hunde, Katzen, Wölfe, Füchse und anderes Aas freszendes Getier, die für ein „spurloses“ Verschwinden dieser doch (bei aller „Aufschneiderei“ der „Römer“) beeindruckenden Menge gemetzelter „Römer“ und „Barbaren“ verantwortlich gewesen sein könnten. Also stank es auf diesen Schlachtfeldern monatelang buchstäblich zum Himmel, und Raubtiere feierten fröhliche Urständ.

Solche Berichte gibt es wirklich. Von den Griechen, zum Teil von den „Römern“ und aus Manching bei Ingolstadt durch die Archäologie (1. Jh.). Dort - und nur dort! - fand man das, was für jene Zeit bezeichnend sein müsste. Manching war im 2. Jahrhundert eine Großstadt mit strategischem Standort. Jedoch wurde dies bei den „Römern“ nirgends erwähnt. Diese Stadt war ein intaktes soziales Gebilde mit einigen tausend Einwohnern.

Die Bevölkerung wurde, mitsamt ihren Kriegern, Frauen und Kindern, niedergemetzelt, von Raubtieren angefressen und Leichenteile verschleppt. Das klingt sehr grausig und unappetitlich, aber so sah die raue Wirklichkeit der „Römer“ oder Germanen manchmal aus - wenn man alles glauben darf.

Die Sache mit den Sklaven ist eine andere. „Rom“ hatte bei seinem Niedergang seinen höchsten Subkulturstand erreicht. Jeder Bürger, der etwas auf sich hielt, hatte eine gewisse Menge Sklaven. Die Sklaven dienten als Waschmaschine, Putzfrau, Gärtner, Tierpfleger, Masseur, Bodyguard und vieles mehr. Germanische Sklaven waren sehr beliebt, man schmückte sich geradezu mit ihnen, wenn die als überlieferten geltenden Berichte stimmen. Sie waren beliebte „Mitbringsel“ der erfolgreichen Feldherren und sehr gut verkäuflich. Also besteht durchaus die Möglichkeit, dass ganze Menschenmassen eventuell auf den Sklavenmärkten der Levante, in Italien oder Südfrankreich, verschwunden sein könnten.

Sklaven leben genauso wenig ewig wie ihre Herren. Wurden sie - wenn sie nicht mehr gebraucht wurden oder wenn sie gestorben waren - an Tiere verfüttert, verbrannte man sie oder aß man sie auf? Welche Art von Bestattungen waren für diese Leute vorgesehen? Man lese und staune: ganz ähnliche Bestattungen wie für die „Römer“. Man nahm

sein Lieblingsspielzeug gern in seine Nähe, schenkte ihm die Freiheit, oder die Erben verkauften es auf dem nächsten Markt. Die Sklaven verschwanden also doch nicht so ganz spurlos aus der Geschichte.

Es gibt aus dem 1. bis 3. Jahrhundert sehr große Begräbnisstätten (z. B. die „Katakomben“ in „Rom“). Wir kennen Nekropolen mit gemischt ethnischen Menschenresten. Massen von Menschen müssen in diesen antiken Großstädten einst gelebt haben und gestorben sein. Ganze Besitzstände basieren auf der Tatsache, dass jeder einmal sterben muss. Das alles ist belegbar durch die Archäologie und durch antike Literatur.

Doch wo blieben die riesigen Menschenmassen des 4. bis 7. Jahrhunderts? Hier bei uns gibt es keine Nekropolen, keine Literatur, nichts! Das Durchschnittsalter der damals lebenden Menschen wird heute von der Schulwissenschaft mit etwa vierzig Jahren angenommen. Doch wo sind die Menschen geblieben, die nach den Historikern hier in das Land einfielen, hindurchzogen oder umgebracht wurden? Es gibt da zwar - über den Balkan verstreut - die so genannten Bogomilengräber (3). Tatsächlich handelt es sich um Gräberfelder oder Friedhöfe mit Funden, die eine zeitliche Zuordnung sowohl zum 4. bis 9. Jahrhundert wie auch in das 7. bis 8. Jahrhundert zulassen. Beigaben, stilistische Merkmale des Schmucks und der Bewaffnung geben Anlass zu mancherlei Vermutungen. Die bekannten Bogomilengräber zusammengenommen zeigen jedoch auch nur eine normale Sterblichkeitsrate der Bevölkerung. Ein Hinweis auf beerdigte größere Menschenmengen fehlt auch hier.

Der Kalender in seiner vollen chronologischen Relevanz ist entweder das Gerippe der Historiker oder die Historiker sind das Gerippe der Geschichte. Es gibt also aus den nachweisbaren antiken Geschichten Massenfriedhöfe, die Rückschlüsse auf mögliche Bevölkerungen zulassen. Es gibt sie beispielsweise für das Mittelalter - nachgewiesen in Köln und in einigen mittelalterlichen Großstädten, die auch eine antike Tradition hatten. Von der so genannten Völkerwanderungszeit und diesen Menschenmassen fehlt bisher jedoch jeder plausible Nachweis. Zumindest für längere Zeiträume. Sind das 5. bis 6. Jahrhundert also reine Hirngespinnste von Historikern, die im Zugzwang des

Andechs und die Huosi

gregorianischen Kalenders waren? Bei aller Liebe zur bayerischen Geschichte: Das 13. Jahrhundert wird auch bei Historikern als das fälschungreichste akzeptiert, und die Klosterarchäologie beweist es. Unsere rückdatierten Legenden sind nichts weiter als aufgeschriebene Wunschgedanken. Warum also nicht auch der gregorianische Kalender?

Tassilos Gegenwart und das Stammesherzogtum

Bayern, Baiern, Bajodurum, Beuern sind alles fest mit dem Stamm verbundene Begriffe. Über das Entstehen dieser linguistischen Gruppen mit ihren Bewegungen zu gewissen Zeiten herrschen kaum noch Zweifel. Zu beachten ist, dass es eindeutig zu vermehrter Bodenständigkeit der Keltogermanen kam, über Jahrhunderte hinweg. Sie stammten von Einwanderern, die meist aus den Ebenen des Ostens kamen. Es waren Markomannen, Bojer, Awaren und aus dem Nordwesten Alemannen. Typische alemannische Keramik findet man im 4. - 5. Jh. bis in der Gegend von Ostbayern.

Später machte sich ein gewisser Kulturdruck durch neue Einwanderer mit östlicher Keramik bemerkbar. Das „römische“ Großreich zerfiel zwar, aber nicht spurlos. Die neuere Archäologie in Regensburg und in Passau sowie um Wien brachte eindeutige Neuerungen im Geschichtsbild.

Ob nun die „Völkerwanderung“ zwei oder fünf Jahrhunderte andauerte, ist für das jetzige Geschichtsbild kaum von Relevanz, nur das Wie und Warum. Das Zurückdrängen der Alemannen bis zum Lech sind neue Erkenntnisse, es erklärt die merkwürdige Anhäufung von Befestigungen im Mittelalter von Süden nach Norden, die sich verblüffenderweise rechts des Lechs bis zur Mündung in die Donau erstrecken. Das alte Augusta (Augsburg) weist mehr römisch-alemannische Aspekte auf als das ganze übrige Bayern.

Auf der anderen Seite des Lech liegt dieselbe Situation vor, es fehlen jedoch die so genannten bajuwarischen Reihengräber mit der östlichen Keramik. Also hatte man sich anscheinend im 5. Jahrhundert auf eine Grenze geeinigt und diese in der Folgezeit argwöhnisch mit Burgen ausgebaut, ganz ähnlich, wie es in unserer heutigen Zeit der „Eiserne Vorhang“ war.

Aus ehemaligen Feinden wurden langsam akzeptierte Nachbarn. „Rö-



Abb. 11: Hsiung Nu-Reiter

mische“ Gutshöfe, die heruntergewirtschaftet und zerstört wurden, sind aus beiden Gebieten bekannt, beispielsweise in Peiting oder bei Weilheim i. OB. Die strategische Verschiebung der bereits zu „römischen“ Zeiten eingewanderten Alemannen ist zweifelsfrei den Agilolfingern oder ihren direkten Vorfahren zuzuschreiben. Franken gab es zu jener Zeit nur dem Namen nach, jedoch sehr unbedeutend. Das erklärt auch die Krone und den Souveränitätsanspruch der Agilolfinger.

Erst nach seiner „Sachsenbefriedung“ hatte Karolus Magnus den entscheidenden Machtzuwachs, um Druck auf seinen mächtigen Verwandten ausüben zu können. Die Demutsbezeugungen Tassilos waren sehr halbherzig und wenig überzeugend. Man war sich im so genannten Stammesherzogtum sehr wohl des Gewichtes bewusst, denn nicht zuletzt waren das Salz und die Eisen- und Stahlverhüttung fest in bayerischer Hand. Die Handelsbeziehungen zu den Byzantinern und den „Römern“ dürfte auch eher zum regionalen Wohlstand beigetragen haben als die zu der armen Verwandtschaft im Norden.

So kam es, wie es kommen musste: Schwaben und Bayern waren hinter den Agilolfingern mit dem Lech als Grenze zu guten Nachbarn geworden, als Karolus seinen Traum vom „römischen Kaiserreich nördlich der Alpen“ in die Tat umzusetzen begann. Dazu war eine Straffung der Organisation der Oberschicht nötig. Es wurden Gesetze und Verpflichtungen, Heerfolgen und Steuern schikanös auferlegt und durchgedrückt. Tassilo hatte die Zeichen der

Zeit missverstanden, ganz ähnlich wie manche andere Monarchen.

Die Sachsen waren Heiden wie die Thüringer und ein Teil der Schwaben. Doch was ein Religionsargument alles rechtfertigen kann, das sehen wir heute in den Nachrichten über Irland und Palästina.

Tassilo wurde erst im 12. Jahrhundert, als das fränkische Großreich bereits Legende war, für unsere Klöster als Stifter und Gründer aktuell. Man war wieder wer geworden, unter Wittelsbach. Was lag näher, als Tassilo - völlig die eigenen Machtkämpfe außer acht lassend - zu reinstallieren? Ein Tassilo vom Lech bis an die Moldau war angenehmer im Geschichtsbild und in den Legenden der Klöster als ein Andechser-Ing oder Huosi.

Unser Geschichtsbild in Bayern

- Kelten,
- „Römer“,
- Germanen,
- Völkerwanderung,
- Bajuwaren,
- Tassilo,
- Karl der Große,
- Bonifatius,
- Ungarnsturm,
- die Benediktiner,
- die Andechser und
- die Wittelsbacher.

So in etwa sieht der Verlauf der bayerischen Geschichte aus. Das Haus der Bayerischen Geschichte in Augsburg

hat sich selbst die schwierige Aufgabe gestellt, alles in dieses Schema zu pressen, was an Vorhandenem und an Namen als Fundmaterial zur Verfügung steht. Es ist eigentlich jedem bekannt, dass ständig an dem, was Geschichte sein soll, gearbeitet wird. Nur *wie* das gemacht wird, dürfte verblüffen. So ist beispielsweise die so genannte Völkerwanderung, bei der das jetzige Bayern rein geografisch ein Durchzugsgebiet gewesen sein soll, bei mir längst zur reinen Farce herabgesunken, durch eingehendes Studium der archäologischen Funde und deren Beschreibungen mit einem Vergleich mit anderen Quellen unserer Nachbarn. Die Unsicherheit in dem an der Schule gelehrt und von mir begierig aufgesogenen Geschichtsbild machte mir anfangs massive Probleme. Fast nichts passte hier: Wer waren die Hunnen, die Ungarn, die Awaren? Waren die Alemannen hauseigene Provinzrömer?

Heute kann ich mir ein Bild machen dank Literatur aus den ehemaligen Ostblockländern und aus dem europäischen Umfeld. Was sich da ein Haus der Bayerischen Geschichte an Ausstellungen bemüht, erscheint mir immer merkwürdiger.

Es ist auch an höherer Stelle - beispielsweise im Bayerischen Kultusministerium - nicht ganz gleichgültig, was in den nächsten zwanzig Jahren in den Geschichtsbüchern steht. Das Geschichtswissen, das in die Köpfe der Jugendlichen gepflanzt wird, kann nicht allein der Archäologie überlassen werden. Die Betrachtungsweise der Regierenden war und ist immer Politik, und diese muss mit der gängigen Moral möglichst reibungslos funktionieren. So aber auch das Geschichtsbild in den Schulen.

Der ethnische Bayer manifestiert sich doch schon seit der wittelsbacherwelfischen Prägung. Was man von Otto von Wittelsbach weiß, ist heute mehr als vor zwanzig Jahren, und die Huosi erscheinen plötzlich in Jahrbüchern der Landesämter. Man gräbt in ganz Ostbayern so genannte bajuwarische Reihengräberfelder aus, ergräbt Funde aus dem Boden, die einen ganz anderen Bajuwaren erscheinen lassen als den, der bisher in den Geschichtsbüchern steht. Der jodelnde Schuhplattler ist es jedenfalls nicht. Weder die Lederhose noch der Gamsbart, weder ein Maßkrug mit Bierresten noch eine geschruppte Weißwurst wird ausgegraben. Nein, es

sind die Huosi-Awaren slawisch-asiatischer Herkunft, die gleich mit und nach den „Römern“ im 5.-6. Jahrhundert lebten und nun archäologisch aus dem Boden geholt werden. Unsere Vorfahren waren slawische Awaren-Protobulgaren-Südchinesen!

Und dann das Haus der Bayerischen Geschichte in Augsburg: Die Weißwurst gehört halt zum Englischen Garten in München wie der chinesische Turm und das etwas rückständige Maximilianeum, das die Null noch immer nicht kennt. Aber Geld hat man, auch ohne fundierte Geschichtskennntnis über die Bajuwaren mit ihren höchst merkwürdigen Bräuchen.

Anmerkungen

- 1 Hierzu vgl. die reichhaltigen Forschungen von Dr. Heribert Illig und Prof. Dr. Gunnar Heinsohn bezüglich der Geschichtschronologie-Revision. Illig vertritt beispielsweise die These, Karl den Großen habe es niemals gegeben.
- 2 Religion = lat. religio. Das ist ein „römisches“, den Griechen fremdes Wort und steht für „rücksichtsvolle, gewissenhafte Beachtung, besonders von Heiligem, Frömmigkeit, Gottesfurcht“.
- 3 Bogomil ist ein legendärer, seinerzeit von der Bevölkerung geliebter Anführer, der auf dem Balkan Räuber, Banditen und Andere um sich scharte, um in einer Art Robin-Hood-Vorgriff die Reichen zu „erleichtern“ und die Armen zu unterstützen. Er begründete die Sekte der Bogomilen, die bis in das vorige Jahrhundert Bestand hatte. Seine religiöse Aussage bestand darin, dass Jesus kein göttliches Wesen, sondern ein Mensch gewesen sei, der nur in göttlichem Auftrag gehandelt habe. Diese Negierung der Göttlichkeit von Jesus Christus musste zwangsläufig mit den Vorstellungen der katholischen Kirche kollidieren.
Die Bogomilengräber zeichnen sich optisch aus durch darauf aufgestellte hundehüttenförmige, schwere Grabsteine, die teilweise mit Zeichnungen in naivem Realismus und Aussagen über den Beerdigten versehen sind. Man hat festgestellt, dass in diesen Gräbern Menschen aller möglichen Konfessionszugehörigkeiten beerdigt worden sind. (Anm. d. Red.)

Literatur

- „Augustinus“, Rowohlt's Monographien, Hamburg.
- „China-Japan“, Bibliothek der alten Kulturen, Wien.
- „Damals“, Zeitschrift für geschichtliches Wissen, Feb. 1979.
- „Das Volk der Skythen“, Stiftsführer Kremsmünster („1200 Jahre Kremsmünster“).
- „Der Mongolensturm“, Spektrum der Weltgeschichte.
- „Die Baiuwaren“, Ausstellungskatalog, Rosenheim.
- „Die Kelten“, Frühzeit des Menschen, Hamburg.

- „Die Weltgeschichte der Slawen. Geschichte, Gesellschaft, Kultur“, Beck-Verlag.
- „Germanien“, Bibliothek der alten Kulturen, Wien.
- „Gold der Skythen“, Ausstellungskatalog, München.
- „Hellas“, Bibliothek der alten Kulturen, Wien.
- „Knaurs Stilkunde“, Band I und II.
- „Kunsthistorischer Wanderführer, Bayern südlich der Donau“, Pawlak-Verlag.
- „Lexikon der Antike“, Augsburg 1990.
- „Rom“, Bibliothek der alten Kulturen, Wien.
- „Unser Landkreis“, Landratsamt WM-SOG 1993.
- Becker/Dölling: „Die Geburt Europas“.
- Billr, M.: „Peißenberger Heimatlexikon“.
- Cassella-Riedel Archiv: „Südtirol II“, 60. Jahrgang 1977, Heft 2.
- Dollinger, Hans: „Bayern“, Prisma-Verlag.
- Francke, Otto: „Geschichte des Chinesischen Reiches“.
- Friedrich, Horst: „Noch immer rätselhaft: Die Entstehung der Baiern“, EFODON-Edition MESON ME-4, Wessobrunn 1995.
- Fuchs, Theodor: „Arminius und die Exerzesteine - Der Kampf um die Geistesfreiheit Europas“, Stuttgart 1981.
- Hulsewe, A. F. P.: „China im Altertum“.
- Giese, Günther G.: „Die Geheimnisse historischer Zeitrechnung“.
- Helm, Reinhard: „Die Frühzeit des oberbayerischen Pfaffenwinkels“, EFODON-DOKUMENTATION DO-3, Wessobrunn 1991.
- Kuypers, Franz: „Rom - Zeiten/Schicksale/Menschen“, Leipzig 1927.
- Leutna, J. F./Rottelmüller, P. E.: „Bavaria“, Süddeutscher Verlag.
- Loewe, Michael: „Das China der Kaiser“.
- Mitchell: „Drachenspfade/Leylines“.
- Mitchell: „Geomantie“.
- Purner: „Wege zum Licht“.
- Ritter-Schaumburg, Heinz: „Die Nibelungen zogen nordwärts“, München/Berlin 1981.
- Tiggelkamp, Gerhard: „Ist Kalkriese der Ort der Varus-Schlacht?“, EFODON-DOKUMENTATION DO-1, Wessobrunn 1991.
- Walter, Gustaf Adolf: „Geschichte Chinas“, Bechtle-Verlag.
- Weber, Leo SDB: „1250 Jahre Benediktbeuern“, Jubiläumskatalog 1989.

Anmerkung des Autors

Diese Ausarbeitung entstand in Zusammenarbeit mit dem EFODON e.V. Für Hinweise, Anregungen und Unterstützung danke ich Gernot L. Geise, Inge Hermeling, Reinhold Lück, Frau Dr. Menke, Thomas Riemer und Leo Weber.

Für Auskünfte danke ich den Gemeindeverwaltungen Andechs, Brixen, Bomberg, Burghausen, Diessen, Erling, Freising, Garmisch, Raisting, Bad Tölz, Wessobrunn und Wolfratshausen.

Hans Guggemos

Der Flores-Mensch und die Mär seiner evolutionären Entwicklung

Ist der Darwinismus am Ende?

Seit 1859 Darwins „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtauswahl“ erschien, begann die Evolutions-Theorie ihren Siegeszug über den Erdball. Heute ist kaum noch bekannt, dass Darwin sich seiner selbst offenbar gar nicht so sicher war, als er schrieb:

„Im sechsten Capitel habe ich die hauptsächlichsten Einwände aufgezählt, welche man gegen die in diesem Bande aufgestellten Ansichten mit Recht erheben könnte ... Darunter ist allerdings eine von handgreiflicher Schwierigkeit: nämlich die Verschiedenheit der spezifischen Formen und der Umstand, dass sie nicht durch zahllose Übergangsglieder ineinander verschmolzen sind ... Ich versuchte ferner zu zeigen, dass mittlere Varietäten deswegen, weil sie in geringerer Anzahl als die von ihnen verbundenen Formen vorkommen, im Verlaufe weiterer Veränderung und Vervollkommnung dieser letzten bald verdrängt und zum Aussterben gebracht werden. Die Hauptursache jedoch, warum nicht in der ganzen Natur jetzt noch zahllose solche Zwischenglieder vorkommen, liegt im Prozesse der natürlichen Zuchtwahl selbst, wodurch neue Varietäten fortwährend die Stelle ihrer Stammformen einnehmen und dieselben ersetzen. Aber gerade in dem Verhältnisse, wie dieser Process der Vertilgung in ungeheurer Masse thätig gewesen ist, muss auch die Anzahl der Zwischenvarietäten, welche vordem auf der Erde vorhanden waren, eine wahrhaft ungeheure gewesen sein. Woher kömmt es dann, dass nicht jede geologische Formation und jede Gesteinsschicht voll von solchen Zwischenformen ist? Die Geologie enthüllt uns sicherlich keine solche fein abgestufte Organismenreihe; und dies ist vielleicht die handgreiflichste gewichtigste Einrede, die man meiner Theorie entgegenhalten kann ...“ [Charles Darwin: Über die Entstehung der Arten: Digitale Bibliothek Spektrum Band 2: Darwin: Die Entstehung der Arten, S. 685 (vgl. Darwin-Arten, S. 357 ff.).]

Dafür sind sich Darwins Nachfahren, die so genannten Neo-Darwinisten der Evolutionstheorie als „wissenschaftlich erwiesener Tatsache“ umso sicherer, wenn Kapazitäten vom Range eines Francis Crick noch 1980 davon reden, die einzige Quelle wirklicher Neuerungen sei der Zufall [zit. in: Wesson, S. 23].



Die Höhle Liang Bua, in der die Ausgrabungen gemacht wurden, bei denen Skelette der „Flores-Menschen“ gefunden wurden.

Gerade in den letzten Jahren sind allerdings im Geiste eines Immanuel Velikovsky wichtige kritische Werke zum Thema Evolution, z. B. durch Dr. H.-J. Zillmer, erschienen. Auch in schulwissenschaftlichen Kreisen regt sich leiser Zweifel. Doch obwohl sich die Experten über die offensichtlichen Mängel des Darwinismus völlig im Klaren sind, was Aussagen wie:

„In manchen Fällen lässt sich eine ursprüngliche Form über Millionen Jahre hinweg ohne größere Veränderungen in den Gesteinsschichten verfolgen - und dann, ohne Übergangsformen, finden wir in der folgenden Schicht eine abgeleitete Art, die eindeutig, jedoch ohne irgendwelche sichtbaren Zwischenschritte, von dieser Urform abstammt.“ [Gribbin & Gribbin, S. 19]

einwandfrei belegen, werden diese im selben Augenblick zunichte gemacht. Der „Zauberer“, der alle berechtigte Kritik wegen fehlender Übergangsformen mit einem Mal „vom Tisch fegte“, heißt Ledyard Stebbins, die von ihm verfasste

„Bibel“ „Darwin to DNA“. Nach seiner These können wir die fehlenden Übergangsarten nämlich überhaupt nicht entdecken, denn Veränderungen, die durch Evolutionsdruck entstünden, so weist er vermeintlich in einem Denkmodell nach, würden sich so geringfügig auswirken, dass noch nicht einmal ein Biologe den Unterschied zwischen zwei aufeinander folgenden Generationen verfolgen könne. Erst nach 12.000 Generationen wäre so aus einer mausgroßen Urform eine elefantengroße neue Art entstanden. Geht man z. B. davon aus, dass jede neue Generation nach fünf Jahren geschlechtsreif wird, so Stebbins, wäre innerhalb von 60.000 Jahren aus der mausartigen Urform eine elefantenartige Art entstanden.

„Daher könnten sich Mäuse durchaus zu Elefanten mausern (und umgekehrt), ohne dass wir es überhaupt merken.“ [zit. in Gribbin & Gribbin S. 20].

Diese Erklärung ist natürlich faden-scheinig. Erstens: Egal, wie lange ein Prozess letztlich dauert, irgendwann



Schädel des Flores-Menschen und seine Rekonstruktion.



Skelett einer Flores-Frau.

wäre ein deutlicher Unterschied zwischen der Urform und einer Zwischenart, die etwa 30.000 Jahre nach Beginn der evolutionären Veränderungen - um beim obigen Beispiel zu bleiben - begann, zu erkennen. Zweitens: Egal, wie groß die Maus auch werden würde, im Endeffekt bliebe es immer eine Maus. Es ist noch *kein einziger* Fall seit Beginn der Evolutionsforschung beobachtet worden, in dem sich aus einer Spezies eine andere entwickelt hätte [vgl. hierzu etwa auch die mit Dr. Wolf-Ekkehard Lönnig, Genetiker beim Max Planck Institut für Züchtungsforschung Köln und Prof. Dr. Siegfried Scherer, Molekularbiologe, geführten Interviews in den hervorragenden Dokumentationen „Hat die Bibel doch Recht?“ und „Gott würfelt nicht“ von Fritz Poppenberg].

Manche mögen nun den Hund, der sich ja aus dem Wolf entwickelte, anführen, doch ist ein Wolf in Wirklichkeit nichts anderes als eine Hunderasse, nämlich die Ur-Rasse aller Hunde. Der Wolf weist keine einzige so gravierende Veränderung auf, dass man hier im Vergleich zum Hund von einer neuen Art sprechen könnte, und das trifft auf alle Belange zu!



Der Archäologe Thomas Sutikna mit Flores-Schädel.

Gerade weil die Fruchtfliege (*Drosophila*) in sehr kurzer Zeit sehr viele Generationen hervorbringt, bot sie sich als Forschungsobjekt an. Es gelang, ihr Beine aus dem Kopf wachsen zu lassen, man züchtete ihr vier Flügel oder auch gar keine an. Doch egal, was auch für ein „Fliegenmonster“ entstand, es blieb eine Fliege, ganz zu schweigen von den nicht existenten Zwischenarten. Gerade diese Zwischenarten müssten aber zu finden sein, hätte Darwin Recht gehabt. Experten aus den Bereichen der Molekularbiologie oder Gentechnik sprechen daher heute im Allgemeinen von Mikro- und Makroevolution, wobei die Mikroevolution die evolutionäre Veränderung innerhalb einer Art meint, wie sie etwa bei Hunden (siehe z. B. die Unterschiede zwischen Schäferhund und Dackel) vorkommt. Die Makroevolution aber, Veränderungen, bei denen sich aus einer Bakterie ein Fisch entwickeln müsste, sind bis heute weder experimentell nachweisbar, noch jemals beobachtet worden!

Deshalb ist der bekannte Paläontologe und Evolutionsforscher Niles Eldredge auch der Ansicht, „*dass diese Übergangsformen nie existiert haben.*“ [zit. in Baigent, S. 42]. Aus diesem Grund vertritt Eldredge auch die These, Veränderungen in den Arten seien nur durch Katastrophen erklärbar, eine interessante These, die er in seinem Buch „Katastrophen in Erdgeschichte und Evolution“ eindrucksvoll vertritt. Und obwohl der Paläontologe noch meilenweit von den umwälzenden Überzeugungen eines Velikovsky oder Zillmers entfernt ist, so scheinen doch erste Annäherung deutlich hervorzutreten.

Homo floresiensis, Wunder oder Treppenwitz der Evolution?

Diese Annäherungen bilden offenbar jedoch heute noch die große Ausnahme, wenn man sich über die neueste Sensation der Paläo-Anthro-



Rekonstruierte Flores-Frau.

pologie, genannt *Homo floresiensis*, ein wenig näher informiert. Diese Sensation wurde im September 2003 vom indonesischen Archäologen *Thomas Sutikna* und seinem australischem Kollegen *Richard Roberts* auf der kleinen Insel *Flores* entdeckt. Dort auf dieser etwa 360 km langen Insel, die zwischen dem asiatischen Festland und Australien liegt, wurden die Überreste von insgesamt sieben Hominiden entdeckt, die nur eine Größe von etwa einem Meter bis 1,20 Meter erreichen konnten. Diese nach schulwissenschaftlicher Meinung mit dem *Homo erectus* verwandte Hominidenart soll dort etwa 790.000 Jahre gelebt haben und vor ca. 13.000 Jahren wegen eines Vulkanausbruchs ausgestorben sein. Geschimpft sei die Hominidenart aufgrund evolutionären Drucks, der auf Inseln oft zu beobachten sei. Der Bio-Geograf *Mark Lomolino* ist Fachmann für das so genannte Inselzergwuchsphänomen und sagt:

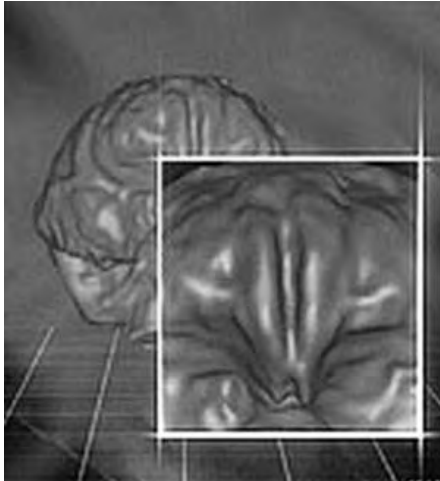
„Wir wissen, dass manche Arten auf bestimmte Umweltveränderungen mit Schrumpfung reagieren.“

Als Beispiel führt er den Stegodonten, eine Elefantenart an, die nur etwa die Größe einer Kuh erreichte. Auch Riesenratten und Riesenechsen gab es auf Flores. Wäre das alles nicht sensationell genug, so muss man sich vor Augen halten, dass Flores auch vor 800.000 Jahren nur über eine Strecke von 24 km über das offene Meer zu erreichen war! Der angeblich primitive *Homo erectus* muss demnach mit Kenntnissen der Seefahrt ausgestattet worden sein und dann im Verlauf der Jahrtausende um die Hälfte seiner Größe geschrumpft sein. Die Seefahrtkenntnisse aber wurden bisher nur unserer Linie des *Homo sapiens sapiens* zugeschrieben. Wurde der erste Entdecker von auf 750.000 Jahren Alter geschätzten Steinwerk-

Der Flores-Mensch

zeugen, *Theodor Verhoeven*, in den 50er und 60er Jahren von der Fachwelt noch verlacht, weil er „nur“ ein Amateur-Archäologe war, so wurde die Fachwelt nun eines Besseren belehrt.

Homo floresiensis soll sich, wie oben erwähnt, aus dem *Homo erectus* entwickelt haben. Eine eigentlich einleuchtende Erklärung, wenn, ja wenn da nicht die Tatsache wäre, dass *Homo erectus* erstens einmal fast doppelt so groß wie der Flores-Mensch wurde und andererseits sein Gehirn, obwohl nur so groß wie eine Orange, offenbar dennoch zu immensen intellektuellen Leistungen imstande war. Dafür ist eine Besonderheit des „Hobbit-Gehirns“ (weil die Archäologen Tolkien-Fans sind, nannten sie den Flores-Menschen *Hobbit*) zuständig, die so genannte *Area Ten*. Die *Area Ten* liegt ganz vorn am Hirn und ist enorm wichtig im Zusammenhang mit Gehirnfunktionen, die menschliche Fähigkeiten wie Vorausplanung, Initiative ergreifen und Befehle befolgen erst ermöglichen. Das Erstaunliche an der *Area Ten* des „Hobbits“ ist nun die Tatsache, dass dieser Teil seines Gehirn im Verhältnis zur Gesamtgröße sehr groß ist. In der ZDF-Dokumentation „Hobbits - Die Zwerge vom Ende der Welt“ wurde sogar von einer „geradezu riesigen“ *Area Ten* gesprochen, sogar



Die „Area Ten“ des Flores-Schädels.

größer als bei jedem Hominiden, bei denen die Forscher von diesem Gehirnteil wissen.

Auch im Verhältnis zum *Homo erectus*, der ja direkter Vorfahre des *Homo floresiensis* sein soll, wurde nicht annähernd eine so große *Area Ten* entdeckt, sodass man auf eine völlig eigenständige Hominidenart schließen könnte. Aus diesem Grund ist es auch wesentlich wahrscheinlicher, dass nicht der *Homo erectus*, sondern der *Homo floresiensis* die Seefahrt erfand und nach Flores einwanderte.



Schädelvergleich zwischen Schimpanse und Flores-Mensch.

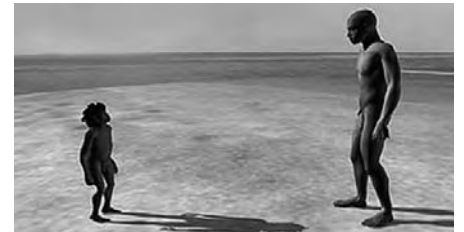
Macht nicht diese Tatsachen eine Verwandtschaft von Flores-Menschen und *Homo erectus* eher unwahrscheinlich? Ein Hund bleibt ein Hund, egal ob er ein Schäferhund, ein Bobtail oder ein Dackel ist. Im Durchschnitt haben alle Hunde dieselben geistigen Fähigkeiten. Der *floresiensis* aber, der ja letzten Endes nur eine verkleinerte Version des *Homo erectus* sein soll, hat ungleich größere Fähigkeiten. Dem „Zwerg von Flores“ mag es ja aufgrund seiner riesigen *Area Ten* möglich gewesen sein, die Schifffahrt zu entwickeln, aber dem *Homo erectus*?

Ist die These von der evolutionären Schrumpfung des *Homo erectus* zum *Homo floresiensis* also nicht viel mehr als eine Mär? Handelt sich nicht vielmehr um eine von der Evolution völlig unabhängige Menschenart? Ist als der *Homo floresiensis* schon genau so auf Flores angekommen und bis zu seinem Aussterben so geblieben, wie er war, ein Meter bis 1,20 Meter groß mit einer im Verhältnis zu anderen Hominiden riesigen *Area Ten*? Mythen und Legenden, sowie archäologische Funde in Bezug auf Zwergenvölker legen dies jedenfalls nahe. Die archäologische Fundlage belegt, dass die von Forschern wie Niles Eldridge angeführten Einwände, „... dass ... Übergangsformen nie existiert haben“ (s. o.), auch auf Flores zuzutreffen scheinen. Bisher hat man Skeletteile von sieben Individuen gefunden, die sich auf Zeiten zwischen 1.000.000 und 13.000 Jahre datieren lassen. Doch alle diese Individuen waren nur einen bis 1,20 Meter groß und wiesen dieselben



Schädelvergleich zwischen Flores- und menschlichem Schädel.

Merkmale, einschließlich der riesigen *Area Ten* auf. Es gibt (zumindest bisher) noch keinen einzigen *Homo erectus*-Knochen, der darauf schließen ließe, dass irgendwann einmal Hominiden gelebt hätten, die nur 1,45 oder 1,60 Meter groß geworden wären, oder deren *Area Ten* zwar kleiner als die des „Hobbits“, aber größer als die seiner Vorfahren gewesen wäre. Wo also sind die Zwischenformen? Müsste es diese nicht selbst dann gegeben haben, wenn sich die Evolution nur in sehr kleinen



Rekonstruierter Vergleich zwischen „Hobbit“ und modernem Mensch.

Schritten vollzogen hätte? Oder anders ausgedrückt: Eine Fliege bleibt immer eine Fliege, egal wie viele Beine, Augen oder Flügel man ihr anzüchtet.

Zwergenvölker in China und Tibet

Mythen und Legenden über Zwergenvölker sind indes nicht selten. Sei es in Form von Märchen, wie das Märchen vom Däumling oder Gullivers Reisen, sei es Form chinesischer Legenden, die Zwergenvölker von anderen Sternen kennen oder als germanische Mythen wie der Mythos von den Schwarzelben (Zwerge) und Lichtelben (Elfen), der z. B. in *R. W. Pinsons* Sammlung germanischer Götter- und Heldensagen nachzulesen ist [S. 23 - 28]. Abschließend sollen zwei derzeit heiß diskutierte „Zwergenvölker“ aus Asien vorgestellt werden, die sich durchaus als Nachfahren des *Homo floresiensis* anbieten könnten. Auf jeden Fall beweisen sie, dass es in der Menschheitsgeschichte durchaus schon immer Zwergenvölker gegeben haben könnte, genau so, wie ich es schon für Riesen nachweisen konnte. [Vgl. hierzu meinen Artikel „Mythos und Realität der Riesen“, in: Magazin 2000plus Nr. 185 Juli/Aug. 2003, S. 74 - 80]

Das Wissen um die Existenz des ersten von mir zu erwähnenden Volkes haben wir der österreichischen Tageszeitung zu verdanken. *Jörg Dendl* gibt in seinem hervorragenden Artikel „Das Geheimnis von Baian Kara Ula: Fiktion oder Wirklichkeit“ [in: Das Erbe der Götter, S. 288 - 308] den Artikel von *Lucretia Williams* wörtlich wieder. Ich möchte



Schädel des *Homo floresiensis*.

diesen an dieser Stelle zitieren: „Zwischen Reis- und Bambusfelder liegt in der chinesischen Provinz Szechuan das Dorf der Zwerge. Hier leben 120 Menschen: Die meisten Erwachsenen messen weniger als 1,15 Meter, der kleinste gar nur 63,5 Zentimeter. Sie fahren mit Kinderfahrrädern und haben ihr Dorf im Puppenhaus-Stil gebaut: kleine Türen, niedrige Stufen, kurze Betten. Experten sind diese Zwerge ein Rätsel - im Normalfall wird nur eines von 20000 Neugeborenen mit einer vererbten Wachstumsstörung geboren. Einige Forscher vermuten, dass Umweltgifte schuld am Zwergewuchs sind, andere glauben, dass ein besonderes Gen das Wachstum verhindert.“

Hartwig Hausdorff brachte diese Meldung in einem seiner aktuellen Artikel für das Magazin 2000plus [Spezial: Alte Kulturen 17/193, S. 72-75] mit seinen Forschungen über die Steinscheiben von Baian-Kara-Ula in Zusammenhang. Die Thesen über die mögliche Ursache für die Existenz des Zwergenvolkes variieren zwischen Umweltgiften und einem bislang unbekanntem Gen, welches für den Zwergewuchs verantwortlich ein könnte. So berichtet auch Dendl, Anfang 1997 sei eine Zeitungsmeldung veröffentlicht worden, in der sich das Geheimnis der Bevölkerung dahingehend aufgeklärt habe, dass Quecksilberkonzentrationen im Trinkwasser des betroffenen Ortes schuld am Zwergewuchs sei. [Dendl, „Das Erbe der Götter“, S. 300].

Die erste Variante konnte Hausdorff in seinem Artikel glaubwürdig widerlegen. Bleibt also fast nur noch die Möglichkeit des bislang unbekanntem Gens. Dieses Gen könnte von Außerirdischen vererbt worden sein, es besteht aber auch die ebenso schlüssige Möglichkeit, dass das Zwergenvolk von Szechuan zu den

Nachfahren des Flores-Menschen zu zählen ist. Interessant könnte in dieser Hinsicht eine Untersuchung der Arien Ten dieser Menschen sein.

Auf das zweite in Tibet ansässige Volk machte Jörg Dendl bereits 1996 in einem kurzen Artikel der interdisziplinären Zeitschrift G.R.A.L. aufmerksam. Bei seinen Recherchen stieß Dendl auf einen Artikel aus dem Jahr 1933, „der verblüffende Nachrichten von dem ‚Kleinen Volk‘ bietet.“ [Dendl in G.R.A.L. 5/6 1996 S. 322]. Der Verfasser J. H. Edgar sei demnach bei zwei Gelegenheiten auf Angehörige eines kleinwüchsigen Volkes in Tibet gestoßen. Die erste Begegnung fand mit einem chinesischen Soldaten statt, der eine Frau von weniger als vier Fuß (1,20 m) Größe mit sich führte. Wenig später traf Edgar in Menkong auf eine ganze Gruppe dieses Volkes.

„Von ihnen konnte er einige messen und er gab für die Männer eine Größe von 4 Fuß 6 Inch und für die Frauen eine Größe von 4 Fuß 2 Inch an.“ [ebd.].

Auch hier könnte es sowohl Zusammenhänge mit den Dropas, als auch mit dem *Homo floresiensis* geben. Weitere Nachforschungen über das Zwergenvolk von Mekong - und wenn man sie findet, eine ausgiebige Untersuchung - sollten also in jedem Falle sehr lohnend sein.

Was auch immer im Laufe der weiteren Forschungen als Wahrheit ans Licht kommt, ob eines der Zwergenvölker nun mit den Dropas oder dem *Homo floresiensis* verwandt ist, es wird auf jeden Fall ein Schlag für die Schulwissenschaft sein. Im ersten Fall wäre die Existenz Außerirdischer auf der Erde endlich einwandfrei nachgewiesen, im zweiten Fall wäre eine weitere vernichtende Kritik am Darwinismus erreicht, einer Theorie, die von der etablierten Schulwissenschaft wohl irgendwann als ungenügend anerkannt werden muss. Es bleibt also auf jeden Fall spannend.

Literatur

- Baigent, Michael: Das Rätsel der Sphinx. Sensationelle Spuren einer Zivilisation zwei Millionen Jahre vor unserer Zeit, Bechtermünz, 1998
- Cracken, Thomas O. Mac (Hrg.): Der 3D Anatomie Atlas, Weltbild 2000
- Eldrige, Niles: Wendezeiten des Lebens. Katastrophen in Erdgeschichte und Evolution, Insel-Verlag 1997
- Darwin, Charles: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtauswahl, Digitale Auflage der 9. Auflage 1899, Directmedia Digitale Bibliothek 2000



Wissenschaftler versuchen den Nachweis zu erbringen, dass die Besiedlung der Insel Flores über Flöße stattfand.

- Dendl, Jörg: Die kleinen Menschen von Tibet, in: G.R.A.L. 5-6 1996, S. 322
- Ders.: Auf den Spuren des Karyl Robin-Evans, in: G.R.A.L. 5-6 1996, S.323-327
- Ders.: Die Steinscheiben von Baian-Kara-Ula, in: G.R.A.L. 6/1995 S. 375 - 377
- Ders.: Das Geheimnis von Baian Kara Ula: Fiktion oder Wirklichkeit, in: Das Erbe der Götter, S. 288 - 308, Hrg. Erich v. Däniken, Goldmann Verlag 1997
- Fishman, Josh: Der Clan. *Homo erectus* Dmansisi, in: National Geographic April 2005, S. 116 - 123
- Gribbin, John & Mary: Kinder der Eiszeit. Beeinflusst das Klima die Evolution des Menschen?, Insel-Verlag 1994
- Hausdorff, Hartwig: Das Geheimnis der Steinscheiben von Baian Kara Ula, in: Alte Kulturen Spezial 17/193, S. 72-75
- Ders.: Die Weiße Pyramide. Außerirdische Spuren in Ostasien, Langen Müller 1994
- Morwood, Mike & Sutikna, Thomas & Roberts, Richard: Die letzten ihrer Art. *Homo floresiensis*, in: National Geographic April 2005, S. 104 - 112
- Pinson, R. W.: Götter und Heldensagen, Gondrom Verlag 1997
- Wesson, Robert: Chaos, Zufall und Auslese in der Natur, Insel-Verlag 1991

Filmdokumentationen

- Poppenberg, Fritz: Hat die Bibel doch Recht?, Drei Linden Film Berlin
- Ders.: Gott würfelt nicht, Drei Linden Film Berlin
- ZDF Expeditionen: Hobbits - Die Zwerge vom Ende der Welt, ausgestrahlt am 12. Juni 2005 im ZDF

Bilder aus www.zdf.de

Georges Bourbaki

Der Physikrebell

Während meiner Promotionszeit an einem Institut für Tiefsttemperaturen in Grenoble war mir bereits aufgefallen, dass einige der Dinge, welche uns die Herren Professoren erzählten, ziemlich merkwürdig klangen. Zu einer offenen Rebellion hatte es damals allerdings noch nicht gereicht.

Später als Zivilangestellter im US-Naval Weapons Laboratory in Dahlgren, Virginia, gab es wiederum Momente, wenn beispielsweise beim Ausmessen der Dämpfungskurven von Filtern, welche auf dem Prinzip des elektromagnetischen Hauteffektes basierten, Dinge passierten, die es eigentlich im Rahmen der normalen Lehrbücher gar nicht geben dürfte. Auch damals reichte es zu einer offenen Rebellion nicht aus.

Viele Jahre später machte ich eine Reise durch ganz Südamerika. Dabei stellte ich fest, dass alles, was über diese merkwürdigen Linien in *Nacza*, Peru, geschrieben worden war, ziemlich idiotisch ist, sodass ich anfangs, mir eine eigene Meinung auch gegen den Mainstream zu bilden und auch offen nach außen hin zu vertreten. Der Erfolg gab mir Recht, denn einen längeren Artikel darüber konnte ich in der venezuelischen Zeitschrift *Interciencia* publizieren, worauf andere Publikationsorgane einschließlich Prof. Hoimar v. Ditzfurth mit seiner ZDF-Sendung „Querschnitte“ sich dieser Meinung anschlossen und sie nach außen hin vertraten.

Nachdem sich niemand mehr so recht für meine antiken Sportplätze in Südamerika interessieren wollte, war mein Selbstbewusstsein in der Zwischenzeit jedoch so weit gestärkt, dass ich es wagte, meine Forschungsaktivitäten in Richtung Einstein und seiner beiden Relativitätstheorien umzuorientieren, weil ich diese komischen Relativitätstheorien nie verstanden hatte und wissen wollte, was dahinter steckte.

Was sich hier als sehr hilfreich erwies, war der Umstand, dass die alten Bestände der TU-München die Wirren des Zweiten Weltkriegs überstanden hatten, sodass ich die in den *Annalen der Physik* publizierten Einsteinschen Artikel alle im Original lesen und studieren konnte.

Je mehr ich in diesem ganzen Schrott herumstocherte, desto erfolgreicher wurde ich. Am Ende saß ich auf einem riesigen Berg von Literatur, anhand welchem eindeutig zu erkennen war, dass insbesondere die Herren Planck



Das Foto zeigt neben meiner damaligen Freundin Manuela und meiner Wenigkeit den Herrn Einstein mit seiner abgeschnittenen Zunge, den schwarz gestrichenen Stuhl mit seiner Inschrift „Der Leerstuhl der Physik“, den schwarz gestrichenen Nachtopf mit seiner Inschrift „Annalen der Physik“ sowie Teile des ominösen Tapeziertisches, welcher der Präsentation der Bücher diente.

und Einstein gemogelt hatten, dass es nur so kracht.

Aufgrund persönlicher Kontakte hatte ich Verbindungen zu einem Verlag in München, worauf in den späten 80er Jahren der Beschluss gefasst wurde, dass ein von mir verfasstes Buch mit dem Titel „Der Sündenfall der Physik“ dort herauskommen sollte. Der Lektor, der mich betreuen sollte, hieß *Hemminger*. Entsprechend dem Sprichwort „Omen et Nomen“ verhielt sich der auch danach, indem er nicht kooperierte und mich dauernd hinhielt. Retrospektiv kam ich jedoch zu der Auffassung, dass in den oberen Etagen des Verlags Beschlüsse gegen mein Buch gefasst worden waren, an welche sich der arme *Hemminger* zu halten hatte. Mit diesem Verlag kam ich jedenfalls nicht weiter, sodass mir Freunde am Ende erklärten, dass man ein Buch auch selbst machen könne. Daraufhin gründete ich den „Aether-Verlag“, sodass das Buch kurz vor der Frankfurter Buchmesse 1990 noch herauskommen konnte. Der Zeitpunkt war allerdings äußerst ungünstig gewählt, weil der erste Irakkrieg unter George Bush sen. vor der Türe stand und alle Menschen nervös reagierten.

Als kleinen Gag hatte ich mir damals das Pseudonym „Georges Bourbaki“ zugelegt, was insoweit eine günstige Wahl darstellte,

- weil es bereits in den 30er Jahren eine anonyme französische Mathematiker-gesellschaft mit dem Namen „Nicolas Bourbaki“ gegeben hatte, welche seinerzeit die Mathematik zu revolutionieren versuchte,
- weil die Initialen „G. B.“ von Georges Bourbaki auch die meines eigenen Namen waren, und
- weil diese Initialen auch denjenigen des Weltbildrevolutionärs Giordano Bruno entsprachen, der 1600 in Rom auf dem Scheiterhaufen gelandet war.

Für mein Buch „Der Sündenfall der Physik“ hatte ich ein schönes Titelblatt gewählt. Es zeigt den kleinen Höllentwurf von *Rubens*, so wie er in der Alten Pinakothek von München bewundert werden kann. In diesem Sinn hätte ich dann auch den Titel meines Buches wählen können, aber so böseartig wollte ich gegenüber dem armen Albert Einstein dann doch wieder nicht sein. Was den Inhalt betrifft, so geht es im Wesentlichen darum, zu belegen, wie bescheuert die theoretischen Physiker sind:

Nehmen wir das Beispiel der *Speziellen Relativitätstheorie* von *Albert Einstein*. Ursprünglich wollte *Michelson* den die Erde treffenden Ätherwind messen. Er verwendete dazu ein modi-

fiziertes Instrument zur Bestimmung der Lichtgeschwindigkeit, das auf dem Prinzip des Zweiwegverfahrens basierte. Dies hatte zur Folge, dass sich die linearen Glieder eines zu messenden Ätherwindes herausheben, sodass nur quadratische Glieder zu messen waren. Zur Ätherwindbestimmung ergab sich dabei der Ausdruck $1-v^2/c^2$, wobei v die Geschwindigkeit des Ätherwindes und c die Lichtgeschwindigkeit sind. Um die angeblichen Nullresultate des Michelson-Versuchs zu erklären - später waren es gar keine Nullresultate mehr -, machte unser lieber Einstein etwas absolut Idiotisches: Im Rahmen seiner Speziellen Relativitätstheorie verkürzte er die Längenmaße um den Faktor $(1-v^2/c^2)^{-1/2}$ und dehnte die Zeit um den gleichen Faktor $(1-v^2/c^2)^{-1/2}$, um dadurch den nicht gemessenen Bewegungsfaktor zu kompensieren. Dies aber bedeutet, dass die Lorentzkontraktion und die Zeitdilatation - so heißen diese beiden Dinge, welche auch heute noch Teil der an den Hochschulen gelehrteten Physik sind - die Folge eines von Michelson verwendeten sehr ungeschickten Messinstrumentes sind, welches auf dem Zweiwegverfahren basierte. Hätte Michelson ein Messinstrument verwendet, das auf dem Einwegverfahren basiert, was für die Bestimmung eines Ätherwindes wesentlich geeigneter gewesen wäre, weil man dann nicht nur quadratische, sondern auch lineare Glieder erfassen kann, was natürlich sehr viel einfacher und genauer gewesen wäre (so etwas geht ohne weiteres, siehe die DE PS 42 42 765), dann wären ganz andere Faktoren für die Festlegung der Lorentzkontraktion und der Zeitdilatation herausgekommen.

Man erkennt somit, dass unsere derzeitige Physik das Resultat eines ziemlich idiotischen Messinstrumentes ist, welches ein Herr Michelson gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Bestimmung des Ätherwindes verwendet hatte (Das Ganze erinnert ein wenig an eine Person, die mit einer Cartier-Uhr stolz herumspaziert, auf deren Zifferblatt irgendwo in Kleinschrift „Made in China“ draufsteht!).

Bezüglich der Allgemeinen Relativitätstheorie zeigte unser lieber Herr Einstein noch einen größeren Schuss im Kopf. Vorauszuschicken wäre dabei Folgendes: Es ist seit langem bekannt, dass Gase optische Medien sind, welche ähnlich wie Glas Lichtstrahlen ablenken. Auf der Erde gibt es beispielsweise das Fata-Morgana-Phänomen, indem in einer Wüstengegend gelegentlich Objekte zu sehen sind, die in Wirklichkeit gar nicht dort sind bzw. sich ganz woanders befinden. Aufgrund dieses optischen Ef-

fektes der Erdatmosphäre gibt es die so genannte *terrestrische Aberration*, gemäß der die Lichtstrahlen beim tangentialen Einfall in die Erdatmosphäre um etwa 35 Bogenminuten abgelenkt werden. Dies bedeutet, dass wir hier auf der Erde die Sonne beim Sonnenuntergang noch sehen, obwohl sie eigentlich schon untergegangen ist. In ähnlicher Weise hat auch unsere Sonne eine weit in den Weltraum hinausreichende Atmosphäre, sodass es nur natürlich erscheint, wenn man der Sonne auch so eine solare Aberration zubilligen würde.

Aber was tat unser lieber Herr Einstein? Er postulierte, dass das Licht aus einer Art von „Kanonenkugeln“ bestehe, die sich mit 300.000 km pro Sekunde durch den Weltraum bewegen, und dass es die Schwerkraft der Sonne wäre, welche diese mit 300.000 km pro Sekunde durch den Weltraum sausen Kanonenkugeln ablenken würden. Bei einem Sonnendurchmesser von etwas mehr als 106 Millionen km braucht ein Lichtstrahl etwa vier Sekunden, um an der Sonne vorbeizukommen. Auf der Erde fällt ein Gegenstand in vier Sekunden etwa 80 Meter. Da die Schwerkraft auf der Sonnenoberfläche etwa 26-mal so groß wie auf der Erde ist, plumpsen diese Kanonenkugeln „Licht“ somit bei einer Wegstrecke von etwas mehr als 106 km um etwa zwei Kilometer herunter, woraus sich dann wiederum dieser ominöse Wert von 0.81 Bogensekunden Lichtablenkung ergibt. Dagegen gibt es jedoch mehrere Einwände:

1. Diese Berechnung hatte ein Astronom namens *Georg Friedrich Soldner* bereits zuvor einmal durchgeführt.
2. Wir wissen mittlerweile, dass Licht ein Wellenphänomen ist.
3. Wir wissen, dass die Sonne eine Atmosphäre hat, die Licht ablenkt, und
4. bei einer Sonnenfinsternis 1928 in Nordsumatra, bei der vier Fotografien gemacht werden konnten, wackelten die Hintergrundsterne um mehr als 100 % hin und her, was natürlich nur im Sinn einer turbulenten Sonnenatmosphäre interpretiert werden kann. Trotzdem ist es weiterhin allgemeine Lehrmeinung der Physik, dass große Massenkörper den leeren Raum krümmen würden, wodurch Gravitation mit all den daraus sich ergebenden Konsequenzen, wie schwarzen Löchern hervorgerufen würde.

Das ist natürlich reiner Schwachsinn. Es ist auch sehr leicht zu testen, indem man einen Physiker oder Astronomen mit der Frage konfrontiert, ob denn bei der Sonne mit ihrer Atmos-



phäre die solare Aberration schon jemals gemessen wurde, worauf man nur den sich ergebenden Gesichtsausdruck abwarten muss.

Kurz vor Beginn der Frankfurter Buchmesse 1990 hatte ich an den Polizeipräsidenten der Stadt Frankfurt geschrieben mit der Bitte, ob er mir für die geplante Verkaufsaktion vor den Toren der Frankfurter Buchmesse nicht einen seiner Schützenpanzer leihen könne. Daraufhin hatte mir der Polizeipräsident recht freundlich erwidert, dass ihm leider kein Schützenpanzer zur Verfügung stehe, was ich dann wiederum etwas merkwürdig fand.

Die Sache endete damit, dass ich mit ein paar Freunden vor den Toren der Frankfurter Buchmesse 1990 stand, wo diverse Exemplare meines Buches auf einem Tapeziertisch ausgebreitet waren. Auf der einen Seite befand sich ein Bild von Albert Einstein, dem gerade mit einer Schere die herausgestreckte Zunge abgeschnitten wird. Auf der anderen Seite stand ein schwarz gestrichener Stuhl ohne Sitzplatte, auf dessen Lehne „Leerstuhl der Physik“ (mit zwei „e“) zu lesen war. Darunter befand sich ein schwarz gestrichener Nachtopf, auf welchem die Worte „Analen der Physik“ (mit einem „n“) zu lesen waren.

Dazu hatte ich eine riesige Menge von Werbezetteln drucken lassen, mit denen u. a. das ganze Pressezentrum der Frankfurter Buchmesse dekoriert wurde und die höchst generös unter die Scheibenwischer der Autos auf dem Parkplatz der Buchmesse geklemmt wurden.

Der Erfolg dieser Verkaufsaktion war allerdings recht mäßig. Das war vor allem dadurch bedingt, dass die Presseleute, um die ich mich heftigst bemüht hatte, mich wie der Teufel das Weihwasser mieden und einen riesigen Bogen um meinen Tapeziertisch machten. Nach dem Ende der Frankfurter Buchmesse machten wir uns etwas desillusioniert auf die Heimreise, wobei fast alle mit-

Der Physikrebell

gebrachten Bücher unverkauft wieder mitgenommen werden mussten.

Hier Auszüge einiger Schreiben, wie sie sich bei späteren Buchbestellungen ergaben:

- „... habe ich es mir nicht nehmen lassen, Ihr Buch von A bis Z zu lesen und bin davon begeistert!“
- „... wie Sie die Erfahrung gemacht, dass Elektroingenieure exakter denken als Physiker.“
- „Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem Sündenfall... Der Sündenfall der Theoretischen Physik besteht darin, dass sie sich zugunsten von Subjektivismus und Relativismus immer weiter von der objektiven Realität entfernt.“
- „Find myself little of the present day physics worth retaining.“
- „There is much in it which with I agree and much from which I can learn.“
- „Muss erst einmal das Eis brechen, dann wird es schnell gehen.“
- „Bombe geht nicht gegen einen Betonbunker, sondern gegen einen Schwarm von Moskitos.“
- „Finde das von Ihnen dargebotene Quellenmaterial imponierend und mit großem Fleiß und sicher Zeitaufwand zusammengetragen. Die Sprache herzerfrischend, mitunter keck und frech, die Argumente gut formuliert und fast ausnahmslos überzeugend, das Ganze mit etwas Selbstironie und Witz durchsetzt und alles im allen großartig und aufrüttelnd.“
- „Jedenfalls nur ein Sündenfall? Sie belieben zu scherzen. Für diesen kriminellen Akt dieser Wissenschaftsmafia, der ohne Beispiel und ohne Vergleich ist und vermutlich ewig ohne Beispiel bleiben wird, muss erst noch ein dazu passender Begriff geschaffen werden.“

Die Herren Nobelpreisträger, denen ich je ein Exemplar meines Buches zukommen ließ, waren von meinem Opus natürlich wesentlich weniger begeistert:

- So schrieb mir beispielsweise der Nobelpreisträger von Klitzing in einem Schreiben vom 15.1.1991: „Ihren Brief und Ihren Sündenfall der Physik habe ich erhalten. Ich habe mich darauf entschlossen, meine Ehrenmitgliedschaft bei DABEI (eine dem Deutschen Patentamt nahe stehende Vereinigung) abzulegen, da ich kein Interesse habe, weiterhin Anlaufstelle für verfolgte Genies zu sein, die ihre Weisheiten nur durch Veröffentlichungen im Selbstverlag verbreiten können.“

Eine Sekretärin des Nobelpreisträgers Mößbauer namens Claudia Strauß schrieb mir hingegen am 27.1.1991: „Nach Mitteilung von Herrn Prof. Möß-

Georges Rourbaki

DER SÜNDEFALL DER PHYSIK

AETHER-VERLAG MÜNCHEN 1990 206 Seiten

Der Höllensturz üppiger Rubensleiber auf der Umschlagseite (zweispaltiges Großoktav) zeigt künftlerisches Interesse des Verfassers. Mit grimmigen Humor, klar und logisch fortschreitend, ist das Buch geradezu spannend zu lesen. In keinem anderen Einsteinbuch habe ich ein so umfassendes und in die Tiefe gehendes Quellenstudium gefunden. Die Beschuldigten aber bilden eine geschlossene Phalanx streng und orthodox Gläubiger. Dennoch, auch ich habe die gewisse Hoffnung, daß es bis zum Durchbruch nicht mehr weit sein kann.

Buchbeschreibung in „Wissen im Werden“ (Heft 1991).

bauer enthalten Ihre Unterlagen Unsinn.“

Die Aussage des Herrn von Klitzing war dabei insoweit freundlicher, weil er mir zumindest eine gewisse Genialität zuerkannte („Besser ein verfolgtes Genie als gar keines!“) Dabei bleibt es allerdings offen, wer hier der Fuchs und wer der Hase ist.

Zuvor hatte sich Prof. Hans Peter Dürr vom Max-Planck-Institut für Astrophysik in München in einem an mich gerichteten Schreiben vom 31. Juli 1989 bezüglich der Einsteinschen Relativitätstheorie wie folgt geäußert: „Diese Theorie hat sich heute in einem so umfassenden Maße bewährt und ihre theoretische Ausdeutung ist auf so einleuchtende Weise Teilstück eines ganzen Theorienkomplexes, dass ich mir kaum vorstellen kann, wie dies alles falsch sein könnte.“

In einem späteren Schreiben von Prof. Dr. Carl Friedrich von Weizsäcker vom 22. April 1994 hieß es hingegen: „Ich erinnere mich aus meiner Kindheit, noch in einem populären Buch Derartige

gelesen zu haben. Inzwischen aber sind alle diese Gedanken überholt, weil die Gravitation im Rahmen der allgemeinen Relativitätstheorie beschrieben wird.“ (Was soll diese blöde Aussage? Beschreiben lässt sich natürlich alles. Wo bleibt da die Wahrheit?)

An der österreichisch-tschechischen Grenze in Zwingendorf gibt es ein nicht mehr benutztes Zollhaus aus der Zeit der K&K-Monarchie. Darin hauste viele Jahre lang ein alter Physiker aus der Schule von Ernst Mach namens Gottfried Barth. Er gab eine kleine Zeitschrift mit dem Titel „Wissen im Werden“ heraus. Ihn hatte ich im Jahr 1991 besucht, worauf in dem 1991-Heft dieser Zeitschrift die obige Buchbesprechung zu lesen war.

Bei diesem Besuch konnte mir Herr Barth sehr interessantes Material zeigen, welches mir bis dato unbekannt war. Kurz vor seinem Ableben unterschrieb mir Barth noch eine eidesstattliche Erklärung, welche möglicherweise für die Nachwelt von Interesse ist.

Im österreichischen Graz gab es

Eidesstattliche Erklärung

Als ich vor einigen Jahren Prof. E. Gehrcke in Berlin besuchte, erzählte er mir, daß Albert Einstein während seiner Berliner Periode einen neuen Assistenten erhalten hatte, welcher nach etwa sechs Wochen seinen neuen Assistentenposten mit der Aussage wieder verließ: "Dieser Mann ist ein Betrüger!" An den seinerzeit von Gehrcke genannten Namen kann ich mich leider nicht mehr erinnern.

Zwingendorf, den

3. März 95

Gottfried Barth
Haus Bradley
2063 Zwingendorf
Österreich

hingegen einen bulgarischen Dissidenten namens *Stefan Marinov*, der mit seinen nichtkonformen Meinungen und Aktionen zuerst diverse Leute vom politischen Establishment in Bulgarien und später - als man ihn aus Bulgarien hinausgejagt hatte - diverse Leute vom Physikestablishment genervt hatte. Dieser Herr Marinov gab ebenfalls eine kleine Zeitschrift mit dem etwas unglücklichen Titel „Deutsche Physik“ heraus. In das Januar/März-Heft 1992 dieser Zeitschrift wurde auf meinen Sündenfall mit einer Darstellung des Titelblattes Bezug genommen.

Vier Jahre später im Januar/März-Heft 1996 dieser Zeitschrift wurde erneut auf meinen Sündenfall Bezug genommen, indem ein Nachdruck des gesamten Kapitels „Planck und die schwarzen Hohlräume“ erfolgte.

Es gibt schließlich noch eine in Basel publizierte katholische Zeitschrift namens „SAKA-INFORMATIONEN“. Im Mai 1992 brachte diese Zeitschrift einen Beitrag, in dem auf Bourbaki und auf sein Buch Bezug genommen wird.

Im Septemberheft dieser Zeitschrift folgte ein von mir verfasster Leserbrief mit folgendem Wortlaut:

„100 Autoren gegen Einstein

Ein kleiner Nachtrag zu dem Leserbrief von Herrn Rothkranz in den SAKA-INFORMATIONEN vom Mai 1992. Seite 127:

Das 1931 beim Voigtländer Verlag in Leipzig erschienene Buch „100 Autoren gegen Einstein“ enthielt u. a. Exklusivbeiträge von 28 Autoren, von welchen zumindest die folgenden Autoren als prominent anzusehen sind:

- Dr. Solomo Friedlaender (1871-1946). Kunsthistoriker und bekannt vor allem durch seine literarischen Werke, welche er unter dem Pseudonym „Myona“ publizierte (im Jahre 1972 fand zu seiner Ehre an der Akademie der Künste in Berlin eine Gedächtnisausstellung statt).
- Dr. Hans Israel (1902 bis 1970), einer der größten Wissenschaftler unseres Jahrhunderts auf dem Gebiet der Luftelektrizität und Gewitterforschung.
- Dr. Oskar Kraus (1872 bis 1942), doppelt promovierter Jurist und Philosoph an der deutschen Universität von Prag (er ist der Autor eines früheren offenen Briefes an Einstein, welcher von Einstein selbst jedoch nie beantwortet wurde).
- Dr. Emanuel Lasker (1868 bis 1941), Mathematiker und Schachweltmeister von 1896 bis 1921.

Obwohl ich mir diesbezüglich kein endgültiges Urteil anmaßen möchte, so habe ich doch den Eindruck, dass hier

einige sehr intelligente und prominente jüdische Mitbürger sich zu der Auffassung durchgerungen hatten, dass man den in der Weimarer Republik gespielten Poker doch nicht zu hoch ziehen sollte. Da die Medien mit ihrer eminenten Kurzsichtigkeit dieses Signal wohl nicht so recht verstanden hatten oder nicht verstehen wollten, wurde dieser Poker dann weitergespielt, bis es dann im Jahre 1933 eben nichts mehr zum Pokern gab, was nicht nur für unsere jüdischen Mitbürger, sondern ebenfalls für das ganze deutsche Volk sehr katastrophale Folgen hatte.

Zur allgemeinen Information noch Folgendes: Im Jahre 1991

reichte ich bei der Staatsanwaltschaft in Bonn eine 60-seitige Strafanzeige gegen die Deutsche Physikalische Gesellschaft mit Sitz Bad Honnefeld, welche vor allem auf § 129 des Strafgesetzbuches (Bildung einer kriminellen Vereinigung) gestützt war. Da die Staats- und Oberstaatsanwälte im Raum von Bonn und Köln jedoch sehr establishmentverbunden und ohne jegliche Zivilcourage waren, wurde diese Strafanzeige mit sehr einsilbigen Schriftsätzen in zwei Instanzen als unbegründet zurückgewiesen (An eventuelle Interessenten könnten Kopien des gesamten Vorgangs gegen einen entsprechenden Unkostenbeitrag gerne zur Verfügung gestellt werden).

Da das Publizieren von physikkritischen Artikeln in den bekannten Wissenschaftszeitschriften sich praktisch als undurchführbar erwies, verlegte ich mich in der Folge auf das Abfassen von Patentanmeldungen, weil dies eine relativ kostengünstige Publikationsmöglichkeit war.

Die erste dieser Patentanmeldungen betreffend ein Ätherwind-Messgerät wurde am 17. Dezember 1992 unter dem Aktenzeichen: P 42 42 765.7 beim Deutschen Patentamt eingereicht. Da sich der Prüfer mit Händen und Füßen gegen eine Patenterteilung wehrte - und zwar mit dem Argument, wenn es schon keinen Äther gibt, dann kann man ihn auch nicht messen - führte dies zu einer auf den 7. November 1994 angesetzten, sehr ungewöhnlichen Anhörung,



an der auf meinen Antrag hin - man staune - der damalige Präsident des Deutschen Patentamtes Prof. Dr. Häußler persönlich teilnahm. Gegen großen Widerstand des Prüfers wurde dieses Patent dann unter der Nummer 42 42 765 doch erteilt.

Etwas ungewöhnlich ist dabei noch der Umstand, dass auf dem Patent als Anmelder „Georges Bourbaki“ genannt ist, was natürlich nur ein Pseudonym ist. Nach eifriger Durchsicht aller Bestimmungen wurde jedoch auch vonseiten des Patentamtes zugestanden, dass das Erteilen von Patenten auf ein Pseudonym nicht ausdrücklich verboten sei. Hier der Wortlaut des erteilten Anspruchs 1:

„Patentansprüche

1. Interferometeranordnung zur Bestimmung von möglicherweise richtungsabhängigen Differenzen der Größe der Lichtgeschwindigkeit zum Nachweis eines die Erde möglicherweise beaufschlagenden Ätherwindes, insbesondere an einem gegenüber dem Meeresspiegel stark erhöhten Standort, unter Einsatz einer kohärenten Lichtquelle, von welcher aus zwei entlang getrennter Lichtpfade geführte Teilstrahlen einer auf einer, eine drehbare Achse aufweisenden, drehbaren Anordnung angeordneten Auswerteinheit zur Ausbildung von Interferenzstreifen zuführbar sind, dadurch gekennzeichnet, dass die Auswerteinheit (20) mittig auf der drehbaren Anordnung (Scheibe 14) befestigt ist, und dass Mittel (Umlenk-

Der Physikrebell

spiegel 15,16) zum Zuführen der beiden Teilstrahlen (18,19) aus entgegengesetzten Richtungen zu der Auswerteinheit (20) vorgesehen sind.“

Noch dramatischer war das Erteilungsverfahren einer Patentanmeldung mit der Bezeichnung „Superluminale Kommunikationseinrichtung“, welche ebenfalls mit Datum vom 17. Dezember 1992 unter der Anmeldungsnummer P 42 42 753.3 beim Deutschen Patentamt eingereicht worden war. Hier machte der Prüfer ziemlich kurzen Prozess und wies die Anmeldung mit Beschluss vom 13. Dezember 1993 umgehend zurück. Daraufhin ging ich in die Beschwerde, worauf am 21. Juni 1995 eine Beschwerdeverhandlung vor dem 30. Senat des Deutschen Patentgerichtes stattfand. Diese Verhandlung lief zugegebenermaßen nicht sehr gut, weil ich nur relativ schlechtes Material hatte und keine eigenen experimentellen Daten vorweisen konnte, sodass ich am Ende meine Beschwerde freiwillig zurückzog.

Für diese Verhandlung war erstaunlicherweise von Hamburg eigens ein Wissenschaftsredakteur der Wochenzeitung „DIE ZEIT“ angereist, weil gerade damals gewisse Messresultate mit superluminalen Geschwindigkeiten eines Prof. Nimtz aus Köln in der Fachwelt heftigst diskutiert wurden. Daraufhin erschien in der Ausgabe der ZEIT vom 21. Juli 1995 - d. h. unmittelbar nach meiner Verhandlung vor dem Deutschen Patentgericht - ein Artikel mit der Überschrift „Der geölte Quantenblitz“, der von einer durchaus passenden Zeichnung begleitet war.

In dem Artikel wird indirekt auf die Bourbakische Patentanmeldung Bezug genommen, indem es heißt:

- „Privatgelehrte und Theorienschöpfer, die es immer schon gewusst haben, stehen bei Nimtz Schlange. Ihre Denkbäude, im Eigenverlag veröffentlicht und Wissenschaftsredakteuren bestens bekannt, können natürlich auch dieses neue Experiment zwanglos erklären, gerade weil es den Rahmen der Physik zu sprengen scheint“, und
- „Ein anderer wünscht sich Unterstützung im Kampf gegen die bornierten Sachbearbeiter des Deutschen Patentamtes. Seine Patentanmeldung betrifft natürlich eine superluminale Kommunikationseinrichtung.“

Dazu noch folgende Bemerkung: Superluminale Signale - d. h. genau genommen longitudinale Stoßwellen - kann man heute problemlos in jedem besseren Labor erzeugen. Das Problem ist hier, dass es äußerst schwierig ist und einen enormen apparativen Aufwand erfordert, um derartige Geschwindigkeiten messen zu können. Superluminale EMP-Impulse werden im Übrigen

Offenlegungsschrift	Bezeichnung der Anmeldung	Anmeldedatum
DE 195 20 484 A1	Lichtquelle	03.06.1995
DE 196 32 828 A1	Stoßenergiewandler	14.08.1996
DE 196 54 784 A1	Verfahren zur Überprüfung der Determiniertheit und Indeterminiertheit von natürlichen Kernzerfallprozessen	31.12.1996
DE 198 01 794 A1	Vorrichtung zur Bestimmung der Geschwindigkeitsverteilung von Gasen und Gasmischungen	19.01.1998
DE 198 43 150 A1	Vorrichtung zur Widerlegung des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik	21.09.1998

von den Militärs seit langem verwendet. Dies alles lässt beispielsweise in der Offenlegungsschrift DE 42 42 753.A 1 sehr schön nachlesen.

Eine kurze Auflistung von weiteren Patentanmeldungen, welche in diesem Zusammenhang noch getätigt wurden, können Sie oben sehen.

Da ich seinerzeit noch an die Rechtsstaatlichkeit unserer Bundesrepublik Deutschland glaubte, hatte ich bereits während des Jahres 1991 eine fast 70-seitige Strafanzeige gegen die Deutsche Physikalische Gesellschaft mit ihren fast 10.000 Mitgliedern wegen Bildung einer kriminellen Vereinigung nach § 129 StGB ausgearbeitet und am 23. September 1991 bei der Bundesstaatsanwaltschaft in Karlsruhe eingereicht. Diese inhaltlich sehr lesenswerte Anzeige brachte jedoch keinerlei Resultate, weil der Generalbundesanwalt beim Bundesgerichtshof sich entsprechend Schreiben vom 1. Oktober 1991 als nicht zuständig erklärte, worauf diese Anzeige mit jeweils neuen Aktenzeichen zwischen den diversesten Gerichten in Bonn und Köln wie beim Skat hin- und hergeschoben wurde. Die Sache endete schließlich doch noch auf dem Schreibtisch des damaligen Generalbundesanwaltes von Stahl (Omen est Nomen!), worauf eine Person mit dem Namen „Hannich“ sich auf dem Briefpapier des Generalbundesanwaltes mit Datum vom 3.11.1992 u. a. wie folgt, äußerte: „... lässt erkennen, dass Ihre Ausführungen keinen Anfangsverdacht einer in die Ermittlungszuständigkeit des Generalbundesanwaltes fallenden Straftat begründen.“

Interessant ist hier ein Schreiben eines Dr. Axel Gretzinger vom Bund der Steuerzahler mit Datum vom 21. Dezember 1992, in welchem es heißt: „Allerdings muss ich ehrlich sagen, dass ich der Strafanzeige gegen die Deutsche Physikalische Gesellschaft, so ungewöhnlich sie sein mag, keine realistischen Erfolgchancen beimesse. Kein Staatsanwalt wird sich ernsthaft an die Sache heranwagen.“ Selbst dieser Dr. Gretzinger gibt somit zu, dass unsere Staatsanwälte alles Feiglinge sind! Diese Strafanzeige

wurde mittlerweile in einem Dokument mit dem Titel „Jo so sann's“ zusammengefasst.

Als Reaktion auf meine Auseinandersetzung mit dem Bundesstaatsanwaltschaft in Karlsruhe hatte ich seinerzeit in der Münchner Abendzeitung vom 25. November 1992 folgende Kleinanzeige aufgegeben:

„Guter Augenarzt gesucht!

In einem im SZ-Magazin Nr. 50/91 abgedruckten Gespräch vertrat E. von Brauchitsch die Auffassung, der SPIEGEL sei, was die linke Seite angehe, so stockblind, dass er drei Tupfer auf die Stirne kriegen müsste. Gar nicht unflott revanchierte sich der SPIEGEL, indem er gegenüber A. von Stahl in einem im Heft 45/92 abgedruckten Interview die Meinung kundtat, dass dieser auf dem rechten Auge blind wäre. Wer hilft mir weiter bei der Beantwortung der Frage, wer nun wo blind ist - unser SPIEGEL auf dem linken Auge oder unser Generalbundesanwalt auf dem rechten? Georges Bourbaki. Zuschr. unt. ei ZA1086120 an den Verlag.“

Das Erstaunliche war hier nur - unmittelbar darauf rief mich ein mit mir befreundeter Augenarzt aus Luxemburg an, der natürlich von dieser Kleinanzeige keine Ahnung hatte, um sich zu erkundigen, wie es mir ginge. Nun, ich tat mein bestes, um meinen Luxemburger Freund nicht nach Karlsruhe oder Hamburg zu schicken.

Eine Kopie meiner 70-seitigen Anzeige gegen die Deutsche Physikalische Gesellschaft hatte ich u. a. auch dem Springer-Verlag zukommen lassen, worauf mir Frau Friede Springer in einem Schreiben vom 30. Mai 1996 etwas hochnäsiger geantwortet hatte: „In Deutschland haben wir die Pressefreiheit. Es käme mir nicht in den Sinn, irgendeinen Journalisten beeinflussen zu wollen. Ich hoffe, dass Sie das einsehen.“ Gleichzeitig wurde mir die Kopie meiner 70-seitigen Anzeige zur Entlastung zurückgesandt. Dies nur zum Beleg, wie unsere deutsche Presse mit wirklich interessanten Dokumenten umgeht.

Jahre gingen durchs Land. Mittlerweile hatte ich an meinem zweiten Buch

DIE HIN-KRIEGER



Georges Bourbaki

„DIE HIN-KRIEGER“ weitergearbeitet und ein ganz lesbares Manuskript erstellt, welches eher die sehr menschlichen Aspekte des von der theoretischen Physik gegen die diversen Widerstände durchgesetzten Paradigmawechsels enthält.

In der Folge überstürzten sich ein wenig die Ereignisse, als mir im Februar 1995 aus blauem Himmel heraus die Mitgliedschaft an der recht angesehenen *New York Academy of Sciences* angeboten wurde, welches Angebot ich natürlich sehr gern annahm.

Ursprünglich war ich der Auffassung, dass die Leute von der *New York Academy of Sciences* aufgrund der Kontaktaufnahme mit meiner Person an einer Erneuerung der Physik interessiert seien, sodass ich ihnen fleißig Briefe schrieb. Ich wurde jedoch sehr schnell eines Besseren belehrt, als ich feststellen musste, dass alle diese an sie gerichteten Schreiben unbeantwortet blieben. Als bleibenden Zugewinn verblieb mir nur ein Artikel eines Physikprofessors der Universität von Texas namens *Tony Rothman*, der in der von der *New York Academy* herausgegebenen Zeitschrift „*The Sciences*“ im Juli/August-Heft 1997 einen Artikel mit der Überschrift „*Irreversible Differences*“ publiziert hatte. Darin macht Rothman die durchaus berechnete Aussage, dass alle Phänomene der Thermodynamik zeitlich irreversibel zum Ablauf gelangen. Da die Thermodynamik jedoch auf der Newtonschen Mechanik aufgebaut sei, die wiederum zeitlich reversibel formuliert wäre, könne hier etwas nicht ganz stimmen. Dieser Rothmansche Artikel, der anscheinend intern zu einem ziemlichen Skandal geführt hatte, führte mich zu der Erkenntnis, dass die Ursprünge der fehlerhaften Physik des 20. Jahrhunderts zum Teil in der fehlerhaften Newtonschen Mechanik

zu suchen sind, sodass ich diesbezüglich hellhörig wurde.

Meine Mitgliedschaft bei der *New York-Academy of Sciences* führte mit einiger Verspätung später zu einem entsprechenden Eintrag im „*Who's Who in the World*“ von 1998.

Um bei dieser Physik-Angelegenheit etwas mehr Wind in die Segel zu bekommen, ließ ich in *DIE ZEIT* vom 10. November 1995 unter den Stellenangeboten folgende Anzeige setzen:

*„Zehn Doktoranden gesucht
Stehen Sie als Student der Hochfrequenztechnik kurz vor Ihrem Prädikatabschlussexamen und suchen Sie eine interessante Promotionsstelle, hier ist eine Möglichkeit:*

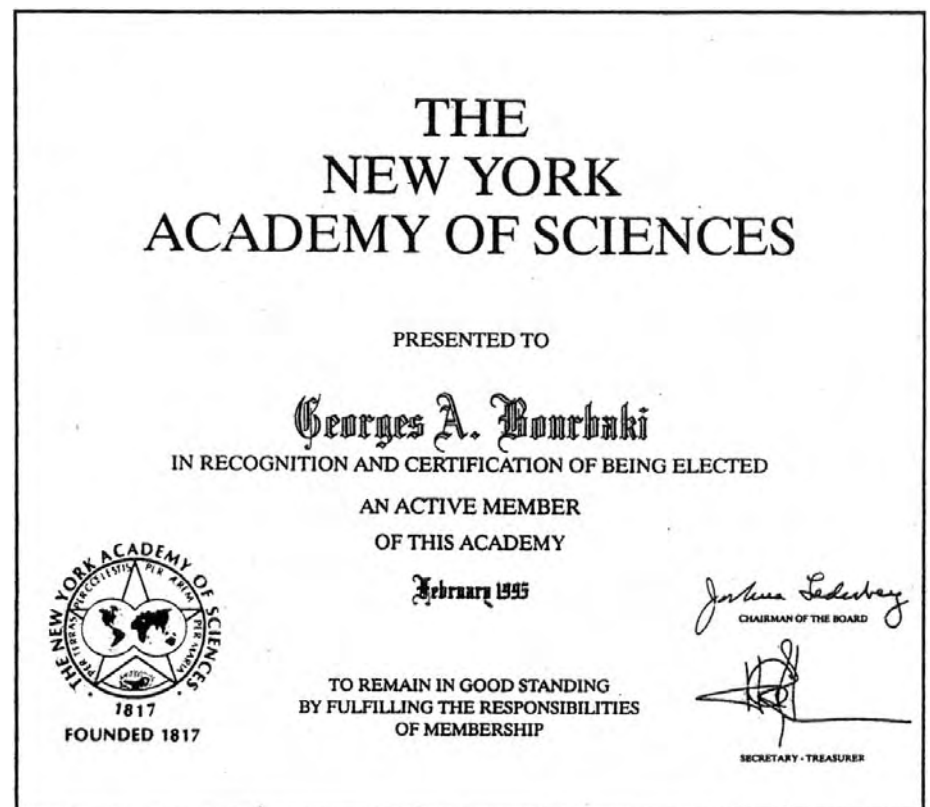
Während der 20er Jahre dieses Jahrhunderts wurde in Deutschland bekanntlich die Quantenphysik entwickelt, was uns die so genannten „Goldenen Jahre der Physik“ bescherte. Kritische Analysen haben nunmehr gezeigt, dass diese ganze Quantenphysik letztlich auf Sand gebaut ist. (In einem demnächst auf dem Deutschen Buchmarkt erscheinenden Buch „DIE HIN-KRIEGER“ wird dieser Umstand etwas ironisch mit der Kapitelüberschrift „Das Katzensgold aus der Leine“ umschrieben!) Wenn nämlich die Balmerische Gleichung für die Spektrallinien des Wasserstoffatoms etwas lehrt, dann die Erkenntnis, dass diese Spektrallinien durch Signal-Differenzbildung zweier schwingender Systeme hervorgerufen werden. Während Feynman, nach allgemeiner Einschätzung einer der intelligentesten Physiker unseres Jahrhunderts,

sich noch dahingehend geäußert hatte, dass die Quantenmechanik gänzlich unverständlich sei, ergibt sich nunmehr die Erkenntnis, dass die Spektrallinien von Atomen durch hochfrequente Modulationsphänomene höchstwahrscheinlich im Zusammenhang mit gegenseitigen Atomkollisionen hervorgerufen werden. Dabei besteht die berechnete Hoffnung, dass längerfristig nicht nur für die Spektrallinien des Wasserstoffatoms, sondern auch für alle anderen Atomkonfigurationen eine rationale Erklärung - diesmal ganz ohne Energiequanten und Sprüngen in den Elektronenbahnen - gefunden werden kann.

Interessiert Sie eine wirklich interessante Doktorarbeit auf diesem Gebiet, welche unter Umständen auch zu einem Nobelpreis führen könnte, dann schreiben Sie bitte. Geld für die Durchführung einer derartigen Arbeit kann beschafft werden. Über eine Angliederung dieses Projekts an einer deutschsprachigen Universität wird derzeit noch verhandelt. Bei Zuschrift wird weiteres Informationsmaterial zur Verfügung gestellt.“

Da das zu keinerlei Reaktionen führte, probierte ich es später mit drei Anzeigen in der *Neuen Züricher Zeitung* aus. Anhand der ausbleibenden Reaktionen auf diese Anzeigen war zu erkennen, dass auch auf diese Weise kein Blumentopf zu gewinnen war, sodass ich aus Kostenüberlegungen heraus weitere Anstrengungen in dieser Richtung einstellte.

Anfang 1996 erhielt ich ziemlich überraschend eine Einladung zu einem





alternativen Wissenschaftskongress in Perugia/Italien, der vom 4.-7. September 1996 stattfinden sollte.

Ich wurde in diesen Zusammenhang gebeten, dass ich zwei kürzere Referate über eine Kritik der Speziellen und Allgemeinen Relativitätstheorie sowie über einen von mir vorgeschlagenen Gravitationsmechanismus auf Ätherbasis halten sollte. Diese Einladung nahm ich natürlich mit Freuden an, weil ich Italien sehr liebe und schätze und dies mir wieder einen Anlass für eine kürzere Italienreise gab.

Die beiden Referate wurden von mir gehalten. Ich muss aber zugestehen, dass sie kein großer Erfolg waren, weil die Alternativleute anscheinend noch schlimmer als die Etablierten sind: Jeder ist nur mit sich selbst beschäftigt und interessiert sich nicht im Geringsten um das, was die anderen zu sagen haben. Letztlich war das Ganze etwas frustrierend, zumal die einzige italienische Zeitung, die über diesen Kongress von Physikdissidenten berichtete, ausgerechnet die kommunistische Zeitung „Unità“ war, die in ihrer Ausgabe vom 5. September 1996 einen von Frederico di Trocchio geschriebenen Artikel mit der folgenden Überschrift brachte: „Dissident! e „Outsider“ a convegno, una singulare celebrazione di Castesio - Diamo vita all'Accademia degli eretici“. Für ein Land wie Italien mit einer großen Medienvielfalt von regionalen Zeitungen ist so etwas natürlich nicht gerade sehr üppig. Einer, der mir damals bereits über den Weg lief, war ein griechischer Professor namens Panos Pappas, der - was ich damals noch nicht wusste - in meinem späteren Leben noch eine gewisse Rolle spielen wird.

In Vorbereitung zu dem Kongress in Italien hatte ich bereits in Deutschland ein englischsprachiges Manifest

formuliert, welches ich nach Perugia mitbrachte und von einigen Kongressmitgliedern unterschreiben ließ. Kopien dieses Manifests wurden von Perugia aus an alle in Italien ansässigen Presseagenturen versandt. Auch diese Maßnahme erwies sich als ein ziemlicher Flop: Keine einzige italienische Zeitung reagierte darauf.

Da ich bei dem Wissenschaftskongress in Perugia die persönliche Bekanntschaft mit dem bereits genannten bulgarischen Dissidenten Stefan Marinov aus Graz gemacht hatte, nahm ich ihn auf der Rückreise mit meinem Pkw bis Innsbruck mit. In der Folge erschien im Januar/März-Heft 1997 der von Marinov herausgegebene Zeitschrift „DEUTSCHE PHYSIK“ eine kurze Buchbesprechung meines Buches „DIE HIN-KRIEGER“ mit Darstellung des Titelblattes und Wiedergabe einer kurzen Geschichte daraus, welche ich meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Die Geschichte wird dabei in diesem im Kapitel „Die so genannte moderne Physik“ erzählt:

„Vor etwa 20 Jahren hatte der Autor dieses Buches ein ziemlich eigenartiges Erlebnis, welches irgendwie an die paradigmatisierte Situation der modernen Physik denken lässt:

Aus heute nicht mehr ganz rekonstruierbaren Gründen war er zu einer ziemlich unmöglichen Zeit - es muss morgens gegen 4 oder 5 Uhr früh gewesen sein - unterwegs. Die Straßen waren leer, die Menschheit schlief und in weiter Ferne kündigte sich der nächste Morgen an. Bei dieser Fahrt durch seine Heimatstadt München war ihm bereits eine etwas ungewöhnliche Textur des Straßenbelags aufgefallen. Da aber seine Gedanken woanders kreisten, hatte er diesem Umstand keine weitere Beachtung geschenkt. In der Nähe des Stadtzentrums stellte es sich dann jedoch heraus, dass der Verursacher dieses merkwürdigen Straßenbelags eine riesige Schafherde war, welche von drei Hirten mit Fahrrädern und drei abgerichteten Hunden von Süden her entlang der Isar durch die Stadt getrieben wurde. Wegen der Ungewöhnlichkeit dieses Vorgangs hielt der Erzähler an, um sich ein wenig unter das Volk von blökenden Vierbeinern zu mischen. Da das Überqueren einer breiten Straße mit einer mehr als 1000 Tiere umfassenden Schafherde gewisse Schwierigkeiten bereitet - jeder Grashalm und jedes vorhandene Blatt bilden bekanntlich bereits einen Grund zum Stehenbleiben -, wurde als Marschrouten eine Fußgänger- und Fahrradunterführung gewählt, um auf diese Weise die zur Ludwigsbrücke führende Zweibrückenstraße störungsfrei zu passieren. Die Hunde taten ihre Arbeit und der ganze Vorgang verlief ohne weitere

Zwischenfälle, bis sich ganz unvermutet herausstellte, dass das nordseitige Ende der Unterführung durch einen Bretterzaun abgesperrt war, was durch den damaligen Bau der S-Bahn bedingt war. Dieser Bretterzaun beendete natürlich abrupt den Vormarsch der Schafherde und damit saß dieselbe fest. Unter Zurücklassung seines Fahrrades kletterte der die Herde führende Hirte fluchend nach oben, um mit seinen beiden anderen Kollegen über das weitere Vorgehen zu beraten. Die Hirtenhunde wurden daraufhin instruiert, dass sie vom vorderen Ende her die Schafherde durch lautes Bellen zurücktreiben sollten. Trotz intensiver Versuche in dieser Richtung konnten jedoch die Schafe nicht zur Umkehr bewegt werden, sind doch diese verdammten Biester derart programmiert, dass sie gewissen Leitlinien folgen. Diese Leitlinien waren aber vorne in der versperrten Unterführung eingekleimt und konnten weder vor noch zurück. Dieser Zustand veranlasste die weiter hinten stehenden Schafe, nur noch mehr nach vorne zu drücken, wollte man doch aus diesem kalten und zugigen Tunnel ohne Grashalme möglichst rasch wieder heraus. Im Anschluss an eine Konferenz der Hirten oben auf der Straße wurde nunmehr versucht, die Herde von hinten her zur Umkehr zu bewegen, indem man einzelne Schafe an ihren Schwänzen aus dem Pulk von Tieren herauszog, um sie dann mit Fußstritten in die entgegengesetzte Richtung zu jagen. Dies nützte jedoch herzlich wenig, denn die derart traktierten Schafe kehrten schleunigst wieder um, wollten sie doch von ihren Artgenossen nicht getrennt werden. Auf diese Weise war der Sache also nicht beizukommen. Unter Zurücklassung ihrer Fahrräder kletterten die drei Hirten schließlich erneut entlang des Bauzaunes nach unten, um die vorne festgekleimten Leitlinie hochzuheben und über die Rücken der eng aneinander gepresst stehenden Schafe zurück zum offenen Eingang der Unterführung zu jagen. Erstaunlicherweise funktionierte diese Methode einwandfrei, eignete sich doch dieser Wollteppich von Schafen vorzüglich als Trampelpfad, auf welchem die Leitlinie dahinstürmen konnten, ohne sich dabei ihre dünnen Beinchen zu brechen. Die verbleibende Herde merkte in der Folge recht bald, dass die richtungsweisenden Gerüche plötzlich von woanders kamen, sodass eine richtungsmäßige Umorientierung erfolgte. Die Überquerung der Zweibrückenstraße fand etwas später bei vollem Tageslicht statt: Die Hunde bellten, die Hirten schoben ihre Fahrräder und die morgendlichen Trambahnen gaben sich eine kleine Verschnaufpause.

Mit diesen innerhalb einer Unterführung festgekleimten Schafen scheinen unsere Herren der Physik des 20. Jahrhunderts einiges gemein zu haben: Irgendwo vorne gibt es Leitfiguren wie Nobelpreisträ-

ger - denen muss man folgen! Die Marschrichtung ist so lange richtig, als gewisse Ausdünstungen stimmen. Gefragt und in Frage gestellt werden darf nicht, denn wo käme man da sonst hin! Und falls es sich etwa herausstellen sollte, dass vorne kein Durchkommen ist, dann muss man eben von hinten umso mehr schieben, worauf sich vorne schon irgendwie ein Weg eröffnen werde. Definitionsgemäß ist man ja so gut, dass man sich zwangsläufig auf dem richtigen Pfad befinden muss.

Aus lauter Frust über zwanzig Jahre hinweg erfolglos ein Perpetuum mobile zum Laufen zu bringen, hat Stefan Marinov später Selbstmord begangen, indem er sich in Graz in Form eines letzten Protests von dem Bibliotheksgebäude der Universität rückwärts nach unten fallen ließ. Von diesem Tod, mit dem eigentlich niemand gerechnet hatte, waren viele aus dem Antiphysikbereich sehr schockiert. Damals in Perugia hatte ich Stefan Marinov als einen sehr angenehmen Zeitgenossen empfunden.

Um mit der Zeit zu gehen, hatte ich in der Zwischenzeit unter „bourbaki.de“ eine eigene Homepage mit dem Titel „Der Bourbakische Internetkrieg“ einrichten lassen. Diese erreichte innerhalb kürzester Zeit sagenhafte Zugriffsraten. Es dauerte dann auch gar nicht lange, bis mir von der Organisation „WEB.DE“ der Cool-Spot-Preis für meine sehr gelungene Internetseite verliehen wurde.

Während 1997 hatten zwei mit mir befreundete Physikdissidenten namens *Georges Galeczki* und *Peter Marquardt* ein Buch mit dem Titel „Requiem für die Spezielle Relativität“ herausgebracht, das sich aus meiner Sicht allerdings etwas trocken liest. Der ursprünglich aus Rumänien stammende Galeczki, den ich zuvor bereits zu diesem Physikerkongress in Perugia mitgenommen hatte, hatte dabei allerdings einen gewissen Standortbonus, weil er lange Jahre seines Lebens in Israel gelebt hatte und auch einen israelischen Pass besitzt, was für Antiphysikaktivitäten eine etwas günstigere Ausgangsposition ergibt.

Es dauerte gar nicht lange, da erschien im Oktoberheft 1997 des PM-Magazins, welches sich vielfach etwas alternativ geben will, ein Artikel mit einem Bild, bei welchem unter Anspielung auf das Buch von Galeczki und Marquardt die Einsteinsche Relativitätstheorie zerrissen wird: „Der Verriss“.

Peter Riporta, der seinerzeit den Artikel im PM-Magazin verfasst hatte, lud ich umgehend auch zu einem Spaghetti-Essen in meine Wohnung ein. Die Sache lief nur insoweit etwas schief, weil ich mir nach der Verteilung eines Tellers Spaghettis und ein oder zwei



Gläsern italienischen Rotweins eine Zigarette angezündet hatte, worauf Riporta als fanatischer Nichtraucher mir fast an die Gurgel ging. Riporta erntete dann allerdings wieder Pluspunkte, indem er später ein kleines Büchlein mit dem Titel „Mythen der Wissenschaft - Relativitätstheorien, Urknall und anderen Unsinn“ verfasste, das 2002 herauskam.

Der Artikel „Der Verriss“ im PM-Magazin muss im physikalischen Establishment für einige Unruhe gesorgt haben, worauf anscheinend die Zeitschrift „Bild der Wissenschaft“ dazu verdonnert wurde, dass sie die Dinge wieder an den richtigen Platz zu rücken habe. Mit etwa sechs Monaten zeitlicher Verzögerung erschien somit im Märzheft dieser Zeitschrift ein Artikel mit der Überschrift: „Irre Einstein? Das Mäkeln an der Relativitätstheorie kommt in Mode“. Darin heißt es gleich einleitend: „Keine andere Publikation

in der deutschen Presselandschaft hat es je gewagt, Einsteins Spezielle Relativitätstheorie so abzukanzeln, wie es die populärwissenschaftliche Zeitschrift PM in ihrer Oktoberausgabe getan hat“.

Dagegen kann Folgendes eingewendet werden:

1. „Bild der Wissenschaft“ scheint irgendwie vergessen zu haben, dass auch sie eine populärwissenschaftliche Zeitschrift ist.
2. „Bild der Wissenschaft“ hat anscheinend auch vollkommen verdrängt, dass sie selbst nur sechs Monate zuvor - d. h. im Augustheft 1997 - einen auf dem Titelblatt groß annoncierten Artikel „Schneller als Licht. Stürzt Einsteins Dogma?“ publiziert hatte, in welchem auf die von dem Kölner Professor *Günter Nimtz* gemessenen Überlichtgeschwindigkeiten Bezug genommen wird. Nimtz hatte seinerzeit innerhalb eines Hohlleiters elektromagnetische Wellen gequetscht, wobei er superluminale Ausbreitungsgeschwindigkeiten erhielt. Da er dabei auch noch die 40. Symphonie von Mozart übertragen konnte, musste der damals gemessene Ausbreitungswert real gewesen sein. Dabei hieß es gleich einleitend in dem damaligen Artikel von Bild der Wissenschaft: „Können Informationen schneller als Licht übertragen werden?“ Das stellt natürlich eine ziemlich blödsinnige Frage dar, weil es zweierlei elektromagnetische Wellen, d. h. transversale und longitudinale Wellen gibt, welche sich mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten ausbreiten. Transversale Wellen haben dabei eine Ausbreitungsgeschwindigkeit mit normaler Lichtgeschwindigkeit, während longitudinale Teslawellen sich superluminar ausbreiten. Durch die Quetschung der elektromagnetischen Wellen innerhalb eines engen Hohl-



leiters erhielten sie zwangsläufig eine longitudinale Komponente, sodass es ziemlich verständlich erscheint, dass Nimtz bei seinen Messungen superluminale Ausbreitungsgeschwindigkeiten gemessen hatte (Das ist so ähnlich, als wenn man mit dem Schuh auf eine offene Zahnpastatube tritt!).

- Schließlich ist die Aussage, dass keine andere Publikation in der deutschen Presselandschaft es je gewagt habe, Einsteins Spezielle Relativitätstheorie so abzukanzeln, ganz einfach nicht wahr. Dabei sei nur auf mein Buch „DIE HIN-KRIEGER“ mit dem Kapitel „Das Rauschen im Berliner Blätterwald“ verwiesen, wo zu erkennen ist, dass Anfang der 20er Jahre teilweise recht heftig gegen die Einsteinsche Relativitätstheorie geschossen wurde.

Hier nur ein Beispiel: 1931 erschien das Buch: „100 Autoren gegen Einstein“, das von der etablierten Physik überhaupt nicht geschätzt wird. Dieses Buch enthält nämlich Exklusivbeiträge von 28 namhaften Wissenschaftlern, von denen zumindest Dr. Solomo Friedlaender, Dr. Hans Israel, Dr. Oskar Kraus, Dr. Emanuel Lasker, Dr. Ludwig Goldschmidt, Dr. Rudolf Weinmann sowie eventuell auch noch Lothar Mithis jüdisch waren. Dabei muss man sich vor Augen halten, dass die Weimarer Republik letztlich an einer inneren geistigen Zersetzung zugrunde gegangen ist, wobei die Herren der theoretischen Physik bei dieser Zersetzung aktiv mitgewirkt hatten. Wenn also Anfang der 30er Jahre dieses Buch auf dem deutschen Buchmarkt kam, dann kann dies nur als ein Signal gewertet werden, dass einige sehr intelligente Leute teilweise auch aus dem jüdischen Lager gegen diese innere geistige Zersetzung ansteuern wollten, ohne dass dies allerdings den Lauf der Dinge ändern konnte. Während der 20er Jahre hatten diese Theoretiker gehaust und gegen die Interessen der Allgemeinheit ihre persönlichen Gewinne eingefahren. Im Jahre 1933 wurde dann der Allgemeinheit die Rechnung präsentiert. Es soll hier nicht die Behauptung aufgestellt werden, dass ohne diese Herren der theoretischen Physik einschließlich Einsteins die Dinge ab 1933 anders gelaufen wären. Es dürfte jedoch außer Zweifel stehen, dass diese Herren der theoretischen Physik diesen katastrophalen Zusammenbruch der Weimarer Republik mitverschuldet hatten. Dummerweise sind die Leute von „Bild der Wissenschaft“ einfach zu blöde, dass um derartige Dinge zu sehen.

Nachdem „Bild der Wissenschaft“ sich als Wächterin der Tugenden aufgespielt hatte, dauerte es gar nicht lange,

bis die alternative Zeitschrift „Raum & Zeit“ dagegen aufstand, indem sie große Teile des Heftes 93 dieser Thematik widmete. Gleich auf dem Titelblatt dieser Zeitschrift stand in Großbuchstaben zu lesen: „PHYSIK IM UMBRUCH. EINSTEINDÄMMERUNG“. Diese Überschrift war dabei von folgendem Text begleitet:

„Jetzt bricht es über die Einsteinianer herein. Immer neue Fakten belegen, dass das große Genie so groß nicht war und dass die angeblichen Beweise, die seine Relativitäts-Theorien stützen sollen, entweder manipuliert oder nicht stichhaltig sind. Trotz wütender Verteidigung durch ‚Bild der Wissenschaft‘, der Weibrauch-Postille der orthodoxen Wissenschaft, hat die Einstein-Dämmerung begonnen. Und das ist gut so. Es wird nämlich höchste Zeit, dass sich endlich plausible, den Naturgesetzen eher entsprechende Thesen Bahn brechen können. Einsteins Jünger haben ein Jahrhundert lange mit zum Teil völlig abstrusen Theorien eine Denkblockade errichtet, die jeden Fortschritt lähmte.“

Milliarden wurden und werden in den Sand gesetzt, weil eine international straff organisierte Physiker-Lobby Einstein wie eine Monstranz vor sich herträgt, vor der sich die Politiker dieser Welt zu verbeugen haben.“

Es gibt hier in Deutschland eine Deutsche Vereinigung für Schwerkraft-Feld-Energie e. V., welche ein Mitgliederjournal herausgibt. In Heft 2/98 erschien ein von mir verfasster Artikel über einen möglichen Funktionsmechanismus der Gravitation. Im folgenden Heft 3/98 erschien ein weiterer Artikel von mir: „Die Fehler der Newtonschen Mechanik und ihre Folgen“.

Die Bourbakischen Aktivitäten im physikalischen Anti-Establishment müssen sich irgendwie auch in den USA herumgesprochen haben. Jedenfalls wurde ich eingeladen, für die Zeitschrift „THE TOTH-MAATIAN REVIEW - A Journal for Criticism and the Dissident View“ einen Artikel zu schreiben, der dann auch im Heft 4, Band 14, 1999 unter dem Titel „About the Formation of Spectral Lines by Gaseous Atoms“ erschien. Dazu sei bemerkt, dass sich im Laufe der Zeit herausgestellt hatte, dass nicht nur Planck und Einstein wie blöd herumgefälscht hatten, sondern dass auch andere renommierte Leute - wie Niels Bohr und Werner Heisenberg - einen Schuss im Kopf hatten, sodass deren Physik ebenfalls nichts taugt.

Der wesentliche Punkt ist dabei: Wenn man die auf dem Basler Gymnasiallehrer Balmer zurückgehende Balmerische Gleichung für die Spektrallinien des Wasserstoffatoms als Frequenzgleichung beschreibt, dann ergeben sich für die verschiedenen Spek-

trallinien jeweils Frequenzdifferenzen. Derartige Frequenzdifferenzen treten in der Natur immer dann auf, wenn zwei schwingende Systeme gleichzeitig Signale von sich geben. Im Gegensatz zu Niels Bohr, welcher zur Erklärung der Spektrallinien des Wasserstoffatoms zu der Annahme gelangte, dass Elektronen etwas unmotiviert zwischen verschiedenen Elektronenbahnen hin und her hüpfen, wird man dadurch zu der Annahme geführt, dass es sich hier um Kollisionsvorgänge zwischen verschiedenen Gasatomen handeln muss, weil nur auf der Basis zweier schwingender Systeme Frequenzdifferenzen gebildet werden können. Dies aber würde bedeuten, dass ein einzelnes Atom gar keine Spektrallinien aussenden kann, sondern allenfalls zwei Atome, wenn sie relativ heftig miteinander kollidieren. Da Kollisionsvorgänge zwischen zwei Atomen determinierte Ereignisse im Mikrokosmos darstellen, entfällt auch die ganze Indeterminiertheit, welche bis dato die ganze Quantenphysik ver- suchte hatte.

Während eines kleinen Physiker-Treffens im Sommer 1999 in Bologna traf ich einen griechischen Professor namens Panos Pappas, mit dessen Mietwagen ich dann auch am Ende des Kongresses zurück nach München fuhr. Es stellte ich heraus, dass dieser griechische Professor seit Jahren ein Therapiegerät mit der Bezeichnung PAP-IMI baut, mit welchem man u. a. Brustkrebs von Frauen vollkommen nicht invasiv innerhalb eines Zeitraumes von etwa drei Wochen wegtherapieren kann. Im Rahmen einiger Reisen nach Griechenland konnte ich mich von der Richtigkeit dieser Aussage überzeugen. Da in Deutschland bei jährlich etwa 46.000 Neuerkrankungen etwa 19.000 Frauen diesem Leiden erliegen, während ein großer Teil der überlebenden Frauen sowohl physische als auch psychische Störungen davontragen, hatte ich mich entschlossen, dass ich mich vorerst um den Vertrieb und die erforderlichen medizinischen Studien dieses sehr erstaunlichen Therapiegerätes kümmern werde, nicht wissend allerdings, in welches Wespennest ich mich auch da begeben werde.

Meine Physikaktivitäten hatte ich somit vorerst auf Eis gelegt, mit dem Wunsch, diese Aktivitäten sofort wieder aufzunehmen, sobald das dringlicher erscheinende Problem mit den jährlich 19.000 Brustkrebstoten eine zufriedenstellende Lösung gefunden hat. Prophylaktisch soll im Folgenden nur noch eine Auflistung gemacht werden, damit die Leser dieser Ausführungen wissen, was auf sie zukommen wird:

Viel bleibt von unserer Physik da nicht übrig! Meinen Sie nicht auch?

Theoriengebäude der modernen Naturwissenschaften

Wenn ein bayerischer Ministerpräsident wie Edmund Stoiber wieder einmal ein neues Max-Planck-Institut mit viel Pressegebührens einweiht, damit unser geliebtes Bayern seinen Status als Forschungs- und Hightech-Wunderland weiterhin behält, muss man sich schon die Frage stellen, ob denn Herr Stoiber, der ja von den Realitäten des Lebens nicht so ganz unbeleckt sein kann, weiß, was er da für einen Mist einweiht?

Im Folgenden eine kurze Auflistung diverser Dinge unseres derzeitigen naturwissenschaftlichen Lehrgebäudes, von denen man mit einer fast an 100 % heranreichenden Sicherheit aussagen kann, dass sie falsch sind:

- Die Newtonsche Mechanik ist falsch, weil sie zeitreversibel aufgebaut ist. Anhand von elastischen Stoßprozessen - ein Billardtisch plus zwei Kugeln erscheinen hier vollkommen ausreichend - kann nämlich gezeigt werden, dass selbst die einfachsten elastischen Stoßprozesse zeitirreversibel zum Ablauf gelangen (Diese Irreversibilität von einfachen Stoßvorgängen ist übrigens einer der Gründe, warum man Brettspiele wie Schach nicht rückwärts spielen kann!).
- Dies hat wiederum zur Folge, dass die ganze Gastheorie einschließlich der sehr unglücklichen Lehre von der Entropie sowie die Boltzmannverteilung der Gase zwangsläufig falsch sein müssen, weil sie auf der fehlerhaften zeitreversiblen Newtonschen Mechanik aufgebaut sind.
- Die Einsteinsche Relativitätstheorie ist falsch, weil - um hier nur ein Beispiel zu nennen - bis zum heutigen Tage weder die Phänomene einer geschwindigkeitsbedingten Längenverkürzung (Lorenzkontraktion) noch einer geschwindigkeitsbedingten Zeitdehnung (Zeitdilatation) beobachtet werden konnten.
- Die ganze Quantentheorie ist letztlich falsch. Ausgangspunkt derselben war seinerzeit die Bohrsche Erklärung der Spektrallinien des Wasserstoffs anhand des Postulats von indeterminierten Sprüngen in den Elektronenbahnen. Da aber in der Balmerischen Gleichung des Wasserstoffs jeweils Frequenzdifferenzen auftauchen, ergibt sich die Erkenntnis, dass die Spektrallinien von Gasen ganz generell das Produkt von atomaren Kollisionen sind, somit in einer determinierten Art und Weise zum Ablauf gelangen.
- Die Einsteinsche Lehre der Dualität des Lichts sowie das Postulat der Existenz von Photonen sind ebenfalls falsch. Licht ist ganz eindeutig ein elektromagnetisches Schwingungsphänomen mit transversalem Schwingungsmodus. Photonen hat es nie gegeben und konnten bisher auch noch niemals unmittelbar beobachtet werden.
- Die von Newton vorgenommene Ableitung des sog. Drehimpulserhaltungssatzes ist falsch. Tatsächlich ist diese Drehimpulserhaltung ein verdeckter Energieerhaltungssatz, bei welchem die in radialer Richtung zu leistende Fliehkraftarbeit berücksichtigt ist. Die Drehimpulserhaltung ist somit kein universell gültiges Naturphänomen, weil sie nur bei ganz bestimmten Rotationsvorgängen gilt.
- Die Reihenfolge der drei Keplerschen Gesetze ist falsch. Tatsächlich ist das erste Keplersche Gesetz - d. h. die elliptischen Bahnkurven - eine Folge des zweiten und des dritten Keplerschen Gesetzes sowie der Gravitationsgleichung.
- Entsprechend geltender Lehrmeinung findet innerhalb von Sternen eine Verbrennung von Wasserstoff in Richtung Helium statt, was in Analogie zu den innerhalb einer Wasserstoffatombombe ablaufenden Prozessen bei Temperaturen von einigen Millionen Grad Celsius zu einer entsprechenden Energieabgabe führt. Diese Auffassung ist jedoch falsch, weil entsprechend Studien an Sonnenflecken innerhalb von Sternen sehr turbulente Gasbewegungen in radialer Richtung stattfinden, was letztlich auch im Inneren von Sternen relativ niedrige Temperaturen erzwingt. Der tatsächliche Grund für die thermische Aufheizung ist vielmehr das kontinuierliche Erbrüten von immer neuer Materie im inneren Bereich von Sternen.
- Die Wegenersche Kontinentalverschiebung ist falsch. Stellare Objekte einschließlich der Erde dehnen sich im Laufe von Millionen Jahren durch Erbrüten von neuer Materie im Inneren aus. Im Fall der Erde füllen sich die auf diese Weise gebildeten Gräben mit Wasser, was die fälschlichen Eindruck einer Kontinentalverschiebung ergibt. Ähnliche Expansionsphänomene können sehr gut auch auf dem Mars und den größeren Jupitermonden beobachtet werden.
- Entsprechend Albert Einstein wird Gravitation durch eine Krümmung des leeren Raumes hervorgerufen. Diese Auffassung ist falsch. Eine Lichtablenkung am Sonnenrand ergibt sich ganz eindeutig aufgrund der bis weit in den Weltraum hinaus reichenden Sonnenatmosphäre.
- Entsprechend geltender Lehrmeinung ist Gravitation ein Phänomen, welches bis hin zu unendlichen Entfernungen dem Newtonschen Gravitationsgesetz mit seinem quadratischen Entfernungsglied genügt. Diese Auffassung ist irrig. Aufgrund einer gegenseitigen Vernetzung von Gravitationsbindungen könnten aus Millionen Sternen bestehende Kugelsternhaufen auf dieser Basis keine zeitlich stabilen Objekte bilden. Gravitationsbindungen zwischen stellaren Körpern ergeben sich somit allenfalls über Entfernungen von maximal einem Lichtjahr hinweg.
- Von den Astronomen werden im Zentrum von Galaxien riesige Dunkelmassen einschließlich des Auftretens von „schwarzen Löchern“ postuliert, um die zeitliche Beständigkeit von Galaxien mit ihren mitrotierenden Spiralarmen bei Rotationsgeschwindigkeiten von etwa 200 Millionen Jahren pro Umdrehung zu erklären. Diese Auffassung ist jedoch irrig. Tatsächlich sind Galaxien riesige rotierende Ätherwirbel, innerhalb welcher stellare Körper unter offensichtlicher Verletzung der Newtonschen Mechanik und der Keplerschen Gesetze und ohne Gravitationsbindung untereinander im Kreise herumbewegt werden.
- Entsprechend geltender Lehrmeinung ist der stellare Kosmos aus einem Urknallereignis heraus entstanden. Diese Auffassung ist irrig, weil anhand der Arpschen Objekte zu erkennen ist, dass stellare Rotverschiebungen nur zum Teil durch Geschwindigkeitskriterien zu erklären sind. Tatsächlich werden die stellaren Rotverschiebungen vor allem durch die jeweils lokal vorhandenen Ätherwerte festgelegt, welche die physischen Abmessungen der Atome bestimmen.
- Entsprechend sehr stümper- und fehlerhaft durchgeführten Messungen von Michelson und Morley ergaben sich bei dem Versuch, terrestrische Ätherwinde messen zu wollen, im Wesentlichen Null-Resultate, was zu der irrigen Auffassung geführt hatte, es gäbe überhaupt keinen Äther. Tatsächlich gibt es sehr wohl einen Äther, welcher bei der Bewegung des Sonnensystems durch die Galaxie die materiellen Objekte in einer zeitlich sich verändernden Art und Weise beaufschlagt. Dies ist höchstwahrscheinlich auch der Grund, warum das terrestrische Magnetfeld sehr zur Überraschung der Geophysiker in unregelmäßigen Zeitabständen zum Umklappen gelangt.
- In den letzten Jahrzehnten wurden

Der Physikrebell

als „Quasare“ bezeichnete stellare Objekte entdeckt, welche außergewöhnlich hohe Rotverschiebungen ihrer Spektrallinien zeigen und welche entsprechend dem etablierten kosmischen Konzept - unter Abgabe enormer Strahlungsmengen an den Rand des Weltraums angesiedelt werden. Diese Auffassung ist irrig. Tatsächlich handelt es sich bei diesen Quasaren um in der Nähe von Galaxien angesiedelte kleinere Objekte, aus welchen sich über gewisse Zwischenformen hinweg unter Bildung immer neuer Materie im Laufe der Zeit eigenständige Galaxien entwickeln werden.

- Entsprechend der etablierten Wissenschaft wird generell die Auffassung vertreten, dass tote Materie und lebende Organismen denselben Naturgesetzmäßigkeiten unterworfen seien. Diese Auffassung ist insoweit falsch, als lebende Organismen gewisse Reaktionen in einer unvergleichlich energiesparenderen und effizienteren Weise durchführen können, als dies bei toter Materie der Fall ist. Als Beispiel sei hier nur die Möglichkeit der Durchführung atomarer Transmutationen genannt, indem Hühner den zum Bau von Eierschalen erforderlichen Kalk durch Transmutation aus Kalium gewinnen können, was einen Vorgang darstellt, der bei toter Materie allenfalls bei höchsten Temperaturen durchführbar wäre.
- Es wird generell von den Biologen die an sich irriige Auffassung vertreten, dass bei lebenden Organismen alle Wirkungen von den Zellen ausgehen. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, weil beispielsweise bei der Wundheilung Korrekturmaßnahmen erforderlich sind, welche weit über benachbarte Zellen hinausreichen.
- Biologen vertreten generell die Meinung, dass die in jeder Zelle vorhandene DNA-Spirale den Bauplan jedes Organismus enthält. Diese Auffassung ist irrig. Die DNA-Spiralen enthalten allenfalls gewisse Codierungen für die Festlegung des Baus von Organismen. Die eigentlichen Bauanweisungen selbst ergeben sich jedoch anhand von morphogenetischen Bauplänen, welche in einer materiell nicht sichtbaren Weise den organischen Lebensformen jeweils zugeordnet sind. Im Rahmen der Kirlianfotografie können derartige Baupläne in einem beschränkten Maße trotzdem sichtbar gemacht werden.
- Es wird von Biologen generell die Meinung vertreten, dass Menschen

einschließlich aller höher entwickelten Lebewesen mithilfe ihres Gehirns denken. Dies ist eine falsche Auffassung. Was immer Geist und Seele sein mag, es sind dies Strukturen, welche im Sinn einer vierten Raumdimension sich außerhalb des normalen dreidimensionalen Raumes und damit außerhalb des eigentlichen Gehirns befinden. Das menschliche und auch das tierische Gehirn mit jeweils Milliarden von Neuronen dient somit im Wesentlichen nur als Transmitterorgan, um diese extrakorporalen Seinsbereiche unter Einsatz elektromagnetischer Signal kontaktieren zu können.

- Seit Darwin ist es die Auffassung des wissenschaftlichen Establishments, dass die verschiedenen Lebensformen an der Erde durch Evolution und selektive Auslese entstanden seien. Diese Auffassung ist irrig. Auch wenn zugegebenermaßen eine durch Mutationen bedingte Mikroevolution stattfinden kann, so konnten makroevolutionäre Schritte anhand von Fossilien trotz größter Anstrengungen bisher noch niemals beobachtet werden. Was hier tatsächlich stattzufinden scheint, ist, dass die Natur auf Vorrat einen gewissen Satz von morphogenetischen Bauplänen bereithält, welche - ähnlich wie in der Automobilindustrie - von Zeit zu Zeit zum Einsatz oder Austausch gelangen.
- Vom medizinischen Establishment wird generell die Meinung vertreten, dass menschliche Krankheiten nur dadurch therapiert werden können, indem man irgendwo Substanzen chemischer Natur in den Menschen hineinstopft. Diese Auffassung ist irrig. Es ist mittlerweile ganz ohne jeglichen Zweifel zu erkennen, dass eine sehr viel effizientere Medizin dadurch zu erreichen ist, indem durch elektrische Stimulation latent vorhandene Korrekturprogramme aktiviert werden, wodurch menschliche Leiden selbst chronischer Natur in einer sehr wirksamen Art und Weise therapiert werden können.
- In dem vor allem materialistisch orientieren wissenschaftlichen Establishment wird generell die Meinung vertreten, dass lebende Organismen einschließlich der Mensch im wesentlich aus einem materiellen Körper beständen, während Geist und Seele nur Strukturen seien, die entweder vom Menschen, hinzuerfunden wurden oder allenfalls eine marginale Existenz besäßen. Diese Auffassung ist irrig. Anhand von Nahtod-Erfahrungen wissen wir mittlerweile, dass seelische Wesenheiten nur während

einer gegebenen Zeitspanne an den materiellen Körper gebunden sind, denselben jedoch selbst während dieses Zeitintervalls unter gewissen Bedingungen - wie durch mediale Übungen, durch Einnahme bestimmter Drogen, durch Hypnose, gelegentlich auch im Schlaf oder bei Nahtod-Erfahrungen - verlassen können.

- Ausgehend von der Urknalltheorie wird von dem wissenschaftlichen Establishment die Auffassung vertreten, dass unser Kosmos einen wie auch immer gearteten seriellen Aufbau besäße. Diese Auffassung ist irrig. Unser Kosmos hat einen geschichteten parallelen inneren Aufbau, der in eine für uns Menschen nur sehr beschränkt erfassbare vierte Raumdimension hineinreicht, innerhalb der sowohl materielle wie auch nichtmaterielle Strukturen lagenmäßig übereinander eingebettet sind. Unter diesem Aspekt werden schichtübergreifende Kopplungen - beispielsweise zwischen dem Elektromagnetismus und der Gravitation - von den Menschen immer mit einem reichlichen Maß an Unverständnis wahrgenommen.

Wenn man eine derartige Aufstufung durchgeht, welche in keinsten Weise einen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, dann muss man sich natürlich fragen: Dieser Herr Stoiber, der dieses bayerische Hightech-Wunderland erschaffen möchte, wenn der abends ins Bett geht - auch Ministerpräsidenten müssen irgendwann zu Bette gehen -, was denkt der wohl? Irgendwie muss bei ihm doch ganz tief in seinem Unterbewusstsein der Gedanke herumschwirren: *„Dieses so erhoffte, erstrebte und herangebetete bayerische Super-Super-Hightech-Schlaraffenland - wegen dieser idiotischen Wissenschaftler, das scheint doch alles auf reinem Flugsand gebaut zu sein! Bei der kleinsten Erschütterung könnte das ja kollabieren!“* Oder ist er einfach zu unbedarft, um so etwas zu bemerken? Madame Stoiber liest ihm vielleicht ein kleines Märchen vor - Kindermärchen natürlich, sonst würde ihn eine wie oben geschilderte Realität möglicherweise den Schlaf rauben.

Bezüglich weiterer Informationen siehe:

- Der Sündenfall der Physik“, München 1990.
- „DIE HIN-KRIEGER“, München 1995; oder auch:
- Internetz „www.bourbaki.de“, insbesondere den physikalischen Teil. ■

Herwig Brätz

Zum Fall Kolumbus

Uwe Topper hatte in SYNESIS Nr. 2/2004 (S. 30 ff.) ebenso unmissverständlich wie überraschend zu verstehen gegeben, dass er Christoph Kolumbus für eine reale Gestalt der realen Geschichte hält. „Alle Welt“ habe Kolumbus „ausgelacht“ und vor allem war er ein Lügenbold. Zugleich aber soll er „höchst gewandt im Umgang mit astronomischen Berechnungen“ und der „erste“ gewesen sein, „der feststellte, dass die Abweichung der Kompassnadel zugleich als Hinweis auf die geografische Länge benützt werden kann“.

Nun lässt sich mit Toppers spanischen Quellen nicht ernsthaft polemisieren, wenn man sie nicht kennt, es soll hier aber aufgezeigt werden, dass die Geschichte von der Entdeckung Amerikas (und damit die von Kolumbus) auch als reine Mythologie angesehen werden kann.

Mythen finden am Himmel statt. Tatsächlich finden sich dort zwei Schiffe, die Kolumbus (dessen Name „Taubereich“ bedeutet) bei seiner Reise benutzen konnte:

Am südlichen Himmel die „Arche“, auch „Argo“ genannt, die heute in vier kleinere Sternbilder zerstückelt ist: Hinterdeck-Puppis, Segel-Vela, Kiel-Karina und Kompass-Pyxis. Im Kiel findet sich der hellste Stern des Südhimmels, der Steuermann und „Admiral“ bei Homer: Canopus. Die Arche erreicht im Jahr 8000 eine dominierende Stellung am Himmelssüdpol, weshalb ich die Karte in meinem Astro-Programm (Sky Map Pro 6) auf diesen Zeitpunkt gesetzt habe. Nebenbei bemerkt, sollte dies der wahre Zeitpunkt der Sintflut sein, weil die Arche dann bereit sein wird, alle Tiere der Welt aufzunehmen.

Am bekannteren Nordhimmel ist ein nicht weniger stolzes Schiff zu sehen: die „Santa Maria“, welche heute in zwei kleinere Sternbilder zerstückelt ist: Pegasus und Andromeda. Wassermann und Fische unterhalb des Schiffes gewährleisten eine sichere Überfahrt. Der Steinbock (=Ziegenfisch, Noah, der Herr des Wendekreises) kündigt den Beginn der neuen Zeit an – das Ende des Mittelalters.

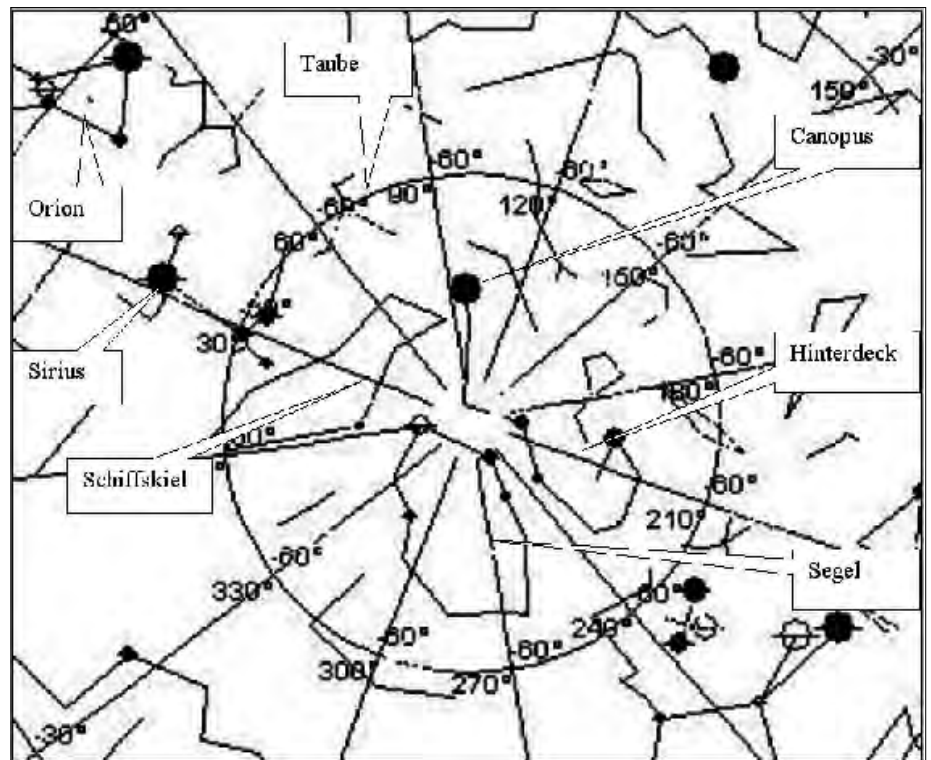


Abb. 1: Die Arche am Südhimmel (im Jahr 8000)

Beide Schiffe werden von Kolumbus begleitet: Am Südhimmel ist dies das Sternbild Columba, Taube, und am Nordhimmel – das Sternbild Schwan. Der Vorname des Kolumbus, von „ihm selbst“ (bzw. seinen Biografen) mit Christofereus=Christbringer angegeben, bezieht sich wohl auf Cepheus, der den Schwan anzutreiben scheint und dem am Südhimmel der fast namensgleiche Canopus entspricht.

Die „Santa Maria“ aus Pegasus und Andromeda nimmt die Schiffsgestalt im Juli an und erreicht im Oktober den höchsten Stand am Himmel, um dann vornüber zu kippen und die Schiffsgestalt zu verlieren. Dieser Verlauf entspricht - jahreszeitlich betrachtet – also genau der ersten Überfahrt des Kolumbus, der bekanntlich im Oktober Amerika erreicht haben soll.

Wir haben es also mit einer Situation zu tun, auf die das Wort „wie im Himmel, so auf Erden“ zutrifft.

Es ist eine Überlegung wert, ob vielleicht die Sternbilder erst nach der Fahrt des realen Kolumbus benannt wurden, gewissermaßen: um den Lüg-

ner zu ehren. Es gibt ja Autoren (z. B. Werner Papke), die unbedingt darauf bestehen, dass reale Menschen „verstirnt“ wurden. Ich will auch mit dieser Auffassung hier nicht im Detail polemisieren: Ich halte sie für abwegig. Geschichte, „Historie“ ist nach meiner tiefen Überzeugung grundsätzlich Sternengeschichte.

Im Übrigen scheinen weder die traditionelle Geschichtsschreibung noch die Chronologiekritik Argumente für eine nachträgliche Benennung zu liefern.

Die Identifikation der Sternbilder Pegasus und Andromeda mit der „Santa Maria“ ist z. B. möglich am Beispiel der deutschen Hauptstadt Berlin, die schon 1237 existiert haben soll. Wen die Sache näher interessiert, dem schicke ich gern die Bildfassung meines im Rahmen des Potsdamer Geschichtssalons vom November 2004 gehaltenen Vortrags über das „Gründungsgeheimnis von Berlin“ zu. In der kritischsten Geschichtsbeurteilung (der von Christoph Pfister) wäre es wohl denkbar, dass Berlin erst im XVI. Jahrhundert gegründet worden

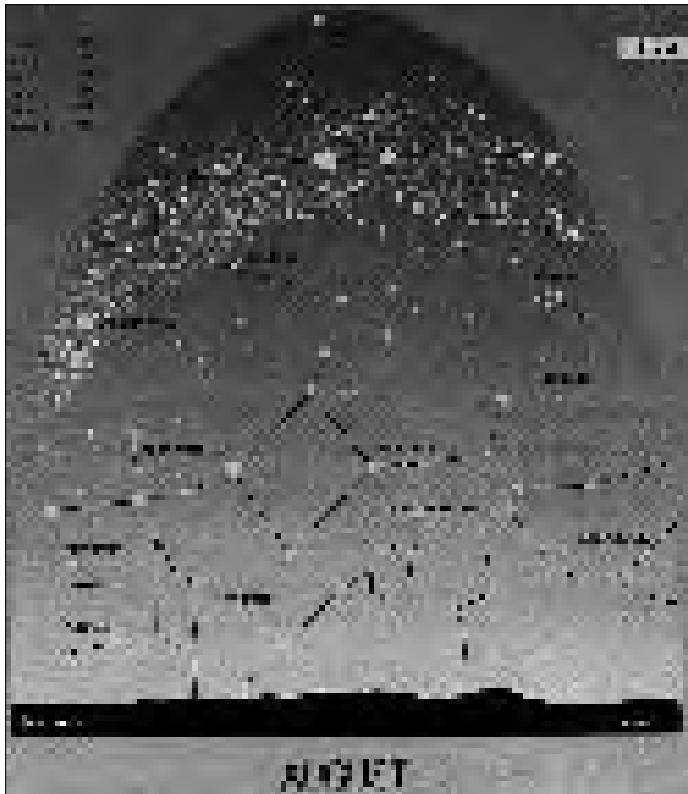


Abb. 2: Die Santa Maria (=Pegasus + Andromeda) am Nordhimmel

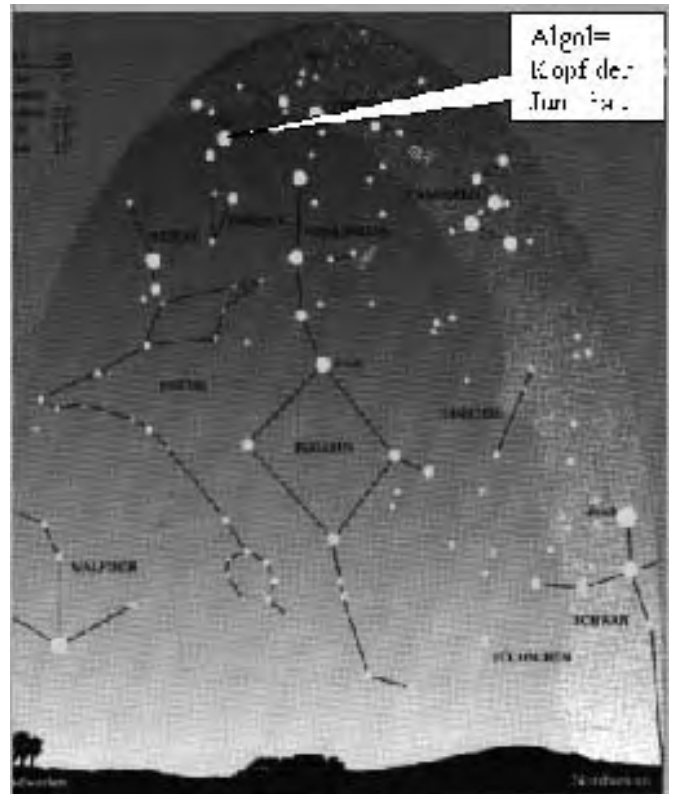


Abb. 3: Die „Santa Maria“ am Weihnachtsabend



Abb. 4: Die Jungfrau von Guadalupe – oben Andromeda, unten Pegasus als Paulus - der Verkünder der Frohen Botschaft von der erneuerten Jungfernschaft



Abb. 5: Schiff und Zerstückelung des Fremden durch Perseus [Roob 211]

ist, aber zugleich verschiebt sich dort wohl auch die „Entdeckung“ Amerikas ins XVII. Jahrhundert.

Kurz nach der angeblichen Entdeckung Amerikas erschien in Mexiko die Heilige Jungfrau von Guadalupe. Es bedarf keiner übermäßigen Fantasie, um in der zu Weihnachten - nach der Überfahrt - senkrecht am Himmel stehende Figur aus Andromeda und Pegasus, deren Kopf der Stern Algol (Beta im Perseus) ist, die Jungfrau von Guadalupe wieder zu erkennen. In der griechischen Mythologie hieß sie Medusa, die „Herrin“.

Der Vorgang der Verwandlung der Sternbilder ist auf der Abbildung 4 gut zu erkennen: Das Himmelschiff Santa Maria legt im fremden Hafen an. Der „dunkle“ Perseus schlägt dem fremden Weißen den Gorgonenkopf ab, mehrere Vögel beobachten den Vorgang.

Natürlich ist diese – im XVI. Jahrhundert, also kurz nach den Reisen des Kolumbus entstandene - Abbildung nie in dieser Art gedeutet worden.

Auch eine Betrachtung der Herkunft des Kolumbus verweist seine Geschichte in den Bereich der Mythologie: In seiner Heimatstadt Genua wird ein Haus gezeigt, in dem der Admiral seine Kindheit und Jugend verbracht haben soll – die Casa di Colombo. Gleichwohl soll dem Admiral die genuesische Sprache unbekannt gewesen sein.

Wie es der „Zufall“ will, stellt der Grundriss der stolzen Stadt in Ligurien eine riesige Taube dar, an deren Schnabelspitze eben jene Casa di Colombo steht. Man kann den Vogel auf jedem beliebigen modernen Stadtplan einwandfrei erkennen, wenn man von Norden, von den Bergen herabschaut. Auch diese Darstellung wird nicht zu Ehren des Kolumbus erfunden worden sein, sondern schon vorher existiert haben.

Die Lokalisierung der Kirchen im Kopf dieser Taube entspricht der des Steuermanns und „Admirals“ am Nordhimmel: Auriga-Fuhrmann, wobei die im Gehirn des Vogels steckende Kirche Santa Maria di Castello dem Stern Capella entspricht. Der auf der Taube reitende San Giorgio entspricht in Bezug auf Capella dem Stern Jota im Fuhrmann.

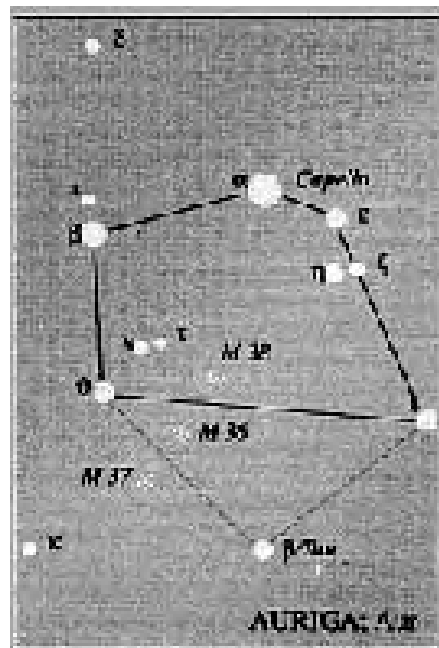
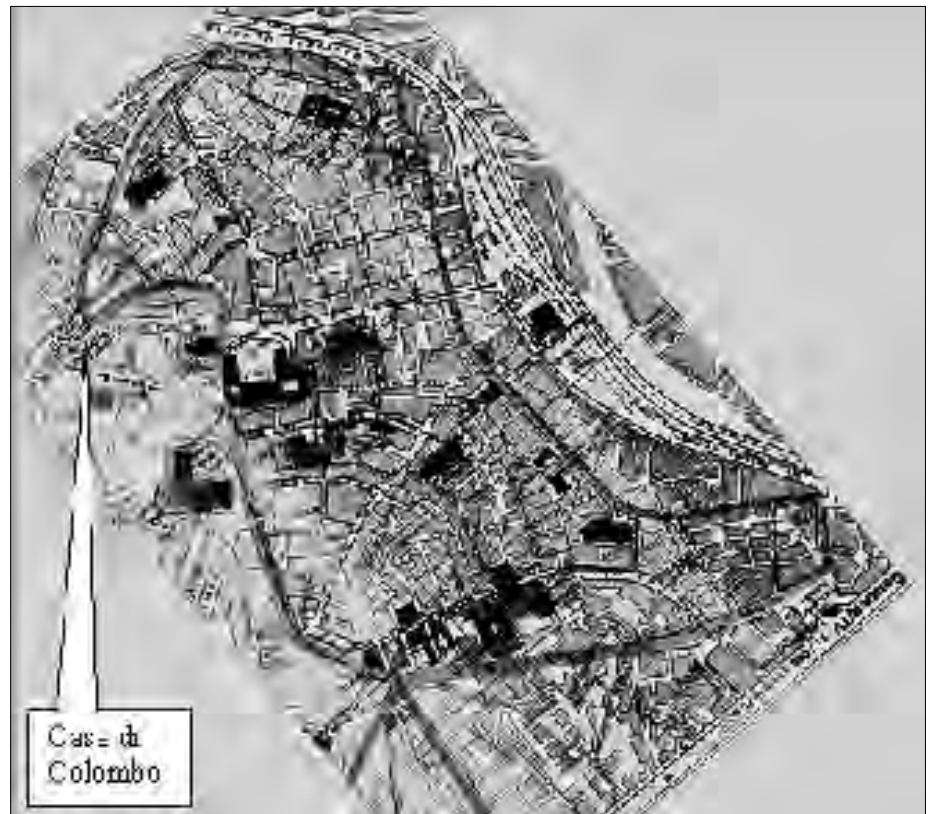


Abb. 6: Die Taube von Genua

Es wird also eher so sein, dass Amerika schon den Ägyptern bekannt war und die Geschichte des Christoph Kolumbus eigentlich die von der Christianisierung Amerikas in Nachfolge der Christianisierung Europas ist. Die Tagebücher des Kolumbus wurden nicht von ihm gefälscht, sondern von echten Fälschern.

Der „Mensch“ Kolumbus ist nicht als Lügenbold, sondern als ein Lügengeist zu begreifen.

Abbildungen aus:

- Herrmann, Joachim (1997²⁵): Welcher Stern ist das? Stuttgart
- Guida rapida d'Italia (2002): Liguria, Piemonte, Valle d' Aosta, Lombardia; Milano
- Roob, Alexander (1996): Alchemie & Mystik. Das Hermetische Museum; Köln u. a.

Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten

Das Jonastal

Es geht um das Jonastal in Thüringen. Das ist ein verschlafenes Tal entlang der Landstraße von Arnstadt nach Crawinkel. Sie finden leicht hin, wenn Sie die A4/E40 von Jena in Richtung Gotha fahren.

Sehen Sie kurz vor der Abfahrt Gotha drei Burgen, die so genannten „Drei Gleichen“. Die erste Burg auf der linken Seite ist die Wachsenburg. Die wird im Folgenden noch eine Rolle spielen. Verlassen Sie die Autobahn an der Abfahrt 42, Gotha. Fahren Sie die B 247 Richtung Ohrdruf und biegen dort ab in die B 88 Richtung Ilmenau. Nach etwa fünf Kilometern Fahrt erreichen Sie Crawinkel. Hier biegen Sie ab in Richtung Arnstadt auf die Landstraße, die durch das Jonastal führt.

Wenn Sie die kleine gewundene Landstraße entlang fahren, links und rechts die sanften Hügel sehen, die im Verlauf der Straße Richtung Arnstadt steiler werden, vermuten Sie nicht, dass hier möglicherweise das größte Geheimnis der letzten Tage des 2. Weltkrieges verborgen ist.

Worum geht es?

In den Monaten und Wochen kurz vor dem Kriegsende wurde hier das letzte Führerhauptquartier aus dem Kalkfelsen geschlagen. Name des Bauvorhabens: S3, Decknahme „Olga“. Baubeginn: November 1944. Fertigstellung war geplant für 20. April 45, Hitlers Geburtstag. S3 war eines von mehreren unterirdischen Führerhauptquartieren, die nach der Niederlage von Stalingrad geplant und gebaut wurden, nachdem klar wurde, dass Deutschland den Krieg nicht mehr gewinnen konnte. Das Projekt in Thüringen hatte insofern besondere Bedeutung, als hier auch die verbliebene Entwicklung und Produktion von so genannten „Siegerwaffen“ in bombensichere Stollen verlagert wurde. Es hat den Anschein, als wollte man Thüringen zur letzten Festung ausbauen, nachdem die Alliierten zügig von West und Ost auf deutsches Gebiet vordrangen.



Bild 1: Die abgesprengten Berghänge der Anlage S3 oder „Olga“

Es sind nur wenige Unterlagen überliefert. Der größte Teil der Dokumente wurde offenbar in den letzten Tagen des Krieges vernichtet. Nach dem Krieg blieb das Projekt weitgehend unbekannt. Angeblich kannte selbst das militärwissenschaftliche Forschungsamt der Bundeswehr das Projekt S3 bis zum Herbst 1991 nicht. Es handelt sich um drei Stollenkomplexe, Stollen 1-15 östlich, Richtung Crawinkel, Stollen 16-20 und 21-25 westlich, Richtung Arnstadt. Bilder vom Bau der Anlage und Zeichnungen können im Vereinsraum des Jonastal-Vereins in Wölfis eingesehen werden (Adresse siehe unten).

Ein besonders trauriges Kapitel ist das Schicksal der KZ-Häftlinge aus dem KZ Buchenwald und anderen Lagern. Etwa 30.000 Häftlinge wurden zum Bau von S3 eingesetzt. Davon starben rund 10.000 an Misshandlungen und Entkräftung. Weitere rund 4000 Häftlinge starben auf dem so genannten „Todesmarsch“ aus dem Jonastal, als die

Amerikaner anrückten. An der Landstraße im Jonastal befindet sich eine Gedenkstätte.

Was geschah mit S3 „Olga“?

Ab Februar/März 1945 begannen Reichsstellen, angeblich auch Teile der Reichskanzlei, Personal und Material nach Thüringen auszulagern. Unter anderem gingen auch Kunstschatze und wertvolle Artefakte der Berliner Museen in dieses Gebiet. Angeblich wurden auch Gold- und Devisenreserven der Reichsbank eingelagert. Das Oberkommando des Heeres hat ab März 1945 im Gebiet um das Jonastal Quartier bezogen.

Am 11. April 1945 erreichten die Amerikaner das Jonastal. Vorher hatte jedoch die SS in den Stollen Sprengungen vorgenommen.

Es ist völlig unklar, ob die Anlage fertig und in Betrieb war oder nicht. Es ist ebenfalls nicht bekannt, ob und was in den Stollen eingelagert oder produziert wurde. Es ist nicht bekannt, ob die SS so erfolgreich gesprengt und getarnt



Bild 2: Verschüttete, teilweise auch nur vermauerte Stolleneingänge.

hat, dass auch heute noch Objekte unentdeckt in den Stollen lagern.

So weit ist die Angelegenheit nachvollziehbar. Spektakulär wird sie durch folgende Fragen:

- Haben im Bereich um das Jonastal im März 1945 deutsche Atombombenversuche stattgefunden?
- Hat es einen erfolgreichen Start einer A9/A10, der so genannten Amerikarakete, gegeben?
- Hat Hitler im März 1945 die Anlage Jonastal besucht, und wollte er mithilfe der Atombombe und der Langstreckenrakete die Alliierten zu einem Waffenstillstand zwingen?
- Was haben die Amerikaner im Jonastal gefunden? Haben sie deutsche Hochtechnologie vor dem Eintreffen der Russen sichergestellt und einschließlich deutscher Spezialisten nach USA gebracht?
- Was haben die Russen auf dem Gelände gemacht, nachdem die Amerikaner abgezogen sind?
- Was liegt da noch unter der Erde, und warum mauern die Behörden mit Informationen und Begehungsmöglichkeiten des Geländes?

Diese Fragen sind von Sachbuchautoren aufgenommen worden. Ich empfehle folgendes Buch zu lesen: Edgar Mayer & Thomas Mehner „Die Atombombe und das Dritte Reich“ (Jochen Kopp Verlag).

Die Klärung der Fragen ist ungemein schwierig. Die Autoren des Buches legen ihrem Buch die Aussage eines Zeitzeugen zugrunde: David Hans Hoffman alias Hans Rittermann, der in Jerusalem, Israel wohnte. Er arbeitete angeblich unter dem Namen Hans Rittermann

von 1938-1945 als Sonderbeauftragter der Reichspost und des OKW für Sonderbauvorhaben in Thüringen. Im Jahre 2000 lebte er 92-jährig in Jerusalem. 1948-1989 hielt er sich in den USA auf. Leider verstarb Hans Rittermann alias Hans David Hoffman im Jahre 2001, sodass eine weitere Vertiefung oder Überprüfung seiner Aussagen nicht mehr möglich ist.

Offengestanden habe ich Probleme mit einem Zeugen, der sieben Jahre für die Nationalsozialisten arbeitete, offensichtlich mit Begeisterung, und dann seinen Lebensabend in Israel verbrachte. Ich rate daher allen Interessierten, obiges Buch (oder das eines anderen Verfassers) kritisch zu lesen und sich eine eigene Vorstellung zu machen.

Sehr viel bodenständiger erscheint mir die Aussage von Cläre Werner, der „Lady von der Wachsenburg“. Leider verstarb sie 26.4.2003, jedoch existieren Protokolle einer Vernehmung durch amtliche Organe der DDR (Vernehmung von Zeitzeugen durch die Staatssicherheit der DDR, Abteilung Kultur des Rates des Kreises, im Turmzimmer der Veste Wachsenburg am 16. Mai 1962).

Ich zitiere dazu aus dem „Arnstadter Stadt-Echo Spezial“, Ausgabe 1/2002:

„Ich hatte nichts mit Herrn Rittermann, er war ein guter Freund der Familie und war oft sonntags zum Kaffee bei uns. Hans war bei der Stadt im Bauamt tätig und trug nie eine Uniform, auch keine der SS ... Es war der 4. März 1945. Für den Tag hatten wir eine Geburtstagsfeier für den Abend, diese wurde aber kurzfristig abgesagt. Am Nachmittag war der BDM Gotha auf der Burg. Hans war auch da und half uns noch, dann sagte er uns, dass

heute auf dem Übungsplatz Weltgeschichte geschrieben wird. Es wird etwas gemacht, was es auf der Welt noch nicht gegeben hat. Wir sollen am Abend auf den Turm gehen und in Richtung Röhrensee schauen. Er wisse auch nicht, wie das neue Ding aussehen wird. So waren wir ab 20 Uhr auf dem Turm. Nach 21 Uhr, gegen 21.30 Uhr, war hinter Röhrensee mit einmal eine Helligkeit wie hunderte von Blitzen, innen war es rot, außen war es gelb, man hätte Zeitung lesen können. Es war alles sehr kurz und wir konnten dann alle nichts sehen, wir merkten nur, dass es eine mächtige Sturmböe gab, aber dann alles ruhig war. Ich, wie auch viele Einwohner von Röhrensee, Holzhausen, Mühlberg, Wechmar und Bittstädt hatten am anderen Tag oft Nasenbluten, Kopfschmerzen und auch einen Druck auf den Ohren.“

Die Aussage zeigt, dass es einen Hans Rittermann gegeben hat, der auch Zugang zu internen geheimen Informationen hatte, was allerdings nicht automatisch heißt, dass die Hans-Rittermann-Briefe auch tatsächlich von ihm stammen.

Frau Werner hat wohl am 4. März 1945 eine Explosion gesehen, die Merkmale einer Atomexplosion hatte. Ob es jedoch tatsächlich eine atomare Kleinladung war, ist sehr schwer zu beurteilen.

Frau Werner spricht noch von einer zweiten Explosion:

„Bei der zweiten Explosion war Hans mit einigen Leuten auf dem Turm, wir waren nur im Turmzimmer. Es war am 12. März 1945 gegen 22.15 Uhr. Es war nicht eine so große Helligkeit wie das erste Mal. Auch hatten wir kein Nasenbluten.“

Zum Thema Raketenentwicklung sagt Frau Werner Folgendes aus:

„Am 16. März 1945 war ein weiteres Ereignis ... Hans war dazu wieder mit einigen Freunden auf dem großen Turm, auch wir konnten mit hoch. Diesmal hatten die Leute Ferngläser mit und es wurde nicht in Richtung des Übungsplatzes gesehen, sondern in Richtung Ichtershausen. Dort wurde es gegen 23 Uhr sehr hell, es war aber nicht so wie die beiden Male davor, sondern es stieg etwas gegen den Himmel mit einem großen Feuerschweif, es ging immer höher, aber es entfernte sich von uns in Richtung Norden. Die Leute fielen sich in die Arme, wir haben es, hurra, wir sind die Größten, wir sind unbesiegbar usw. Die ca. 15 Leute feierten bis zum Morgen. Hans verbot uns wieder über alles Gesehene zu sprechen und sagte nur, wir waren bei einer weiteren Sache dabei, welche in der Welt einmalig sei und in jedem Geschichtsbuch stehen wird.“

War das der Versuchsstart einer so genannten „Amerika-Rakete“?

Die Hoffnung von Hans Ritter-

mann, dass diese Ereignisse dereinst in den Geschichtsbüchern stehen werden, hat sich nicht bewahrheitet. Der Einmarsch der Amerikaner in dieses Gebiet und später die Übernahme der Besatzung durch die Russen hat alle Zeugen und Zeugnisse verschwinden lassen. Wenn man davon ausgeht, dass sowohl Amerikaner als auch Russen die deutsche Technologie mitsamt den Technologen übernommen haben, ist kaum eine Offenlegung entsprechender Dokumente zu erwarten. Vielleicht ist das die Motivation von Hans Rittermann oder seinen Hintermännern, in Briefform auf die historische Wahrheit hinzudeuten.

Zurück zum Jonastal. Wir sollten das Gebiet erweitern auf das Viereck Arnstadt, Crawinkel, Ohrdruf und Wechmar. Das ist die Fläche, die die oben geschilderten Ereignisse einschließt. Was gibt es dort aktuell zu sehen?

1. Fahren Sie durch das Jonastal von Arnstadt nach Crawinkel. Sie sehen auf der rechten Talseite die abgesprengten Berghänge der Anlage S3 oder „Olga“ (Bild 1). Sie sehen die verschütteten, z. T. auch nur vermauerten Stolleneingänge (Bild 2). Bitte beachten: Die Anlage liegt in militärischem Sperrgebiet. Betreten verboten.
2. Auf der linken Seite der Straße sehen Sie noch die Fundamente der großen Kompressoranlage, die zum Betrieb der Bohrhämmer die nötige Druckluft lieferte (Bild 3). Diese Anlage wurde erst kürzlich von ABM- Leuten freigelegt.
3. Auf der rechten Talseite, kurz vor der Kompressoranlage, befindet sich eine Gedenkstätte für die Opfer der Bauarbeiten, die auf der Baustelle und



Bild 3: Fundamente der großen Kompressoranlage, die zum Betrieb der Bohrhämmer die nötige Druckluft lieferte (Alle Fotos: Wilfried Augustin)

beim so genannten Todesmarsch ums Leben kamen.

4. Ausstellung im Vereinshaus der Geschichts- & Technologiesgesellschaft Jonastal e. V. in der Ortschaft Wölfis, zwischen Crawinkel und Ohrdruf. Der Verein zeigt Bilder, Dokumente, Pläne und Gegenstände, die den Bau der Anlage S3 betreffen. Ich halte es für sinnvoll, zuerst diese Ausstellung zu besuchen, bevor Sie sich die Reste der Anlage im Jonastal ansehen. Soweit mir bekannt ist, öffnet die Ausstellung jeden ersten Samstag und jeden letzten Sonntag des Monats von 14 – 18 Uhr. Kontakttelefon: 0179-2275566 oder 03620-595652.

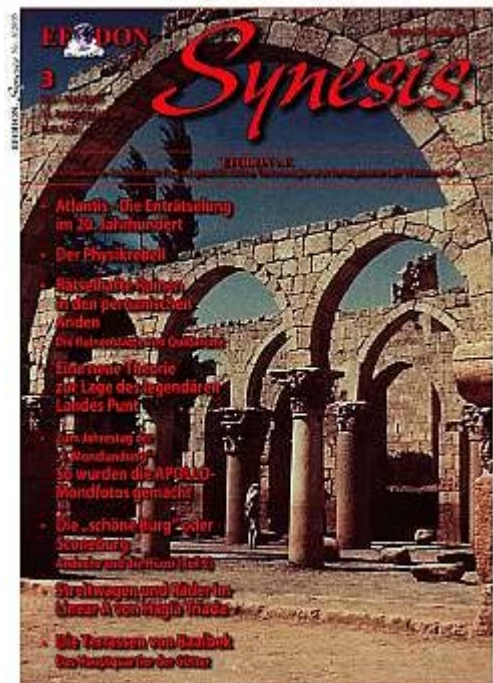
Kontakt zum Verein:

Jonastalverein GTGJ, Postfach 1153,
99301 Arnstadt, Tel. 03624-335990
Internetz: www.gtgj.de

Noch ein persönlicher Rat: Das Thema Jonastal ist hoch brisant. Es scheinen diverse Organisationen und Gruppen aktiv ihre Hände im Spiel zu haben. Riskieren Sie keine Alleingänge auf dem Gelände des Truppenübungsplatzes oder in den verschütteten Stollen. Das ist nicht nur militärrechtlich, sondern auch bergrechtlich verboten.

Ich halte es für viel sinnvoller und ungefährlicher, noch Zeitzeugen zu finden oder Zeugen von Zeitzeugen, die es in den umliegenden Gemeinden noch geben müsste.

(Wilfried Augustin)



Marco Alhelm

Rätselhafte Ruinen in den peruanischen Anden

Die Ruinenstätte von Quillarumi

In Perú, westlich von *Cusco* (Quechua, „Qosqo, Zentrum, Nabel oder Mitte“¹), der alten Inkametropole und des Zentrums von *Tabuantinsuyo*, dem Reich der vier Weltgegenden, befindet sich eine sehr interessante und rätselhafte Ruinenstätte. Kaum von Touristen beachtet und ebenso selten in der Fachliteratur besprochen findet man dort die Überreste einer wohl ehemals bedeutenden Stätte der alten Kultur Perus.

Die Ruinen von *Quillarumi*, was übersetzt aus dem Quechua „Mondstein“ bedeutet, liegen nahe dem kleinen Orte *Surite*, ca. 45 km westlich von *Cusco* auf 3600 Metern Höhe.

Die Anfahrt ist relativ einfach mit dem PKW oder Bus zu bewältigen, lediglich die letzten Meter müssen zu Fuß zurückgelegt werden.

Gleich beim Betreten der Ruinen fallen einem zahlreiche, zumeist noch nicht ganz freigelegte Mauern im typisch polygonalen Inkastil auf. Ein bekanntes Beispiel für diesen Baustil ist der berühmte Stein mit den zwölf Ecken in der *Calle Hatun Rumiyoc* in *Cusco*, wobei gesagt werden muss, dass ein weit imposanteres Beispiel dieser fugenlosen Baukunst in den Ruinen von *Torontoy*, unweit von *Machu Picchu*, zu finden ist. Dort ist ein Stein mit 52 (!) Winkeln zu bestaunen (Abb. 2).

Mit welcher Technik die alten Peruaner ihre Mauern bauten, ist bis heute ein Rätsel. Selbst in den Chronistenberichten aus der Eroberungszeit findet sich hierzu keinerlei brauchbarer Hinweis, da sich die Chronisten selbst schon die Frage stellten, wie eine solche Präzision beim Fügen der Mauern zu erreichen ist. Der Jesuitenpater *Jose de Acosta* äußerte sich im 16. Jahrhundert mit folgenden Worten dazu: „Am erstaunlichsten ist, dass die Steine dieser Mauer, obwohl nicht regelmäßig zugeschnitten, vielmehr höchst ungleich in Größe und Form, mit unglaublicher Genauigkeit, ohne Mörtel zueinander passen“.

Daher ist anzunehmen, dass selbst die Inka, denen im Allgemeinen die Erbauung dieser Stätten zugesprochen wird, nicht mehr über dieses Wissen verfügten, ansonsten hätten die Eroberer sicherlich mehr Informationen über den Bau solcher Anlagen von den Inka bekommen, die Errichtung von



Abb. 1 - Blick auf die Ruinen von Quillarumi

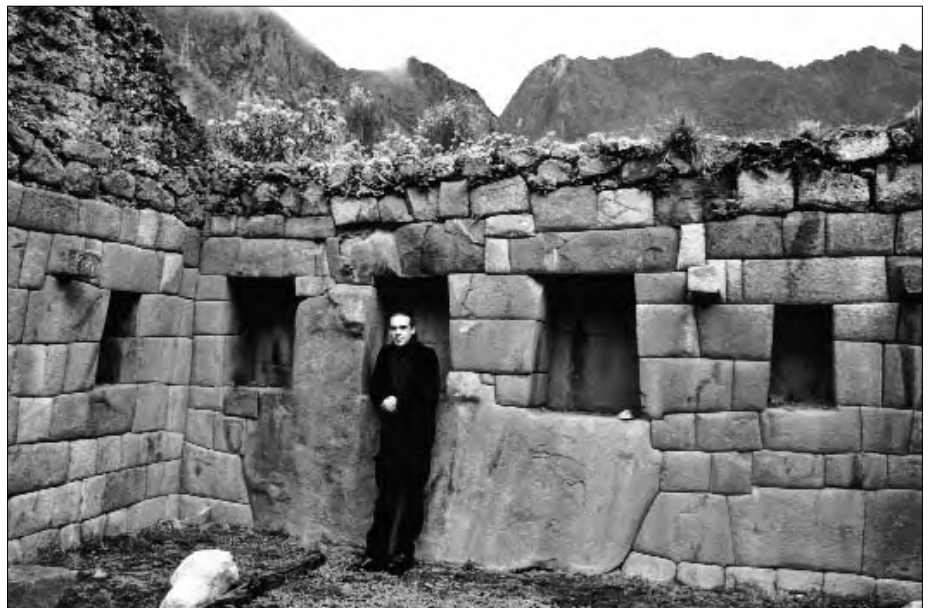


Abb. 2 - Stein mit 52 Winkeln von Torontoy mit dem Autor im Bild

Sacsayhuaman lag zeitlich schließlich noch nicht allzu lange zurück, wenn man davon ausgeht, dass die Inka diese Anlage tatsächlich bauten² (Im zweiten Teil dieses Artikels werde ich genauer auf die Frage der Erbauer der „Inkamauern“ sowie deren Alter eingehen).

Wie die Gesamtanlage von *Quillarumi* einst ausgesehen hat und wie groß die Gesamtfläche war, ist derzeit schwer

festzustellen, da erst ein kleiner Teil in den letzten Jahren freigelegt worden ist. Neuere Ausgrabungen haben einen ovalen Bau freigelegt, welcher dem des *Coricancha* in *Cusco* und dem der Ruinen von *Ingapirca* in Ecuador sehr ähnelt. Weitere solcher Bauten findet man in *Pisac* und *Machu Picchu*, wo die Mauern einen bearbeiteten Stein umschließen, den *Intihuatana*, was über-



Abb. 3 - Teil des freigelegten Baus von Quillarumi

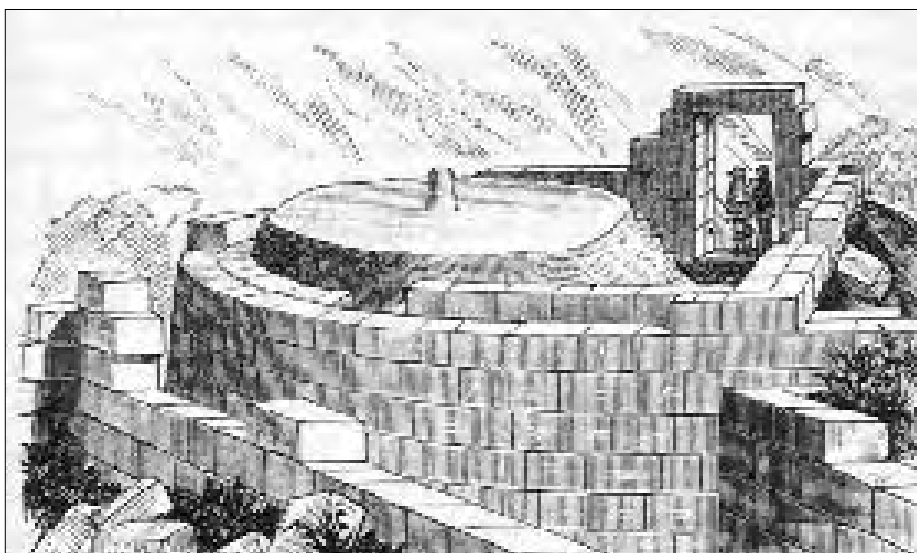


Abb. 4 - Zeichnung von Cusco aus dem Jahre 1685



Abb. 5 - Gesteinsschnitte ca. 200 Meter oberhalb der Ruinen von Quillarumi

setzt aus dem Quechua „Ort, an dem die Sonne angebunden wird“ bedeutet. In *Pisac* wurde der Stein so bearbeitet, dass zwei Zapfen herausstehen, häufig steht jedoch nur ein Zapfen hervor. Es handelt sich bei diesen Bauten sehr wahrscheinlich um Sonnenwarten, an denen beispielsweise die Sonnenwenden und die Länge des Jahres gemessen werden konnte. In den Ruinen von *Ollantaytambo* wurde ein ähnliches Bauwerk entdeckt, das Sternobservatorium von *Inticahuarina* (Quechua: „Ort, von wo aus man die Sonne sieht und versteht“). Dieses Observatorium ist aus dem massiven Fels herausgearbeitet worden. Einige Vorsprünge und herausstehende Zapfen dienen der Schattenwerfung zu bestimmten Tageszeiten, was den Beobachtern ermöglichte, verschiedene astronomische Daten festzuhalten.

Diese Annahme wird zusätzlich gestützt durch zahlreiche spanische Chronisten, die in ihren Schriften darüber berichteten, wie der Chronist *Fernando de Montesinos*, welcher im Jahre 1644 schrieb: „Der Inka berief einen Rat der weisen Männer und Astrologen ein, um unter Verwendung eines Observatoriums, das eine Art Schattenuhr war, den Sonnenstand genau zu bestimmen. Durch diese Mittel wussten sie, welcher Tag lang und welcher kurz war, wann die Sonne zwischen den Wendekreisen kam und wann sie ging...“.

Hier in Quillarumi ist bisher allerdings noch kein Intihuatana entdeckt worden, was jedoch durchaus noch möglich ist, da einst zahlreiche dieser Sonnenwarten um Cusco herum gestanden haben sollen, wie uns der Chronist *Pedro de Cieza de León* berichtet: „In gewissen Abständen stehen hier kleine Türme, von denen aus man die Bewegung der Sonne beobachtete, der man große Bedeutung beimaß.“ Ebenso sind in einer alten Zeichnung aus dem Jahre 1685 noch einige dieser Megalithen um Cusco herum zu sehen (Abb. 4). Leider sind diese Bauten zumeist der Zerstörungswut der spanischen Eroberer zum Opfer gefallen.

Warum jedoch so viele Türme und Intihuatanas gebaut wurden, ist nicht geklärt. Die am meisten verbreitete Meinung unter Archäologen ist, dass sie dafür benötigt wurden anhand von Himmelsbeobachtungen kalendarische Daten zu ermitteln, zumeist um den Erntebeginn oder die Aussaat vorzusagen. Jedoch habe ich Zweifel, dass diese Auffassung zutrifft, da man wohl kaum Dutzende nah beieinander stehender Megalithbauten brauchte, nur um zu beobachten, was die Bauern ohnehin wussten. Außerdem kann die

Quillarumi

Natur einem leicht das ganze Spiel vermiesen, wenn der Frühling oder Winter einen oder mehrere Tage früher oder später eintreffen. Dann nützt auch das präziseste errechnete oder beobachtete Datum nichts. Dass diese Bauten für Himmelsbeobachtungen genutzt wurden, bestätigen die Chronisten, jedoch warum dies überhaupt geschah, darüber ist nichts bekannt, nur zur Bestimmung von Saat- und Erntezeiten sicherlich nicht.

Zerschnittene Felsen

In den Ruinen von Quillarumi findet man ebenso „Gesteinseinschnitte“, identisch mit denen in *Kenko*, *Chinche-ro*, *Ollantaytambo* oder den schon oft beschriebenen gegenüber des Zyklonwalls von *Sacsayhuaman* bei *Cusco*. Auch in Quillarumi wurden riesige Granitfelsen wie Butter zerschnitten.

Als ich das Ruinengelände verlassen wollte, rief mich ein kleiner Junge, der in den Ruinen herumstreunte. Er führte mich ungefähr 200 Meter den Berg hinauf und zeigte mir einen riesigen Granitfelsen, welcher rundum „zerschnitten“ war. Auch hier wieder absolut ebene Flächen, man meint, es handle sich um gegossenen Beton. Wer, warum und mit welchen technischen Mitteln diese Arbeiten vollbracht wurden, ist unbekannt, ebenso wie das Alter dieser mysteriösen Stätten, die man im gesamten Umkreis von Cusco zahlreich vorfindet. Das Phänomen dieser Art der Gesteinsbearbeitung ist weltweit anzutreffen, als Beispiel seien das Felsheiligtum *Yazilikaya* in der Nähe der ehemaligen Hethiterhauptstadt *Hattuscha* in der Türkei genannt, sowie *Hattuscha* selbst (Abb. 12), auch hier feinste Einschnitte in hartem Granit. Übrigens stehen ganz in der Nähe von Hattuscha, in *Alcahöyüç*, auch Inkamauern (Abb. 13), mit exakt derselben Technik fugenlos und erdbebensicher gefügt wie in Perú, wo diese Mauer nicht auffallen würden.

Das weitaus Interessanteste an den Ruinen von Quillarumi ist aber der Mondstein, nach welchem die gesamte Ausgrabungsstätte auch benannt wurde. Es handelt hier um einen Halbkreis, der vollkommen und in vollendeter Präzision aus einem Granitfelsen herausgearbeitet wurde. Die Öffnung des Halbkreises ist genau nach Osten hin ausgerichtet. Der Halbkreis, im Durchmesser ungefähr zwei Meter, ist durch schräg stehende Ansätze oder Stufen symmetrisch in sieben Segmente unterteilt, welche ebenso präzise und in exakt gleichen Abständen herausgearbeitet wurden.

Die Ähnlichkeit mit dem so genann-



Abb. 6 - Gesteinsschnitte in Yazilikaya, Türkei



Abb. 5 - Intihuatana in Pisac



Abb. 8 - Der Quillarumi

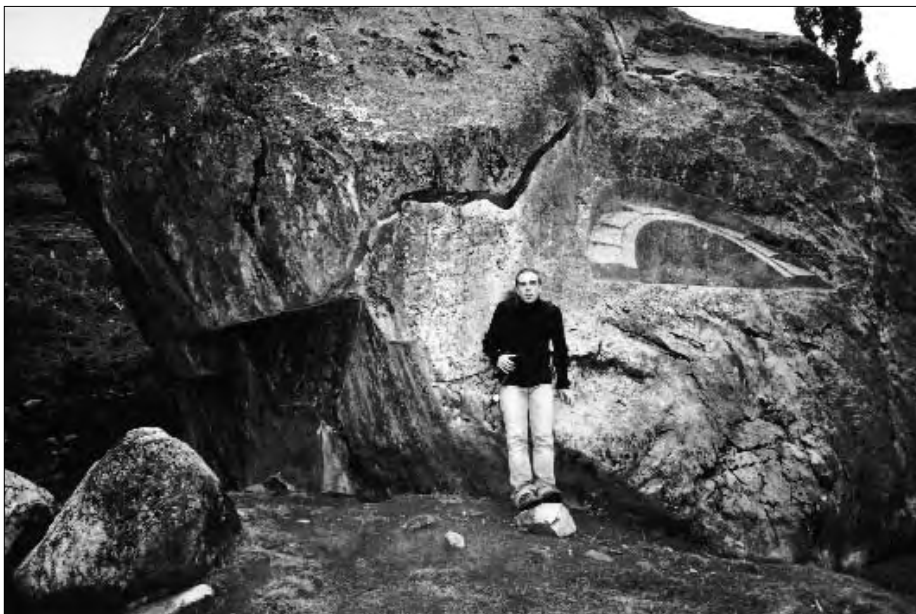


Abb. 9 – links Gesteineinschnitte, rechts der Quillarumi



Abb. 10 – Thron des Inka in Sacsayhuaman



Abb. 11 – Siebenstufige Himmelstreppe nahe Sacsayhuaman

ten Thron des Inka in Sacsayhuaman (Abb. 10) ist nicht zu übersehen, dieser ist ebenso nach Osten hin geöffnet. Diese „Himmelstreppe“ sind ebenso aus einem Felsen nahe Sacsayhuaman herausgearbeitet worden (Abb. 11). Dort sind es ebenso wie in Quillarumi sieben Stufen. Der Kult um die Zahl Sieben war im alten Perú genauso verbreitet wie in der alten Welt beispielsweise bei den Sumerern und später bei Griechen und Römern.

Dass die Sieben nicht nur in Stein verewigt wurde, fand der Ethnologe *Baron E. Nordenskiöld* heraus. Dieser veröffentlichte 1925 eine Studie, in der er unter anderem feststellte, dass in den von den Inka für die Aufzeichnung von Zahlen und für mnemotechnische Zwecke verwendeten Quipus (Knotenschnüre) die Zahl Sieben ungewöhnlich häufig vorkommt. Nordenskiöld schloss daraus, dass die Sieben bei den Inkas eine heilige Zahl war.

Zurück nach Quillarumi: Die Flächen am Mondstein sind poliert und absolut eben, mit welchen Werkzeugen und Hilfsmitteln dies vollbracht wurde, ist nicht bekannt, jedoch kann davon ausgegangen werden, dass solch eine Arbeit einiges an technischem Können voraussetzt, insbesondere aufgrund der bemerkenswerten Genauigkeit und symmetrischen Anordnung der Flächen. Es ist kaum vorstellbar, dass diese Arbeiten ohne moderne Maschinen entstanden sein sollen, und dies von den Inka, welche zwar Meister in der Herstellung und Verarbeitung von Gold, Silber, Kupfer und sogar Platin³ waren, jedoch das Eisen nicht kannten, dieses wurde nämlich erst von den Spaniern eingeführt.

Über das Alter, die Erbauer und den Sinn und Zweck dieses Bauwerks konnten mir Archäologen auch vor Ort keinerlei Auskunft geben (ebenso wie über die häufig anzutreffenden „Gesteineinschnitte“), man vermutet ein Kultzentrum der Inka, wie allerorts, wo man nichts Genaueres weiß, lediglich in der Fachliteratur fand ich einige wenige Hinweise.

Einige Forscher nehmen an, dass es sich hier um eine Stätte handelt, welche astronomischen Beobachtungen diente, wie den oben beschriebenen Intihuatana. Beweise hierfür fehlen allerdings, und auch die präzise Ausführung, die man hier vorfindet, spricht dagegen, da die bekannten Intihuatanas allesamt sehr grob aus dem Felsen herausgearbeitet worden. *Prof. Dr. Rolf Müller* schließt in seinem 1972 erschienenen Buch „Sonne, Mond und Sterne über dem Reich der Inka“ einen Bezug zum

Quillarumi



Abb. 12 – Gesteinsschnitt in Hattuscha, Türkei

Mond und somit einen Mondkalender aus. Die Namensgebung des Quillarumi erfolgte wohl eher aufgrund des sichelförmigen Aussehens des Stufenmonuments. Es könnte sich wohl eher um einen Sonnenkalender handeln, und die sieben Unterteilungen halten wichtige Ereignisse des Jahres fest, jedoch ist auch diese Annahme nicht bewiesen.

Wahrscheinlich wird, wie schon der Forschungsreisende *Dr. Ubbelohde-Doering* sagte: „... der Schlüssel des Geheimnisses einmal in den sieben flachen Stufen zu finden sein“.

Anmerkungen

- ¹ Eine Ausnahme zu der üblichen Übersetzung von Cusco mit „Nabel, Zentrum oder Mitte“ ist die Übersetzung von Fernand Salentiny, welcher Cusco mit „eben, die Ebene“ übersetzte.
- ² Der Chronist Garcilaso de la Vega berichtet, dass der Bau von Sacsayhuaman unter dem 10. Inka Pachacútec Yupanqui begonnen wurde und unter dem 11. Inka Huaina Cápac fertiggestellt wurde, also in etwa in den Jahren 1493 bis 1527, kurz vor Ankunft der Spanier.
- ³ Die Schmelztemperatur von Platin beträgt 1770° C. Wie die Altperuaner diese hohen Temperaturen erreichten, ist bis heute nicht endgültig geklärt, in primitiven Schmelzöfen ist dies jedenfalls nicht machbar. In Europa wurde vor 1730 noch kein Platin verarbeitet, hierin waren uns die Indianer Südamerikas um einiges voraus.

Literatur

- Prof. Dr. Rolf Müller: Sonne, Mond und Sterne über dem Reich der Inka, Heidelberg 1972
- Prof. Dr. Rolf Müller: Die Intiwatana im alten Peru, Baessler Archiv – Sonderabdruck aus Band XIII, Berlin 1929

- H. Ubbelohde-Doering: Auf den Königstraßen der Inkas, Berlin 1941
- F. E. Elorrieta Salazar/Edgar Elorrieta Salazar: Cusco und das heilige Tal der Inkas, Cusco - Peru 2003
- Prof. Armin Bollinger: So bauten die Inka, 2. Aufl. 1986
- Fernand Salentiny: Machu Picchu 1979
- E. G. Squier: Reise- und Forschungsleb-

nisse in dem Lande der Inkas, Leipzig 1883

Pedro de Cieza de León: Auf den Königstraßen der Inkas, Sevilla 1553/Stuttgart 1971, herausgegeben von Victor Wolfgang von Hagen

Garcilaso de la Vega: Wahrhaftige Kommentare zum Reich der Inka, Lissabon



Abb. 13 – Inkamauer in Alcahöyük, Türkei

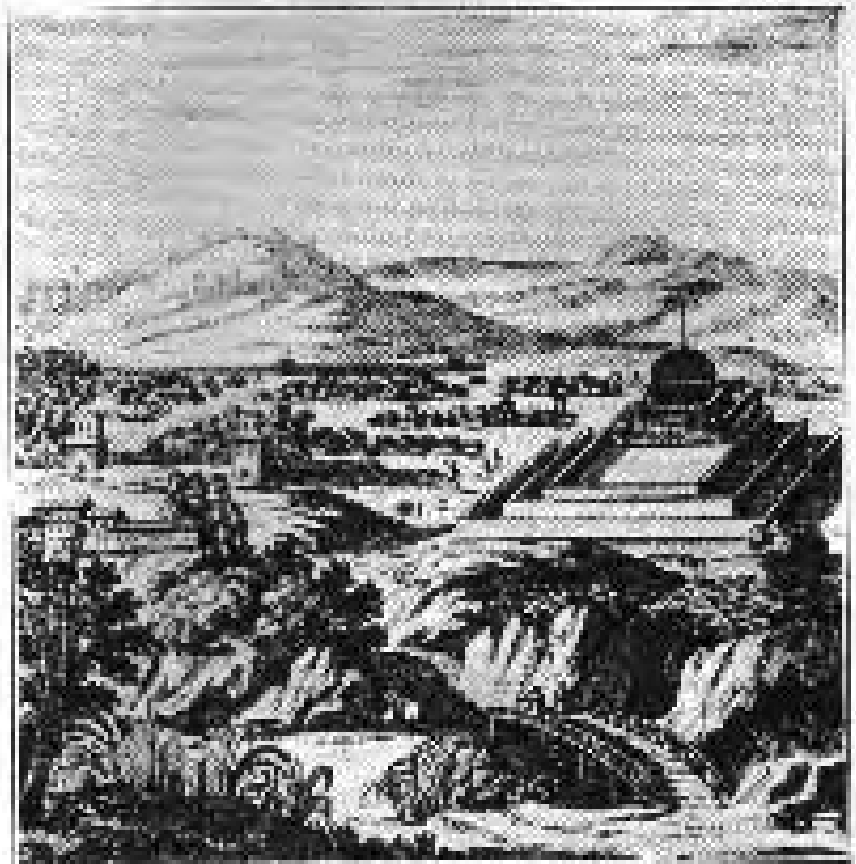


Abb. 14 – Zeichnung von Cusco aus dem Jahre 1685

Thomas Ritter

Die Terrassen von Baalbek

Das Hauptquartier der Götter

Baalbek ist Libanon großartigster architektonischer Schatz und kann mit Recht zu den Wundern des Altertums gezählt werden. Seine Tempel gehören nicht nur zu den erhabensten und größten, die je gebaut wurden, sondern auch zu den besterhaltensten. Erdbeben, Krieg und Vandalismus fügten im Laufe der Jahrhunderte Baalbeks Anlagen zwar beachtliche Schäden zu, zu denen man auch die mittelalterlichen Ergänzungen der Bauwerke rechnen muss. In den letzten hundert Jahren haben deutsche, französische und libanesische Archäologen Ausgrabungs- und Restaurationsarbeiten vorgenommen, die dem heutigen Besucher einen wirklichkeitsnahen Eindruck der ursprünglichen Anlage vermitteln.

Kaum ein Archäologe oder Fremdenführer hört es gern oder räumt dem auch nur eine Wahrscheinlichkeit ein, doch eine Tatsache ist, dass es gerade die ältesten und oftmals nicht genau datierbaren Bauwerke auf unserem Planeten sind, die den Eindruck erwecken, „übermenschlich“ zu sein. Hauptindizien dafür sind die Anonymität der Bauten, Überlieferungen, die wegen ihres „überirdischen“ Charakters stets ins Reich der Fabel verwiesen werden und die so genannte Mono- oder Megalithbauweise. „Monolith“ bedeutet „Aus einem Block“ und bezieht sich auf die einstige Verbauung sehr großer Steinblöcke. „Megalith“ - wörtlich „großer Stein“ - bezeichnet eigentlich das Gleiche, stellt aber eine Steigerung dar. „Megalithen“ sind die Stein gewordene Tatsache, dass ausgerechnet die ersten Architekten nicht klein auf klein bauten, sondern mit Steinquadern von teils unglaublichen Abmessungen und kaum vorstellbarem Gewicht hantierten. Weltweit spricht man daher auch von „Megalithkulturen“, zu denen eng gefugte Mauern aus bisweilen etwa 400 Tonnen wiegenden Blöcken ebenso gehören; wie das aus einem Stück gefertigte Sonnentor mit seinen über zehn Tonnen Gewicht in Tiahuanaco.

Anonyme Riesenmauern exaktester Bearbeitung finden sich im so genannten Taltempel bei Gizeh. Die gigantischen Memnonkolosse und die bis zu 500 Tonnen schweren ägyptischen Obeliskten, von deren Fertigung ein einziges „unvollendetes“ Exemplar in



Unterwegs im Libanongebirge

einem Steinbruch nahe Assuan kündet, sind weitere Zeugen dieser bislang kaum erforschten und noch weniger verstandenen Kultur.

Nicht anders sieht es in Europa aus. Im hohen Norden, in Deutschland, Frankreich, England oder gar auf der Urlaubsinsel Mallorca finden sich Spuren einstiger Baumeister, die offenbar nur allzu leicht mit tonnenschweren Steinquadern arbeiteten.

Dabei sind die aufgeführten Monumente noch regelrechte Leichtgewichte, denn die größten jemals bearbeiteten und transportierten Megalithen befinden sich im Libanongebirge auf rund 1.150 Metern Höhe über dem Meeresspiegel unter und in der Nähe eines römischen Jupitertempels, der auf einem riesenhaften älteren Fundament basiert. Allein dieses Fundament ist stattliche dreizehn Meter hoch und erstreckt sich über rund 7000 Quadratmeter (106 x 69 Meter). Es ist bekannt als die „Terrassen von Baalbek“ - die Götterbezeichnung „Baal“ findet sich nicht grundlos im Namen des Bauwerks. Eigentlich bedeutet sie „Herr“ - Baalbek heißt demzufolge „Herr der Quelle“, denn Bek heißt übersetzt „Quelle“. Diese Quelle trägt heute den Namen *Ras el-Ain*. Sie ist seit dem Altertum bekannt. Hier finden sich ebenfalls Reste eines Altars und eines Nymphäum aus römischer Zeit sowie einer 1277 erbauten mamelukkischen Moschee.

In der hellenistischen Zeit (-333 bis 64) identifizierten die Griechen den Gott von Baalbek mit ihrem Sonnengott und nannten den Ort Heliopolis - „Stadt der Sonne“. Sie vergrößerten das Tempelgelände und legten auf dem westlichen Teil eine podiumsähnliche Erhöhung an, um darauf einen Tempel der klassischen Form errichten zu können, der jedoch nie gebaut wurde. Spuren des geplanten Projekts lassen sich aber noch heute erkennen. Erst die Römer sollen hier den großen Tempel geschaffen haben, dem sie ihrem Hauptgott Jupiter weihten. Die Bauarbeiten für den Tempel wurden gegen Ende des -1. Jahrhunderts begonnen und näherten sich in den letzten Jahren der Herrschaft des Kaisers Nero (37 bis 68) ihrem Abschluss.

Baalbek ist ein inoffizielles Weltwunder. Eine vorläufige Bestandsaufnahme der exakt bearbeiteten, doch eben anonymen Blöcke zeigt auf, was in und um Baalbek bereits lange vor den Römern bewegt wurde. Da sind zunächst neun exakt geschnittene Steinquadern von jeweils etwa zehn Metern Länge, vier Metern Höhe, drei Metern Breite und je 320 Tonnen Gewicht. Außerdem ist in den Terrassen von Baalbek das berühmte „Trilithon“ verbaut - drei passgenau gefugte Quader von zwanzig Metern Länge, vier Metern Höhe, 3,60 Metern Breite und über 800 Tonnen Gewicht pro Stück.

Der größte bearbeitete Steinblock



Bauten auf der Plattform des Jupitertempels

befindet sich jedoch außerhalb des Ortes. Er trägt die Bezeichnung „Stein des Südens“ oder „Midi“. Seine Eckdaten sind im wahrsten Sinne des Wortes atemberaubend. Der „Midi“ ist 21,72 Meter lang, 4,25 Meter hoch und 5,35 Meter breit. Das ermittelte Gewicht liegt bei 1.211 Tonnen.

Wie um alles in der Welt bewegten die Menschen damals dieses Gewicht ohne technische Hilfe? Auf Holzkufen und mit Muskelkraft, so will es jedenfalls die „seriöse Lehrmeinung“. An einigen Quadern – aber eben nicht am „Midi“ oder an den Blöcken des Trilithon - wurden mehrere tiefe und schmale Löcher beobachtet. Sie werden als „Wolfslöcher“ bezeichnet und sollen der Aufnahme einer trapezförmigen Metallkonstruktion, des „Wolfes“ gedient haben, die einen herausnehmbaren Mittelteil hatte. An einer solchen

Konstruktion konnten die Quader aufgehängt werden. Jedes Wolfsloch konnte rund fünf Tonnen Gewicht tragen, entsprechend viele Löcher brauchte ein Quader. Zum Heben sollen dann bewegliche Kräne oder Holztürme mit Flaschenzügen in mehrfacher Übersetzung genutzt worden sein.

Pardon, aber hier endet die Vorstellungskraft. Nach dieser Rechnung müsste der „Midi“ mindestens 242 solcher Wolfslöcher haben, um bewegt zu werden. Das Nichtvorhandensein dieser Löcher wird von der Schulwissenschaft mit dem Argument wegerklärt, bei diesem Block handle es sich eben um ein unvollendetes Exemplar. In jeder Arbeit zu Baalbek kann man das nachlesen. Dennoch entspricht diese Darstellung nicht den Tatsachen. Bei meiner Libanonreise im Dezember 2004 konnte ich durch eigenen Augenschein feststellen, dass der „Midi“ keineswegs mehr mit dem Boden des so genannten „Steinbruches“ verbunden ist. Vielmehr handelt es sich bei diesem Block um einen vollkommen bearbeiteten Stein, der sich wohl auf dem Transport zu den Terrassen von Baalbek befand, sein Ziel jedoch aus unbekanntem Gründen nicht mehr erreichte. Bis heute kann also niemand überzeugend erklären, auf welche Weise die mächtigen Steinblöcke aus dem mehr als einen Kilometer entfernten Steinbruch im Tal zum Tempelgelände transportiert werden konnten. Man hat keinerlei Hinweise auf einen Transportweg gefunden.

Ungeklärt sind auch die technischen Hilfsmittel, die zweifellos für die Beförderung und die präzise Platzierung der gewaltigen Quader hoch über dem Boden zum Einsatz gekommen sein müssen. Stellen wir in diesem Zusam-

menhang die vorhin aufgeworfene Frage einmal anders. Wie würden wir solche Schwergewichte heute – also etwa 4000 Jahre später - bewegen? Im „Mysterypark“ von Interlaken versucht ein interessantes Modell die Antwort darauf zu geben. Diese Darstellung zeigt jedoch, dass wir heute selbst mit modernsten Autokränen nicht in der Lage wären, den „Midi“ zu transportieren, so wie es die Baumeister Baalbeks offensichtlich einst getan haben. In einem weiteren Steinbruch bei *Al Kiyyal*, südwestlich der Stadt, hinter *Qubbat Duris*, finden sich tiefe künstliche Schächte, die den Eingang zu einer noch nicht vollständig erforschten Unterwelt bilden. Die Begehung dieser Tunnel ist aufgrund der Hinterlassenschaften des libanesischen Bürgerkrieges mit einem unkalkulierbaren Risiko verbunden.

Kehren wir nach dem Ausflug zum „Midi“ nun wieder zu den Terrassen von Baalbek zurück, welche vor allem den Unterbau des mächtigen Jupitertempels bilden. Baalbeks Tempel entstanden auf einem möglicherweise künstlich aufgeschütteten Hügel, der mindestens seit dem Ende des -3. Jahrtausends als eine heilige Stätte diente, über die bis heute jedoch nur geringe Kenntnis vorliegt. Die Tempelanlage von Baalbek umfasst Tempel, die Jupiter, Bacchus und Venus zugeordnet werden. Von dem vierten Tempel, möglicherweise einem Merkur geweihten Heiligtum auf dem *Scheich Abdallah Hügel* sind nur noch die Reste einer Treppe zu sehen.

Das Erste, das der Besucher der gewaltigen Anlagen wahrnimmt, sind die noch stehenden sechs korinthischen Säulen des Großen Tempels, d. h. des Jupitertempels, welche 22 Meter hoch in den Himmel ragen und mit ihren Architraven (Querbalke über den Säulen) eine Vorstellung von der Gewaltigkeit der ursprünglichen Anlage vermitteln. Allein die untersten Säulentrommeln wiegen pro Stück 62 Tonnen. Der gesamte Komplex des Tempels umfasst den Eingang, also die Propyläen, den sechseckigen Vorhof, den Großen Hof und schließlich den Jupitertempel selbst. Der Große Hof mit einer Fläche von 134 mal 112 Meter umfasste alle hauptsächlichen Kulteinrichtungen und war auf der abgeflachten Spitze eines künstlichen Hügels gebaut worden. Auf der Ost-, Nord- und Südseite des Hügels stützten Anlagen mit mächtigen Gewölben den Hügel, was auf der Westseite durch das Podium des Tempels bewirkt wurde. Diese Konstruktionen dienten sowohl als Stütze für die Säulenhallen und die halbrunden oder eckigen, nischenähnlichen, sich auf den Hof öffnenden Räume, die als Ställe und Magazine genutzt wurden.



Stein des Midi

Die Gewölbe vermitteln einen überzeugenden Eindruck, dass der römische Tempel auf einer weitaus älteren Anlage erbaut wurde. Hier finden sich bis in eine Höhe von etwa drei Metern riesige, exakt bearbeitete Steinblöcke, die von einem römischen Tonnengewölbe überdeckt sind. Während sich das Gewölbe in einem ausgezeichneten Zustand präsentiert, weisen die tragenden Fundamentmauern starke Verwitterungsspuren auf. Dies ist ein Indiz dafür, dass diese Steine über Jahrhunderte, möglicherweise sogar Jahrtausende Wind und Wetter offen ausgesetzt waren, ehe die Römer das Gewölbe darüber bauten. Im Gegensatz zu dem Tonnengewölbe, welches römische Inschriften aufweist, sind die Megalithen des Fundamentes anonym. Sie zeigen weder Verzierungen noch Inschriften.

In der Mitte des über den Gewölben liegenden großen Hofes stehen zwei mächtige Gebilde - ein restaurierter Altar und ein Turm mit den unteren erhaltenen Abschnitten. Der ins 1. Jahrhundert datierte Turm, der von zwei allein stehenden Säulen flankiert wurde, sollte wahrscheinlich den Priestern ermöglichen, bei Kulthandlungen von der Höhe des Turmes her den Kontakt mit Jupiter im Tempel zu halten. Nördlich und südlich von Turm und Altar befanden sich zwei mit Reliefs reich verzierte Wasserbassins.

Diese Anlagen wurden am Ende des 4. Jahrhunderts bei der Errichtung einer christlichen Basilika auf dem Tempelgelände zerstört. Durch die Propyläen, den hexagonalen Vorhof und den Großen Hof gelangte der Gläubige endlich zum Jupitertempel. Der Tempel, den man über eine monumentale Freitreppe erreicht, misst 88 mal 48 Meter



Innenansicht des Bacchustempels



Reliefs am Bacchustempel

und steht auf einem Podium dreizehn Meter über dem umliegenden Gelände und sieben Meter über dem Großen Hof. Ursprünglich war der Tempel außen von 54 Säulen umgeben, die in großen Stücken auf dem Boden liegen. Die sechs noch stehenden Säulen sind durch ein mit Stier- und Löwenköpfen verziertes Gebälk verbunden.

Nächst der Jupiter-Tempelanlage steht getrennt der in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts errichtete Bacchustempel, welcher besonders gut erhalten ist. Während der Jupitertempel oder Große Tempel der öffentlichen Verehrung der heliopolitanischen Triade bestimmt war, wurde im so genannten Kleinen Tempel möglicherweise ein geheimnisvoller Kult der Initiierten um den Jungen Gott von Baalbek zelebriert, der wohl als Sonnen- und Wachstumsgottheit galt.

Es sind die in die Portalseiten eingearbeiteten Darstellungen von Wein und Mohn und einigen bacchantischen Szenen, welche die Identifizierung des Tempels mit dem Gott Bacchus nahe gelegt haben. Dreiunddreißig Stufen führen zum Eingang des Tempels hinauf, der seinerseits auf einem fünf Meter hohen Podium gebaut ist. Das monumentale Portal und der Blick in das reich verzierte Innere des Tempels gehören zu den schönsten Anblicken von Baalbek. Der Turm an der Südostecke des Tempels ist ein gutes Beispiel mamelukkischer Befestigungsanlage. Eine Turmbesteigung bietet einen lohnenden Ausblick.

Während die Archäologen ganz überwiegend den Bau der Tempel von Baalbek in die römische Zeit verlegen, wissen arabische Legenden von den Geschehnissen um die „Feste auf dem

Berg Libanon“, die bis zum mythologischen Beginn des Menschengeschlechts reichen. Die Anlage ginge demnach auf Adam und Eva zurück, die nach der Vertreibung aus dem Paradies im Libanongebirge gelebt haben sollen. Noch heute wird Adams Grab übrigens in dem nicht weit von Baalbek entfernten Ort *Zebdami* gezeigt. Selbst Noah soll angeblich in der Umgebung von Baalbek beigesetzt sein.

Nachdem Kain seinen Bruder Abel in einer Schlucht des Antilibanon-Gebirges erschlagen hatte, soll er nach einer weiteren Legende hier vor dem Zorn Gottes Zuflucht gesucht haben. Der Mönch Johannes Maro, vom Papst im Jahr 680 zum Patriarchen des Libanons ernannt, überlieferte diese Sage.



Mittelalterliche Überbauungen



Zitadelle bei Faqura

„Die Feste auf dem Berg Libanon ist das älteste Gebäude der Welt. Kain, der Sohn Adams, erbaute sie im Jahr 133 der Schöpfung in einem Wahnsinnsanfall. Er gab ihr den Namen seines Sohnes Henoch und bevölkerte sie mit Riesen, die für ihre Frevelhaftigkeit mit der Sintflut bestraft wurden.“

Einige dieser „Riesen“ haben wohl die Katastrophe überlebt, denn der biblische Nimrod soll sie zum Wiederaufbau der Anlage herangezogen haben, nachdem die Flut vorüber war.

„Nach der Sintflut, als Nimrod über

den Libanon herrschte, liess er Riesen kommen, die Feste von Baalbek wieder aufzubauen, die so heißt zu Ehren Baals, des Gottes der Moabiter, welche den Sonnengott anbeteten.“

Griechen und Römer haben ihre Tempel also auf einen Unterbau errichtet, den es lange vor ihnen bereits gab. Niemand hat bisher den Versuch unternommen, die Menge der Steinblöcke zu errechnen, welche gebrochen, behauen und herbeigeschafft werden mussten, um die gigantische Plattform zu schaffen. So verwundert es nicht,

wenn die Legenden „Riesen“ als Baumeister überliefern.

Nach meinem Besuch in Baalbek bin ich der festen Überzeugung, dass diese gewaltige Bauleistung bereits zu einer Zeit erbracht wurde, die historisch heute nicht mehr fassbar ist. Eines der ältesten Epen der Weltliteratur, das auf Tontafeln niedergeschriebene sumerische Gilgamesch-Epos, wusste bereits von dem „Berg im Zedernwald“ zu berichten und bezeichnete ihn als „Wohnsitz der Götter“. Wer sich auch immer hinter diesen „Göttern“ verbarg, beherrschte bereits in jener Zeit technische Möglichkeiten, welche die unsrigen übersteigen. Die These des russischen Professors Modest Agrest, der bereits Anfang der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts vermutete, dass außerirdische Intelligenzen die Erbauer der Terrassen von Baalbek gewesen sein könnten, ist also keineswegs überholt.

Literatur

Ess, Margarete van, Heliopolis / Baalbek, Forschen in Ruinen 1898 – 1998, Berlin, 2001

El Jamal, Ibrahim Moustapha, Baalbek, Das Paradies der Götter, Baalbek, 1964

Jidejain, Nina, Baalbek, Heliopolis, City of the Sun, Beirut, 1998

Alle Fotos © Thomas Ritter



Paul J. Muenzer

Streitwagen und Räder im Linear A von Hagia Triada

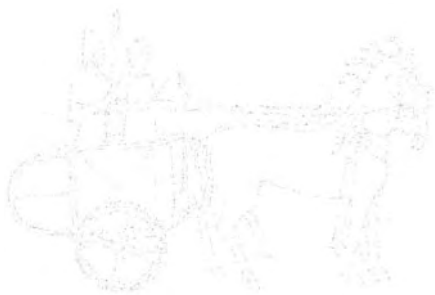


Abb. 1

Im mykenischen Linear B gibt es bekanntlich eine Reihe von Tafelchen mit Angaben über Streitwagen sowie solche mit Räderinventaren. Nachdem nun das Linear A lesbar geworden ist, stellte sich heraus, dass es dasselbe in der minoischen Vorgängerschrift auch schon gibt.

Bei dem Wagentyp, von dem hier die Rede ist, handelt es sich um leichte

zweirädrige, von einem Pferdepaar gezogene und somit schnelle und wendige Fahrzeuge. Bei ihrer Verwendung als Reise-, Jagd- und Streitwagen sowie bei kultischen und Repräsentationsveranstaltungen bestand die Besatzung in der Regel aus zwei aufrecht darin stehenden Personen: aus dem Wagenlenker plus dem Fahrgast, dem Jäger oder dem mit Helm, Schwert und Lanze ausgerüsteten Kämpfer (Abb. 1). Bei Wagenrennen, welche die Minoer und Mykener aber noch nicht kannten, war stets nur ein Mann an Bord.

Im Kriegsfall brachten diese von den Mykenern *hippia* (d. h. Pferdegefahrts), von den klassischen Griechen *hárma* oder *díphros* genannten Wagen die Kämpfer rasch und von keinem Marsch ermüdet aufs Schlachtfeld, wo sie absprangen und sofort zu Fuß den Feind angriffen. Dagegen wurden diese Wagen von den Minoern und



Abb. 2

Mykenern noch nicht als geschlossene Verbände eingesetzt, um so den Gegner von den schnell fahrenden Wagen herab



Abb. 3

mit Pfeilen oder leichten Speeren zu überschütten, zusammenzuwalzen und in die Flucht zu treiben - eine Taktik, die speziell von den Hethitern und Ägyptern -1294 in der Kades-Schlacht angewandt wurde. Deren Streitwagen führten - im Unterschied zu den minoisch-mykenischen - einen Vorrat an Pfeilen oder leichten Wurfspießen mit sich, wodurch eine mehrfache Wiederholung des Angriffsmanövers möglich war.

Eine gute Vorstellung vom Aussehen der mykenischen Zweiradwagen des -15. und -14. Jahrhunderts vermitteln uns das Fresko aus dem Palast von Tiryns, das zwei zur Jagd fahrende Damen zeigt (Abb. 2) sowie der bemalte Kalksteinsarkophag von Hagia Triada mit der Schilderung einer Totenopferszene, an der auch zwei Zweiradwagen mit je zwei Personen teilnehmen (Abb. 3).

Nun zu den Streitwagendarstellungen auf den diversen Tontäfelchen und was diese besagen. Eines der Linear B-Täfelchen aus Knos (Abb. 4) zeigt - zwar vereinfacht aber ansonsten naturgetreu - einen einsatzbereiten Streitwagen: mit aufmontierten Rädern, die bei der Lagerung im Depot stets abgenommen waren (das wusste sogar Homer noch, siehe Ilias V, 722, obwohl zu seiner Zeit in Griechenland Streitwagen längst passe waren). Ferner sieht man einen bronzenen Brustpanzer für den Kämpfer (nötig wegen des fehlenden Schildes) sowie zur Anschirrung bereitstehende Zugpferde (angedeutet durch das Pferde-Ideogramm).



Abb. 4

Das durchkreuzte Rechteck stellt den Wagenstuhl mit Brüstung in Sei-

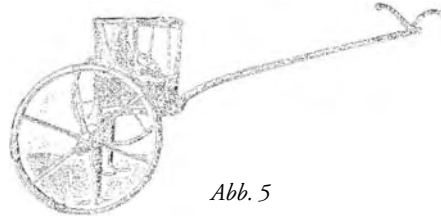


Abb. 5



Abb. 6

tenansicht dar, während der halbkreisförmige, horizontal verstrebt Bügel links davon die für mykenische Zweiradwagen typische Verlängerung der Seitenbrüstung nach hinten wiedergibt, welche als Auf- und Absteighilfe zu verstehen ist.

Rechts im Täfelchen sieht man die mit dem Wagenboden fest verbundene, schräg nach oben geführte Unterdeichsel, die in der Mitte mit der darüber befindlichen, horizontal verlaufenden Oberdeichsel verstrebt ist. Diese Doppeldeichselkonstruktion zeigen bereits die Wagen-Ideogramme der Linear A-Täfelchen, so dass hier möglicherweise eine kretische Erfindung vorliegt. Der Zweck dieser Konstruktion kann nur sein, die katastrophalen Folgen zu verhindern oder zu mildern, die unweigerlich entstehen, wenn eine Einfachdeichsel bei voller Fahrt an



Abb. 7

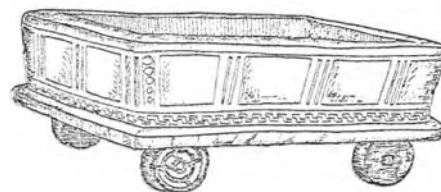


Abb. 8

irgend einer Stelle bricht. Dort, wo Ober- und Unterdeichsel zusammentreffen, war jeweils das (auf den Linear B-Täfelchen immer durch zwei kleine Flachbogen dargestellte) Joch mittels Riemenschnürung befestigt.

Übrigens beginnt die Oberdeichsel nur scheinbar am oberen Rand der

Streitwagen und Räder

Vorderbrüstung (die als Halterung natürlich viel zu schwach wäre), sondern biegt bei dieser unter einem rechten Winkel nach unten und ist - wie die Unterdeichsel auch - mit dem Wagenboden fest verbunden. Dies ist besonders deutlich auf jenem minoischen Goldsiegel zu sehen, das Ödipus bei der unwissentlichen Erschießung seines Vaters Laios zeigt (Abb. 6). Die Oberdeichsel von dessen Streitwagen ist derart stabil, dass eine Unterdeichsel überflüssig ist. Zum Vergleich dazu zeigt das Bild (Abb. 5) einen jener superleichten ägyptischen Hochgeschwindigkeits-Streitwagen des -14. Jh., mit denen Überraschungsangriffe mit der Fernwaffe Pfeil gefahren wurden.

Die kurze silbische, aus sechs Linear B-Zeichen bestehende Inschrift in der linken Hälfte des oben genannten Linear B-Streitwagentäfelchens ist griechisch, von links nach rechts zu lesen und lautet: o-pi-li-mi-ni-jo = *Opilimnios* = Hafenschirmer. Dies kann nur der Name des Streitwagenbesitzers oder -führers sein.

Pferde, Wagen und Straßen auf Kreta

Aus Palaikástro stammt ein auf das Jahr -2000 datiertes Tonmodell eines bemalten, deichsel- und achsenlosen vierrädrigen Wagens mit kastenförmigem Aufbau (Abb. 8). Folglich muss es diesen, dem Transport schwerer oder sperriger Güter, vielleicht auch kulturellen Umzügen von Menschen dienendem, von Ochsen gezogenen Wagentyp zu diesem frühen Zeitpunkt auf Kreta bereits gegeben haben. 500 Jahre vorher hatten die Sumerer bekanntlich schon die ersten vierrädrigen Kampfwagen



Abb. 9

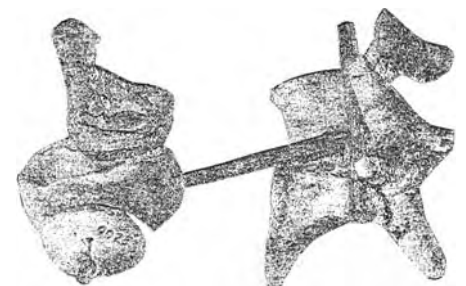


Abb. 10

Streitwagen und Räder

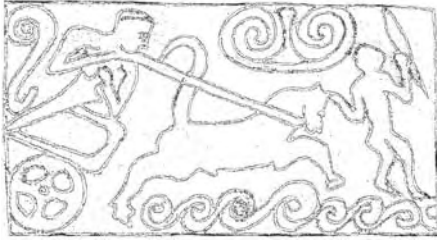


Abb. 11

gebaut (Abb. 7). Wie die Minoer ihren vierradrigen Wagen nannten, ist unbekannt; bei Homer hieß er dann *ámaxa* oder *apéne* (siehe Ilias VII und XXIV).

Solche Wagen setzen voraus, dass es damals auf Kreta ein zumindest rudimentäres Netz befahrbarer Wege gab, mögen diese auch noch etwas holprig gewesen sein. Dies umso mehr, als es schon um die Mitte des 3. Jahrtausends einfache, von Eseln oder Rindern gezogene zweirädrige Karren mit Scheibenrädern gab, mit denen landwirtschaftliche Produkte, Fische, kleine Tiere, Werkzeuge, Haushaltsgeräte, verschiedene Materialien sowie ein bis zwei Personen befördert werden konnten (Abb. 10).

Was den leichten, schnellen zweiradrigen Jagd- und Streitwagen betrifft, so kann es diesen auf Kreta frühestens um -1550 gegeben haben; vorher fehlten ganz einfach noch die Pferde dazu. Dies bestätigen nicht zuletzt die bronzenen Pferdefigürchen, welche auf der Insel erstmals gegen Ende des -16. Jh. auftauchen, so zum Beispiel in *Hagia Triada* (Abb. 9) und *Tylisos*.

Selbst in Mykene wurden zweirädrige Streitwagen (angeregt durch die Hethiter) erst ab -1600 gebaut. Dabei war das Pferd auf dem griechischen Festland schon seit 1900 bekannt, hat aber offenbar zunächst nur als Zugtier für Kultwagen fungiert. Entsprechend jung ist deshalb auch die Stele mit der Streitwagen-Szene vom Schachtgrab V von Mykene (Abb. 11). Sie wird auf etwa -1550 datiert.

Hier geht es vor allem darum zu zeigen, dass der Streitwagen nicht - wie oft behauptet wird - erst von den Mykenern bei ihrer Machtübernahme um 1450 nach Kreta gebracht wurde, sondern dass er ohne weiteres schon einige Jahre bis Jahrzehnte früher auf der Insel in Gebrauch gewesen sein kann. Das in diesem Zusammenhang häufig vorgebrachte Argument, Kreta sei für den Einsatz von Streitwagen zu gebirgig und die dortigen Straßen seien für den leichten, gegen Unebenheiten empfindlichen Streitwagen zu rau gewesen, ist nicht stichhaltig. Erstens besteht Kreta zu rund 20 Prozent aus Ebenen sowie relativ niedrigen Hügeln, und auch viele seiner Täler sind zur Anlage

von Straßen gut geeignet. Zweitens darf als sicher gelten, dass um -1500 ein Teil dieser Straßen bereits streitwagentauglich war.

Wenn also in den Täfelchen von Hagia Triada von Streitwagen die Rede ist, so widerspricht dies weder den geographischen, noch den archäologischen Tatsachen. Außerdem ist anzunehmen, dass die Täfelchen erst kurz vor der um 1450 erfolgten Zerstörung des Palastes von Phaistos samt nahegelegenem Hagia Triada beschriftet worden sind. Somit geschah dies in dem relativ kurzen, höchstens wenige Jahrzehnte dauernden Zeitabschnitt, wo Knosos bereits in mykenischer Hand war und man dort das Linear B schrieb, während in Phaistos noch ein - wenn vielleicht auch von Knosos abhängiger - kretisch-minoischer Fürst regierte, an dessen Hof nach wie vor die Linear A-Schrift verwendet wurde. Auch die Tatsache, dass das Linear A das Griechische und kein fremdartiges „Minoisch“ enthält, überrascht nicht wenn man weiß, dass bereits die minoische Siegelschrift griechisch ist, mag dies auch noch so sehr (nie zwingend bewiesenen) Lehrmeinung widersprechen.

Angesichts des anzunehmenden gespannten Verhältnisses zwischen Knosos und Phaistos wäre sogar denkbar, dass man sich in Phaistos auf eine militärische Auseinandersetzung mit Knosos vorbereitete. Natürlich erhielt im Kriegsfall der mykenische Herrscher von Knosos Verstärkung durch die Mykener der Peloponnes (deshalb die mykenischen Kriegsgräber in der Umgebung von Knosos). Den vorhersehbaren Ausgang des Kampfes verraten die Ruinen von Phaistos und Hagia Triada.

Die Wagenideogramme des Linear A

Weiß man über den Aufbau der mykenischen Streitwagen Bescheid, dann erkennt man sofort, dass jene Zeichen des Linear A, die man bisher

für Schiffsprotome hielt, in Wahrheit Streitwagen darstellen. Zwar ohne Räder (die zwischen den Einsätzen stets abmontiert waren), aber mit Deichsel (letztere durch einen kurzen Querstrich, einen Haken oder zwei kleine halbkreisförmige Bögen am Deichselende angedeutet).

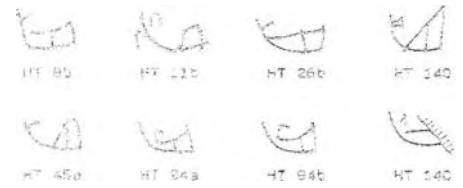


Abb. 12

Trotz des im Vergleich zu Linear B fünfzehnmal geringeren Umfangs des Linear A-Materials von Hagia Triada findet man in diesem die erstaunlich hohe Zahl von neun Wagenideogrammen. Zwar können diese im Prinzip auch einen Silbenwert bedeuten, nämlich das statistisch sehr seltene „sa“, doch in sieben der neun Fälle sind zweifellos Jagd- oder Streitwagen gemeint.

Nachstehend eine übersichtliche Darstellung dieser Wagenideogramme mit Angabe der Täfelchen, auf denen sie erscheinen:

Auf HT 11b (s. Abb.) steht das Wagenideogramm sozusagen als Oberschrift vor fünf Radsymbolen, die jeweils mit den Zahlen 30, 40 oder 50 verbunden sind. Sowohl auf HT 8b, als auch auf 26b bilden ein Wagenideogramm mit unklarer Zahlenangabe und ohne Nennung von Namen das Ende der Tafelinschrift. In HT 27b folgt auf das Wagenideogramm die Zahl 51, in HT 94a die Zahl 30, in HT 45a ein noch ungedeutetes Zeichen zusammen mit einer abgebrochenen, mit 2 beginnenden Zahl, welche somit alles von 20 bis 29 bedeuten kann.

Auf Täfelchen 94b (siehe Abb.) beginnt der zweite Absatz der Inschrift mit dem Wagenideogramm, dem zwei nur zum Teil leserliche Zeichengruppen, die Männernamen bedeuten, folgen. Der



HT 11b (Höhe 5,8 cm, Breite 4,4 cm)

Ortsname:

?-XH = ?-ku-ni = Argýnnis oder Herkýnis



Männernamen:


WYi = lo-ki-jo = Lógios = Kundig.

YOZ = ka-pe-li = Kápelis = Krämer.

3+ = o-so = ósos = Summe 80.

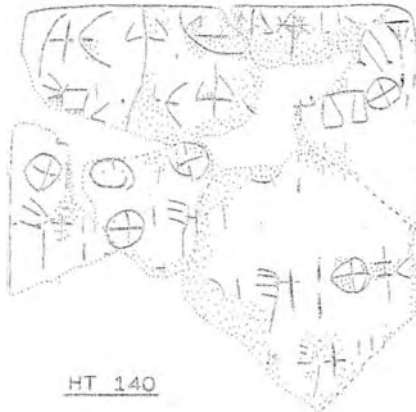
erste davon beginnt mit Tarichy- und endet auf -wos; der zweite kann mit hoher Wahrscheinlichkeit zu Pyrwamos (klassisch Pyramos) ergänzt werden. Bei den beiden Namen dürfte es sich um die zweiköpfige, aus Fahrer plus Kämpfer/Jäger bestehende Wagenbesatzung handeln.




Auf Täfelchen HT 140 (siehe Abb.), wo das Wagensymbol zweimal vorkommt, stellt es ausnahmsweise kein Ideogramm, sondern ein Phonogramm dar. Als solches bildet es den Anfang zweier mit „sa“ beginnenden Wörter. Das ursprünglich 9,4 cm mal 6,6 cm große Täfelchen konnte aus sechs Fragmenten teilweise rekonstruiert werden, und obwohl auch seine Oberfläche ziemlich gelitten hat, sind zum Glück die beiden Wörter, auf die es hier ankommt, gerade noch lesbar. Das eine, *satinos*, ist laut Wörterbuch das epische (wohl vorgriechische) Wort für „zweirädriger Streitwagen“. Das andere, *satinates*, fehlt in den Griechisch-Lexika, war also im -1. Jh. bereits außer Gebrauch. Doch es kann nur „Streitwagenfahrer“ bedeuten. Zusammen mit den Silbenwerten der anderen Zeichen der beiden Wörter ergaben sich nur für  = sa sinnvolle Lesungen, folglich konnte das bis dahin lautlich ungedeutete  nur für „sa“ stehen.


Mit der Lesung der beiden Wörter war endgültig klar, dass das Zeichen  den Kasten eines Streitwagens und nicht das Vorderteil eines Bootes darstellt. Außerdem bestätigte sich auch




HT 94b (Höhe 7,5 cm, Breite 5,3 cm)





hier wieder die griechische Akrophonie. Denn genauso, wie das Linear A-Zeichen  (= Axt) und das Zeichen  = o aus *órnis* (= Vogel) abgeleitet sind, ist  = sa auf *satinós* zurückzuführen.


Ortsname:  = ke-so = Chérson.


Männernamen:


 = wa-re = Wáres (Ares?) 1

 = pa-to-mo = Pántolmos
= Sehr Mutig 1

 = ku-la = Kýlles = = Lahm 1

 = zo-ke-ro = Zokéros 1

 = ka-ro = Cháron = Liebmann 1

 = o-so = ósos = Summe 5.

Ortsname (auch auf HT 15):

= i-me(?) -ti = Imértis.

Streitwagen:

= sa-ti-no = *satinós*.

Streitwagenfahrer:

= sa-ti-na-te

= *satinátes*.

(Damit sind zwei Mann, also die Mehrzahl gemeint, was silbenschriftlich keinen Unterschied macht).

Kurz und gut: Zum Linear B, wo es eine ganze Reihe von Streitwagentäfelchen sowie Täfelchen mit Räderverzeichnungen gibt, stellen die beiden Täfelchen HT 140 und HT 11b quasi die Linear A-Parallele dar. ■

Gernot L. Geise

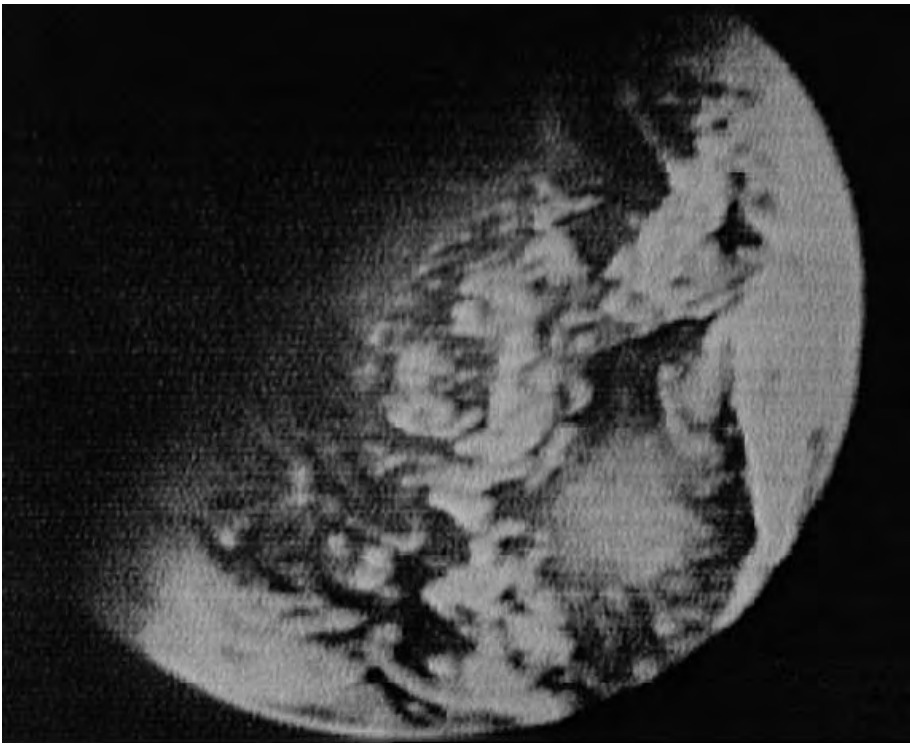
Zum Jahrestag der „1. Mondlandung“:
So wurden die APOLLO-Mondfotos
gemacht

Ich habe mich lange Zeit mit dem Thema APOLLO und den gefälschten bemannten Mondlandungen der Sechziger- und Anfang-Siebzigerjahre beschäftigt. Daraus resultierten zwei Bücher, in denen ich wirklich alle zweifelhaften Punkte behandelte, einschließlich der Vorgeschichte und den Hintergründen des APOLLO-Projektes. Da recht viele der APOLLO-Widersprüche recht offensichtlich sind, wundere ich mich, dass ich bisher der einzige Sachbuchautor im deutschsprachigen Raum geblieben bin, der hier ausgiebige Recherchearbeit geleistet hat. Zwar erwähnen einige Autoren durchaus die Fälschungen, zitieren jedoch nur aus meinen Büchern, was zwar für mich

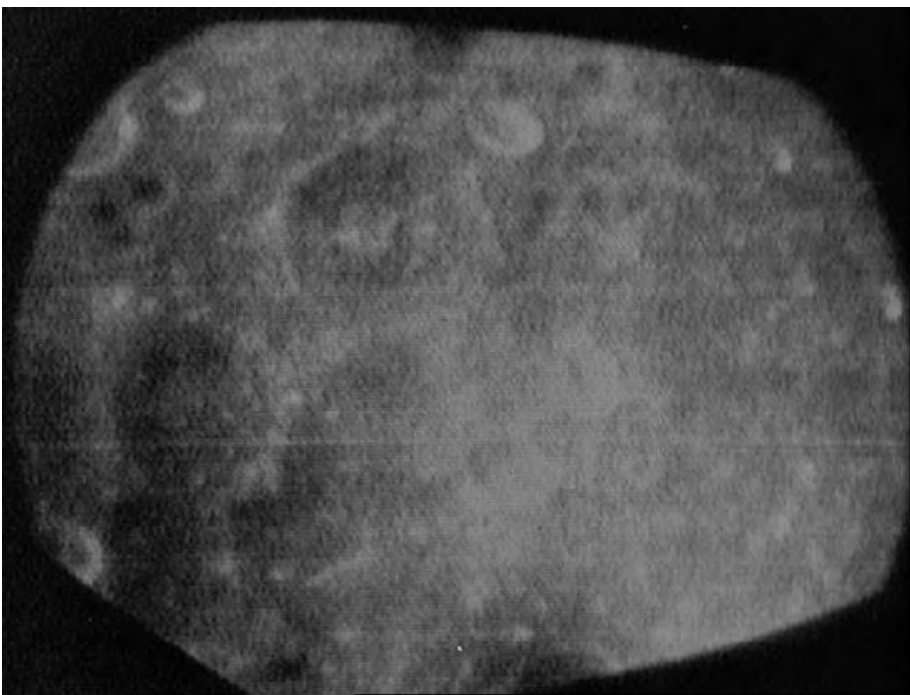
eine gewisse Bestätigung ist, dass ich nicht so ganz falsch liegen kann. Lieber wäre mir jedoch, wenn diese Autoren eigene Untersuchungen anstellen würden. Und es gibt immer wieder Menschen, die ergänzende Informationen herausgefunden haben.

Seit dem Erscheinen meines zweiten APOLLO-Buches („Die Schatten von APOLLO“) im Jahr 2003 sind kaum neue Widersprüche hinzugekommen, nur wenige Ergänzungen. Ein Zeichen dafür, dass ich wohl doch umfassend recherchiert habe. Allerdings gibt es immer wieder (unfreiwillige?) Bestätigungen auch von offizieller NASA-Seite für die (bisherige) Unmöglichkeit eines bemannten Mondfluges. Besonders

interessant ist die seit einiger Zeit stattfindende Diskussion über die starke Strahlenbelastung der Astronauten bei einem Flug über die Erdumlaufbahn hinweg. Das bezieht sich zwar im Rahmen der Diskussion um einen zukünftigen bemannten Marsflug, wobei es jedoch zunächst „wieder“ zum Mond, und dann erst zum Mars gehen soll. Und hierbei wird trefflich gestritten, wie man einen wirksamen Strahlenschutz konstruieren kann. Seltsam: Beim APOLLO-Programm ignorierte man das Strahlungsproblem einfach, es war in der Öffentlichkeit ja noch nicht bekannt. Demgemäß fragte nach der Rückkehr der jeweiligen Astronauten auch niemand, wieso sie trotz starkem



Mondkugel, wie sie von APOLLO 8 gesehen und im Fernsehen als „Direktübertragung auf dem Weg zum Mond“ gezeigt wurde. Man beachte die beeindruckende fehlende Detailvielfalt, die wohl damals niemandem aufgefallen ist. Möglicherweise hat man hierbei noch mit einem Mondmodell gearbeitet, das noch nicht so perfekt wie die späteren war. (NASA-Bildnummer 10074988)



Angeblich aus der Sichtluke der APOLLO 8-Kapsel während der Mondumkreisung gefilmte Mondlandschaft. Wegen der schlechten Fernsehqualität mussten sich die NASA-Techniker nicht allzu große Mühe geben bei der Gestaltung des verwendeten Mondmodells, es ahnte ja niemand, dass hier ein Betrug größten Ausmaßes vorgenommen wurde. (NASA-Bildnummer 10074987)

Strahlenbombardement eigentlich noch lebten. Obwohl bei Strahlungsbelastungen zuerst die menschlichen Keimzellen irreparabel geschädigt werden, zeugten einige der APOLLO-Astronauten nach ihrer „Rückkehr vom Mond“ gesunde Kinder. Ein Wunder der Natur?

Und es wunderte sich niemand,

warum weder die Astronauten noch ihre empfindlichen Filme irgendwelche Strahlenschädigungen aufwiesen.

Der Sachbuch- und TV-Autor Gerhard Wisnewski, der zusammen mit seinem Kollegen Willy Brunner und meiner Mitarbeit den erfolgreichen TV-Film „Die Akte APOLLO“ gedreht

hat, arbeitet derzeit an einem Buch über Lügen im Weltraum, weshalb wir einige Dinge zum APOLLO-Projekt besprachen und Informationen austauschten.

Denn eines bleibt seit 35 Jahren nach wie vor unberührt: Es gibt immer noch keine wie auch immer gearteten einwandfreien Belege dafür, dass jemals Astronauten zum Mond geflogen sind, trotz der krampfhaften Erklärungsversuche jener Wunschgläubigen, die den Betrug einfach nicht wahr haben wollen, und wenn er noch so offensichtlich ist.

Die Sache mit den Mond-Umlaufzeiten

Wie bekannt, besitzt die Erde einen Durchmesser von rund 12.750 km, der Mond einen solchen von rund 3476 km. Um einmal die Erde zu umkreisen, benötigt ein Raumfahrzeug (etwa ein Spaceshuttle) neunzig Minuten. Im Vergleich dazu müsste eine Umkreisung des Mondes demgemäß knapp 25 Minuten dauern. Doch – oh Wunder – dem ist nicht so. APOLLO 8 (der erste „bemannte Mondflug“) benötigte für zehn Mondumkreisungen geschlagene zwanzig Stunden, das sind pro Mondumkreisung volle zwei Stunden (NASA-Angaben). Nun ist es ja kein Geheimnis, dass die Umlaufzeit um einen Himmelskörper den gravitationellen Gegebenheiten angepasst werden muss, sonst driftet der Raumflugkörper entweder ins All oder stürzt ab. Das Kommandomodul, das jeweils den Mond umkreiste, während das Landefahrzeug abgekoppelt war, hatte (lt. NASA) eine Geschwindigkeit von rund 7500 km/h, so auch APOLLO 8. Das heißt: Entweder wird die Geschwindigkeit von der NASA falsch angegeben, dann hätte APOLLO 8 ins All abdriften müssen, oder die Geschwindigkeit stimmt, dann sind die Zeit- und Umkreisungsangaben falsch.

APOLLO 8 zeigt ja noch weitere Ungereimtheiten: Wie schon früher dargelegt, wurde bei der „Mondumkreisung“ die Filmkamera ans Fenster gehalten und die unter dem Raumfahrzeug vorbei ziehende Mondoberfläche gefilmt, bis – das Raumschiff eine Neunzig-Grad-Wendung vornahm und die Strecke wieder zurück flog. Ein Unding, wenn man sich in einer stationären Umlaufbahn befindet, wobei man sich höchstens wundern muss, dass dies keinem der hochrangigen Wissenschaftler aufgefallen ist.

Ich kam zu dem Ergebnis, dass es sich hierbei um einen plumpen aber einfachen Kameratricks handelte: Vor einer Fensterschablone (wohinter die



Traversenkrane auf dem NASA Langley Research Center in Hampton. Hier wurden Astronauten an Landefähren-Simulatoren geschult. Hier wurden auch die Landeszenen der einzelnen APOLLO-Missionen „auf dem Mond“ abgedreht (NASA-Bildnummer 00df58b0)

Kamera positioniert war) zog man manuell ein großes Mondfoto vorbei. Als das Fotoende erreicht war, drehte man es kurzerhand um und zog es noch einmal vorbei (den Videoclip habe ich auf meiner Homepage www.glgeise.de in der „APOLLO-Sektion“ postiert).

Vor der damaligen „Mondumkreisung“ wurde in der Direktübertragung minutenlang der Mond aus einer größeren Entfernung gezeigt, aufgenommen aus einem APOLLO-Fenster, wobei „die Entfernung zum Mond“ werbewirksam von der NASA eingeblendet wurde.

Diese Übertragungen waren für die Zuschauer sicherlich sehr überzeugend, auch ich machte dabei damals keine Ausnahme. Die Zweifel daran kamen

mir erst viel später. Denn spätestens mit APOLLO 13 (dem „Unglücksflug“) wurden die interessierten Menschen aufgeklärt, dass die APOLLO-Raumfahrzeuge während ihres Fluges langsam um ihre Längsachse rotieren müssen, damit sie nicht durch die ungefilterte starke Sonnenstrahlung einseitig aufgeheizt werden. Bei APOLLO 13 war wohl diese Rotation zu langsam angesetzt, was mit als ein Grund dafür angegeben wurde, dass sich der Heliumtank (manchmal wird auch vom Sauerstofftank geredet) übermäßig aufheizte, was schließlich in Verbindung mit einem defekten Ventil zur Explosion geführt habe. Wir wollen hier nicht die Widersprüche um den APOLLO 13-Flug diskutieren, das haben wir bereits früher getan. Wichtig ist der Tatbestand der Rotation, und diese war (auch in der erdnahen Umlaufbahn) überlebensnotwendig, denn die APOLLO-Raumflugkörper waren mit dünner Alufolie verkleidete Leichtgewichte, die keinerlei Isolationsschutz besaßen, was man an den APOLLO 13-Fotos der Explosionsstelle recht gut erkennen kann.

Um wieder zu APOLLO 8 zurückzukommen: Die den Fernseh-Zuschauern in aller Welt gezeigten „Direktaufnahmen“ vom „Flug zum Mond“ und seiner „Umkreisung“ zeigen noch nicht einmal den Anschein einer Rotation. Sie können also wegen der einseitigen Aufheizung des Raumflugkörpers niemals original aufgenommen worden sein, sondern waren reine Studioproduktionen!

Solche Filme, die der Weltöffentlichkeit als Direktübertragungen auf

dem Flug zum Mond verkauft wurden, müssen also mit Kameratricks gedreht worden sein, wobei den Regisseuren (oder den ausführenden Kameraleuten) hin und wieder ein Fehler wie der oben beschriebene unterlief, der den „Dokumentarfilm“ als Schwindel entlarvt.

Die Produktionsstätte für die Mondfotos und -filme

Die überwiegende Menge der APOLLO-Fotos und -Filme wurde im *NASA Langley Research Center* in Hampton, Virginia produziert, das der Geheimhaltung unterlag.

Hier wurden auch mit größter Wahrscheinlichkeiten die benötigten „Zutaten“ hergestellt, etwa das angebliche Mondgestein, das beispielsweise in speziellen Labors radioaktiv bestrahlt wurde, weil man von unbemannten Mondsonden wusste, dass auf der Mondoberfläche eine erhebliche Strahlenbelastung herrscht. Im Langley Research Center hatte die NASA alle Möglichkeiten für eine Simulation bereit gestellt, einschließlich Trainingsgeräten, Orbitermodellen, nachgebauten Hintergründen für Mondhallen und realistischen Nachbildungen der Mondoberfläche. Und natürlich stand dort auch eine der Hallen mit nachempfunderer Mondoberfläche.

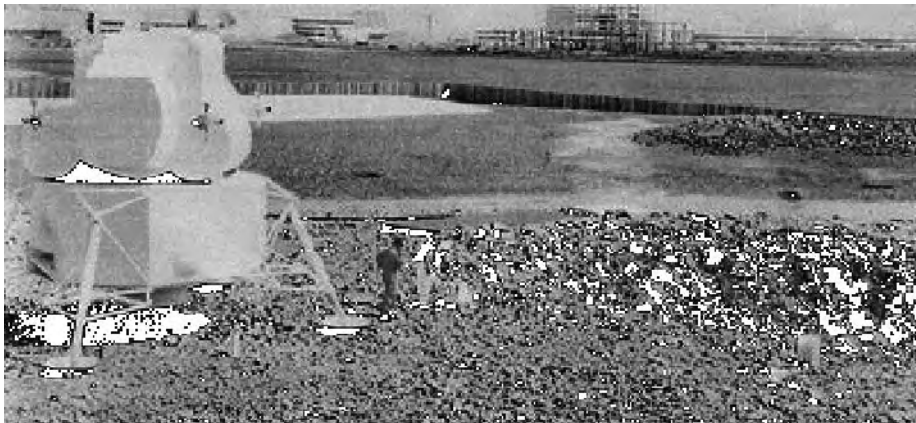
Ein erster Hinweis stellt der riesige Traversenkrane auf dem Langley-Gelände dar (mit nachgebildeter Mondlandschaft darunter). Das 76 Meter hohe und 120 Meter lange Gerät wurde etwa 1963/64 errichtet, um die Mondlandungen so realistisch wie möglich zu trainieren. Dazu gehörte u. a. auch das Training der Astronauten an elastischen



So hing der Simulator an den Kranseilen. (NASA-Bildnummer 00968b0)



Landefähren-Simulator am Seil auf nachgestellter Mondoberfläche unter dem Kran. Anfangs sah sie noch etwas futuristisch aus, wurde später jedoch mehr den irdischen Gegebenheiten angepasst, wie auch die APOLLO-Fotos von der „Mondoberfläche“ recht irdisch aussehende Oberflächen-Merkmale zeigen (NASA-Bildnummer 04dcb440)



Trainingsgelände mit Landefähren-Attrappe und Kraterlandschaft auf dem NASA Langley Research Center. Diesen wunderschönen Krater finden wir auf späteren Bildern „vom Mond“ wieder (NASA-Bildnummer 04191bb0)

Seilen, um eine verminderte Schwerkraft zu simulieren sowie das Training mit dem so genannten „Fliegenden Bettgestell“, einem der Mondlandefähre ähnlichen Simulator mit Düsentriebwerken. Der Kran konnte Gewichte bis zu neuntausend Kilogramm bewältigen, während ein voll beladener und betankter Landefähren-Simulator nur rund 4700 kg wog.



Landefähren-Simulator bei Dunkelheit. Die späteren „Mondaktivitäten“ wurden alle bei Nacht unter Einsatz von Flutlichtscheinwerfern gedreht bzw. fotografiert. (NASA-Bildnummer 04f8440)

Ursprünglich war zwar vorgesehen, auch das Landeverhalten einer mit Raketenantrieb ausgerüsteten Landefähre zu trainieren, eine solche wurde jedoch niemals gebaut. So kommt es, dass die Mondlandefähre in jener Ausführung, wie sie sechsmal angeblich erfolgreich auf dem Mond gelandet ist, niemals vor ihrem Einsatz unter realistischen Bedingungen getestet worden war, nur im freien Fall in der Erdumlaufbahn, wo sie wegen der hohen Fehlerquoten jedoch kaum steuerbar war.

Die Trainings waren jedoch so er-

folgreich, dass die NASA, als es sich etwa Mitte der Sechzigerjahre herausstellte, dass ein bemannter Mondflug technisch nicht machbar war, darauf zurückgriff, um die Mondlandungen möglichst realistisch zu fälschen.

An diesem Kran wurden auch die Filme der „Mondlandungen“ gedreht, die Landesequenzen, bis die Fähre schließlich aufgesetzt hatte. Ich hatte mich schon immer gewundert, wieso sich die letzten Sekunden vor dem Aufsetzen der Mondlandefähre alle so sehr gleichen. Kein Wunder, wurde doch immer dieselbe Mondoberflächen-Attrappe unter dem Kranausleger verwendet. Tatsache ist auch, dass kein einziger Film existiert, der das Abkoppeln einer Fähre vom Kommandomodul in der Mondumlaufbahn und ihren Abstieg bis zur Landung zeigt.

Unter der Krananlage war, wie schon gesagt, eine Mondoberfläche mit kleinen und größeren Kratern nachgebaut. Ringsum waren Bildwände mit „Mondbergen“ aufgestellt, um die Weite einer Mondoberfläche zu simulieren (Bei den ersten APOLLO-Missionen verwendete man noch einfache schwarze Flächen). Die Beleuchtung kam von Flutlichtscheinwerfern, die oben an den Kranauslegern angebracht waren, aufgenommen wurden die Filmsequenzen bei Nacht.



Steinbrocken beim Rovertraining im NASA Langley Research Center (NASA-Bildnummer 04b72ff0)



Derselbe Krater „auf dem Mond“ beispielsweise als APOLLO 11-Foto NASA-Bildnummer as11-40-5890

Die Mondmodelle

Die APOLLO-Missionen bestanden nicht nur aus dem Landeanflug, den Oberflächenaktivitäten und dem Rückstart. Während der Oberflächenaktivitäten umkreiste das Kommando- und Servicemodul weiterhin den Mond, bis die beiden abgestiegenen Astronauten zurück geflogen kamen und andockten. So sah es jedenfalls der NASA-Plan vor. Demgemäß war es nicht damit getan, nur Fotos und Filme von der „Mondoberfläche“ zu produzieren, sondern auch von der Mondkugel beim Anflug, bei der Umkreisung und dem Abflug.

Zu diesem Zweck behalf man sich nicht mit einfachen Filmtricks, sondern baute recht aufwändig detaillierte Mondmodelle. Im Langley Research Center wurden zu diesem Zweck rund sieben Meter durchmessende kugelförmige Mondmodelle geschaffen, die detail- und farbgetreu dem großen Original nachgebildet waren. Natürlich sagt die NASA, es handele sich dabei nur um Modelle zur Simulation für die Astronauten, wobei es mir jedoch rätselhaft ist, was daran trainiert werden sollte. Und müssen sie für diesen Zweck derart detailgetreu sein?

Ich darf in Erinnerung rufen, dass bis zum Beginn der APOLLO-Missionen der Mond durch unbemannte Sonden mindestens viermal komplett ver-



Oh Wunder: Auf dem Mond liegen die Steinbrocken ganz genauso herum! Woher hat die NASA das im Voraus gewusst? (APOLLO 17; NASA-Bildnummer as17-145-22159)



Ein Mondmodell im NASA Langley Research Center vor seiner Bemalung (NASA-Bildnummer 0319f120)



Die Ausgestaltung eines Mondmodells nach vorhandenen Fotos (NASA-Bildnummer 033f88b0)

messen, kartografiert und fotografiert war. Es waren also auch beispielsweise kleinere Krater auf der Mondrückseite bestens bekannt, die minutiös nachmodelliert wurden. Mit der passenden Beleuchtung waren diese Kunstwerke vom Original nicht zu unterscheiden! In einem abgedunkelten Raum mit schwarzem Hintergrund hing ein Modell dann frei schwebend und konnte durch die Sonne simulierende Scheinwerfer angeleuchtet werden, wie es benötigt wurde.

Jetzt wissen Sie auch, woher die APOLLO-Fotos von der Mondrückseite stammen, die während der APOLLO-Missionen letztendlich jedes Mal

zwangsläufig im Dunkel gelegen haben muss, da die sonnenbeschienene Mond-Vorderseite zum Landen und für die Mondaktivitäten der Astronauten benötigt wurde.

Vor einem solchen Kunstmond mit APOLLO-Modellen zu agieren, war dann wohl kein Kunststück.

Deshalb verhielten sich auch die Retrokapseln nach ihrer „Rückkehr von der Mondoberfläche“ so unnatürlich, als sie vor dem Ankoppel-Manöver zunächst je eine Drehung um ihre Längs- und Querachse vornahmen, damit (wie es hieß) der jeweils im Kommandomodul verbliebene Astronaut durch Sicht-Begutachtung eventuelle Schäden fest-

stellen konnte. Die NASA schieg sich immer darüber aus, wozu diese Sicht-Inspektionen gut gewesen sein sollten. Ich denke, dass sie dem reinen Spieltrieb der Filmleute entsprossen, denn selbst wenn sich die Manöver in der Realität abgepielt hätten und der begutachtende Astronaut Schäden festgestellt hätte, wäre wohl ein Koppelmanöver geflogen worden. Was hätte man dort wohl auch reparieren können?

Man hat auch niemals etwas darüber gehört, wieso etwa die Retrokapsel von APOLLO 16 als reiner zerbeulter „Müllhaufen“ zurück kam, obwohl nie von einer Beschädigung die Rede war. Und auch diese Retrokapsel, die so, wie sie aussah, unmöglich noch luftdicht gewesen sein konnte, wurde andockt.

Mir war bei den Begutachtungsmanövern aufgefallen, dass die Fähren nach ihrer jeweiligen Drehung ausnahmslos völlig abrupt zum Stehen kamen, was nur mit einem leichten Modell passieren kann, das mit der Hand manuell gedreht wird. Ein tonnenschweres Gerät kann nur sacht abgebremst werden und schwingt durch seine Masse in der Schwerelosigkeit nach, was dann durch Korrekturmanöver ausgeglichen werden muss (Heute würde man solche Szenen wohl in Zeitlupe drehen).

Wir sehen, dass es relativ einfach ist, mittels entsprechender Modelle völlig echt einen Mondflug zu simulieren, ohne dass er tatsächlich stattfand. Das verwundert eigentlich nicht, denn die Filmindustrie bediente sich solcher Tricks schon lange vor APOLLO, und die geschäftlichen Beziehungen zwischen Wernher von Braun, der NASA und Hollywood mit Walt Disney sind kein Geheimnis.

Übrigens liegen die Originalfilme und Dokumente des NASA Langley Research Center unter Verschluss und können erst 2026 freigegeben werden. Doch wer interessiert sich dann noch für Fälschungen in der „Vergangenheit“?

Heutige Montagen

Dass es zum heutigen Zeitpunkt mit den für jeden Computerbesitzer zur Verfügung stehenden Bearbeitungsprogrammen absolut kein Problem darstellt, völlig realistisch aussehende Bilder und Filme zu erstellen, wovon man selbst bei genauer Untersuchung kaum mehr feststellen kann, ob sie echt oder Fälschungen (Montagen) sind, ist ebenfalls kein Geheimnis. Demgemäß werden zukünftige Wissenschaftler ihre argen Probleme bekommen, Realität und Fiktion auseinander halten zu können. Als eines der bekanntesten Beispiele für pseudorealistische Darstellungen



Die Gestaltung eines Mondmodells (NASA-Bildnummer 036f88b0)



Letzte Feinkorrekturen am Modell (NASA-Bildnummer 02fa0120)

te Zeichnungen sind. Man fragt sich, warum solche Manipulationen gemacht wurden. War die Katastrophe allein nicht schon groß genug? In den USA ist es inzwischen unter Strafe gestellt worden, diese Anschläge kritisch zu untersuchen, obwohl sie bis heute nicht aufgeklärt wurden. Das heißt, auch die nachweisbaren Fälschungen wurden als Tatsachen festgeschrieben, wie es übrigens auch bei uns in Deutschland mit so manchen unliebsamen Themen geschieht.

Da die Technik sich immer weiter entwickelt, wird man schon bald nicht mehr unterscheiden können, was Realität und was Fiktion ist, wenigstens von dem, was uns die Medien bieten. Und wenn auch die Technologie der Holografieprojektion perfektioniert wird, kann man sich noch nicht einmal darauf verlassen, was man sieht.

Man mag zu den „Matrix“-Filmen stehen, wie man will, aber es ist keine Kunst vorauszusehen, dass wir irgendwann einmal in einer virtuellen Realität

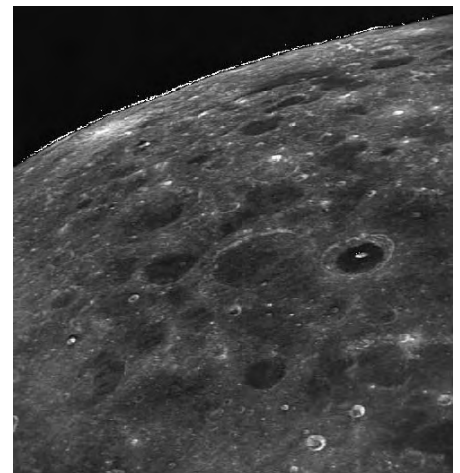


Die künstlerische Gestaltung eines Mondmodells (NASA-Bildnummer 039f48e0)

mag man etwa den schon einige Jahre alten Spielfilm „Jurassic Park“ ansehen, in welchem Schauspieler zusammen mit Sauriern agieren. Dieser Film ist jedoch noch als Spielfilm gekennzeichnet. Ihm folgten allerdings eine ganze Reihe von angeblichen Dokumentarfilmen, die in ähnlicher Art aufgebaut sind und im Computer entstanden. Fragen sich dann etwa in ein paar hundert Jahren Forscher, ob heutzutage noch Saurier gelebt haben?

Und wie sieht es aus, wenn Nach-

richtensendungen manipuliert werden? Beim Anschlag auf das World Trade Center in New York soll es ja bereits zu Bildmanipulationen gekommen sein, die den Fernsehzuschauern dann als Realität verkauft wurden. So hat beispielsweise der Sachbuchautor Gerhoch Reisegger durch penible Einzelbild-Untersuchungen und Extremvergrößerungen nachweisen können, dass die angeblichen Menschen, die sich aus den brennenden WTC-Türmen stürzten, nur in den Film hineinkopierte schlech-



Sieht es nicht richtig echt aus? „Mondfoto“ von APOLLO 8 (NASA-Bildnummer 10074972)

Wie einfach es heute ist, in einer Mondlandschaft zu agieren, die völlig dem entspricht, was uns die NASA mit APOLLO verkauft hat, zeigt die deutsche Rockgruppe „Rammstein“ mit ihrem Videoclip zu ihrem Song „Amerika“.



Ausstieg aus der Fäbre, könnte auch von einer APOLLO-Mission stammen.



Musik auf dem Mond ist natürlich völlig unmöglich, und das auch noch ohne Helme. Aber der Hintergrund entspricht den APOLLO 15 bis 17-Missionen, einschließlich dem Rover.



Auch der „berühmte“ Fußabdruck von Edwin Aldrin wurde täuschend echt nachgestellt.



In Anlehnung an das „auf dem Mond“ zurück gelassene Familienfoto von Astronaut XX (APOLLO 16) hinterließen „Rammstein“ ein Gruppenfoto der Band.



Und zuletzt zeigt die Band in ihrem Videoclip kurz, wie die Einstellungen gemacht wurden. So ähnlich darf man es sich auch bei den APOLLO-Missionen vorstellen.



Eine Rückwand im NASA Langley Research Center, woran die Fototapeten des Mondhorizonts geklebt waren. (NASA-Bildnummer 05102950)

leben werden, möglicherweise sogar aus Bequemlichkeitsgründen freiwillig. Ob wir diese „Realität“ dann nach unseren Wünschen gestalten können oder in einer vorgegebenen Matrix-Realität leben müssen, bleibt abzuwarten.

Langley Research Center,” presented at the American Society of Mechanical Engineers, 1966 Winter Meeting, New York, NY, November 27 - December 1, 1966.

<http://www.geocities.com/nasacam>

Fotos: NASA bzw. Autor

Literatur

Gernot L. Geise: „Die dunkle Seite von APOLLO“, 3. Auflage, Peiting 2002

Gernot L. Geise: „Die Schatten von APOLLO“, Peiting 2003

James R. Hansen: „Spaceflight Revolution: NASA Langley Research Center From Sputnik to Apollo“, (Washington: NASA, 1995)

A. W. Vigil, „Piloted Space-Flight Simulation at



Nur ein Werbegag, aber mit realistisch wirkender Mondoberfläche und einkopierter APOLLO 16-Erde.

Die „schöne Burg“ oder Sconeburg (Andechs und die Huosi, Teil II)

Den Schatzberg (von Schanzberg) erreicht man über *St. Georgen*, der Schatzbergstraße folgend, bis zum Beginn eines Waldlehrpfades. Ein Reit- und Fahrwegnetz führt ebenfalls zum Schatzberg.

Heute noch steht eine Kapelle auf dem Schatzberg, die aus den Mauersteinen der ehemaligen Burg erbaut worden sein soll. Die Burgreste kann man noch sehr gut etwas nordöstlich von der Kapelle sehen. Imposant muss sie einst auf dem Grat über dem ehemaligen kleinen See aufgeragt haben. Heute steht am Fuß des Burgberges die *Mechthildiskapelle*, in der die Mechthildis-Quelle aus dem Tuffgestein sprudelt. Diese Quelle soll heilkräftig sein.

Mysteriös ist der ganze Berg. Jedes Jahr am Sonntag vor Pfingsten findet hier eine Wallfahrt zum Burgberg statt. Dabei wird um Schutz vor Blitzschlag gebeten. Da der ehemalige Brunnen inmitten der Burg auf einer Verwerfung und einer Wasserkreuzung steht, und zusätzlich das *Benker-Gitternetz* (1) darüber verläuft, haben wir hier vielleicht einen idealen Blitzableiter. Die regelmäßigen Wallfahrten sind also kein Zufall.

Nach Osten fällt der Berg sehr rasch terrassenförmig bis zum Ammerseeufer ab. Nach Auskunft der Geologen besteht der Berg aus Aufschüttungen des Ammergletschers mit Kieslagen, in denen Wasserführungen eingebettet sind. Die Quellaustritte am Hang haben im Laufe der Jahrtausende mächtige Tufflagen entstehen lassen.

Der Steinbruch für das Burgbaumaterial ist ebenfalls noch deutlich erkennbar, ein grubenförmiger Abbau wie eine alte Kiesgrube am Osthang. Heute ist es ein Parkplatz des Waldlehrpfades. An der Quelle, unmittelbar am Steilabfall, soll schon Mechthild als Kind gespielt und getrunken haben.

Der Reitweg von Diessen zur Burg ist heute noch identisch mit der alten, strategisch gut zu verteidigenden Burgauffahrt. Auf ihm wurden wahrscheinlich auch die Steine abgefahren, mit denen das Kloster in Diessen erweitert wurde. Der Abbruch der Burg wurde seinerzeit von *Bertold* dem Konvent in der Stiftung auferlegt [Kunstführer Diessen].

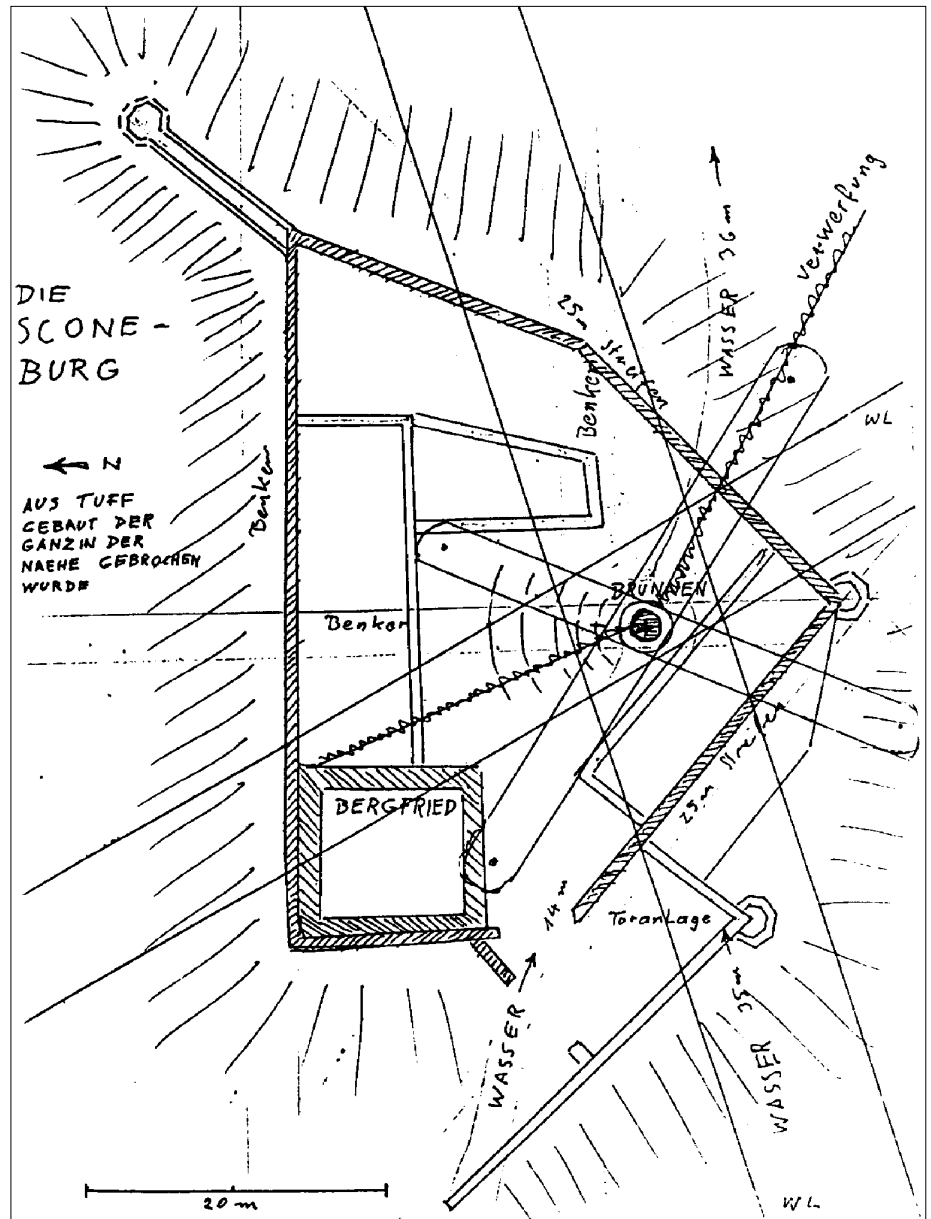


Abb. 1: Die Sconeburg (Rekonstruktion)

St. Georgen mit der aus der frühesten Zeit stammenden Kirche und dem alten Friedhof war die Siedlung, die offenbar einst zur Burg gehörte. Diessen entstand erst viel später als Folge der Stiftung. St. Georg, der Drachentöter, stellt also auch in Bayern den Kämpfer im Streit mit dem Drachen dar (Der Drachen - die Drachenlinie; der Bzwinger der Drachenlinie).

Dies alles liegt auf einer durchgehenden Wachstumslinie: die alte Burg, St. Georg, das Münster, und über dem

See auf der anderen Seite die neue Burg Andechs (heute Kloster Andechs). Die eigentlichen Herren, von *Pippin* bis zu den *Welfen*, waren hier in diesem Gebiet die *Grafen von Andechs*, die *Iring*, das Geschlecht der Heiligen, Seligen aus dem Hochmittelalter.

Baierisch-slawische Streiflichter

Tassilo III. und die intensiven bayerischen Verbindungen mit der Lombardei sind geschichtlich und historisch belegt.

war ein Gesalbter, eine mit einem unantastbaren Nimbus versehene Gestalt. Er spielte auch bei Ritualen an bestimmten Feiertagen eine wesentliche Rolle. Seine Repräsentanz war sowohl diesseitig als auch jenseitig.

In diesen Reihungen von Universalmacht entstanden entsprechende sakrale Einrichtungen. Die Jagd, der Fischfang, die Tierzucht und der Anbau von Kulturpflanzen waren in der Obhut der Natur huldigenden Zentren einer universellen Macht, deren oberste Verkörperung des Gebenden und Nehmenden der Fürst in seiner mehr symbolischen Gestalt war.

Diese frühen kulturellen Bezirke in Bayern, die unter den Agilolfingern ausgebaut und mit weitem Grundbesitz versehen wurden, waren damals bereits Zentren lokaler Kulturtraditionen, in denen der Fürst als Symbolfigur integriert war.

Unter diesem Gesichtspunkt muss man wohl auch die leidige „Bonifatius-Affäre“ sehen. „Bonifatius“ gewann geschichtlich erst nach der Zerschlagung der alten Ordnung an Bedeutung. Er war jedenfalls kein Bayer, kein Agilolfinger, kein Huosi und kein Franke. Gesunde Skepsis ist also angebracht. Angeblich soll er Bischof in Augsburg gewesen sein, ein *Keltoromane* aus Epfach.

Die Symbolik dieser alten Zentren mit heute erschlossenen Grundriss-schemata besonderer Charakteristika konnten nicht aus den römisch-christlichen Basiliken entwickelt worden sein. Viele Vergleiche aus der Geschichte der Lombardei und aus Südfrankreich sind der Gegenbeweis. Dort hatte eine antike Tradition ihre Fortsetzung.

Anders hier in Oberbayern und wohl auch im Österreichischen, Tirolischen. Eine viel intensivere, andere Weltsicht muss diese Baukörper bestimmt haben. Vielleicht waren die Winde, die Sonnenläufe, der Vegetationszyklus oder die Mondläufe feste Bestandteile in diesem „Auch-Christentum“.

Durch die *Arianer* [Parteiläufer des alexandrinischen Presbyters Areios (~335), der im Gegensatz zu Athanasios lehrte, dass Christus nicht der Gottheit des Vaters wesensgleich, sondern Geschöpf Gottes sei (Lexikon der Antike)] und andere war wohl eine offenere Auffassung bestimmter Dogmen in Bayern praktiziert worden. Dies erfüllte natürlich den gerade erstarkenden Stuhl Petri mit Argwohn. Tatsächlich ist eine Zentralgewalt römischer Prägung in den Bauschemata der Kirchen und

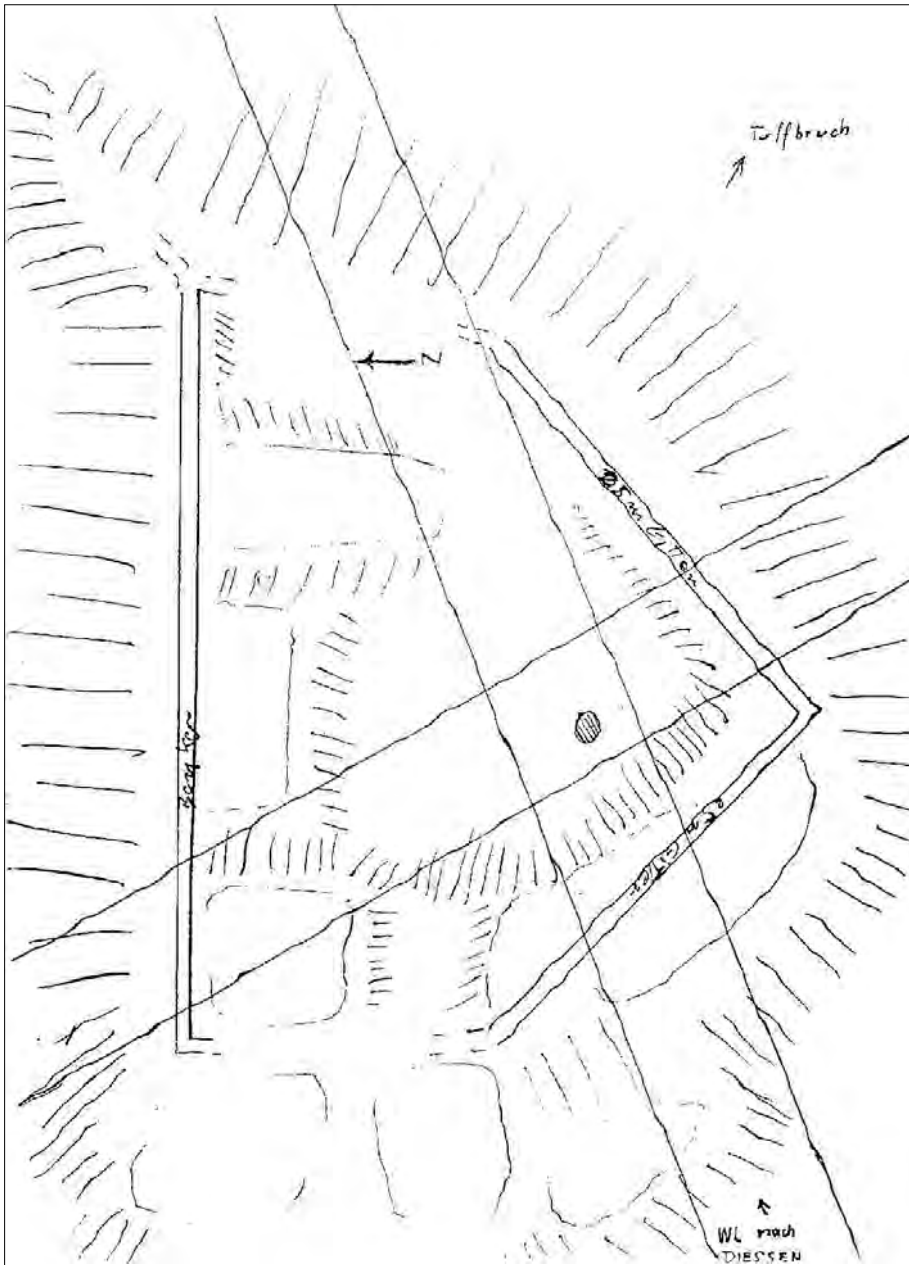


Abb. 12: Die Sconeburg heute.

Im Jahre 772 taufte Papst Theodo den Sohn Tassilos III. und der lombardischen Königstochter Luitpirg. Er salbte ihn mit der „königlichen Salbung“, einer Fürstenweihe, neun Jahre vor der Taufe. Damit erfolgte die Betonung der Unabhängigkeit Bayerns gegenüber den Franken.

Die Königslegitimierung der Karolinger als fränkische Könige erfolgte im Jahre 754 durch den gleichen Akt der Salbung.

Somit wird der entstandene Konflikt zwischen den Karolingern und den Agilolfingern mit der Rolle des Papstes klarer. Die Agilolfinger bildeten zusammen mit den Huosi und anderen Sippen den Hochadel der Mischbevölkerung mit einer eigenständigen Kulturvielfalt.

Überhaupt scheint das Agilolfinger-Geschlecht mehr südöstlich orientiert gewesen zu sein. Familiäre Bande, sowohl mit den Langobarden als auch mit den fränkischen Emporkömmlingen brachten Tassilo in eine Existenzkrise.

Es gab zwar eine Kirche, doch von der Archäologie wissen wir, dass diese winzigen Holz- und Steinkirchen eher für die unterdrückten Untertanen, die Gesetzlosen, Rechtlosen von Bedeutung waren. Es gab allerdings auch Repräsentationsbauten mit eindeutig sakralen Merkmalen. Es waren diese klosterähnlichen Pfalzanlagen mit beigegliederten Schwaigen als Versorgungseinrichtungen. *Schwaige* ist ein bayerischer und österreichischer Begriff für Sennhütte, auch *der Schwaighof* [Duden]. Der Fürst

Andechs und die Huosi

Klöster erst um die Jahrtausendwende in Bayern nachweisbar, teilweise erst im 13. Jahrhundert, wie in Wessobrunn.

Erst der Absolutismus und die so genannte Aufklärung ließ das publikumswirksame, einseitige Bild des Pfaffenwinkels entstehen (2). Verflechtungen mit unseren damaligen Nachbarn im 5. Jahrhundert in *Pannonien*, in der Po-Ebene und bis zur unteren Donau werden bis heute als „eindeutig slawisch“ deklariert. Besondere matriarchalische Kultbesonderheiten auf archäologisch gesichertem Areal, mit Tieren und Votivgaben, weisen auf eine massive Kulturprägung in eben dieser christlich so umstrittenen Zeit hin.

„Die drei heiligen Madl“, St. Georg und der Drache, der Osterhase im Frühlingsanfang zu Beginn des Vegetationskalenders ... die Liste lässt sich unbegrenzt fortsetzen. Es sind allesamt von der christlichen Kirche übernommene ehemals heidnische Bräuche.

Der „Ungarnsturm“ versuchte dem allem ein Ende zu setzen. Er kam wie bestellt. Vielleicht war er bestellt? Und als Phönix aus der Asche entstiegen - „heilige“ Bischöfe und Päpste. Nur, so ganz haben sie es nicht geschafft, oder?

Der „Neger“ im Stammbaum? Die Huosi

Seit dem -3. Jahrhundert tauchten angeblich die „Hunnen“ in den östlichen Provinzen des römischen Reiches auf. Ihre Reste, vermischt mit den ansässigen Kulturen, bildeten also im 2. bis 3. Jahrhundert das, was wir als Slawen bezeichnen.

Diese Slawen-Awaren drangen weiter bis zum mittleren Ober- und Niederbayern vor. Natürlich waren sie keine Katholiken, höchstens Arianer, wie damals das ganze oströmische Reich arianisch war, wenn es nicht den alten Göttern huldigte. Erst die Trennung Ostroms von Westrom ließ dieses orientalisch bestimmte Erscheinungsbild so nach und nach verschwinden. Es gipfelte in der Verfolgung der Arianer nach der Niederlage der Goten.

Die Päpste waren Südfranzosen griechisch-römischer Prägung (alte Provinz Massilia), Dogmen absurdesten Art wurden von ihnen mit hohen Strafen durchgesetzt. Es entstand die Gottesstellvertretung des Papstes und die Macht eines Gottesstaates. Im folgenden 4. und 5. Jahrhundert wurde von kirchlicher Seite nur noch zentra-

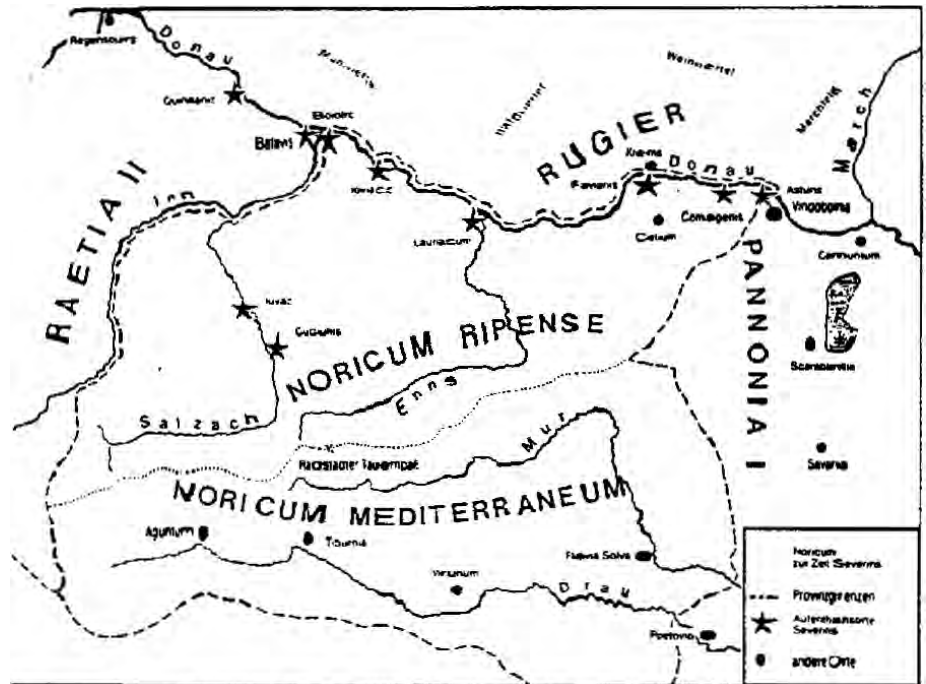


Abb. 3: Die untere Donau, das Herkunftsland der Ungarn und Hunnen: Pannonien.

lisiert. Die Langobarden in Oberitalien wurden erst zu Arianern und dann zu Katholiken römischer Machart.

Ganz anders verhielt es sich im Stammherzogtum Bayern. Rom war weit, der Hof der Karolinger sehr klein und natürlich jenseits des Limes. Man huldigte weiterhin den Gottheiten der jeweiligen Landschaft. Diese slawisch gemischte Bevölkerung hatte mit großer Wahrscheinlichkeit in den adeligen Führungsschichten Elemente aus asiatischen Nomadenkulturen. Grabfunde aus jüngerer Zeit erbrachten Reste von slawischer Keramik, Pferdebestattungen und Schädeldeformationen nach hunnischer Art, sowie Reste von Reflexbögen

und dreiflügeligen Pfeilspitzen nach skythischer Art.

Alle Bajuwaren des 5.-6. Jahrhunderts und die Religionen ihrer Führungsschicht dürften, den Beigaben der Gräber nach zu urteilen, den alten Naturgöttern gehuldigt haben. Die eindeutige Zuweisung der alten bayerischen Klöster im Herzogtum Bayern, wie beispielsweise Benediktbeuern, zum Christentum, ist kaum möglich. Hier gibt es bei den Historikern einen Placebo-Effekt: Die Einbildung eines schwergewichtigen Christentums lässt die viel massivere Gegenwart anderer Elemente verblassen. Funde werden irgendwo zugeordnet und Zeiten, die

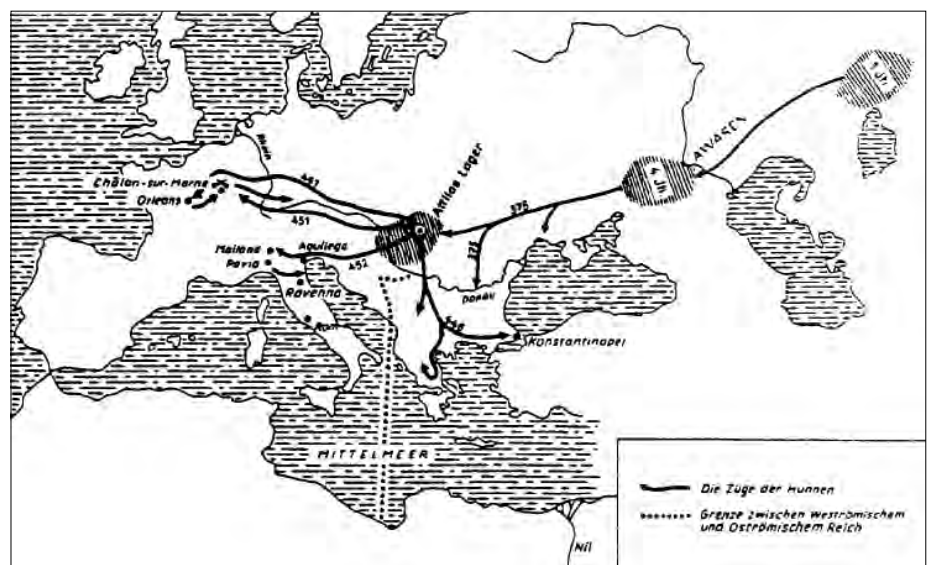


Abb. 4: Die Wege der Hunnen in Europa.



Abb. 5: Darstellung eines Hsiung-Nu-Kriegers

es gar nicht gab, werden frei erfunden, es passt sonst nicht ins vorgegebene Schema. Es passen allerdings auch die ergrabenen Grundrisse von Sandau und Benediktbeuern nicht in die christliche Tradition, und das ist eindeutig. Man nennt die verschobenen Grundrisse schamhaft „Demutsabweichung“. Die „Drachenlinien“ [Wachstumslinien (WL); Drittes Gitter; Leylines und ähnliche Bezeichnungen] passen dagegen genau - doch das wäre ja „asiatisch hunnisch“ ...

Aus dieser Ecke bekamen wir mit den „Ungarn“ aus Pannonien im 8.-9. Jahrhundert noch einmal einen kräftigen Kulturschub. Die Fronten prallten unter *Severin* und *Bonifatius* hart aufeinander. Gegensätze wurden aufgerissen, wo keine waren und gipfelten in der Ausrottung alles Ungarisch-Hunnisch-Slawischen im so genannten, sprichwörtlichen „Ungarnsturm“.

Wem hat dies in der Folgezeit alles genützt? Vorausgesetzt, man kennt die darauf folgende Zeit, lösen sich viele Fragen in nichts auf. Denn da bleibt nur einer übrig: die römisch-katholische Kirche! Ihre Expansion nach dem „Ungarnsturm“ spricht Bände. Heute wird „christlich“ mit der Lösung der Ängste des Menschen gleichgesetzt. Wir wissen, wie angstfrei unser Christentum im Mittelalter war. Mit welchen Mitteln hier gearbeitet wurde, mit welchen Mitteln heute noch gearbeitet wird!

In unserem Bewusstsein ist in den letzten Jahren eine Wandlung eingetreten: Wir begreifen heute mehr und mehr. Das Wissen vom Nicht-Wissen legt die neuen alten Bahnen fest. Wir

entdecken Zusammenhänge in alten Siedlungsformen, die sich eindeutig an den unsichtbaren Formen der energetischen Natur ausgebildet haben. Wir bemerken am Verhalten ganzer Nahrungsketten, wenn wir nur den geringsten Teil zerstören, was uns blüht: entweder eine neue Epoche oder ein präzise geplanter Untergang.

Unsere alte Erde will den Schorf oder den Ausschlag, den sie gerade hat, wieder loswerden, weiter nichts.

Die „historische Geschichte“, oft nur durch religiöse Schemata belegt, beruhigt leider immer noch zu viele Leute. Was für uns wichtig wäre, sind offene Systeme. Die Menschheit macht schon zu lange immer wieder dieselben alten Fehler. Das historische Geschichtsbild, schön verlogen und selbstheuchlerisch, für bestimmte Denkrichtungen, ist - zugegeben - sehr bequem. Die Apokalypse ist gleich mit eingebaut.

Erlernen wir die andere Möglichkeit! Die kleine Chance! Wir müssen lernen, dass es nirgends das Absolute gibt. Jeder Zusammenbruch gibt auch Hoffnung auf einen Neuanfang. Unsere Gesellschaft hat es geschafft, über einen langen Zeitraum den besseren Teil ihres Ichs in die Rumpelkammer zu sperren. Es wurde wie besessen missioniert, bekehrt und vermehrt. So bricht eine Population zusammen, weiter nichts.

Das Danach steht schon in den Startlöchern, unzerstörbar und zum Greifen und Fühlen. Daran kann auch kein reisender Papst oder irgendein fundamentalistischer Ayatollah etwas ändern. Die heute noch als solche geführten Entwicklungsländer sind es wirklich, denen die Zukunft gehört. Wir müssen sie nur in Ruhe lassen und abtreten.

Erkenntnisse aus der neuen Historie bestätigen die Schamanen, Zauberer und Magier der Naturvölker, die nächsten Verwandten der Naturwissenschaft!

Diese Unmittelbarkeit macht uns zu Brüdern der Naturvölker und zu Brüdern der Andechser.

Speere, Äxte und Hintermänner

Germanen (Speermänner), Sachsen (Schwertmänner), Streitaxtleute, Glockenbecherkulturen - zweifellos frühe Kulturen mit gewissen einheitlichen, speziellen Ausprägungen. Es sind nur Gemeinplätze und Denkkrücken.

Da soll es doch tatsächlich Menschen geben, die die Meinung vertreten, im ganzen nordeuropäischen

Andechs und die Huosi

Raum sei es zu Beginn unserer Zeitrechnung irgendwelchen Menschen eingefallen, sich selbst als Germanen zu bezeichnen ...

Alle diese Gemeinplätze der Schulwissenschaft sind nichts weiter als eine ganz grobe Vergewaltigung der Historie. So individuell, wie wir uns heute darstellen, waren wir wohl schon immer. Mit großer Wahrscheinlichkeit waren diese „Kultur Tendenzen“ in ethnischer Hinsicht sogar noch um einiges sensibler und empfindlicher, als wir es in unserer heutigen Zeit sind.

Das bedeutet also, dass sich jeder kleine Stammesfürst als Persona a priori fühlte und entsprechend prägend wirkte. Begierig wurde in sein Geschichtsbild alles eingebaut, was ihm nützlich erschien, andererseits mit Tabus belegt, was ihm schaden konnte. Gesetze hatten nur sehr lokale Gültigkeit, und Macht hatte der, der sie auch behaupten und durchsetzen konnte.

Schriftliche Aufzeichnungen (Griechisch, Lateinisch, Keltisch) gab es wohl schon recht früh, aber nur eine gewisse Schicht beherrschte die Schrift, und diese Schicht war nicht immer identisch mit den Herrschenden. Was also die Vergangenheit nachvollziehbar machte, lag in diesem abstrakten Vehikel „Schrift“. Historiker haben, solange es sie gibt, immer auf diese Krücke zurückgegriffen.

Was wir aber heute kennen, dank experimenteller Archäologie, sind kybernetische Denkmodelle, verquickt mit dem technischen Standard der Forschung im Labor. Diese Denkmodelle ergeben jedoch oft - oder meistens - ein anderes Bild der Geschichte, als das überkommene.

Die „Steinzeit“ war viel urbaner und industrieller, als es die Historiker gut hundert Jahre lang wahrhaben wollten. Doch sie durchforsten die Literatur, und am Schreibtisch lässt sich aus unzureichenden Quellen fast alles entwickeln.

Klingenindustrien der Steinzeit kennt man mittlerweile aus allen alten Siedlungsgebieten der Menschheit. Auch ihre sozialen Strukturen und ihren Lebensstandard. Die frühe Metallurgie, Kupfer, Bronze, Gold und Silber erbrachten abstrakte Währungssysteme und Aktiengesellschaften, ganz ähnlich denen unserer „Multis“.

Doch, soweit wir es wissen, gab es auch die andere Spielart des Menschen. Nicht die durchtriebenen „Schlagetots“ a la „Karolus Magnus“ hatten letztlich die Oberhand, sondern die Beherrscher des Unterbewussten und Tiefgründigen

Andechs und die Huosi

legten die Leitbahnen. Die „Irrationalität“ ist oft bezeichnend für Hochkulturen. Ein Fürst bei Stuttgart war in seiner Zeit nichts anderes als zur gleichen Zeit irgendein Pharao in Ägypten. Nur hatten die Ägypter die Schrift, er dagegen nicht. Von den absolutistischen Herrschern des Zweistromlandes kennen wir alle „wunderbaren“ Kriegszüge. Von besagtem Fürsten im heutigen Schwaben kennen wir nicht einmal seinen Namen. Dass dessen Reichtum nicht aus dem Nichts entstand, ist archäologisch eindeutig.

Was ich damit sagen will: Alles, was nicht mit Keilschrift, Hieroglyphen, Runen oder sonstwie schriftlich belegt ist, erhält einen Namen nach unserer Wahl. Ähnliches zu Ähnlichem, hier keltisch oder germanisch, dort vielleicht slawisch oder romanisch. Die Historie (experimentelle Archäologie) bedient sich zunehmend völlig neuer Logismen, ein neues Gefühl für Historiker.

Das einfache Schema wird durch Fakten, die von der technischen Archäologie geliefert werden, entweder bestätigt oder zerstört.

Wer waren die „Hunnen“? Gab es sie überhaupt?

Und unter welchem Namen?

Ob es sich bei den Beschreibungen der „Hunnen“ durch europäische Autoren wirklich um dieselben Leute handelt, wie sie in China bekannt sind, ist zunächst noch unklar (3).

Das Beispiel Wessobrunn und Wortüberlieferungen anderer Historien erzählen für einen bestimmten Zeitraum über Einfälle von asiatischen Berittenen. Es gibt auch mehr oder weniger gesicherte Hinweise aus dem Sagenschatz, dass die Burgunder und die Donauländer über gewisse Zeiträume sehr enge Beziehungen zu „Herrschern“ asiatischer Herkunft hatten.

Einmal werden sie wild und barbarisch, ein anderes Mal musisch, tolerant und sinnesfroh geschildert. Etzel, Attila, der ganze Nibelungenzyklus (4) taucht aus dem Geschichts- und Sagendunkel auf. Hier sind die Hunnen gleichrangige Fürsten. Diese frühen Nacherzählungen von Ereignissen sind vielleicht präziser, als noch vor hundert Jahren erkannt wurde. Im Mittelalter besangen so genannte Minnesänger die ganze Ritterherrlichkeit, noch dreihundert Jahre nach dem so genannten „Hunnen/Ungarnsturm“.



Abb. 6: Die chinesischen Mauern

Ganz ähnlich, wie im alten Nibelungenlied mischt sich hier, noch im 13. Jahrhundert, Unchristliches mit Christlichem. Der Drache [= griech. *drakon* = „Scharfblickender“ (Lexikon der Antike). Er war ein Wächter, sonst nichts] tanzte noch ganz lustig mit den Geistern und den Engeln. Christus war der Oberste im Reigen der Geister - nach dem Wessobrunner Gebet (5), einem Werk aus dem 8. Jahrhundert.

Nimmt man die Hierarchie des römischen und spätrömischen Reiches und den Bevölkerungsaufbau, der sich von dem des Mittelalters fast nicht unterscheidet, dann weiß man, dass sich der Adel aus der besitzenden Bürgerschicht etablierte. Es gab immer eine Masse aus Sklaven, Kriegsgefangenen und Rechtlosen, mehr den Tieren zugeordnete Individuen. Diese Gesellschaften waren nur in diesen Strukturen funktionsfähig. Die Meinung des Herrn war gleichzeitig Befehl für entsprechend viele Untergebene, und zwar unbedingt. Diese Leute hatten keine eigene Meinung zu haben, ihre unbedingte Hörigkeit stand außer jedem Zweifel.

Irische Sagen erzählen ganze Zyklen aus dieser Ära, eventuell reichen sie noch weiter zurück in der Zeit. Sie erzählen auch, wie anders im Detail kleine ethnische Gruppen sein konnten.

In unseren mündlichen Überlieferungen fand im so genannten „Ungarnsturm“ am „Hunnenstein“ bei Wessobrunn ein *Thiento* mit seinen getreuen Mönchen sein gewaltsames Ende. Dies ist kein Einzelfall in den Beschreibungen aus dem heutigen bayerischen Sprachraum. Einmal wird von „Hunnen“ erzählt, ein anderes Mal von „Ungarn“, im gleichen Zusammenhang. In der Bevölkerung blieben Ereignisse

und Namen haften (Hungaria = Ungarn, sehr einfach!).

Asiatische Namen in Bayerns Frühgeschichte (Huosi, Iring, Ilsung, Ison) sind kein Zufall. Die Donau war, wie auch der Rhein und die Elbe, eine bekannte Siedlungsleitbahn. So kamen auch die asiatischen *Hsiung Nu* bis nach Oberbayern, das damals natürlich ganz anders hieß und von einer Vielzahl linguistisch nicht mehr vorzufindenden Gruppen bewohnt war. *Bonifatius* (6) „der Gute“ tauchte in einer Zeit auf, als verschiedene Weltanschauungen um die Macht kämpften. Er war vom Papst für das bayerische Land als „Glücksbringer“ ausersehen worden - mehr literarisch als praktisch. Freising und Niederalteich als Bischofssitze tauchten erst mit den mächtigen Päpsten auf.

Die „Hunnen“ der späten „römischen“ Schriftsteller wie auch die „Ungarn“ des „Ungarnsturmes“ sind wohl zeitlich als auch namentlich möglicherweise das selbe Phänomen. Die Funde der Kirchenarchäologie und die alten Ausrichtungen der Grundrisse unserer ältesten Klöster sind im Zusammenhang mit diesen von den Päpsten nicht gern gesehenen „Hungariern“ (!) oder Huosi zu sehen.

Eine Ahnung davon muss im Volk noch vorhanden sein. Aus unserer Literatur jedenfalls lässt sich sehr leicht ein gewisser Logismus entwickeln. Die sesshaft gewordenen Nomaden waren dem oberen Klerus ein Dorn im Auge, weil sie über Dinge wussten, die ein besseres Naturverständnis vermittelten. Auch die „irischen“ Mönche beispielsweise, obwohl von der griechischen Heilsidee beseelt, wurden nicht gerade tolerant behandelt. Ebenso erging es vielleicht den andersartigen Huosi, die mit großem Argwohn behandelt

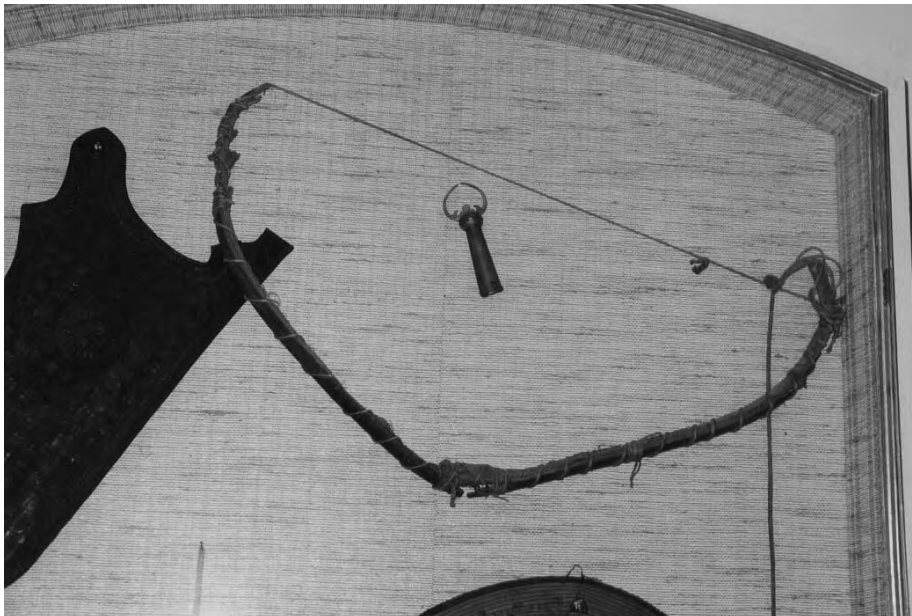


Abb. 7: Zerbrochener Skythen-Bogen im Dom von Passau.

wurden. Das Wort „Huosi“ steht noch heute für Unglauben. Die klerikalen Informationen aus dem schriftreichen 13. Jahrhundert sind bezüglich der Huosi entsprechend spärlich.

Die Archäologie jedoch deckt so nach und nach eine postum bayerische Geschichte auf, die an die „Entdeckung“ der „Etrusker“ im vorigen Jahrhundert in Italien erinnert. Über die Zeiträume in der „fundlosen Zeit“ und ihre bis heute wirkende chronologische Relevanz müsste man - historisch gesehen - diskutieren.

Da fragt man sich, warum mit Weglassungen hervorstehender Fakten versucht wird, Geschichte zu machen? In den Archiven liegen Beweise und Belege, sie müssen nur beachtet werden. Ignoranz der Historiker?

Mithilfe dieser Informationen lässt sich bis ins 9. Jahrhundert kein einziges Indiz finden für einen einzigen christlichen Bajuwaren. Sehr wohl lassen sich allerdings Beweise und Belege finden für eine ganze Reihe von Huosi mit Insignien, die nicht päpstlich sind. Für uns ist in diesem Fall das 4. und das 8. Jahrhundert besonders interessant, und was davor noch nachweisbar erscheint. Dann brauchen wir auch keine Kunstgriffe, wie die „fundlose Zeit“. Das 5., 6. und 7. Jahrhundert lässt sich leicht mit Byzanz auf jeweils das 4. oder 8. Jahrhundert legen (7).

Eine Völkerwanderung, wenn sie wirklich in der vorgegebenen zeitlichen Länge stattgefunden hätte, hätte einen deutlichen stilistischen Niederschlag auf irgendeinem Gebiet hinterlassen müssen. Fluktuationen von Leuten gab es zur Zeit Roms genauso wie heute, zu

jeder Zeit, und sie kann nachgeprüft werden. Doch dieses „Pseudo-Chaos“ über fünf Jahrhunderte in Bayern wird immer unwahrscheinlicher.

Die Hsiung Nu - die „Hunnen“ Chinas: die Hung-Arier

Der Name des Volksstammes der *Hsiung Nu* ist verknüpft mit dem Bau der Großen Mauer in China, einem der Weltwunder. Diese Mauer gigantischen Ausmaßes windet sich über hunderte von Kilometern. Der römische Limes nimmt sich dagegen direkt niedlich aus.

Mit dem Aufstieg und dem Entstehen der asiatischen Hochkultur, die wir die chinesische nennen, ging parallel dazu eine völlig andere Entwicklung bei den Nomadenvölkern vor sich. Vielleicht hätte es ohne die Hsiung Nu nie ein China des Altertums gegeben. Ständige Kämpfe, Tributzahlungen, Rückeroberungen bestimmten das Weltbild. Händler-Nomaden und Krieger mussten riesige Distanzen überwinden und waren gleichzeitig Informationsträger von weit entfernten Ländern und Wissensgebieten.

Der Chinese war sesshaft und Ackerbauer. So bildeten sich aus dörflichen Gemeinschaften Städte. Erst durch den Druck der Hsiung Nu entstanden kulturelle Großgebiete, himmlische Kaiserreiche, das, was wir China nennen. Über viele Jahrhunderte funktionierte ein gewisser Regelmechanismus zwischen diesen beiden Kulturen. Als Antwort auf die Reitereinfälle wurde immer wieder irgendwo ein Stück

Mauer angebaut, und so stehen heute in China Monumente aus der Antike bis in die Neuzeit.

Doch die „unbezwingliche“ Mauer hatte auch Tore für die Händler. Diese Nomaden fungierten auch als Umschlagplatz für chinesische Luxuswaren. Die Hsiung Nu kamen weit herum und hatten alle möglichen Handelskontakte, bis nach Persien, Anatolien und Europa.

Dass die Hsiung Nu auch ab und an einmal zuschlugen, kam manchem Fürsten in China ganz gelegen. Auf diese Weise war bei der eigenen Bevölkerung das Feindbild leichter aufrecht zu erhalten. Derweil labte sich der höchst göttliche Kaiser in prunkvollen Palästen am ausgepressten Wohlstand seiner Untertanen.

Chinesisches Porzellan und Seide wären sinnlose Entwicklungen ohne einen Handel über weite Strecken. Was für den Norden Europas die Wikinger waren, das waren vielleicht für Zentralasien die Hsiung Nu und die mit ihnen verwandten Stämme und Völker.

Anmerkungen

- (1) Unterteilung des irdischen Globalgittersnetzes. Es handelt sich um ein dreidimensional aufgebautes Netz des irdischen Magnetfeldes, das sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen über die Erde zieht.
- (2) Reinhard Helm: „Die Frühzeit des oberbayerischen Pfaffenwinkels“, EFO-DON-DOKUMENTATION DO-3
- (3) Der Führer einer keltogermanischen Gruppe war der „Hunno“. Er wurde frei gewählt und war im Frieden sowohl eine Art Bürgermeister als auch Vorsitzender des Hundertschaftsgerichtes [T. Fuchs, S. 98]. „Hunno“ scheint von „Hundert“ abgeleitet zu sein. Jetzt dürfte es klar sein, woher die Bezeichnung „Hunnen“ kommt.
- (4) vgl. Heinz Ritter-Schaumburg: „Die Nibelungen zogen nordwärts“, München/Berlin 1981.
- (5) Reinhard Helm: „Die Frühgeschichte des oberbayerischen Pfaffenwinkels“, mit einer Deutung des Wessobrunner Gebetes.
- (6) Bonifatius = *boni fatius* = lat. Güter beherrschen, Vermögen mehren. Und das hat er für die Kirche auch reichlich getan.
- (7) Hierzu vgl. die reichhaltigen Forschungen von Dr. Heribert Illig und Prof. Dr. Gunnar Heinsohn bezüglich der Geschichtschronologie-Revision. Illig vertritt beispielsweise die These, Karl den Großen habe es niemals gegeben. ■

Eine neue Theorie zur Lage des legendären Landes Punt

Einleitung

Wie ich bereits in meiner Arbeit „The Origin of the Guanche - Parallels to Ancient Egypt“ [Migration & Diffusion Vol. V, No. 19] und in dem mit Gernot L. Geise verfassten Buch „Auf den Spuren der Mutterkultur“ (erscheint im Michaels-Verlag) darlegte, gibt es auf den Kanarischen Inseln Mumien, die nach einem Verfahren mumifiziert sind, wie es nur in Ägypten ab der 21. Dynastie, also im -11. Jahrhundert zu finden ist. Ein relativ großer Teil der kanarischen Bevölkerung scheint eine Verwandtschaft zu libysch berberischen Volksgruppen aufzuweisen. Diese und weitere im o. g. Artikel geschilderten Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten lassen den Schluss zu, dass es kulturelle Kontakte zwischen Ägypten, Nordafrika und den Kanaren gab.

Interessant allerdings ist nicht nur die Möglichkeit des kulturellen Austausches an sich, sondern auch der durch die spezielle Mumifizierungstechnik festgelegte Zeitraum, das -11. Jahrhundert bzw. die Zeit der ägyptischen 21. und 22. Dynastie. Aus derselben Epoche stammt nämlich die bekannte „Kokain-Mumie“, die Svetlana Balabanova 1992 entdeckte. Aus einer Mumie namens *Henut-Taui*, die in der 21. Dynastie eine Sängerin des Gottes Amun gewesen war, wurden Knochen- und Hautproben sowie Fragmente vom Kopf und Proben des Unterleibs entnommen und ergaben Werte von 800 bis 4100 Nanogramm Tetrahydrocannabinol (THC) pro Gramm Haar, Nikotin, sowie Kokain [vgl. Parsche, Nerlinger].

Insgesamt wurden außer *Henut-Taui* bekanntlich noch ein weiteres unvollständiges Exemplar sowie sieben vom Rumpf getrennte Köpfe getestet, die ein Alter zwischen ca. 3000 und 1600 Jahren aufweisen. Die zeitliche Korrelation zwischen den ägyptisch-kanarischen Mumifizierungspraktiken und dem Fall der *Henut-Taui* werfen berechnete Fragen auf. Bis heute ist die Wissenschaft auf der Suche nach einer afrikanisch-asiatischen Pflanze, die Kokain, chemisch ein Tropinon-Alkaloid, enthalten könnte. Als Kandidaten wurden die Tollkirsche (enthält Atropin) oder Tollkraut (Hyoscyamin, Scopolamin und Atropin) gehandelt; diese Thesen konnten allerdings nicht überzeugen.



Guanchemumie

Nikotin - dieser Wirkstoff wurde beispielsweise in der Mumie Ramses II. entdeckt - konnte indes in mehreren Pflanzen der „Alten Welt“, z. B. in Kirschblättern nachgewiesen werden. Sollte sich die Anwendung von Kokain für Ägypten tatsächlich bewahrheiten, stellt sich die Frage, woher die Ägypter die Droge bezogen und ob für den Erwerb eine Überquerung des Atlantiks wirklich nötig war.

Handelskontakte zwischen Ägypten und Indien?

Wie könnte also Kokain nach Ägypten gelangt sein? Bisher wurde nach Kenntnis des Autors stets der Seeweg über den Atlantik vorgeschlagen. Es gibt aber noch eine weitere Alternative. Wie mehrfach von verschiedenen Wissenschaftlern betont [vgl. hierzu etwa Huppertz, Davies, van Geldern, Willey], bestanden sehr wahrscheinlich in der Antike seitens der Shang-Dynastie in China Kontakte über den Pazifik hinweg nach Amerika. Stilistische Vergleiche zwischen den Olmeken in Mesoamerika, der Chavinkultur in Peru und China sind teils recht verblüffend. *Nigel Davies* schreibt hierzu [„Bevor Columbus kam“, 100]:

„Unbezweifelte, wenn nicht unheimliche Ähnlichkeiten von Kunstformen werden auf beiden Seiten des Pazifiks



Mumie von Ramses II.

gefunden. *Gordon Willey*, der den transpazifischen Verbindungen viel Überlegung gewidmet hat und bis vor kurzem skeptisch geblieben ist, gibt nun ‚unheimliche Gefühle‘ zu, wenn er einige Stücke der frühen Shang-Dynastie anschaut, die ‚beunruhigende Ähnlichkeiten‘ mit Chavin aufzeigen. Geistige Verwandtschaft ist nicht nur inhaltlich vorhanden, sondern auch in der stilistischen Bearbeitung.“

Herbert Franke und *Rolf Trauzettel* erwähnen für die Datierung der Shang-Dynastie zwei Möglichkeiten; die erste sogenannte „orthodoxe Chronologie“ setzt die Shang von -1766 bis -1122 an, die sogenannten „Bambusannalen von -1523 bis -1028 [„Das chinesische Kaiserreich, 27]. Beide Chronologieansätze sind mit der oben genannten Epoche kompatibel. Es gibt zwar nach Wissen des Autors bisher keine unzweifelhaften Belege auf direkte kulturelle oder Handelskontakte zwischen China und Ägypten in der Antike. Allerdings handelten am Indus beheimatete Völker in dieser Zeit mit China, und es gibt Hinweise darauf, dass diese wiederum Kontakte zu Ägypten und evtl. auch Amerika pflegten.

Zur Erhärtung dieser These sollte man bedenken, dass die Ägypter seit vordynastischer Zeit - mindestens seit der Gerzéen-Periode (ca. -3400) [Derakhshani, 6] - Lapislazuli aus Afghanistan bezogen. Der beste Lapislazuli wurde in den Bergen von Badakhshan gewonnen. Andere Abbaugelände wie Azarbaijan, Mazandaran und Kerman sind zumindest literarisch bezeugt [ders. 4]. Derakhshani nennt drei teils überseeische Transportwege für Güter wie Lapislazuli, Türkis, Karneol, Achat, Pflanzenöle, Farben und Augenschminke:

„Außer der großen Khorasan-Straße, über die diese Waren auf dem Landwege von Ostiran nach Mesopotamien und von dort aus nach Palästina und Ägypten kamen, gab es andere Wege - zum Teil über See -, welche dem Handel zwischen Ostiran und Ägypten dienten. Der erste Weg führte über Tepe Hessar (in der Nähe von Damghan) und Tape Sialk (Kashan) und brachte die Handelsgüter nach Sumer und von dort aus wahrscheinlich über den Seeweg nach Ägypten. Eine zweite Handelsstraße, als „Amu-Straße“ bekannt, führte von Zentralasien über Samarkand, Bukhara, Marv, Sarakhs, Mashhad, Go-



Boot, das neben der Cheopspyramide ausgegraben wurde.

nabad, Shahr-i Sokhta über Kerman und Tepe Yahya nach Hormoz, von wo aus dann der Seeweg begann. Diese Handelsroute zusammen mit der zuerst genannten und seit Anfang des 3. Jahrtausend v. Chr. in Gebrauch befindlichen Wasserstraße des Persischen Golf ging um die Arabische Halbinsel und führte in das Rote Meer hinein. Ein dritter Wasserweg führte über den Indus in den indischen Ozean und das Arabische Meer und schloss sich an die beschriebene Seeroute nach Ägypten an.“ [S. 7].

Als weiteren Beleg führt er ägyptische Ausdrücke arischen Ursprungs für bestimmte Produkte an, für deren Herstellung Güter aus Afghanistan und Ostiran verwendet wurden. Die ägyptischen Halsbänder beispielsweise wurden „mny.t, mnj.t“ genannt; dieses Wort entstammt dem avestischen „*maini*“ [Derakhshani, 5]. Ausgrabungen in Afghanistan, vor allem in Mundigak, zeigen die westliche Ausdehnung der Induskulturen bis in diese Gebiete [Embree/Wilhelm, 18]. Und Dr. Baldeo Sahai erwähnt Migrationswellen Richtung Mesopotamien und sogar Ägypten seitens indischer Volksgruppen bereits um -10.000 [Migration & Diffusion V13 Issue Number 12, und Dr. Baldeo Sahai 64]. Daher ist es mehr als wahrscheinlich, dass die Ägypter bereits in prä- oder wenigstens in frühdynastischer Zeit Kenntnisse über das Indus besaßen und auch Handelskontakte bis dorthin pflegten.

China und Indien als mögliche Exporteure von Kokain aus Amerika?

Der Verfasser möchte die These aufstellen, dass die Ägypter das für die Mumien der 21. Dynastie verwendete Kokain möglicherweise aus dem Indusgebiet bezogen. Frau Dr. Josephine Huppertz hat in ihrer Weltkarte „*wahrscheinliche Segelrouten eingezeichnet, wie die von Indien über Indonesien, Melanesien bis Neuseeland und in den östlichen Pazifik hinein.*“

[Wiener Ethnohistorische Blätter Heft 44, 69]. Sie erwähnt weiterhin die Forschungsergebnisse von Erno Wiebeck, die auf regen Seeverkehr vom Indischen Ozean bis ins Südchinesische Meer hinweisen und fügt an, dass die Seeroute keineswegs im Südchinesischen Meer endete, sondern „*sich im Pazifik von Inselgruppe zu Inselgruppe bis in den äußersten bewohnbaren Südpazifik erstreckte.*“ [Huppertz, ebd.]. Des Weiteren verweist sie auf Quellen, die sowohl Indonesien, als auch Indochina, die Pazifischen Inseln und Mittel-, wie auch Südamerika erwähnen [ebd.]. Die Inder könnten also Kokain entweder über den direkten Weg aus Amerika, oder über den indirekten durch den Handel mit China erhalten haben.

Auch Nigel Davies erwähnt die großartige Leistung der indischen Seefahrt schon in der Antike [Davies, 179]. Zwar sind anscheinend erst Quellen aus der Zeit zwischen -273 und -232 belegt, allerdings beschreibt Davies ein weitreichendes Handelsnetz. Es wurden

wichtige Luxusgüter wie Gold, Silberwaren, Gewürze, Schönheitsmittel und Perlen aus verschiedenen Ländern importiert und exportiert.

Bezogen die Chinesen vielleicht Drogen aus Südamerika, die sie ins Indusgebiet veräußerten, von wo aus sie dann über den See- und Landweg nach Ägypten gelangten? Einen möglichen Hinweis auf den Erwerb solcher Drogen könnte man im „großen Shih-Chi“, nach Davies die früheste der dynastischen Geschichtsaufzeichnungen, welche im -1. Jahrhundert beendet wurden, erkennen. Der Verfasser dieses antiken Werkes berichtet von drei glücklichen Inseln, die im östlichen Ozean gelegen seien (allerdings nicht weit von China entfernt) und auf denen es Drogen gäbe, die den Tod vereiteln könnten. Mehrere Expeditionen, u. a. von Kaiser Chín Shih Huang Ti wurden ausgerüstet, kehrten aber stets erfolglos zurück.

Im Jahre -219 bat Hsü Fu um die Erlaubnis, diese Reise ausführen zu dürfen und wurde mit einer Flotte ausgerüstet, die dreitausend junge Männer und Mädchen, Handwerker jeder Art und fünf Arten Getreidesamen mit sich führte. Dies lässt die Größe und Seetauglichkeit der chinesischen Schiffe erahnen. Allerdings kehrte Hsü Fu nie nach China zurück.

Voraussetzung für eine erfolgreiche Seereise nach Meso- oder Südamerika über den Pazifik war die Kenntnis der östlichen Strömung über den Nordpazifik. Diese war lange vor der Hand-Dynastie bekannt, die nach Franke und Trauzettel immerhin ab -221 anzusetzen ist [S. 74 f.]. Etablierte Forscher wie Heine-Geldern und Ekholm hielten nach den oben erwähnten Fakten nicht nur Kontakte zwischen China und Amerika, sondern auch zwischen Indien, Kambodscha, Indonesien und Amerika über einen langen Zeitraum hinweg für möglich [Davies 181].

Die Seetauglichkeit ägyptischer Schiffe

Nachdem wir relativ sicher über transpazifische Kontakte zwischen Indien, China und Südamerika sein können, stellen sich zwei wichtige Fragen: Gab es im -11. Jahrhundert bereits seetaugliche Schiffe und wenn ja, trifft dies auch für Ägypten zu? Dies kann ohne Zweifel bejaht werden. Bereits um -3000 war das Wissen um diese Technologie fast in der gesamten Alten Welt vorhanden.

Maurizio Tosi, Mitarbeiter des Istituto italiano per L’Africa e l’Oriente (ISIAO) und Dozent für Paläoethnologie an der Universität von Bologna grub zusammen mit dem französischen Archäologen Serge Clezou vom Centre

Punt

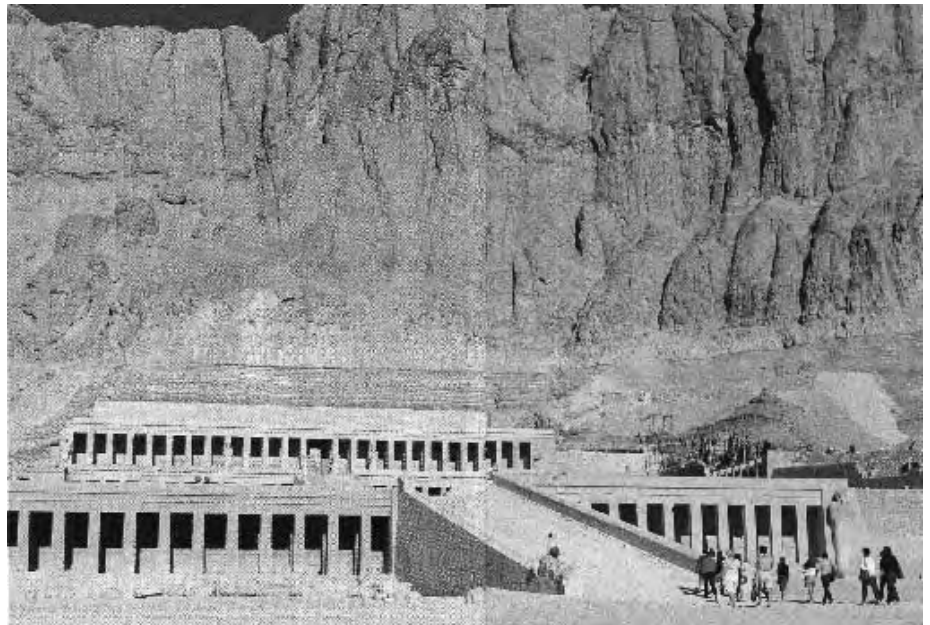
National de la Recherche Scientifique (CNRS) zwischen 1985 und 1994 in Ra's al-Jins ein Fischerdorf aus, das auf regen Seehandel zwischen Mesopotamien und dem Indus schließen lässt. An den Küsten des Oman entdeckten Tosi und sein Team ferner Siedlungsplätze aus der Zeit zwischen dem -6. und -3. Jahrtausend. Die Bewohner des Dorfes in Ra's al Jins waren die Erbauer der so genannten schwarzen Magan-Schiffe, die „so berichten die Quellen, mit bis zu zwanzig Tonnen Ladung Kupfer und Diorit, einem granitähnlichen, gut polierbaren Gestein, aus Magan den Persischen Golf hinaufgefahren“ seien [Dal Maso, 36]. In dem Fischerdorf entdeckten die Experten Bitumenfragmente, auf -2200 datiert, die Abdrücke von Holzplanken zeigen, der ihrer Ansicht nach höchstwahrscheinlich aus Indien importiert wurde [ebd.].

Als endgültigen Beweis für überseeische Kontakte zwischen Oman und dem Indus entdeckte Tosi bereits Weihnachten 1981 „eine Scherbe mit fünf geritzten Zeichen in der Schrift des Indus“. Sie war der Beweis, dass dort im 3. Jahrtausend v. Chr. Schiffe abgelegt hatten.“ [ebd. 34]

Auch die Phönizier stellten, zwar 2000 Jahre später, jedoch zur fraglichen Zeit, ein mächtiges Seefahrer Volk dar, welches ebenfalls seetüchtige Schiffe besaß. Reisen durch die Straße von Gibraltar nach Tartessos sind belegt. Texte aus der Antike legen weiter nahe, dass die Phönizier im -11. Jahrhundert eine Kolonie in Cádiz gründeten [Gore, NG Okt./04, 121].

Was lässt sich aus diesen Fakten für die ägyptische Seefahrt schließen? Seit mindestens dem -4. Jahrtausend bestanden intensive Handelsbeziehungen zwischen Mesopotamien und Ägypten. Beziehungen zu den Phöniziern sind seit dem Neuen Reich nachweisbar. An Betracht dessen ist es nach meiner Ansicht sehr unwahrscheinlich, dass die Ägypter nicht um die Schiffsbautechnik der Handelspartner wussten und daraus lernten. Die bereits im Alten Reich Ägyptens genutzten Transportschiffe für die Flussschiffahrt sprechen diesbezüglich eine recht deutliche Sprache. Sie waren oft sehr groß und konnten große Tonnagen über den Nil oder Kanäle transportieren.

Der so genannte Palermostein berichtet beispielsweise von einem Schiff des Königs Snofru (4. Dyn., um -2580), welches aus Meruholz gebaut war und 100 Ellen (53,36 m) gemessen hat [Goyon, 97]. Allein Schiffe mit einem durchschnittlichen Ladevermögen waren in der Lage Säulen, Architraven und Balken von 40 und mehr Tonnen zu transportieren. Im Louvre finden sich zwei Granitsäulen mit



Der Tempel der Hatschepsut in Ägypten

einer Höhe von 6,28 m und je 11 ½ Tonnen Gewicht, die höchstwahrscheinlich auf einem Relief aus dem Unas-Tempel (5. Dynastie) abgebildet sind, wie sie auf Schiffen über den Nil transportiert werden [ebd.]. Kann dies noch nicht sicher als Beweis für meertaugliche Schiffe in Ägypten schon in frühester Zeit gelten, so doch die Expeditionen nach Punt, die seit dem Alten Reich belegt sind.

In einem Brief des Pharaos Pepi II. (6. Dyn.) an seinen Karawanenführer Chuefhor heißt es: „... Weiter hast du in diesem deinem Brief gesagt, dass du einen Zwerg der Gottestänze mitgebracht hast aus dem Geisterland ähnlich dem Zwerge, den der Schatzmeister des Gottes Ba-werded zur Zeit des Königs Asofi aus Punt gebracht hat.“ [zitiert aus Brunner-Traut, S. 29]. Am bekanntesten sind wahrscheinlich die Reliefs aus dem Hatschepsut-Tempel in Deir el-Bahari.

Davies beschreibt die für diese Expedition verwendeten Schiffe als umgebaute Flussschiffe, die große breite vorher nie verwendete Segel enthielten. Man hätte als Kiellersatz riesige Trosse um beide Enden des Schiffes gelegt. Die Schiffe seien schön und schnell aber nicht widerstandsfähig gewesen [Davies, 255]. Diese These scheint allerdings angesichts der Tatsache, dass Schiffsreisen nach Punt bereits seit dem Alten Reich belegt sind, eher unwahrscheinlich.

Lag Punt am Indus?

Die Lage des sagenumwobenen Punt ist seit über einhundert Jahren Thema zahlreicher Debatten. Moderne Ägyptologen geben in ihren Publikationen i. d. R. ein afrikanisches Gebiet, meist Somalia an. Einige andere, wie etwa Velikovsky oder A. Nibbi vermuteten Punt in Pa-

lästina oder in der Nähe der Bitterseen [vgl. etwa Velikovsky, Vom Exodus zu König Echnaton, 1983]. Überwiegend sprechen die in den Deir el-Bahari-Reliefs gezeigten Tier- und Pflanzenarten für eine Lokalisierung in Afrika. Bimson weist jedoch in seiner kritischen Analyse der velikovskyschen Thesen auf zwei wichtige Faktoren hin:

1. Ist es durchaus möglich, dass Punt (in Transkription: pwnt) „zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Bedeutung hatte“ [Bimson, 20], und 2. muss man ohne Weiteres „zugeben, dass keiner der genannten Faktoren unzweifelhaft auf eine Lokalisierung in Afrika hinweist; man könnte vermutlich Beweise dafür beibringen, dass sie in der Antike auch in anderen Gegenden zu finden waren.“ [ebd. 25].

Und tatsächlich sind anscheinend die ägyptischen Inschriften an sich schon problematisch. Während Velikovsky eine von Breasted übersetzte Inschrift König Amun-hotep III. zitiert: „Wenn ich mein Antlitz gen Sonnenaufgang wende ... dann bewirke ich, dass die Länder von Punt zu dir kommen.“ [Velikovsky 122 u. Anm. 7 auf dieser Seite], verweist Bimson auf eine Inschrift aus der Regierungszeit Hatschepsuts: „Er (der Gott Amun, Anm. d. V.) hat mein Königreich gemacht, das Schwarze Land, und die Roten Länder sind unter meinen Füßen vereinigt. Meine Südgrenze reicht bis ans Land Punt.“ [Bimson, 21, der Breasted ARE 134 zitiert].

Zwei Pharaonen aus der 18. Dynastie lokalisieren demnach Punt sowohl im Osten als auch im Süden. Das wirkt natürlich die Vermutung auf, dass beide Richtungen stimmen. Handelte es sich also um eine Fahrt, die erst in östliche, dann in südliche Richtung oder umgekehrt ging? Eine andere Möglichkeit



Der Hatschepsut-Tempel

wäre, Richtung Süd-Ost anzunehmen, da die Ägypter nur die vier Himmelsrichtungen Ost, West, Süd und Nord unterschieden.

Befassen wir uns nun mit der auf den Punt-Reliefs abgebildeten Flora und Fauna. Siliotti zitiert den Text aus dem Tempel Deir el-Bahri folgendermaßen: *„Die Schiffe wurden mit großen Mengen der Wunder des Landes Punt beladen, mit all den kostbaren Hölzern des Landes Gottes, Haufen von Myrrhegummi und lebenden Myrrhebäumen, mit Ebenholz und reinem Elfenbein, mit dem grünen Gold von Amu, mit Duftholz, genannt tyshepses und khesyt ... mit Pavianen, Affen und Hunden mit Pantherpelzen aus dem Süden mit Eingeborenen und ihren Söhnen ...“* [S. 108/107]

Doch sind all diese Waren afrikaspezifisch? Beginnen wir mit der Frage nach den Einwohnern des Landes Punt. Von ausschlaggebender Bedeutung ist nach meiner Ansicht die Tatsache, dass die in Punt lebenden Menschen sowohl dunkel- als auch hellhäutig dargestellt sind. Tyldesley spricht sogar von einer Handelsmission *„in ein von einem seltsamen Völkergemisch bewohntes Land“* [Tyldesley, 248]. Diese Art der Bevölkerung ist für ein südafrikanisches Land in der Antike nur schwer vorstellbar. Es erscheint eher unwahrscheinlich, dass arische oder semitische Volksstämme im -15. Jahrhundert bis nach Somalia vorgedrungen und dort als Herrscher-schicht sesshaft geworden sein sollen, denn Tyldesley schreibt darüber hinaus: *„Der schlanke Häuptling ist offensichtlich nicht negroider Abstammung; seine Haut ist in leicht rötlichem Ton gemalt, und mit seinen fein geschnittenen Gesichtszügen und der Adlernase könnte er fast ein Ägypter sein.“* [ebd. 251].

Ob der Häuptling nun semitisch oder kaukasoid war bzw. dem Chromagnon-Typus entsprach, kann anhand der Abbildung nicht deutlich bestimmt werden. Auf jeden Fall war er nicht negroid! Eine derartige Bevölkerungsdurchmischung mit einer hellhäutigen Adels-schicht lässt sich allerdings für diese Zeit in Indien sehr wohl nachweisen. Die Arier eroberten Indien spätestens seit dem -15. Jahrhundert, nach Embree/Wilhelm von Nordwesten über die Gebirgspässe aus iranischem und afghanischem Gebiet her. Weiter schildern die Experten, die siegreichen Arier hätten großen Wert auf „Rassenreinheit“ gelegt. Spätere altindische Gesetze betonen diese Abkapselung von den Einheimischen, die als Dasyus oder Dâsas (das arische Wort für Sklave) bezeichnet werden. Die Arier beschrieben die unterlegene Urbevölkerung als *„dunkelhäutig und nasenlos (d. i. platt-nasig)“* [Embree/Wilhelm, 30].

Sklaven im Sinne der römischen Gesellschaft gab es in Ägypten nicht. Ägyptische Sklaven durften Besitz haben und wurden auch bisweilen von ihren ehemaligen Herren geheiratet [vgl. etwa Loprieno in: Donadoni 221 f.]. Georg Feuerstein, Subhash Kak und David Frawley behaupten sogar - leider ohne weitere Quellennachweise zu nennen -, seit mindestens -500 hätte es indische Kolonien in Ägypten gegeben [The Search of the Cradle of Civilization 23]. Selbst die im Brief von Pepi II. an seinen Expeditionsleiter erwähnten Zwerge (von den Ägyptologen stets ohne jeden Beleg als Pygmäen bezeichnet) gab es ebenfalls in Indien. Relativ kleinwüchsige Menschen, die teils sogar als mit den Pygmäen verwandt angesehen wurden [dagegen Braun, 474], sind die Negritos.

Vor 2000 bis 3000 Jahren waren die Negritos wahrscheinlich noch in weiten Gebieten Südostasiens verbreitet.

An Tieren werden zum Beispiel in Wasserstreifen zahlreiche Fischarten und andere Meerestiere dargestellt. E. Danelius und H. Steinitz gaben eine ichthyologische Studie in Auftrag, die die Herkunft dieser Tiere klären sollte. Aus dem Ergebnis der Studie soll hier zitiert werden: *„Nach der einstimmigen Ansicht aller Ichthyologen gehören die dargestellten Meerestiere zur Fauna des Indischen Ozeans und des Roten Meeres und das gleiche gilt für die Schalentiere.“* [zitiert nach Danelius/Steinitz „The Fishes and Other Aquatic Animals on the Punt-Reliefs at Deir-el-Bahari“ JEA 53 1967 in: Bimson, 19].

Selbst die ebenfalls dargestellten Giraffen, sowie Paviane und Nashorn verweisen nicht zwangsläufig auf Afrika, wie Bimson feststellt. Laut einer persönlichen Mitteilung, die Bimson von Eddi Schorr erhielt, erwähnt noch Diodorus das Vorkommen von „Kameloparden“ an der Grenze von Syrien und Arabien [Anm. 75, 25]. Danelius verweist weiter in GM24, 54 auf Anzeichen, dass sich die Giraffe einmal über Afrika hinaus erstreckt habe. „Kamelopard“ war in der Antike das gebräuchliche Wort für Giraffe [ebd.].

Das Nashorn kann ebenfalls nicht als eindeutiger Beweis für eine afrikanische Lokalisierung von Punt gewertet werden, sondern verweist im Gegenteil eher auf den asiatischen Raum. Auf den Deir el-Bahari Reliefs ist nämlich ein einhorniges Nashorn abgebildet, welches große Ähnlichkeiten zur asiatischen Art *Rhinoceros unicornus*, statt zu den zweihornigen afrikanischen Arten *Diceros bicornis* und *Diceros simus* aufweist [Bimson, 25, zitiert aus: Störk, Die Nashörner, Hamburg 1977]. Nach seinen intensiven Nachforschungen resümiert Bimson denn auch entsprechend: *„Man muss jedoch zugeben, dass keiner der genannten Faktoren unzweifelhaft auf eine Lokalisierung in Afrika hinweist ...“* [ebd.].

Ähnliches gilt auch für die Paviane der Punt-Reliefs, die gemeinhin (ebenfalls ohne unzweifelhafte Belege anführen zu können) als die Gattung *Hamadryas* identifiziert werden. Doch ist der *Hamadryas* zum einen keineswegs eine afrikaspezifische Gattung, sondern wird in der *Encyclopedia Britannica* auch als „Sacred Baboon“ oder „Arabian Baboon“ bezeichnet. Des Weiteren gibt es auch im pazifischen Raum eine Paviangattung mit der Bezeichnung „Celebes Macaque“. Celebes heißt eine der vier großen Sundainseln in Indonesien und indonesisch-indische Kontakte wurden weiter oben bereits erwähnt.

An Produkten wird u. a. das „grüne

Gold von Amu“ erwähnt. Diesen Begriff möchte ich mit Türkis gleichsetzen, das nach Derakhshani [7] wahrscheinlich aus dem Ostiran oder Afghanistan bezogen wurde. Es ist also mehr als wahrscheinlich, dass in Punt auch Waren gehandelt wurden, die nicht ursprünglich dort waren. Dies trifft sowohl auf meine These, als auch auf die gängige ägyptologische Auffassung zu, Punt hätte in Somalia gelegen, denn auch die Zeder wurde ja aus Arabien und nicht aus Afrika bezogen. Elfenbein konnte natürlich sowohl in Afrika, als auch im Indusgebiet erworben werden, da der asiatische Elefant ebenfalls über Stoßzähne verfügt [Encyclopedia Britannica]. Panther- bzw. Leopardenfelle waren sowohl in Afrika als auch in Asien bis nach Indien verfügbar [Encyclopedia Britannica]. Auch zur Beantwortung der Frage nach der Herkunft der in Ägypten verwendeten Myrrhe soll an dieser Stelle die Encyclopedia Britannica zitiert werden: (*from Arabic murr, „bitter“*), *bitter-tasting, agreeably aromatic, yellow to reddish brown oleoresinous gum obtained from various small, thorny, flowering trees of the genus Commiphora, of the incense-tree family (Burseraceae). The two main varieties of myrrh are herabol and bisabol. Herabol myrrh is obtained from C. myrrha, which grows in Ethiopia, Arabia, and Somalia, while bisabol myrrh is obtained from C. erythraea, which is an Arabian species of similar appearance.*

Wie wir sehen, gibt es also tatsächlich keine wirklich unzweifelhaften Belege für die These, Punt hätte in Somalia oder anderswo in Afrika gelegen. Die mir geäußerte Vermutung, Punt mit einer Stadt am Indus gleichzusetzen ist ebenso berechtigt wie die klassische Afrikathese.

Zusammenfassung und Schluss

Die oben angeführten Fakten und Indizien lassen unzweifelhaft darauf schließen, dass das alte Ägypten direkte oder zumindest indirekte Handelskontakte sowohl zum Indus, als auch nach China und in Verbindung damit bis nach Südamerika pflegte. Es erscheint mir daher wahrscheinlicher, den Erwerb des in Mumien der ägyptischen 21. Dynastie nachgewiesenen Kokains über eine Handelsroute, die vom Roten Meer in den Persischen Golf und den Indischen Ozean führte, anzunehmen. Die Lage des sagenumwobenen Punt wird neu interpretiert und im Indus liegend postuliert.

Im Gegensatz zur These, ägyptische Kontakte nach Amerika über den Atlantik anzunehmen hat die Pazifiktheorie den Vorteil, dass sie sich archäologisch glaubwürdig nachvollziehen lässt. Für

direkte Kontakte zwischen Ägypten und Südamerika fehlen indes trotz der Kokainfunde durch Frau Balabanova dennoch zweifelsfreie Belege. Die bisher in Amerika entdeckten - bisher immer noch strittigen - archäologischen Zeugnisse beziehen sich allesamt auf spätere Zeiten oder andere Kulturen wie die Phönizier oder die Römer. Hauptsächlich ist hier die berühmte 1872 in Brasilien entdeckte phönizische Inschrift zu erwähnen, die König Hiram erwähnt. 1968 von Cyrus Gordon als echt, im selben Jahr von F.M. Cross mit derselben Grundargumentation als Fälschung abgelehnt, kann die Diskussion um diesen Fund keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden [Dendl, Atlantik, 342/343]. Hinzu kommt, dass die Epoche Hiram in die Zeit der durch Pharao Necho II. (26. Dyn., um -566) in Auftrag gegebenen Afrikaumsegelung durch von ihm beauftragte Phönizier gehört.

Resümee

Zahlreiche archäologische Fakten und Indizien zeigen die große Wahrscheinlichkeit von direkten oder indirekten Kontakten zwischen dem antiken Ägypten, dem Indus, China bis hin nach Amerika auf. In Anbetracht dessen wird der Erwerb des Kokains, welches Frau Balabanova 1992 in ägyptischen Mumien der 21. Dynastie entdeckte, über eine Pazifikroute, anstatt über den Atlantik hinweg postuliert. Darüber hinaus wird anhand einer Neuanalyse der im Hatschepsut-Tempel in Deir el-Baharis angebrachten Punt-Reliefs und der dort gezeigten Flora und Fauna die Lage des Landes Punt am Indus liegend angenommen, statt wie bisher in Afrika.

Literatur

- Anonymus: Geoskop der Zeitschrift Geo: Mumien voller Hasch, www.mysteria3000.com/Archiv/Recherche/Drogen_Aegypten/POSSIBLE-PRE-COLUMBIAN-TRANS-ATLANTIC-VOYAGES-TO-MESOAMERICA.htm, Stand: 11.07.2002
- Bimson, John J. (übers. v. Birgit Liesching aus dem Englischen): Hatschepsut und die Königin von Saba. Eine Kritik an Velikovskys Gleichsetzung und eine alternative Auffassung, Edition G.R.M.N.G. Beiträge zur Kritik an der Rekonstruktion der Menschheits- und Naturgeschichte nach der Ereignisanalyse Nr. 1, Basel 1986
- Braun, Hans-Jürg: Das Leben nach dem Tod. Jenseitsvorstellungen der Menschheit, Düsseldorf/Zürich 1996
- Brunner-Traut, Emma: Alltag unter Pharaonen. So lebten die Alten Ägypter, Freiburg/Basel/Wien 1998
- Colin, Peter: baboon, in: Encyclopedia Britannica 2003
- Dal Maso, Cinzia: Die schwarzen Schiffe von Magan in: Spektrum der Wissenschaft Spezial 2/2003: Moderne Archäologie, S. 34-39
- Davies, Nigel: Bevor Columbus kam. Ursprünge, Wege und Entwicklung der alt-amerikanischen Kulturen, Düsseldorf/Wien 1976

- Dendl, Jörg: Der Atlantik in der Antike in: G.R.A.L. Nr. 5-6/1996, S. 338-344
- Derakhshani, Jahanshah: Kupfer und Lapislazuli in Text und Archäologie. Ein Beitrag für die Publikation „Türkis und Azur, Kieselkeramik im Orient und Okzident“, Staatliche Museen Kassel, Kassel 1999
- Embree, Ainslie T. und Wilhelm, Friedrich: Indien. Geschichte des Subkontinents von der Induskultur bis zum Beginn der englischen Herrschaft, Fischer-Weltgeschichte Bd. 17, Augsburg 2000
- Encyclopedia Britannica 2003
- Feuerstein, Georg, Kak, Subhash, Frawley David: In Search of the Cradle of Civilization. New Light on Ancient India, USA/Adyar, Madras, India 1995
- Franke, Herbert und Trauzettel, Rolf: Das chinesische Kaiserreich, Fischer-Weltgeschichte Bd. 19, Augsburg 2000
- Geise, Gernot L. & Prahl, Reinhard: Auf den Spuren der Mutterkultur, Peiting 2005
- Gore, Rick: Wer waren die Phönizier, in National Geographic Oktober 2004, S. 104-128
- Goyon, Georges: Die Cheopspyramide. Geheimnis und Geschichte, Berg, Gladbach 1979
- Heyerdahl, Thor: Die Pyramiden von Tucumé, München 1995
- Hristov, Romeo H.: Possible Pre-Columbian Trans-Atlantic Voyages to Mesoamerica: a search of some new data for an old controversy, www.mysteria3000.com/Archiv/Recherche/Drogen_Amerika_Aegypten/POSSIBLE-PRE-COLUMBIAN-TRANS-ATLANTIC-VOYAGES-TO-MESOAMERICA.htm, Stand: Januar 2003
- Hulswé, A. F. P.: China im Altertum in: Propyläen Weltgeschichte Bd. III, zweiter Halbband, Frankfurt/Main 1962
- Huppertz, Dr. Josefine: Der Mensch als Beherrscher des pazifischen Ozeans in vorkolonialer Zeit, Wiener Ethnohistorische Blätter Heft 44, S. 67-76
- dies.: Chinese Seafaring Before 1421 AD, Migration & Diffusion, Vol. 5, Issue Number 19, Wien 2004, S. 60-80
- Jahnkuhn, Herbert: Der Ursprung der Hochkulturen in: Propyläen Weltgeschichte Bd. III, zweiter Halbband, Frankfurt/Main 1962
- Loprieono, Antonio: Der Sklave in: Donadoni (Hrg.), Der Mensch des Alten Ägypten, Frankfurt/Main 1997
- Parsche, Franz, Nerlich, Andreas: Present of drugs in different issues of an Egyptian Mummy, in Fesenius Journal of Analytica Chemistry, Dez. 1994
- Peteche, Luciano: Indien bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts in: Propyläen Weltgeschichte Bd. III, zweiter Halbband, Frankfurt/Main 1962
- Prahl, Reinhard: The Origin of the Guanches - Parallels with Ancient Egypt?, in Migration & Diffusion, Vol. 5, Issue Number 19, Wien 2004 S. 80-94
- Sahai, Dr. Baldeo: Aryan Panis Migrate to West Asia in Migration & Diffusion, Vol. 3, Issue Number 12, 2002, S. 62 - 73
- Siliotti, Alberto: Das Tal der Könige, Erlangen/Utting o. J.
- Tyldesley, Joyce: Hatschepsut. Der weibliche Pharao, München 1997

**Gernot L. Geise
& Reinhard Prahl**
**Auf der Suche nach
der Mutterkultur**
Michaels-Verlag, Peiting
2005
ISBN 3-89539-620-6



Günter Bischoff

Atlantis – die Enträtselung im 20. Jahrhundert

Noch immer fasziniert das Thema Atlantis viele historisch interessierte Menschen. Seitdem der griechische Philosoph Platon das versunkene Inselreich im -4. Jahrhundert in seinen Dialogen „Kritias“ und „Timaios“ erwähnte, haben sich viele bedeutende Forscher an der Lösung dieses großen Rätsels versucht¹. Wollte uns Platon nur ein Fabelland vorstellen, oder hatte er tatsächlich Kunde erhalten von einer hochstehenden, lange vor seiner Zeit versunkenen Kultur? Lohnt es sich überhaupt noch zu suchen, wenn über zwei Jahrtausende an Nachforschungen keine eindeutigen archäologischen Beweise zutage brachten?

Schon manches Mal glaubte man, die Enträtselung sei gelungen, doch nach anfänglicher Euphorie wurden immer wieder ernst zu nehmende Einwände vorgebracht. Zu den bisher am häufigsten diskutierten Lokalisierungen zählen die Azoren, die Kanarischen Inseln, die alte südspanische Handelsstadt Tartessos, Kreta und die nahe gelegene Vulkaninsel Thera, die Sahara und neuerdings auch Troja. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte lassen aber bei diesen Hypothesen große Widersprüche zu Platons Überlieferung deutlich werden, und wichtige Passagen des Atlantisberichts finden keine Erklärung. Eine nunmehr über fünfzig Jahre alte, oft als Auffassung eines Außenseiters angesehene Theorie kommt nach dem heutigen Wissensstand der Wahrheit am nächsten. Sie stammt vom Pastor und Archäologen Jürgen Spanuth (1907–1998), der lange Zeit die kleine nordfriesische Landgemeinde Bordelum als Seelsorger betreute. Im Jahre 1953 veröffentlichte er seine Gedanken erstmals in dem Buch „Das enträtselte Atlantis“. Das löste den bisher heftigsten Meinungsstreit um dieses Problem aus, der bis heute noch nicht beendet ist. Doch eine ganze Reihe von Wissenschaftlern teilt inzwischen die Hauptansichten dieses Forschers². In aller Kürze kann die Lösung des alten Rätsels so zusammengefasst werden:

Platon verarbeitete glaubwürdige Informationen ägyptischer Priester über die Heimat der Nord- und Seevölker in Südsandinavien und Mitteleuropa. Die meisten Einzelheiten beziehen sich dabei auf die ehemaligen Inseln in der Deutschen Bucht und die angrenzenden

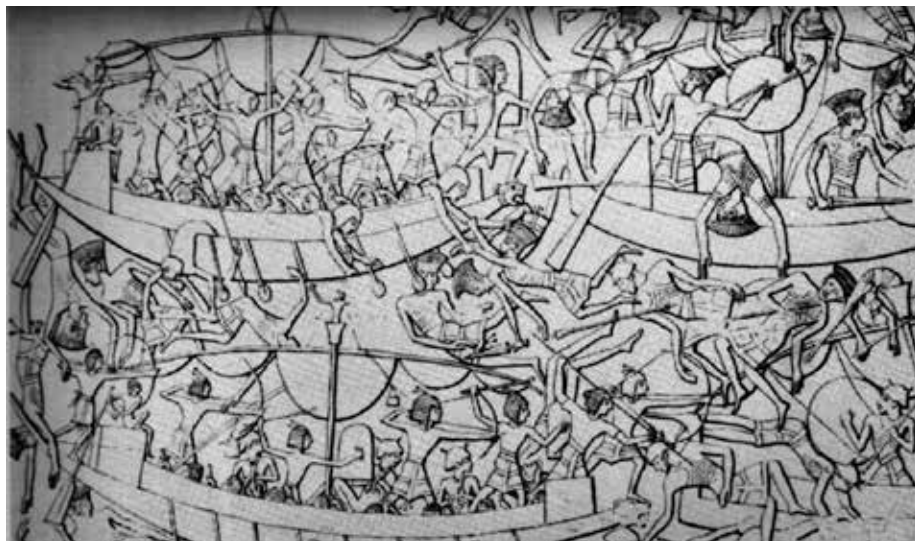


Abb. 1: Seeschlachtszenen zwischen Ägyptern (Schiffe mit Löwenköpfen) und den Nord- und Seevölkern (Schiffe mit Vogelköpfen; Krieger mit „Strahlenkronen“)

Küstengebiete. Ihre Zerstörung in einer besonders verheerenden Sturmflut am Ende der Bronzezeit ging als Untergang von Atlantis in die Geschichte ein.

Der Gedanke an ein Atlantis im Bereich der Nordsee mag zunächst befremden, doch bei Spanuths Deutungen stimmen Überlieferung und Realität am Besten überein. Auf seine Hauptargumente, aber auch auf wichtige Erkenntnisse anderer Wissenschaftler und auf besonders umstrittene Details der Atlantidforschung soll im Folgenden näher eingegangen werden.

Missverständene Zeitangaben

Platon ging es bei der Abfassung der erwähnten Dialoge nicht so sehr um Vorstellungen von einem idealen Staat. Vielmehr suchte er für eine historische Abhandlung zuverlässige Informationen über einen realen, starken Gegenspieler zu Ur-Athen, um die ehemals vorbildliche Staatsordnung seiner Heimatstadt gebührend würdigen zu können. Bei einer seiner Zusammenkünfte mit Kritias und anderen befreundeten Gelehrten kam das Gespräch auch auf das Gemeinwesen der Atlanter. Es schien Platon für seine Absichten brauchbar und überdies verbürgt zu sein, weil die Kunde darüber der allgemein verehrte Staatsmann Solon aus Ägypten mitgebracht haben soll.

Wie wir jetzt wissen, enthält die Schilderung der Verhältnisse auf Atlantis neben überaus wertvollen Informationen auch Irrtümer, Missverständnisse und mythologische Ausschmückungen.

Nicht zuletzt trugen fehlerhafte Übersetzungen und umstrittene Deutungen der griechischen Quellen dazu bei, ein teilweise falsches Bild des versunkenen Inselreiches von Generation zu Generation weiter zu geben. Welche Erkenntnisse können nun heute als gesichert angesehen werden oder wenigstens als äußerst wahrscheinlich gelten?

Zweifellos kann der in den Dialogen „Kritias“ und „Timaios“ beschriebene Untergang von Atlantis nur am Ende der Bronzezeit, im -14. oder -13. Jahrhundert stattgefunden haben. Diese Feststellung ist von großer Bedeutung, weil Platon uns unwissentlich falsche Zeitangaben überlieferte. 9000 oder 8000 Jahre vor seiner Zeit³, also während der Mittelsteinzeit, gab es nachweislich noch keinen ägyptischen Staat und keine Stadt Athen, die von den Atlantern hätten angegriffen werden können. Eben so wenig wäre für diese Zeitepoche die Verwendung von Streitwagen und Kriegsschiffen, die massenhafte Nutzung von Kupfer und Zinn, vereinzelt auch schon von Eisen, erklärbar. Diese Errungenschaften lassen sich aber ohne Schwierigkeiten mit unserem Geschichtsbild in Einklang bringen, wenn man von einer Überlieferung aus der späten Bronzezeit ausgeht. Zu dieser Erkenntnis gelangte bereits der schwedische Universalgelehrte Olof Rudbeck am Ende des 17. Jahrhunderts. Mit einiger Sicherheit fand er auch die Erklärung für die falschen Zeitangaben, indem er auf die Verwechslung der alt-

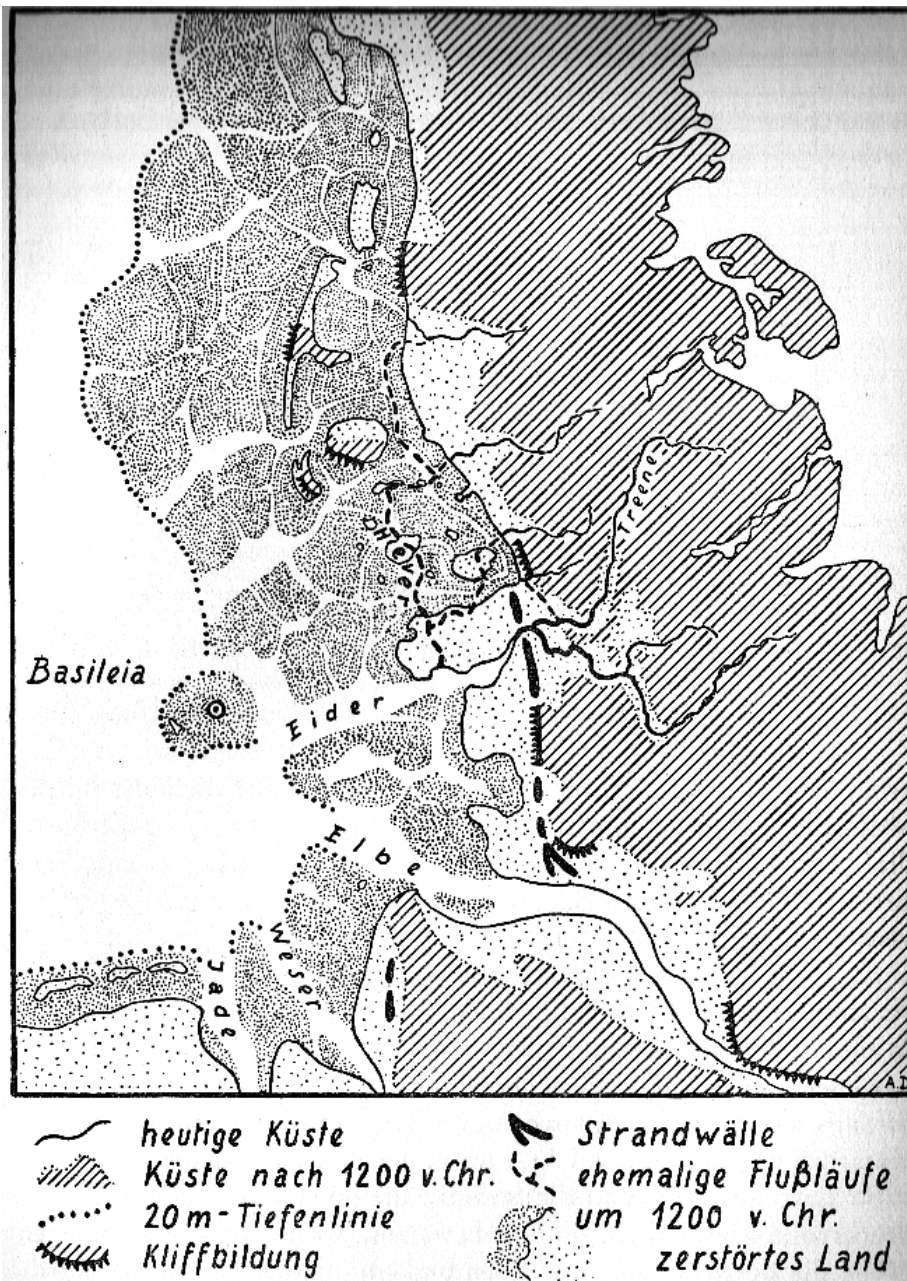


Abb. 2: um -1220 versunkene Marschen und Inseln vor der Westküste von Schleswig-Holstein (nach J. Spanuth, 1953)

orientalischen Zählung nach Monaten mit der später aufkommenden Zählung nach Jahren hinwies. Nach J. Spanuth bedeutet die ägyptische Hieroglyphe für „Jahr“ auch „Umlauf“. Damit war in alten Zeiten offenbar der siderische Mondumlauf gemeint. Rechnet man nämlich 9000 Monate zu 28 Tagen von Solons Ägyptenbesuch im Jahre -571 zurück, so gelangt man in die 2. Hälfte des 13. vorchristlichen Jahrhunderts, dem tatsächlichen Zeitpunkt der Geschehnisse⁴. Auch später gab es in ägyptischen Urkunden noch andere unrealistische Zeitangaben. So sollen beispielsweise seit dem Beginn der 1. Dynastie (um -3100) bis zum Ende der 30. Dynastie (-332) 36.525 „Jahre“ vergangen sein.

Dass wirklich nur das Ende der

Bronzezeit und nicht etwa die Mittelsteinzeit vor über 10.000 Jahren als Untergangszeitraum in Frage kommt, kann mit einem weiteren sicheren Indiz belegt werden. Im Dialog „Kritias“ kommen nicht nur die Zustände auf Atlantis, sondern auch die in Ur-Athen zur Sprache. Es wird unter anderem detailliert eine zyklonische Mauer beschrieben, die tatsächlich von Archäologen ausgegraben wurde und von diesen als Schutzwall gegen die im -13. Jahrhundert vordringenden Nord- und Seevölker angesehen wird⁵.

Der Angriff der Nord- und Seevölker

Der Wiener Altphilologe W. Brandenstein und J. Spanuth folgten vor 1950 als erste Forscher der Spur, wonach Solon sein Wissen von ägyptischen

Priestern aus der im westlichen Nildelta gelegenen Stadt Sais erhalten habe. Tatsächlich finden sich heute noch zugängliche Dokumente, in denen erstaunlich genau dieselben Ereignisse wie in Platons Atlantisbericht geschildert werden. Allen voran seien hier der Papyrus Harris, der die Kriegstaten des Pharaos Ramses III. verherrlicht, und die Inschriften auf dem Tempel in Medinet Habu genannt. Darin ist neben vielen anderen Übereinstimmungen die Rede von Völkerschaften, die über Teile von Europa und Afrika herrschten und Ägypten schwer bedrängten. Sie seien „von den Inseln und Festländern am Weltmeer im fernsten Norden“, „von den Inseln im Ozean“ und „von den Enden der Erde“ gekommen. Ihr Land sei untergegangen, das „Haupt ihrer Städte vernichtet“ und „ihre Inseln vom Sturm ausgerissen und weggeweht“⁶. Danach steht fest: Platon hat Atlantis nicht erfunden, sondern seinen Dialogen liegen historische Ereignisse zugrunde.

Die Völkerschaften, die zur Regierungszeit Ramses III. in die Mittelmeerwelt einbrachen, wurden in den ägyptischen Urkunden als „Nord- und Seevölker“ bezeichnet. Sie zogen im -13. und -12. Jahrhundert durch weite Teile Europas, unterwarfen die griechischen Stadtstaaten mit Ausnahme Ur-Athens und zerstörten das in Kleinasien gelegene Hethiterreich binnen weniger Wochen. Schließlich hatten sie die Absicht, zusammen mit den Libyern in Ägypten einzufallen. Im Jahre -1191 kam es im Nildelta zu einer Entscheidungsschlacht, die bis zu diesem Zeitpunkt die größte der Weltgeschichte gewesen sein dürfte. Die zeitgenössischen ägyptischen Quellen verschweigen die sonst mit Akribie angegebenen Zahlen über gefangene und getötete Feinde. Jedoch die für die Reichsverteidigung aufbotenen 700.000 Krieger und 2000 Kriegsschiffe lassen das für damalige Zeiten ungeheure Ausmaß der Kämpfe ahnen. Der Angriff konnte unter Aufbietung aller Kräfte noch einmal zurückgeschlagen werden. Weitere Kämpfe mit den Nord- und Seevölkern in den darauf folgenden Jahrzehnten schwächten das Land aber derart, dass die Pharaonen einen wirtschaftlichen und politischen Niedergang nicht mehr verhindern konnten.

Einen plastischen Eindruck von der erbitterten Abwehrschlacht der Ägypter vermitteln die auf etwa 10.000 Quadratmeter Fläche eingemeißelten Reliefs an den Tempelwänden von Medinet Habu. Beispielsweise trägt ein Teil der Eroberer runde Bronzeschilde und als Kopfschmuck Hörnerhelme oder als Ross-

haarbüschel gedeutete „Strahlenkronen“. Außerdem müssen jene Krieger tüchtige Seefahrer gewesen sein. Ihre wendigen Segelschiffe mit den hochgezogenen und mit Vogelköpfen verzierten Vorder- und Hintersteven ähneln sehr den zweitausend Jahre später die Weltmeere kreuzenden Wikingerschiffen. Gerade die abgebildeten Kampfszenen konnten nun neben archäologischen Fundstücken zurate gezogen werden, um Hinweise über die Herkunft der fremden Völkerschaften zu erhalten. Dass sich Platons Atlanter unter den in Ägypten eingefallenen Nord- und Seevölkern befanden, ist zweifellos die wichtigste Entdeckung der modernen Atlantisforschung.

Es bedurfte jahrelanger Forschungsarbeit der Archäologen zur Beantwortung der Frage, um welche Völkerschaften es sich bei den Nord- und Seevölkern im Einzelnen handelte und woher sie kamen. Nach unseren heutigen Erkenntnissen stellen die Nord- und Seevölker eine Vereinigung von spätbronzezeitlichen Stämmen dar, die vor allem aus Mitteleuropa und den nördlicher gelegenen Gebieten kamen und durch Naturkatastrophen großen Ausmaßes zur „Großen Wanderung“ in neue Siedlungsgebiete gezwungen wurden⁷. Den militärisch stärksten Teil dieser Koalition bildeten die aus der Bibel bekannten Philister, die sich nach dem misslungenen Angriff auf Ägypten in Palästina ansiedelten und diesem Land seinen Namen gaben. Sie gehörten ebenfalls zu den so genannten frühen Urnenfelderleuten. Ihr Name wurde aus der Sitte abgeleitet, die Asche der verbrannten Toten in verzierten Tonurnen aufzubewahren und auf Feldern beizusetzen.

Die ägyptischen Quellen berichten von den Philistern, sie seien die „Übriggebliebenen von versunkenen Inseln“ gewesen, die im nördlichen Ozean gelegen hätten. Sie wurden auch als „Hau-nebu“ bezeichnet, aus deren Heimat der Bernstein gekommen sein soll⁸. Ein anderes Mal ist in diesem Zusammenhang von den „Neunbogenvölkern“ die Rede. Nach ägyptischer Vorstellung unterteilte man den damals bekannten Erdkreis von Süden nach Norden in zehn Bogen. Der neunte Bogen befand sich dort, wo „der längste Tag 17 Stunden dauert“, also das Gebiet um den 54. Breitengrad⁹. Es kamen deshalb bei der Suche nach Atlantis nur die an die Nord- und Ostsee angrenzenden Gebiete der frühen Urnenfelderleute in Frage.

Die Spur führt nach Helgoland

Tatsächlich konnten Geologen im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts an der Nordseeküste den Untergang zahlreicher Marschen und die Zerstörung weiter Küstengebiete nachwei-

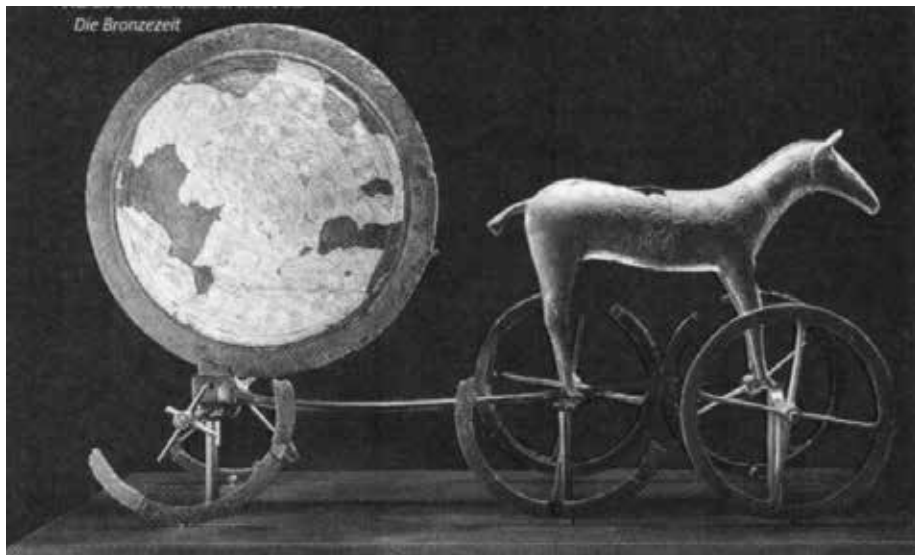


Abb. 3: Der Sonnenwagen von Trundholm (um -1500).

sen. Am Ende der Bronzezeit, etwa um -1220, versanken in einer verheerenden Sturmflut ein großer Teil der Westküste von Schleswig-Holstein und Dänemark sowie viele vorgelagerte Inseln.

Eine von ihnen war die Hauptbernsteininsel Althelgoland. Sie war um ein Vielfaches größer als heute und erstreckte sich östlich des Buntsandsteinfelsens in Richtung Eiderstedt. In ihr sah J. Spanuth die „Heilige Insel“ Basileia des Atlantisberichtes, und er hatte gute Argumente dafür. Platon charakterisierte Lage und Aussehen der „Königs- und Säuleninsel“, wie man Basileia übersetzen könnte¹⁰, wie folgt:

- Sie lag an der Mündung großer Ströme,
- von der Insel aus war eine Fahrt in das gegenüber liegende Meer möglich.
- Zuvorderst befand sich ein Felsen, der „wie mit dem Messer abgeschnitten“ aufragte.
- Auf der Insel gab es rote, weiße und schwarze Steine.
- Das Versinken der Insel hinterließ ein Schlammmeer, das es auch zu Platons Zeit noch gab.

Die natürlichen Gegebenheiten in der Helgoländer Bucht zu Ausgang der Bronzezeit lassen sich mit vielen Details des Atlantisberichts gut in Einklang bringen. Althelgoland lag an der Mündung von vier großen Strömen: der Weser, der Elbe, der Eider und ihrem heute nicht mehr existierenden Nebenfluss Hever. Alle Mündungsgebiete lagen vor der Überschwemmungskatastrophe südlich der Insel nahe beieinander. Eine fast durchgehende Verbindung „in das gegenüber liegende Meer“, nämlich die Ostsee, war über die damals viel größere Eider, die Treene, die Reider Au bis zur Schlei möglich. Die kleine Lücke zwischen den beiden letztgenannten Flüssen dürfte durch Kanalbauten ge-

schlossen worden sein¹¹. Althelgoland besaß demnach eine hervorragende Lage als Handelszentrum für Waren aus dem Landesinneren und den Ostseeküstengebieten. Außerdem waren die Häfen der Insel günstige Umschlagplätze im Fernhandel mit den anderen Nordseeländern sowie den Mittelmeerlandern.

Für Seefahrer, die sich von England her näherten, war der damals über 70 m hohe Buntsandsteinfelsen ein unverwechselbares Erkennungsmerkmal. Eine solche Insel, deren vorderster Teil „wie mit dem Messer abgeschnitten“ aufragt, gibt es im gesamten Nordseeraum kein zweites Mal. Auch die roten, weißen und schwarzen Steine sind in dieser Kombination nur an wenigen Stellen auf der Erde anzutreffen: „... rot ist die Kant ...“ wird in einem alten Helgoländer Spruch die auffällige Farbe des Buntsandsteinfelsens wiedergegeben. Die heute nicht mehr existierenden weißen Felsen bestanden aus Gips, Kreide und Muschelkalk. Die letzten Reste der ehemals sehr hohen „Wittenklyppe“ im Gebiet der heutigen „Düne“ fielen im Jahre 1711 einer Sturmflut zum Opfer. Ein blauschwarzer bis schwarzer Felsen steht heute noch in geringer Meerestiefe nördlich der Düne. Er erhielt seine Farbe durch eine Imprägnierung mit kohlenstoffhaltigem Kupfer¹². Diese drei farblich markanten und hoch aufragenden Felsen boten in der Bronzezeit gewiss einen prächtigen Anblick.

Nach dem Versinken von Althelgoland und anderer friesischer Inseln breitete sich an dieser Stelle ein seichtes Schlamm-See aus, das jede Schifffahrt behinderte. Die meisten Atlantisforscher ignorieren diese wichtige Aussage, weil sie keine Erklärung dafür finden¹³. In der Deutschen Bucht fällt hingegen das

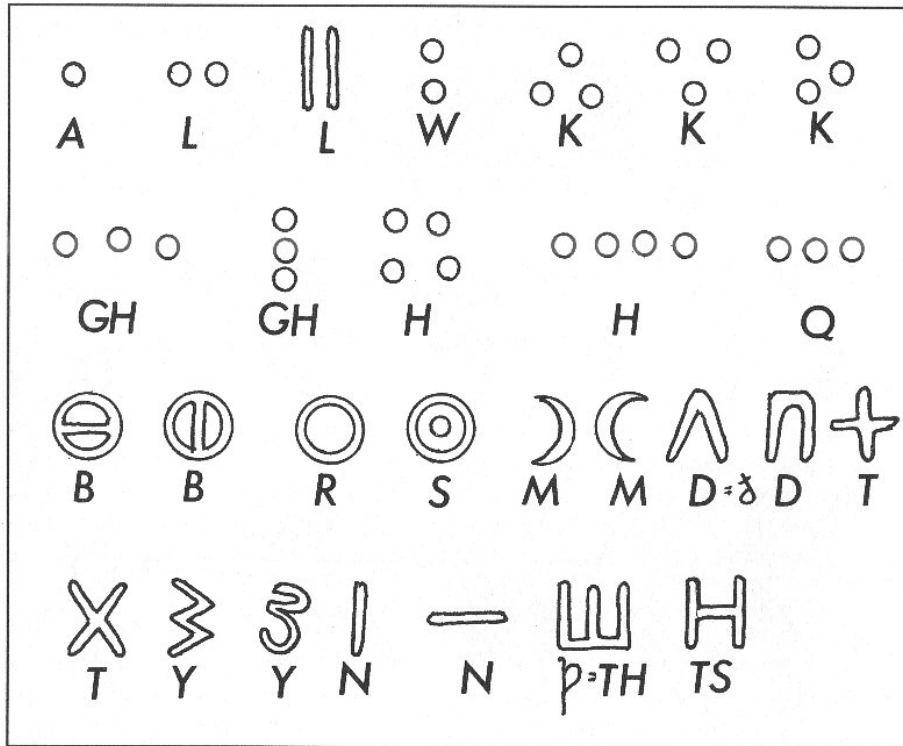


Abb. 4: Formen der Buchstaben des Tifinagh-Alphabets.

Wattenmeer sogleich ins Auge, das sich bis zur niederländischen Küste hinzieht. Dieser amphibische Saum zwischen festem Land und offenem Meer kann nur in den flachen Schelfmeeren der Festlandsockel entstehen. Starke Gezeitenkräfte bewirken die regelmäßige Ablagerung von Schlamm und Schlick sowie die Bildung von sporadischen Wasserabläufen, den Prielen. Platon erhielt sehr wahrscheinlich aktuelle Kunde von diesem Schlammmeer, weil der Forschungsreisende Pytheas von Massalia um -350 gerade von seinen Erkundungen zurückgekehrt war, die ihn bis nach Schottland, Thule und zu den Inseln in der Deutschen Bucht führten.

Der geheimnisvolle Oreichalkos

Eine weitere starke Stütze erhielt Spanuths Theorie durch die glaubwürdige Deutung eines sonderbaren Stoffes, den die „damals lebenden Menschen nächst dem Gold am meisten schätzten“, den Oreichalkos. Das feurig glänzende „Goldkupfererz“, so die wörtliche Übersetzung, sollen die Atlanter benutzt haben, um die Decke, die Säulen und Fußböden ihres Tempels zu belegen und Mauerkronen zu verzieren.

Die Wissenschaftler erhofften sich gerade von der Enträtselung dieses Stoffes einen wichtigen Hinweis zur Lage von Atlantis. Es fehlte nicht an den seltsamsten Vermutungen. Am meisten Verbreitung fand schließlich die Annahme, dass es sich wohl nur um Messing handeln könne. Jedoch Platons Überlieferung zufolge grub man den

Oreichalkos an vielen Stellen aus der Erde, und Legierungen kommen bekanntlich in der freien Natur nicht vor. Wiederum kam Spanuth als Erstem der Gedanke, dass die Beschreibung nur auf den Bernstein zutreffen kann¹⁴.

Dieses gelbe bis dunkelbraune fossile Harz wurde aber in der Bronzezeit nicht wie heute im Ostseegebiet, sondern hauptsächlich vor der Westküste Schleswig-Holsteins gewonnen. Der Handel mit dem begehrten nordischen Bernstein verhalf der einheimischen Bevölkerung zu ansehnlichem Reichtum. Das „Gold des Nordens“ gelangte auf Bernsteinstraßen, die in der Elbmündung ihren Anfang nahmen, über beschwerliche Alpenpässe hinweg bis in die Mittelmeerländer. Kostbare Grabbeigaben aus Bernstein wurden in fast ganz Europa und im Königsgrab des ägyptischen Pharaos Tutanchamun gefunden. Die Bevölkerung Jütlands entwickelte im Laufe der Jahrhunderte eine hohe Kunstfertigkeit in der Bearbeitung der Schmuckgegenstände. Man verstand es, das fossile Harz in Öl zu kochen und als „Bernsteinlack“ zum Maueranstrich zu verwenden. So ist der Hinweis verständlich, dass die Atlanter den Oreichalkos mit Öl auftrugen. Nach dem Untergang der bronzezeitlichen Marschen ging der Bernsteinhandel mit den Mittelmeerländern spürbar zurück. Deshalb war der Oreichalkos zu Platons Zeiten „nur mehr noch dem Namen nach bekannt“. Eine Frage blieb bisher jedoch ungeklärt. Warum verwendete der griechische Phi-

losoph nicht die damals gebräuchlichere Bezeichnung „Elektron“ für Bernstein? Zumindest aber haben die Griechen den „Oreichalkos“ dem fossilen Harz nahe gestellt¹⁵. Trotz dieser geringfügigen Bedenken ist Spanuths Gleichsetzung des „Oreichalkos“ mit Bernstein bis heute die beste Deutung geblieben¹⁶.

Um einen weiteren, in der Bronzezeit dringend benötigten Rohstoff, wurde ebenso heftig gestritten. Dem Atlantisbericht zufolge brachen die Bewohner gediegenes und schmelzbares Kupfer auf der Insel. Auch der Helgoländer Felsen birgt in den weißen, grünlichen und braunroten Schichten des Buntsandsteins sehr auffällig einige Kupfererze. Häufig fand man erbsengroße Stücke von gediegenem Kupfer. Die größten wiesen immerhin ein Gewicht von einigen hundert Gramm auf. Das Helgoländer Kupfererz hat auch ohne Beimischung von Zinn durch seinen hohen Arsengehalt eine große Härte und war somit für die Herstellung von Waffen besonders gut geeignet.

Um die Argumente seiner Gegner zu entkräften, unternahm J. Spanuth eigenhändig Schmelzversuche in speziell dafür hergestellten Öfen. Dabei gelang ihm eine frappierende Entdeckung. Die Untersuchung eines Schwertes der Nord- und Seevölker, das von den Ägyptern zur Zeit des Pharaos Sethos II. erbeutet worden war, lieferte den eindeutigen Beweis, dass das enthaltene Kupfer nur von der Lagerstätte auf Helgoland stammen konnte¹⁷. In den Folgejahren legten W. Lorenzen und der Geologe H. Schulz weitere Beweise für die Nutzung der Kupfervorkommen bereits in vorgeschichtlicher Zeit vor. Leider wird die Bedeutung dieser Kupferlagerstätte für die bronzezeitlichen Kulturen an der Nord- und Ostsee immer noch von der Wissenschaft unterschätzt¹⁸.

Odysseus segelte bis zu den Phäaken

Lange Zeit wurde die Meinung vertreten, dass es außer Platons Atlantisbericht keine anderweitigen Überlieferungen vom versunkenen Inselreich gibt. Aber vor allem die beiden deutschen Wissenschaftler A. Schulten und R. Henning erschlossen nach 1930 eine weitere unabhängige Quelle. Beim Studium von Homers „Odyssee“, die eine Irrfahrt des Königs von Ithaka durch das Mittelmeer und atlantische Gewässer beschreibt, stießen sie überraschend auf eine große Ähnlichkeit zwischen der Phäakeninsel „Scheria“ und Platons „Basileia“. In einer Parallelübersicht beider Schilderungen konnten über dreißig wesentliche, zum Teil sogar wörtliche Übereinstimmungen gefunden werden¹⁹. Erwähnt werden beide Male die von

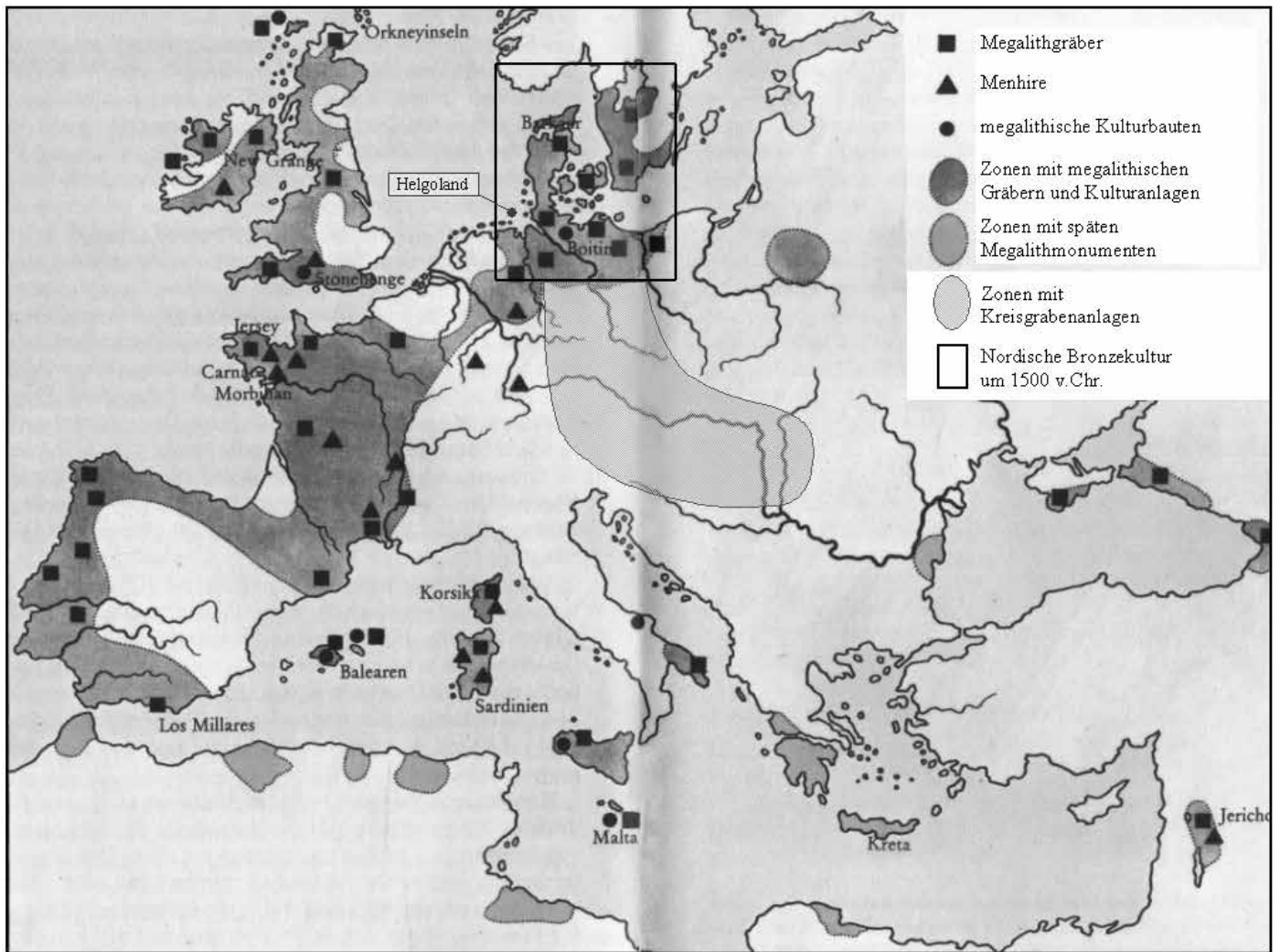


Abb. 5: Das Verbreitungsgebiet der Megalithbauwerke und Kreisgrabenanlagen in der Jungsteinzeit sowie das Gebiet der nordischen Bronzezeit um -1500.

breiten Wasserringen umgebene Königsburg, ein durch die Ebene führender Kanal, ein herrlicher Tempel des Poseidon im Mittelpunkt der Königsinsel u. v. a. Genau wie Basileia lag Scheria am „Ende der Welt“ im Ozean, und unmittelbar vor der Insel befand sich ein „steil ins Meer abfallendes Felsmassiv“.

Aber es gibt auch einige wesentliche Unterschiede. Das Phäakenreich wurde beispielsweise von 12 Königen regiert, das Atlanterreich nur von 10. Homer erwähnt mit keinem Wort den Untergang von „Scheria“. Das ist historisch korrekt, denn er lässt seinen Helden die fiktive Reise um -1300, zur Blütezeit des mykenischen Reiches, unternehmen. Weitestgehend einig sind sich die Wissenschaftler, dass der König von Ithaka diese Irrfahrt nicht wirklich unternahm, sondern der Dichter lediglich Seefahrerberichte und Fahrtenjournale aus der Bronzezeit verarbeitete.

Homer gibt auch Auskunft darüber, wie Odysseus zur Phäakeninsel Scheria gelangte. Die Nymphe Kalypso, die die abgelegene Insel Ogygia bewohnte und ihn sieben Jahre lang fest hielt, gab dem

Helden eine Segelanweisung mit auf den Weg. Er befuhr auch nachts den Ozean, „... ihm schloss kein Schlummer die wach-samen Augen.

Auf die Plejaden gewandt und auf Bootes, der spät erst untergeht, und den ‚Bären‘, den andre auch ‚Wagen‘ benennen,

welcher im Kreis sich dreht, den Blick zum Orion gewendet, und alleine niemals in Okeanos Bad sich hinabtaucht.

Denn beim Abschied befahl ihm die hebre Göttin Kalypso, dass er auf seiner Fahrt den Nordstern zur Linken stets ließe.

Siebzehn Tage befuhr er die ungeheuren Gewässer, am achtzehnten Tage tauchten von ferne die schattigen Hügel auf vom phäakischen Land, denn dieses lag nun am nächsten, anzusehn wie ein Schild im wolkenverhangenen Meere ...“²⁰

Als gesuchter Ausgangspunkt der Seereise kam nur eine einsame, menschenleere Insel außerhalb der Straße von Gibraltar in Frage. Dabei wurden

auch Madeira und die Kanaren in Betracht gezogen, aber die meisten Argumente sprechen für die Azoreninsel St. Miguel. Diese Insel wurde noch im 18. Jahrhundert mit „umbelicus maris“ („Nabel des Meeres“) bezeichnet, also genau so wie Ogygia in der „Odyssee“.

Der Segelkurs lässt sich dank Homers Angaben wissenschaftlich auswerten. Aus der Orientierung nach dem Sternbild „Großer Wagen“ und den gemittelten Aufgangsorten von Bootes und Plejaden zu unterschiedlichen Nachtzeiten leitete Prof. K. Bartholomäus, ehemals Dozent für Archäogeodäsie in Essen, einen NO-Kurs mit einem Azimut von 54° (gegen Norden) ab²¹. Wenn die bronzezeitlichen Seefahrer diesen Kurs von St. Miguel aus einschlugen und täglich eine damals übliche Strecke von 100 Seemeilen zurück legten, so mussten sie schließlich durch den Kanal bei Dover bis in die Deutsche Bucht vorstoßen. In 17 Tagen war die Distanz von reichlich 3100 km gut zu bewältigen. Die Beschreibung des Anblickes der Phäakeninsel „... wie ein Schild im wolkenverhangenen Meer“ trifft genau

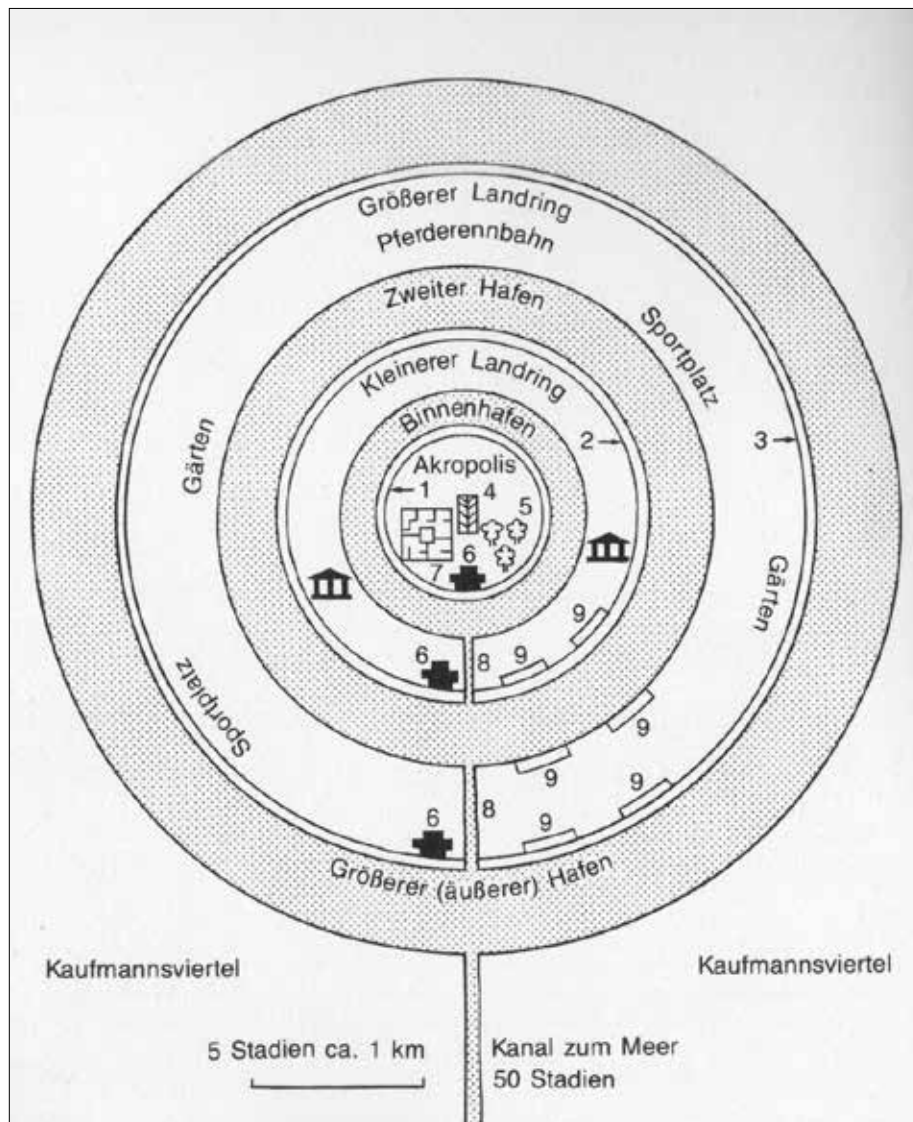


Abb. 6: Aufbau des Zentrums der Insel Basileia, rekonstruiert nach den Angaben Platons (*Dialog „Kritias“*):

1 - Akropolis (Burghügel) mit Mauer aus Oreichalkos; 2 - innerer Landring, Mauer mit Zinn verkleidet; 3 - großer Landring, mit Bronze verkleidete Mauer; 4 - vergoldete Säule (Irminsul); 5 - Hain des Poseidon; 6 - Wachhäuser; 7 - alter Königspalast; 8 - überbrückte Schleusen; 9 - unterirdische Dockanlagen;

auf Althelgoland zu, denn von weiter Ferne erhob sich in der Mitte das „steil ins Meer abfallende Felsmassiv“ wie ein Schildbuckel, und beiderseits erstreckte sich dahinter die flache, nur von Dünen und Hügeln unterbrochene Landschaft der Hauptinsel.

Auch der Name „Scheria“ selbst deutet auf eine Lage in der Nähe der kimbri-schen Halbinsel hin. Die Namensähnlichkeit mit den „Schären“, den felsigen Inseln bei Schweden, ist nicht zu übersehen. Eigentlich bedeutet „Schären“ die „Geschorenen“ oder die „Kahlen“, und das ist eine überaus treffende Bezeichnung des fast glatten, steil abfallenden Buntsandsteinfelsens von Helgoland²².

Manchmal werden auch andere Lokalisierungen für Ogygia und Scheria vorgeschlagen. Aber die von R. Henning und K. Bartholomäus ermittelte Lage der Phäakeninsel Scheria berück-

sichtigt am besten alle astronomischen, nautischen und geografischen Aspekte, die aus Homers „Odyssee“ ableitbar sind²³. Damit spricht ein weiteres Argument dafür, das Zentrum von Atlantis in der Nordsee zu suchen.

Schließlich sei noch auf die griechischen Sagen über die Hyperboreer verwiesen, einem sorglos lebenden Volk im fernen Norden. Die Hyperboreerinsel „Helixoia“, die manchmal auch „Elektris“ genannt wird, soll in der Mündung des antiken Bernsteinflusses Eridanos gelegen haben. Bei diesem legendären Fluss handelt es sich um die heute noch Bernstein anschwemmende Eider, möglicherweise aber auch um die Elbe.

Auf Helixoia soll es der Sage nach einen großen Teich mit vielen Schwänen gegeben haben. Jedes Jahr zur Frühlingszeit umschwärmten diese Vögel die Insel. Auf eine enge Verbindung und besondere

Freundschaft der Inselbewohner mit den Griechen weist der Mythos vom hyperboreischen Apoll hin. Alljährlich einmal besuchte er in einem von Schwänen gezogenen Wagen seine Heimat im Norden und kehrte anschließend im Frühling nach Delphi und Delos zurück²⁴.

Basileia, Scheria und Helixoia sind demnach nur unterschiedliche Namen für dieselbe Insel, die in der Bronzezeit über ihren Kulturkreis hinaus eine große Bedeutung erlangt hatte.

Expeditionen zum Steingrund

In den vergangenen Jahrzehnten haben zahlreiche archäologische Funde auf der Felseninsel und in der Helgoländer Bucht die Nordsee-Theorie untermauert, auch wenn bestimmte Einzelheiten noch nicht restlos geklärt sind. Althelgoland muss, seiner damaligen Bedeutung angemessen, vor -1220 eine stattliche Bevölkerung gehabt haben. Am Ende des 19. Jahrhunderts untersuchte man mehrere Steinkisten- und Hügelgräber auf dem Oberland. In ihnen fand man neben den Skeletten von Männern einen kleinen Bronzedolch, zwei goldene Spiralscheiben, eine weitere Bronzewaffe, goldene Ringe, eine Bronzenadel von fast 18 cm Länge und einige Doppelknöpfe.

Erste Tauchgänge wurden 1911 unternommen, als das Kriegsschiff „Zähringer“ auf dem so genannten „Steingrund“, einer untermeerischen Erhebung östlich von Helgoland, auflief. Marinetaucher sollen damals Reste „der alten Burg Basileia“ entdeckt haben, des Weiteren einen alten „Tempel“ mit einer aufgesetzten Steinmauer, Waffen und Scherben gesichtet haben. Im Frühjahr 1943, also mitten im Krieg, fand dort im Beisein von P. Wiepert, dem späteren Ehrenbürger der Universität Kiel, ein weiterer Tauchversuch statt. Hierbei sollen eine Anzahl Steine, von Menschenhand aufgesetzte Steinplatten und eine Art Steingewölbe entdeckt worden sein. Leider sind die Aufzeichnungen in den Kriegswirren verloren gegangen, sodass Wieperfs Erinnerungen aus dem Jahre 1956 für Skeptiker keine Beweiskraft haben dürften²⁵.

Spanuth selbst rüstete in den Jahren 1950, 1952 und 1953 drei von insgesamt fünf Expeditionen aus, um nach Siedlungsspuren auf dem „Steingrund“ zu suchen. Die Erwartungen waren nicht allzu hoch und die Sichtbedingungen äußerst schlecht. Doch die Taucher, unter ihnen H. Beelte und E. Fries, entdeckten 10 km östlich von Helgoland einen Hügel, der stellenweise von einem doppelten, etwa 3 m hohen Steinwall umgeben war. Offenbar waren sie auf den im Atlantisbericht erwähnten Burghügel gestoßen, der über 50 Stadien (10 km) landeinwärts gelegen haben soll. Die Taucher bargen Türan-

gelsteine, bearbeitete Feuersteinplatten und Reste von Bronzeguss. Bei einem weiteren Tauchgang wurde ein gefugter Fliesenbelag auf dem Meeresgrund gesichtet, und eine mit Kopfsteinen gepflasterte Straße konnte über 50 Meter weit verfolgt werden²⁶.

Völlig unabhängig von Spanuths Tauchplänen soll 1951 das deutsche Forschungsschiff „Meta“ ausgelaufen sein, das den Auftrag hatte, den Meeresboden in der Nähe von Helgoland zu inspizieren. Die Tageszeitungen meldeten daraufhin Funde von unschätzbarem Wert. In 30 m Wassertiefe wurden angeblich in einer Schlickbank zwei Hünengräber aufgespürt, außerdem Wohnbaureste, Grabbeigaben, Handwerkszeug und andere Gebrauchsgegenstände aus dem 3. und 2. vorchristlichen Jahrtausend²⁷. Diese Meldungen müssen allerdings mit Vorsicht betrachtet werden, weil bis heute keine diesbezüglichen Fundgegenstände in einem Institut oder Museum registriert worden sind.

Einige Jahre darauf startete mehrmals ein Forschungsschiff einer archäologischen Gesellschaft unter Leitung von C. Röper. Dabei wurden bronzezeitliche Siedlungen im Gebiet der versunkenen Marschen nachgewiesen. Auch später rissen die Funde nicht ab. Man förderte im Jahre 1971 verschiedene durchbohrte Kupferscheiben von einem Viertelmeter Durchmesser und beträchtlichem Gewicht zutage. Neun Jahre später untersuchte eine Tauchergruppe des Geologischen Instituts in Kiel das Meeresgebiet. Dabei fanden sie zwei Kilometer südlich der Helgoländer Düne in sechs bis acht Metern Wassertiefe einen „Massenfundplatz an Kupferbarren“ aus dem dortigen Kupfererz mit einem Gesamtgewicht von 90 kg. Um eine verloren gegangene Schiffsladung konnte es sich nicht handeln, weil auch verschieden große Stücke aus Gusschlacke gefunden wurden²⁸.

Nach den bisherigen Forschungsergebnissen steht zumindest fest, dass es bis zu ihrem Untergang um -1220 eine oder mehrere bewohnte Inseln zwischen Helgoland und Eiderstedt gab. Bisher fehlt leider noch der entscheidende archäologische Beweis, der auch die Skeptiker überzeugen könnte: Hier lag vor 3300 Jahren die bedeutende Atlanterinsel Basileia. Sensationsfunde sind wegen der schlechten Bedingungen in der Nordsee auch in Zukunft nicht zu erwarten. Vielleicht sind trotzdem eines Tages bei Einsatz modernster Technik weitere Entdeckungen möglich.

Die nordische Bronzezeit

Platon gab drei sehr unterschiedlichen Regionen dieselbe Bezeichnung



Abb. 7: Einer der 16 in Schweden gefundenen „Herzsprung-Schilde“ aus der Bronzezeit mit stilisierter Darstellung des Zentrums von Basileia (?) (Foto: H. Zschweigert).

„Atlantis“. Das trug in der Vergangenheit sehr zur Verwirrung der Forscher bei. Einmal meinte er damit nur die „Heilige Insel“ Basileia, die tatsächlich versank, ein anderes Mal ein sehr viel größeres Gebiet auf dem Festland und auf weiteren Inseln, und schließlich eine Gemeinschaft von Ländern, die von zehn Königen regiert wurden. Auf das „Reich des Atlas“, nach Platon das bedeutendste aller zehn Königreiche, soll nun etwas näher eingegangen werden.

Etwa um -2400 vereinigten sich im Gebiet von Nord- und Ostsee die alteingesessenen Erbauer der Megalithgräber mit den kriegerischen Streitaxtleuten, die vorher als Reiter- und Hirtenvölker die südosteuropäischen Ebenen bewohnten. Es begann ein relativ kurzer, intensiver Verschmelzungsprozess beider Kulturen. Als Ergebnis entstand die „Nordische Bronzezeit“, die häufig auch als „Nordischer Kreis“ bezeichnet wird. Nach einer Jahrhunderte währenden ungestörten Entwicklung erreichten diese Völkerschaften ab dem -15. Jahrhundert eine erstaunliche Blüte und zeigten sich in einigen Lebensbereichen durchaus den bekannten Hochkulturen des Mittelmeerraumes ebenbürtig. Manche Historiker sehen die Träger dieser Kultur als die bronzezeitlichen Vorfahren der Germanen an.

Das Siedlungsgebiet der Bronzezeit wurde in west-östlicher Richtung von den Flüssen Weser und Oder eingegrenzt. Es reichte von Mecklenburg-Vorpommern und Teilen Niedersachsens bis zu den großen Seen westlich von Stockholm einschließlich eines schmalen Küstenstreifens in Südnorwegen. Die im Atlantisbericht erwähnte große Ebene mit einer Ausdehnung von 2000 mal 3000 Stadien (etwa 370 mal 560 km) liegt zwar nicht auf einer Insel, aber die eng mit dem Meer verbundene Landschaft wird treffend charakterisiert. In Norddeutschland, Dänemark und Südschweden breitet sich bekanntlich eine nur von niedrigen Erhebungen unterbrochene Tiefebene aus, und in der wegen ihrer Schönheit gepriesenen Bergwelt erblickt man die über 2000 Meter hohen schneebedeckten Gipfel der norwegischen Fjordlandschaft. Bedenkt man ferner die relativ raschen Veränderungen beiderseits der jütischen Halbinsel in jüngster geologischer Vergangenheit, dann wird die Beschreibung der großen Ebene noch besser verständlich. Erst nach -7000 kam es in der südlichen Nordsee zu großen Landverlusten. Noch lange waren die Doggerbank und die Jütlandbank festes Land, ehe das offene Meer um -2000 Althelgoland und die nördlich davon gelegenen Inseln

Atlantis

erreichte. Die Abmessungen der großen Ebene treffen demnach eher auf die geografischen Gegebenheiten während der mittleren Jungsteinzeit zu.

Die Menschen lebten anfangs noch in urgemeinschaftlichen Verhältnissen, die sich aber immer mehr auflösten. Bei den freien Bauern waren Standesunterschiede noch wenig ausgeprägt. Dagegen nahmen im -14. und -13. Jahrhundert Einfluss, Macht und Reichtum der Stammesfürsten stark zu. Ackerbau und Viehzucht, die in einigen Gebieten durch das überaus fruchtbare Marschenland begünstigt waren, bildeten eine solide Lebensgrundlage. Die Bevölkerung lebte aufgrund ihrer bäuerlichen Produktionsweise fast ausschließlich in kleinen Dörfern. Vereinzelt errichtete man jedoch schon ab der Jungsteinzeit größere von Ringwällen umgebene Ansiedlungen, die regionale Zentren gewesen sein dürften. Eine derartige stark befestigte Anlage von 8 Hektar Ausdehnung wurde beispielsweise im Jahre 1971 bei Rendsburg in einer Flussschlinge der Eider ausgegraben³⁰. Die große bronzezeitliche Siedlung auf Althelgoland kann durchaus schon als Stadt angesehen werden, auch wenn sie ganz sicher nicht mit anderen mächtigen Städten ihrer Zeit wie Ur-Athen oder Troja konkurrieren konnte. Platons Beschreibung des urbanen Zentrums mit seinen kultischen Einrichtungen, verschiedenen Gebäuden, Schiffswerften, mehreren Häfen und sportlichen Wettkampfstätten lässt eine wohlhabende Kult- und Handelsmetropole der Bronzezeit erkennen. Eine ähnlich herausragende Bedeutung in ihrer Region erlangten über 2000 Jahre später die große friesische Siedlung Haithabu und die reiche mittelalterliche Handelsstadt Vineta.

Nicht nur die in den bronzezeitlichen Gräbern entdeckten Schmucksachen und Gebrauchsgegenstände lassen wichtige Rückschlüsse auf die Lebensweise der Menschen zu. Umfangreiche Kenntnisse über die schlichte und dennoch ausgesprochen modische wollene Kleidung, über Schuhwerk und Haartrachten der Bronzeleute verdanken die Archäologen den aufgefundenen Moorleichen. Sie wurden über Jahrtausende hinweg infolge des luftdichten Abschlusses besser konserviert als vergleichsweise die ägyptischen Mumien. Einen vorzüglich gewebten blauen Mantel, den ein bedeutender Würdenträger viel später, etwa im 3. Jahrhundert trug, fand man im Thorsberger Moor in Schleswig-Holstein. Hier ist die lange Tradition ersichtlich, denn auch im Atlantisbericht wird ein dunkelblauer Königsmantel „von wunderbarer Schönheit“ erwähnt, den jeder

der zehn Könige zum Höhepunkt des Festes auf Basileia trug³¹.

Viele Kulthandlungen waren der Wärme spendenden Sonne geweiht. Unübersehbar ist die Zahl der Felszeichnungen mit Sonnensymbolen, dargestellt als Kreise und Räder zusammen mit den verschiedensten Arten von Kreuzen. Anfangs verehrte man das vorrangig als Reittier genutzte Pferd, das außerdem nach mythischen Vorstellungen die Sonnenscheibe über den Taghimmel zog. Später kam die kultische Verehrung von Vögeln, insbesondere des in Nordeuropa beheimateten Singschwanes, auf. Einige Kulte der Bronzeleute werden auch im Atlantisbericht beschrieben. Dazu gehören die aus der Frühzeit der Menschheit überkommene Wertschätzung von Zwillingen, der Feuerkult und Opferhandlungen mit heiligen Kesseln.

Eine der Ursachen für das „Goldene Zeitalter“ war das Klimaoptimum im -2. Jahrtausend. In keiner anderen Epoche der letzten 15.000 Jahre war die Durchschnittstemperatur so hoch wie damals. Archäologen sprechen von der „lichtdurchflossenen, wärmeliebenden Bronzezeit“, und so verwundert es nicht, dass in Südschweden Wein angebaut wurde³². Trotz der viel milderen Temperaturen im nördlichen Mitteleuropa gab es ganz sicher keine Elefanten. Es ist das einzige Detail in Platons Überlieferung, für das die bedeutendsten Theorien eine Erklärung schuldig bleiben. Zumindest erscheint eine Verwechslung dieser Tiere mit Hirschen oder Auerochsen in diesem Teil Europas recht glaubhaft³³.

Gold, Silber und Bronze

Die Atlanter sollen das Hauptheiligtum auf ihrer „Königs- und Säuleninsel“ Basileia überaus reichlich mit Gold, Silber, Zinn und Bernstein ausgestattet haben. Im Tempel des Poseidon prangten überdies viele goldene Standbilder. Das alles mag eine bei alten Legenden häufig vorkommende Übertreibung sein. Doch ist daraus ersichtlich, welche große Rolle diese seit jeher wertvollen Metalle im Leben der Atlanter spielten.

Den Bronzeleuten kann es nach heutigen Erkenntnissen keineswegs daran gemangelt haben. Die Archäologen borgen allein in den wieder entdeckten Gräbern in Dänemark kunstvolle goldene Schmucksachen mit einem Gesamtgewicht von mehr als drei Tonnen. Der Reichtum wird als so bedeutsam eingeschätzt, dass er sich nicht allein auf Stammesfürsten beschränkte, sondern dass auch Bauern und Handwerker zu beachtlicher Wohlhabenheit gelangen konnten. Auch in Norddeutschland fehlt es nicht an Funden aus dieser Zeit. Beispielsweise kam 1987 bei Feldar-

beiten in einem Dorf bei Greifswald eine reich verzierte, 147 Gramm schwere Goldmanschette zum Vorschein. Das begehrte Edelmetall wurde wahrscheinlich auf dem Seewege aus Irland herbeigeschafft, vielleicht auch in Thüringen aus Goldwäschereien gewonnen. Man tauschte es gegen Bernstein ein, der in der Bronzezeit fast den Rang einer europäischen Währung hatte.

Weniger beliebt war bei den Bronzeleuten offenbar das Silber. In reiner Form ist es äußerst selten verarbeitet worden, hingegen fand es häufiger als Beimischung in anderen Legierungen Verwendung. Ein für die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ungleich höher zu bewertendes Metall ist die Bronze, eine aus Kupfer und Zinn bestehende Legierung. Die Bergleute bargen das weiche, weiße Zinn in dem nicht weit entfernten südenglischen Cornwall. Hier lagen die Kassiteriden, die Zinninseln der Antike. Andererseits sind auch Handelsbeziehungen in das Erzgebirge nicht auszuschließen, denn auch dort wurde dieses Metall gewonnen.

Die meisten Archäologen vertreten auch heute noch die Meinung, dass man bei Kupfer ausschließlich auf teure Importe aus Mitteleuropa angewiesen war. Die umfangreichen Untersuchungen von J. Spanuth und W. Lorenzen belegen allerdings, dass die Bronzeleute die Helgoländer Kupfererzvorkommen tatsächlich ausgebeutet haben³⁴. Der Abbau erfolgte im -2. Jahrtausend unter günstigen Bedingungen an der westlichen Oberkante des damals noch größeren Buntsandsteinfelsens. Neben Bernstein war dieses Erz die Quelle des enormen Reichtums vor allem auf Althelgoland.

Anfangs knüpfte man wahrscheinlich bei der Herstellung von Bronzegegenständen noch an Vorbilder benachbarter Kulturen an. Schon bald fanden geschickte Handwerker ihre eigenen Formen bei Griffzungenschwertern und Rasiermessern, bei Gürtelschnallen, Wendelringen und Fibeln, die die Kleidung zusammenhielten. Ein beliebtes Verzierungs-motiv war die in sich zurücklaufende Spirale, die das ewige Rollen der Meereswellen symbolisieren sollte. Besonders typisch für den nordischen Kreis sind die oft reich verzierten Griffzungenschwerter und -dolche. Ihr Fundgebiet umreißt sehr gut das Siedlungsgebiet dieser Menschen und auch ihre späteren Wanderwege in den Süden. Den Höhepunkt der Metallverarbeitung in dieser Zeit stellen die aus Bronze gegossenen Luren dar, die immer paarweise zu Festen geblasen wurden. Experimentalarchäologen haben heutzutage Mühe, diese Musikinstrumente so meisterhaft wie damals

herzustellen. Einer der bedeutendsten Funde aus jener Zeit ist der so genannte Sonnenwagen von Trundholm, der 1902 beim Pflügen auf der Insel Seeland zum Vorschein kam. Bei dieser 60 cm langen und 36 cm hohen bronzenen Statuette zieht ein etwas steifbeiniges Pferd eine vergoldete, mit Spiralmotiv verzierte Sonnenscheibe hinter sich her.

Das Metallzeitalter veränderte grundlegend die Beziehungen der Völkerschaften untereinander. Es entwickelte sich ein reger Handel, weil dringend benötigte Rohstoffe nur in weit entfernten Regionen zu beschaffen waren. Teils nutzte man die Händlerwege entlang der europäischen Flüsse, teils machten sich Schiffe auf den langen Weg durch die Straße von Gibraltar. Mitte der 1990er Jahre bargen Unterwasserarchäologen vor der südtürkischen Küste bei Kas die Reste eines Handelsschiffes aus der Bronzezeit. Die auf dem Meeresgrund verstreute Ladung des um -1318 versunkenen Seglers war eine Sensation: Neben prunkvollen Gold- und Silberschmuck, riesigen Vorratsgefäßen, Harz, Waffen, Tongeschirr und vielfarbigen Glasbarren fand man Tonnen von Zinn, Kupfer und Bernstein³⁵. Vermutlich hatten diese Seefahrer auch in den Häfen von Cornwall und Althelgoland angelegt, um diese wertvollen Rohstoffe gegen andere Güter einzutauschen.

Hochkulturen ohne Schrift?

Fast einhellig sind die Archäologen von der Schriftlosigkeit aller nördlich der Alpen lebenden Völkerschaften in der Bronzezeit überzeugt. Entgegen dieser Ansicht gibt es jedoch einige frühgeschichtliche Hinweise auf die Verwendung einer Schrift in dieser Region. So berichtet Euhemeros von Messene in seiner „Heiligen Aufzeichnung“, dass im nördlichen Ozean auf einer Insel ein altes Heiligtum stand, in dem goldene Tafeln aufbewahrt würden, auf denen die Geschichte der dortigen Könige in uralter Zeit aufgezeichnet sei. Eine ähnliche Aussage ist im Atlantisbericht zu finden: „... die Herrschaft und Gemeinschaft unter ihnen wurde aufrecht erhalten nach den Anordnungen des Poseidon, wie sie ihnen das Gesetz und die Inschriften überlieferten, die von den Urvätern auf einer Säule aus Oreichalkos eingegraben waren; sie stand in der Mitte der Insel im Heiligtum des Poseidon“³⁶.

Das galt schon immer als eindeutiger Hinweis auf eine Schrift. Dafür jedoch gab es bis in die 1970er Jahre hinein keine Anhaltspunkte in Nordwesteuropa, und man zweifelte deswegen schon die Nordsee-Theorie an. Um das Jahr 1982 gelang allerdings eine sensatio-

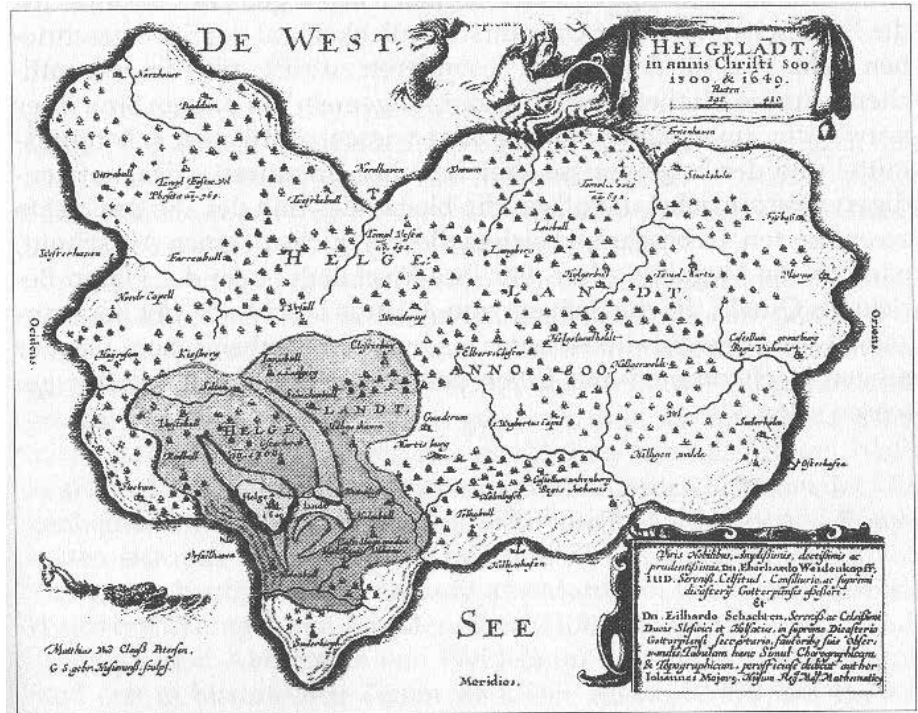


Abb. 8: Das mittelalterliche Helgoland auf einer Karte des Husumer Kartografen Johannes Mejer (Außenkontur um das Jahr 800; graue Fläche: um das Jahr 1300; kleine Insel 1649).

nelle Entdeckung. Prof. Barry Fell, der ehemals an der Harvard-Universität in Cambridge (USA) lehrte, spürte in der südschwedischen Provinz Bohuslän auf Felsritzungen Punkt- und Strichfolgen auf, die er als Buchstaben einer Alphabetschrift deutete. Die Entzifferung gelang ihm deshalb ohne größere Schwierigkeiten, weil die Zeichen denjenigen sehr ähnlich sind, die die Tuareg in Libyen heute noch für ihre Schrift benutzen.

Da ihm die Lautwerte der Buchstaben bekannt waren, konnte er auf den Felsbildern einzelne sinnvolle Worte erkennen. Die Entzifferung lässt allerdings einen gewissen Interpretationsspielraum zu, weil die Leserichtung oft nicht eindeutig ist und es nur einen Universalvokal gab, der meistens auch noch weggelassen wurde. Beispielsweise waren neben der Felszeichnung von drei Vogelmenschen die Buchstaben „SWaN“ (Schwan) zu erkennen, ein anderes Mal „B-L“ und „GH-W“ neben einer Darstellung eines Bullen und einer Kuh. Neben Ritzungen von mehreren verschiedenartigen Schiffen konnten die Buchstaben „M K-GH A-GH GH-L L W-K S-A-M-S-L“ für eine vermutliche Gebetsinschrift zusammengefasst werden. Das lautet altnordisch „ma kugge aga gul ol vik samsla“ oder deutsch etwa „Möge eine sanfte Brise unsere Koggen laufen lassen und wir alle den Hafen zusammen erreichen“³⁷. Bei dieser Sprache handelt es sich offenbar um einen urgermanischen oder altnordischen Dialekt, bevor sich später

daraus die englische, norwegische und deutsche Sprache entwickelten.

Noch sehr verbreitet ist die Annahme, die Schrift der Tuareg sei eine späte, vereinfachte Form der Phönizischen. Aber die Buchstaben des so genannten Tifinagh-Alphabets leiten sich nur dann sinnvoll aus den Anfangsbuchstaben wichtiger Begriffe ab, wenn der altnordische Dialekt und nicht die Berbersprache zugrunde gelegt wird. So verwendeten die bronzezeitlichen Schreiber das Zeichen „Ring“ für den Buchstaben „R“, das Zeichen „Tür“ (engl. „doorway“) für „D“, das Zeichen „Gewichte“ (engl. „weights“) für „W“, das Zeichen „(Schild-) Buckel“ (engl. „buckler“) für „B“ usw.³⁸. Bemerkenswert ist ferner die Herleitung einiger Buchstaben von den Himmelsobjekten Mond („M“), Sonne („S“), den 4 Kastensternen des Sternbildes Pegasus („H“ = Hestemerki; d. h. „Pferdemarken“) und der auffälligen Konstellation des Himmels-W („Y“ aus Yorsa = Cassiopeia).

Der Biologielehrer W. P. A. Fischer glaubt einen Anhaltspunkt für das Alter dieser Alphabetschrift gefunden zu haben. Für ihn stellen die drei gleichseitig angeordneten Punkte des Buchstabens „K“ für „Kopf“ ein Symbol für den Himmelsnordpol dar. Ihm steht heute der Polarstern im „Kleinen Wagen“ nahe. Vor etwa 4000 Jahren befand sich aber kein markanter Stern an dieser Stelle. Stattdessen wurde um -1800 der Himmelspol von Kochab, Thuban und einem weiteren Stern im Sternbild

Atlantis

Drachen eingerahmt. In dieser Zeit oder nur wenig davor haben vermutlich die Bronzeleute diese Schrift erfunden³⁹.

Im Unterschied zur babylonischen Keilschrift und zu den ägyptischen Hieroglyphen wurden die Bronzezeit-Runen wahrscheinlich nicht für Verwaltungsaufgaben verwendet. Lediglich Priester-Astronomen und hohe Würdenträger dürften diese Alphabetschrift beherrscht haben. Sie wurde nach derzeitigem Erkenntnisstand nur in heiligen Bezirken angewandt und auf Felsen oder bedeutenden Bauwerken eingeritzt. Den Weg zu den Berberstämmen fand die Schrift, weil sich Bronzeleute schon einige Jahrhunderte vor der Großen Wanderung in Nordafrika niederließen.

Wikinger der Bronzezeit

Eine einheitliche, hochstehende Kultur, die sich über viele Inseln und Küstengebiete ausbreitete, ist ohne eine gut entwickelte Schifffahrt nicht vorstellbar. Noch heute stellt es besondere Anforderungen an die Lotsen, innerhalb der gefährdeten Schären zwischen Jütland und Südschweden zu manövrieren. Die Bronzeleute müssen auf dem Meer in ihrem Element gewesen sein. Davon zeugt eine Vielzahl an Felszeichnungen in der südwestschwedischen Küstenlandschaft Bohuslän. Auf ihnen sind Tausende stilisierte, mit hohen Vorder- und Hintersteven versehene Schiffe und sogar ganze Schiffsarmadas dargestellt. Auf einigen Ritzungen sind kultische Handlungen auf dem Schiffsdeck zu erkennen⁴⁰.

Die schlanken, bis über zehn Meter langen Holzschiffe konnten ein bis zwei Dutzend Ruderer tragen und besaßen einen umlegbaren Mast. Im deutlichen Unterschied zu den Schiffstypen im Mittelmeergebiet waren die Steven mit Enten- und Schwanenköpfen, mitunter auch mit drachenähnlichen Köpfen verziert. Eine äußerst sinnreiche Erfindung für die Fahrt in Küstengewässern war ein doppelter Steven, der das Boot bei Unterwasserklippen federnd abfangen und vor Beschädigung schützen sollte.

Die Bronzeleute wagten sich ebenso auf die hohe See hinaus. Bei ihren einträglichen Handelsunternehmungen nach Britannien und Irland segelten sie wegen der starken Gezeiten in sicherer Entfernung zur Küste. Wahrscheinlich gelangten wagemutige Expeditionen bis nach Nordafrika, denn auf einigen schwedischen Felszeichnungen sind mit einiger Sicherheit exotische Tiere wie Giraffen, Strauße und Elefanten erkennbar⁴¹. Bereits A. Köster, ein hervorragender Kenner der antiken Seefahrt, zählte 1923 die Bronzeleute zu den „erfahrensten Seeleuten ihrer Zeit“.

Diese Einschätzung wird erneut be-

stätigt durch weitere Entdeckungen von Prof. B. Fell in den 1980er Jahren. Er stieß nämlich in der Nähe von Peterborough in Kanada auf jene Schriftzeichen, die er zuvor in Südschweden auf Felszeichnungen vorgefunden hatte. Eine der Einritzungen wies ihm neben der Gleichartigkeit der Schrift deutlich auf die Herkunft der kühnen Seefahrer hin: „Woden-lithi stor konungr hringriki kweid runa gneidi“. Diesen altnordischen Text deutete B. Fell als „Wotan-Lithi, der große König aus dem Ringreich, befahl, dass Runen geritzt werden sollen“⁴². Man schloss aus weiteren Inschriften, dass die Schiffsbesatzung, beladen mit Kupfer aus einer nahen Lagerstätte, nach neunmonatigem Aufenthalt zurückkehren sollte. Die Heimat der Seefahrer war eine flussreiche Landschaft Norwegens nordwestlich des Oslofjordes, die heute noch die Bezeichnung „Ringerike“ (Ringreich) trägt⁴³.

B. Fell datierte den aus astronomischen Anhaltspunkten abgeleiteten Zeitpunkt der Expedition auf -1700. Die Anwohner der Nordsee waren somit mindestens seit dem frühen -2. Jahrtausend in der Lage, den Atlantik routinemäßig zu überqueren. Das stellt eine einmalige nautische Leistung dar, die erst ein Jahrtausend später durch andere Völkerschaften, die Phönizier, wiederholt wurde⁴⁴.

Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse ist es nicht unwahrscheinlich, dass die nordischen Seefahrer auch zu anderen Gebieten in der Neuen Welt gelangten und Zeugnisse ihrer Anwesenheit hinterließen.

Im brasilianischen Urwald entdeckte der Franzose Homet beispielsweise vor einiger Zeit Steinkreise, Großsteingräber und Dolmen. Die Ähnlichkeit der Megalithbauten am Amazonas mit denen in Nordwesteuropa ist nicht zu bestreiten⁴⁵. Die Bezeichnung „Atlantik“ wurde demnach nicht zu Unrecht vom Namen des legendären Inselreiches abgeleitet.

Jenseits der Säulen des Herakles

Platon zufolge herrschten die Atlanter „seit vielen Menschenaltern“ nicht nur über die Königsinsel Basileia und ihre unmittelbare Umgebung, sondern auch über einige weitere europäische Küstenländer und Inseln und sogar über Teile von Nordafrika: „Auf dieser Insel Atlantis also entstand eine große und bewundernswerte Macht von Königen, welche die ganze Insel beherrschte, sowie viele andere Inseln und Teile des Festlandes. Außerdem beherrschten diese Könige noch von den Ländern am Binnenmeer Libyen bis nach Ägypten und in Europa bis nach Tyrrienien“. Und der nachgeborene Zwillingbruder

des Atlas „erhielt den äußersten Teil der Insel von den Säulen des Herakles bis zum Gadeirischen Land“, das demnach jenseits der Straße von Gibraltar lag.

Die erwähnten Territorien gehören alle zum Verbreitungsgebiet der Megalithkulturen während der Jungsteinzeit. So darf mit einiger Sicherheit angenommen werden, dass auch die nicht erwähnten Königreiche zu diesem Kulturkreis gehörten. Seit etwa -5000 siedelten von Norwegen bis Spanien und von Irland bis Deutschland Menschen, deren religiöse Vorstellungen und kultische Bräuche sich sehr ähnelten. Vor allem war bei ihnen die Sitte verbreitet, aus tonnenschweren Steinen große Grab- und Wohnanlagen zu errichten. Die Megalithleute bewohnten vorzugsweise küstennahe Regionen und Inseln des Nordatlantiks. Eine Vorliebe hatten die alten Baumeister für Rundtempel aus Holzpalisaden und meist kreisrunde, seltener auch ovale Grab- und Wallanlagen. Diese Anlagen spiegeln in ihrem Grundbauplan die „Trojaburg“ im Zentrum der Insel Basileia wider, die aus insgesamt fünf konzentrischen Ringen bestand. Eine spätere Variante der Trojaburgen mit labyrinthischen Gängen ist besonders häufig in Südschweden anzutreffen.

Folgende Gebiete können mit großer Wahrscheinlichkeit zum Einflussbereich der Atlanter gezählt werden:

- Das „Reich des Atlas“: das Verbreitungsgebiet der nordischen Bronzezeit mit dem Zentrum Althelgoland; ein weiteres astronomisches Zentrum waren die Externsteine bei Detmold.
- Das „Reich des Gadeiros“: Südspanien um die Hafenstadt Cadiz (Gades); außerdem Portugal; ein Zentrum war die südspanische Ortschaft Los Milares (ab -2900).
- England und Schottland; hier gibt es die größte Dichte an megalithischen Kultanlagen; Zentren waren z. B. Stonehenge (1. Bauphase ab -3100) und die Anlage von Avebury.
- Irland; das Gangkammergrab in New Grange ist das älteste erhaltene Bauwerk der Welt (-3250).
- Nordwestfrankreich und Gebiete zwischen den Flüssen Garonne, Loire und Rhône; Zentren waren die Steinreihen bei Carnac und steinzeitliche Anlagen bei Gavrinis (ab -4800).
- Nordafrika; Atlasgebirge; Gebiet der Tuareg (Libyen).
- Inseln des westlichen Mittelmeeres (Balearn, Sardinien, Korsika, Malta) und Küstengebiete am Tyrrhenischen Meer.
- Atlantikinseln vor der Straße von Gi-

- braltar (Kanarische Inseln, Madeira).
 - Mitteleuropa; Verbreitungsgebiet der Kreisgrabenanlagen; um -5000 erbaute Kultanlagen, z. B. bei Goseck (Sachsen-Anhalt); Kyhna (Sachsen); Osterhofen-Schmiedorf (Bayern).

Das Siedlungsgebiet der Megalithleute erstreckte sich über ein riesiges Territorium und war somit „größer als Libyen und (Klein-) Asien zusammengenommen“. Es entstand nicht durch kriegerische Expansion eines starken Kernlandes, sondern religiöse Vorstellungen, Bräuche und Architekturideen fanden auf friedlichem Wege durch Händler und Seefahrer Verbreitung und wurden so zum Allgemeinut dieser Menschen.

Die Megalithkulturen-Theorie hat in den letzten Jahren zunehmend an Po-

pularität gewonnen. Allerdings schlagen einige Anhänger nicht die Insel „Basiléia“ in der Helgoländer Bucht, sondern andere Orte als Hauptzentrum vor. H. Tributsch favorisierte 1986 das Gebiet rund um Carnac in der Bretagne, der Holländer de Meester dagegen Stonehenge und seine Umgebung. Einen Nachteil haben diese von Spanuth abweichenden Vorstellungen jedoch. Die erstgenannte Hypothese kann den Untergang von Atlantis nur als Fata Morgana und die andere gar nicht erklären.

Frühe Astronomen und Erdvermesser

Die Seewege zwischen den einzelnen Kulturen und vor allem die Fahrten zu den entlegensten Inseln erforderten frühzeitig überdurchschnittliche nau-

tische Leistungen. Den Menschen der Jungsteinzeit und Bronzezeit standen zwar keine modernen Navigationsinstrumente zur Verfügung, doch sie waren ausgezeichnete Naturbeobachter. Sie orientierten sich auf dem Meer tagsüber am Sonnenstand und des Nachts an den jahreszeitlich vorherrschenden Sternbildern⁴⁶. Wahrscheinlich nutzten sie schon den später bei den Wikinger gebräuchlichen Sonnenkompass. Mit diesem einfach handhabbaren Navigationsgerät konnte man ziemlich exakt während eines bestimmten Jahresabschnittes zu jeder Tageszeit die Nordrichtung feststellen⁴⁷.

Zunutze machten sie sich ein über Jahrtausende hinweg von Priesterastronomen angesammeltes Wissen. Gerade der europäische Norden bietet

Sachverhalt (bzgl. Hauptinsel und Umland)	Azoren¹	Kreta/ Thera	Tartessos³	Tunesien Sch. El Djerid	Althelgoland/ NBK/MKn
Hauptvertreter der Theorie	I. Donelly	S. Marinatos	A. Schulten	P. Borchardt	J. Spanuth
Jahr der Veröffentlichung	1875	1938	1925	1930	1953
Untergang um -9000	nein	nein	nein	nein	nein
Untergang im -14./-13. Jahrhundert	nein	ja/nein ²	nein	nein	ja
archäologische Funde aus dem -14./-13. Jahrhundert	nein	ja	nein	nein	ja
jenseits der Straße von Gibraltar	ja	nein	ja	nein	ja
Übereinstimmung mit Lage der Phäakeninsel Scheria	nein	nein	nein	nein	ja
westlich und/oder nördlich von Sizilien (laut Diodor von Sizilien)	ja	nein	ja	nein	ja
größer als Libyen und Kleinasien zusammen	nein	nein	nein	nein	ja (MKn)
370 x 560 km große Ebene	nein	nein	ja (S-Span.)	nein	ja (NBK)
hohe, schöne Berge im Norden der Ebene	nein	nein	ja (Sierra Morena)	nein	ja (Berge der norw. Fjorde)
an der Mündung großer Flüsse gelegen	nein	nein	z. T. (Gualquivir)	z. T. (Tritonfluss)	ja (Weser, Elbe, Eider, ...)
Schlammmeer nach Untergang	nein	nein	nein	nein	ja /Wattmeer
Bevölkerung führte Krieg gegen Ägypten, Griechenland und Kleinasien	nein	nein	nein	z. T. (Libyer gegen Ägypter)	ja (Nord-/Seevölker)
Oreichalkos (Bernstein) vorhanden	nein	nein	nein	nein	ja
gediegenes, schmelzbares Kupfer	nein	nein	ja	ja	ja
große Bauwerke mit Ringstruktur	nein	nein	nein	nein	ja
Elefanten	nein	nein	nein	ja	nein

Tabelle 1: Die bedeutendsten Atlantis-Theorien im Vergleich ⁵⁷

(NBK= Gebiet der nordischen Bronzekultur; MKn= Gebiet der Megalithkulturen)

Bem. 1) entsprechend den realen Gegebenheiten um -9000 bzw. -14./-13. Jahrhundert.

2) ja, falls Vulkanausbruch um -1220; nein, falls Vulkanausbr. um -1628.

3) phönizische Gründung (= Cadiz ?) in S-Spanien, von -1100 bis -500.

Atlantis

einige ungewöhnliche Himmelserscheinungen, die dem Betrachter auf der geografischen Breite des Mittelmeeres verwehrt bleiben:

- Nördlich des Polarkreises geht die Sonne über einen längeren Zeitraum nicht auf bzw. unter.
- Der Himmelspol steht fast im Zenit. Daher kann nur ab ca. 65° n. Br. die Vorstellung von der Himmelsstütze und vom Riesen Atlas entstehen, der das Himmelsgewölbe auf den Schultern trägt.
- Alle knapp 19 Jahre treten extreme Mondstellungen auf, die auf einer nördlichen Breite von ca. 61° auch von astronomischen Laien beobachtbar sind. Dabei steht der Sommervollmond bei seiner Kulmination extrem niedrig über dem Horizont bzw. berührt ihn (9 oder 10 Jahre später dagegen beträgt die Kulminationshöhe reichlich 10°). Ebenso wird der Wintervollmond alle 19 Jahre zirkumpolar.
- Die Schifffahrt auf langen Distanzen ist an der W-Küste Norwegens zwangsweise N-/S-gerichtet, dagegen im Mittelmeer vorzugsweise O-/W-gerichtet. Die Abnahme der Polhöhe von 71° in Nord-Norwegen bis auf 54° bei Helgoland lässt daher eher den Gedanken an eine Kugelgestalt der Erde aufkommen.

Es darf daher nicht verwundern, dass Diodor von Sizilien über die Atlanter und ihre astronomischen Fähigkeiten berichtet: „Atlas, der erste König auf der heiligen Insel und Ahnherr des dort herrschenden Geschlechts hat viel Mühe und Fleiß auf die Kenntnis der Gestirne verwendet und mit großem Scharfsinn herausgefunden, dass der Himmelsbau eine Kugel sei. Atlas ... hat die Bewegung der himmlischen Gestirne erfasst und den Menschen offenbart. Dadurch entstand die Sage, dass er den Himmel auf seinen Schultern trüge. ...Als ein fleißiger Beobachter der Gestirne sagte er Vieles, was am Himmel geschah, voraus. Das Volk lehrte er nach der Bewegung der Sonne das Jahr, und nach der des Mondes die Monate bestimmen.“⁴⁸.

Das astronomische Wissen der Megalithleute war in der Tat erstaunlich. Sie kannten die genaue Jahreslänge, unterteilten sie in 16 Monate zu je 22 und 23 Tagen und richteten ihre Steinsetzungen nach den Auf- und Untergängen heller Sterne aus. Am bemerkenswertesten aber war ihre Kenntnis des 18,6-jährigen Zyklus bei der Abfolge der Mond- und Sonnenfinsternisse. Diesen so genannten Meton-Zyklus kannten die Erbauer der Stonehenge-Anlage mindestens seit -1800. Die Kenntnis einer ähnlich lan-

gen Zeitdauer zur Finsternisberechnung, die Sarosperiode, wird den Babyloniern erst um -600 zugeschrieben.

Ein anderer Anreiz zu intensiver astronomischer Betätigung entstand durch den Übergang unserer Vorfahren von der nomadischen Lebensweise zum Ackerbau. Um den richtigen Zeitpunkt für Aussaat und Ernte bestimmen zu können, war erstmals die genaue Kenntnis des jährlichen Sonnenlaufs erforderlich. Während es anfangs noch genügte, die Aufgangspunkte zur Winter- und Sommersonnenwende mit einfachen Pfostenreihen zu markieren, entstanden später runde Sonnentempel, in denen man an ganz bestimmten Tagen im Jahr Feste feierte. Besonders verbreitet waren die astronomisch orientierten Kreisgrabenanlagen und mehrfachen Holzpalisadenringe in Mitteleuropa. Hier siedelten ab -5300 die Bandkeramiker, die wahrscheinlich ersten Bauern auf unserem Kontinent. Eine über mehrere Jahrtausende währende Beschäftigung mit den Himmelsereignissen lässt sich im mitteleuropäischen Raum nachweisen. Um -5000 wurde die Kreisgrabenanlage in Goseck errichtet, und nicht weit davon entfernt legte man um -1600 einem hohen Würdenträger der Aunjetitzer Kultur die berühmte Sternscheibe von Nebra ins Grab.

Bewundernswert sind ebenfalls die Vermessungstechnischen Fähigkeiten dieser Menschen in so früher Zeit. Sie wahrten bei ihren Steinsetzungen und Kreisgrabenanlagen bestimmte Proportionen, die bei Umfang und Durchmesser runde Maßzahlen in ihrem Maßsystem ergaben. Die praktische Anwendung des Lehrsatzes des Pythagoras war ihnen bereits vertraut, wie beispielsweise Steinsetzungen in Odry (Westpreußen) und in der Bretagne zeigen⁴⁹. Es wurden sogar vorgeschichtliche Heiligtümer über große Entfernungen hinweg geradlinig oder in einem besonderen Winkel zueinander angeordnet. Während in Südengland schon seit längerer Zeit so genannte Ley-Linien aufgespürt wurden, gelangen K. Bedal und H. Zschweigert ähnliche Entdeckungen vor einigen Jahren auch in Oberfranken und Schleswig-Holstein⁵⁰. Die vorgeschichtlichen Vermesser benutzten beim Errichten ihrer Bauwerke eine einheitliche, von A. Thom nachgewiesene Maßeinheit, das „Megalithische Yard“ (MY) von etwa 83 cm Länge⁵¹. Wahrscheinlich wurde bereits für größere Distanzen die später auch in Griechenland gebräuchliche Maßeinheit „Stadion“ (ca. 185 m) verwendet und der Erdumfang mit 216.000 Stadien bestimmt⁵². Sollte dieses erstaunliche Wissen tatsächlich vorhanden gewesen sein, dann ist die Vermessung der 2000 mal

3000 Stadien große Ebene sicherlich von den dort lebenden Menschen selbst vorgenommen worden. Auch wenn eine Überinterpretation archäometrischer Fakten nie ganz auszuschließen ist, so dürften doch die mathematischen und astronomischen Fähigkeiten dieser Menschen höher gewesen sein als noch vor Jahrzehnten angenommen.

Die „Heilige Insel“ Basileia

Die Archäologen kennen schon seit längerem einige bedeutende jungsteinzeitliche Kultanlagen und Ansiedlungen der Megalithleute und Bandkeramiker. Es muss jedoch darüber hinaus ein Ausstrahlungszentrum gegeben haben, das ordnend in das Gemeinleben aller zehn Königreiche der Atlanter eingriff. Anders ist beispielsweise die Ausbreitung des „Megalithischen Yard“ in halb Europa nicht erklärbar. Auch für Prof. W. Schlosser bedeutet die Existenz und strenge Einhaltung der „megalithischen Elle“ als Grundmaß in einem so großen Gebiet eine fast hoch kulturelle Durchstrukturierung zumindest in der Geometrie⁵³. Billigt man dem Atlantisbericht auch in diesem Punkte Wahrheitsgehalt zu, dann kann diese „Maßgebende“ Rolle nur die mehrfach hervor gehobene „Heilige Insel“ Basileia gespielt haben. Hier trafen sich alle fünf oder sechs Jahre die Könige der weit verbreiteten Gemeinschaft zu kultischen Handlungen und berieten über die von allen einzuhaltenden Gesetze.

Bisher ist es noch nicht gelungen, die genaue äußere Gestalt dieser Insel zu ermitteln. Zumindest aber gibt es Anhaltspunkte für ihre ungefähre Lage. Schon frühzeitig erkannte man, dass das heutige Helgoland nicht die gesuchte antike Bernsteininsel gewesen sein kann. Nach einer Untersuchung der geologischen Gegebenheiten durch E. Wasmund im Jahre 1937 konnte sie sich nur über dem Südstrandrücken in Richtung Eiderstedt erstreckt haben. Das Zentrum von Atlantis war demnach eine relativ große zusammenhängende Insel, die von Helgoland bis zu einer Stelle reichte, an der sich später zeitweilig die separate Insel „Südstrand“ befand. Der aus Platons Angaben für Basileia abgeleitete Durchmesser von 127 Stadien (23,5 km) erscheint glaubhaft, weil einige im Mittelalter zerfallene nordfriesische Inseln ursprünglich eine ähnliche Größe hatten.

Ein strittiger Punkt ist noch die Frage nach dem Mittelpunkt der bronzezeitlichen Insel, wo sich „ein allseits niedriger Hügel“ mit den wichtigsten Kultanlagen befunden haben soll. J. Spanuth war stets davon überzeugt, ihn 50 Stadien östlich der Düne auf dem etwas höher liegenden

Anlage	Gebiet	Bauzeit v. Chr.	Außen-Ø in m	Anzahl Ringe	Besonderheiten / Anmerkungen
Basileia / Althelgoland	Deutsche Bucht	vor 5000 ¹	4995 (27 Stadien)	5	3 Wasser- und 2 Landringe; Tempel u. a. Heiligtümer im Zentrum
Avebury	Südengland	2700	427	1 + 2	mit 2 kleineren Innenringen, (Steinkreise); größte erhaltene Anlage
Birkendegaard	Seeland /DK	1000 (?)	320	3	mit Steinsäulen (wie bei Stonehenge)
Kyhna	Sachsen	5500	150	4	3 Tore
Stonehenge	Südengland	3100 / ab 2600	104 / 30	Erdwall 4 ²	erhaltene Steinkreise; in Hufeisenform aufgestellte 5 Trilithe
Quenstedt	Sa.-Anhalt	2200	95	5	5 Holzpalisadenringe, 3 Tore
O.-Schmiedorf	Bayern	4800	75	3	2 Tore
Goseck	Sachsen- Anhalt	5000	74	2	früheste Anlage mit nachgewiesener astronomischer Ausrichtung; 3 Tore

Tabelle 2: Die Kreisgrabenanlage auf Basileia im Vergleich zu anderen bedeutenden Anlagen in Europa.

Bem. 1) Laut Platon war die 1. Ausbaustufe (ohne Schleusen und Kanäle) „vor Beginn der Schifffahrt“.

2) Steinkreise z. T. nicht vollständig geschlossen.

Steingrund gefunden zu haben, wo auch seine wichtigen Tauchfunde gemacht wurden. W. P. A. Fischer nimmt dagegen als Zentrum eine zweite untermeerische Erhebung etwa 11 km nordöstlich vom Steingrund an. Nur hier war seiner Meinung nach genug Platz für eine annähernd runde, große Insel mit über 10 km Radius. Für diese Annahme spricht der Verlauf der Zwanzigmeter-Tiefenlinie, die etwa den bronzezeitlichen Küstenverlauf widerspiegelt. Allerdings wurden bisher noch keine Unterwasserfunde gemacht, die den Mittelpunkt genau an dieser Stelle belegen.

Ebenso sind bei der detailreichen Beschreibung der „Königsinsel“ hinsichtlich der Größenangaben und der Ausstattung einiger Bauwerke Zweifel angebracht. Es wird beispielsweise von einem 93 m breiten und 31 m tiefen und mit Kupfer ausgelegten Kanal berichtet. Der Haupttempel soll Ausmaße von 185 mal 93 m gehabt haben. G. Kehn-scherper vermutete daher, dass Platon nur ganz allgemein sein Wissen über die nördlich der Alpen lebenden Völkerschaften zusammengefasst hat und die Insel Basileia mit nur ganz wenigen „echten“ Bausteinen ausstattete. Die zentrale Trojaburg mit insgesamt fünf Land- und Wasserringen und einem Außendurchmesser von 27 Stadien (5 km) wäre seiner Meinung nach nur die ins Überdimensionale vergrößerte Kultanlage von Stonehenge gewesen⁵⁴.

Neuere Überlegungen machen es allerdings wahrscheinlich, dass die gefangenen Philister den Ägyptern doch relativ genaue Ortsbeschreibungen gaben. Einige in Museen ausgestellte

Fundgegenstände aus dem Gebiet der nordischen Bronzekultur verraten dazu erstaunliche Einzelheiten, die bisher nur unbefriedigend gedeutet werden konnten. Die Ornamentik mehrerer fast 1 m großen Rundschilde stellt nach Auffassung von H. Zschweigert nichts anderes als das Zentrum der Insel Basileia künstlerisch dar⁵⁵. So erkennt man die Land- und Wasserringe rings um den Inselmittelpunkt mit dem ovalen Burghügel, die Überbrückungen über den schmalen Schleusen, den äußeren langen Kanal bis zum Meer und auf einigen Schilden auch Schwäne, die heiligen Vögel der Hyperboreer.

Bedeutsam ist ferner, dass diese in Schweden gefundenen Bronzeschilde fast identisch verziert sind wie die zwei aus Herzsprung in der Prignitz stammenden Schilder⁵⁶. Die so genannten Herzsprung-Schilder fand man nicht nur im Gebiet der nordischen Bronzekultur, sondern auch auf den Britischen Inseln, in Mitteleuropa, Spanien, Griechenland und auf Zypern. Die Verbreitung dieser Schilder zeugt von der überregionalen Bedeutung und Verehrung der wichtigsten Insel der Atlanter.

Einige bis zu 12 cm große, vornehmlich von Frauen getragene Gürtelscheiben erinnern ebenfalls in ihrer künstlerischen Darstellung an das Zentrum der „Säulen- und Königsinsel“: Eine mit einem kleinen Sporn versehene, leicht erhabene Mittelfläche ist umgeben von mehreren Ringen, von denen jeder Zweite mit einem Wellenband dargestellt wurde. Auch beim Sonnenwagen von Trundholm ist die vergoldete Scheibe nicht ideal glatt, wie für eine

Sonnendarstellung zu erwarten wäre, sondern mit einem ähnlichen Ring- und Wellenmuster verziert.

Zu den „echten“ Bausteinen bei der Beschreibung der Insel zählen sicherlich auch die mit Bernstein bedeckte zentrale Säule, auf der Stiere geopfert wurden, die warme und kalte Quelle, die „barbarisch“ aussehenden Tempel, der Heilige Hain, mehrere Häfen und das „Kaufmannsviertel“. Wahrscheinlich steckt selbst in den angeblich mit Kupfer ausgelegten Kanälen eine noch nicht richtig deutbare Information, denn einer alten Helgoländer Sage zufolge soll auf dem Steingrund einst eine unermesslich reiche Stadt mit kupfernen Kanälen gelegen haben.

Der Untergang

Die verhältnismäßig friedliche, von größeren kriegerischen Auseinandersetzungen freie Periode ging ab der Mitte des -13. Jahrhunderts durch eine einsetzende Trockenheitsperiode und die darauf folgenden Abwanderungen der frühen Urnenfelderleute zu Ende. Als die erste Auswanderungswelle zwischen -1230 und -1220 Griechenland erreichte, eignete sich an der Nordseeküste eine furchtbare Naturkatastrophe. Auf diese machten schon 1844 der dänische Forscher E. Forchhammer und 1910 der deutsche Geologe D. Wildvang aufmerksam. Sie rekonstruierten eine mindestens 20 Meter hohe Flutwelle, die demnach drei Mal höher war als die schlimmsten Sturmfluten, die wir aus den letzten Jahrhunderten kennen. Mehrere Brandungswälle wurden an den Küsten aufgerichtet, und eine Geröllschicht von 100 dänischen Quadrat-

Atlantis

meilen (über 5000 km²) bedeckte das Landesinnere. Neben der Zerstörung der Hauptbernsteininsel Althelgoland-Altsüdstrand und vieler fruchtbarer Marschen wurde die gesamte Westküste Schleswig-Holsteins um etwa 60 km nach Osten hin verschoben⁵⁸.

Das Zentrum von Atlantis versank „an einem Tag und einer Nacht voller entsetzlicher Schrecken“. Wahrscheinlich wurde diese extreme Nordsee-Sturmflut ausgelöst durch den Einschlag eines Asteroiden im „Helgoländer Loch“ vier Kilometer südlich der Felseninsel. Die alte griechische Legende vom Sturz des Phaëthon, die vom römischen Dichter Ovid in seinen „Metamorphosen“ verarbeitet wurde, berichtet von einer „feurigen Kugel“, die in die Mündung des Bernsteinflusses Eridanos gestürzt sei⁵⁹.

Vermutlich ist das 56 Meter tiefe „Helgoländer Loch“ ein inzwischen mit Sedimenten bedeckter untermeerischer Einschlagkrater. Es gibt aber noch weitere Hinweise auf ein Impaktereignis. Nach dem Einschlag schien alten Überlieferungen zufolge einen Tag lang nicht die Sonne, und die längere Zeit wütenden Brände waren unerträglich für die Menschen. Auch ein durchgängiger Brandhorizont in den Mooren der Norddeutschen Tiefebene bestätigt eine umfassende Katastrophe um -1200. Es muss dabei ein orkanartiger Sturm getobt haben, denn unzählige der als standhaft geltenden Eichen wurden entwurzelt. Archäologen fanden verkohlte Überreste dieser Bäume in Schleswig-Holstein und im Emsland⁶⁰. Schließlich berichten die altisländischen „Edden“ von einem dreijährigen Fimbulwinter im Anschluss an „Ragnarök“, dem Weltuntergang in der Mythologie der alten Germanen.

Vor der schleswig-holsteinischen Westküste breitete sich danach das heute noch jede Schifffahrt behindernde Wattenmeer aus. „Die ungeheuren Schlammmassen, die die versinkende Insel anhäuften“, finden so eine einleuchtende Erklärung. Durch die furchtbare Katastrophe bildete sich die so genannte Lundener Nehrung, die den alten Flusslauf der Eider nahe der heutigen Mündung versperrte. Deshalb wurde eine Fahrt in das „jenseitige Meer“ von nun an unmöglich.

Atlantis soll in einer Zeit „entsetzlicher Erdbeben“ versunken sein. Diesen Aspekt konnten Naturwissenschaftler ebenfalls belegen. Am Ende des -13. Jahrhunderts kam es nahezu zeitgleich zum Ausbruch mehrerer Vulkane im Mittelmeerraum, zu einer Erdbebenserie im Nahen Osten und zur „Deukalionischen Flut“, die Griechenlands Küsten heimsuchte. Auch im geologisch ruhigen Nordseegebiet löste der Ein-

schlag des Phaëthon laut Überlieferung ein Erdbeben aus, denn im Mündungsgebiet des Eridanos „erbebte die Erde und sank um ein wenig tiefer“⁶¹.

Das von Platon so plastisch geschilderte Leben der Bronzeleute sollte nach den Überschwemmungen und der anhaltenden Klimaverschlechterung nicht mehr auf dieser Kulturhöhe fortbestehen. Die danach im Gebiet der nordischen Bronzekultur verbliebene Bevölkerung trug maßgeblich zur Herausbildung germanischer Stämme bei.

In den ersten eisenzeitlichen Jahrhunderten senkte sich der Meeresspiegel der Nordsee infolge der allgemeinen Abkühlung und anderer Faktoren. In der Helgoländer Bucht tauchten allmählich wieder zahlreiche Inseln auf. Ihre durchgängige Besiedlung wenigstens seit dem -4. Jahrhundert bis zum 14. Jahrhundert bezeugen antike Reiseberichte und mittelalterliche Chroniken:

- In der Aithiopika, einem altgriechischen Epos, ist die Nachricht überliefert, dass an der Stelle, wo einst Atlantis lag, später wieder sieben kleine und drei große Inseln besiedelt gewesen seien. Die Bewohner hätten die von ihren Vorfahren überkommene Erinnerung an Atlantis bewahrt⁶².
- Erwähnt werden 23 „Elektriden“ und eine Hauptbernsteininsel „Basileia“ (im Keltischen „Abalus“ = Apfelinselfel) im Zusammenhang mit einer Seereise des griechischen Forschungsreisenden Pytheas von Massalia. Er gelangte um -350 unter anderem bis zur Elbmündung.
- Im Jahre 16 geriet eine vom Feldherrn Germanicus geleitete Flottenexpedition nahe der jütischen Halbinsel in Seenot. Die römischen Legionäre betraten die wegen des Bernsteins so genannte Insel „glaesaria“.
- Dem Bischof und Chronisten Adam von Bremen zufolge nahm Helgoland im 11. Jahrhundert noch eine Fläche von 12 mal 6 km ein. Bei einer der vielen Sturmfluten im späten Mittelalter wurde das östliche Gebiet abgetrennt und bildete fortan die selbstständige Insel „Südstrand“. Diese ging sehr wahrscheinlich während der „Großen Manndränke“ im Jahre 1362 unter. Auf einer Wattenkarte des Husumer Kartografen Johannes Mejer aus dem Jahre 1652 ist die ursprüngliche Lage der mittelalterlichen Inseln „Helgolandt“ und „Suderstrand“ noch gut erkennbar.
- In der Neujahrsnacht 1720/21 wurde die Felseninsel durch eine Sturmflut von der „Düne“ getrennt. Beide Teile

nehmen heute zusammen eine Fläche von etwa zwei Quadratkilometer ein, das ist etwa 1/200 der vermutlichen Größe der bronzezeitlichen „Königs- und Säuleninsel“ Basileia.

Die im letzten Krieg schwer gezeichnete, aber nach 1952 neu bebaute Hochseeinsel zieht wieder viele Besucher an. Ein Blick vom Oberland in Richtung Düne lässt heute kaum noch den Gedanken an eines der bedeutendsten Handels- und Kultzentren der Bronzezeit aufkommen. Als einzige Erinnerung daran ist nur der Name „Helgoland“ – Heiliges Land – geblieben.

Seit Platons Zeiten beflügelte die Legende von Atlantis menschliche Fantasie und Forscherdrang. Die archäologischen Entdeckungen des vorigen Jahrhunderts brachten schließlich die entscheidenden Erkenntnisse, die der Forscher Jürgen Spanuth in einer wissenschaftlich fundierten Theorie zusammenfassen konnte. Die Lösung des alten Rätsels führte überraschenderweise zu unseren eigenen, erstaunlich hoch entwickelten Vorfahren und ihren europäischen Nachbarn. Die wertvollen frühgeschichtlichen Überlieferungen über die Atlanter, Phäaken und Hyperboreer werden dazu beitragen, die Lebensweise dieser Menschen besser zu verstehen.

Zusammenfassung

Platons Atlantislegende kann als weitestgehend enträtselt gelten. Trotz vieler neuer Hypothesen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgestellt wurden, ist weiterhin nur die Theorie von Jürgen Spanuth in ihren Hauptaussagen stichhaltig. Sie kann als Einzige unter anderem den Kriegszug der Atlanter gegen die damals mächtigsten Länder des östlichen Mittelmeergebietes befriedigend erklären. Folgende Erkenntnisse dürften beim gegenwärtigen Wissensstand der Wahrheit nahe kommen⁶³:

- 1) Alle Geschehnisse, die mit dem Untergang von Atlantis im Zusammenhang stehen, ereigneten sich um -1200 (-1250 bis -1150).
- 2) Platons Beteuerung, er habe die Informationen (über Zwischenstationen) von Solon erhalten und dieser wiederum von ägyptischen Priestern in Sais, ist äußerst glaubwürdig. Noch heute sind Dokumente zugänglich (Papyrus Harris, Wandreliefs im Totentempel Ramses' III. in Medinet Habu), die ganz ähnliche Ereignisse, wie im Atlantisbericht beschreiben.
- 3) Die Atlanter befanden sich unter den Nord- und Seevölkern, die um -1200 im Zuge der „Großen Wanderung der frühen Urnenfelderleute“ Ägypten und andere Länder angriffen.
- 4) Ein Teil der Nord- und Seevölker

kam aus Mitteleuropa und dem Gebiet der nordischen Bronzezeit.

- 5) Am Ende der Bronzezeit versanken in der Deutschen Bucht zahlreiche Marschen, Inseln und Teile der jütischen Halbinsel. Nur hier kann sich Atlantis (im engeren Sinne) befunden haben.
- 6) Basileia, die „Heilige Insel“ der Atlanter, war eine größere zusammenhängende Insel, die sich vom heutigen Helgoland bis zur ehemaligen Insel „Südstrand“ erstreckte.
- 7) Basileia ist mit hoher Wahrscheinlichkeit identisch mit der Phäakeninsel „Scheria“ (in Homers „Odyssee“) und der Insel „Helixioia“ bzw. „Elektris“ in den Sagen über die Hyperboreer.
- 8) Als Untergangsursache für die Gebiete in der Deutschen Bucht kommt der Einschlag eines Asteroiden um -1220 in Frage (der Beweis durch Fachwissenschaftler steht allerdings noch aus). Damit könnte auch die griechische Sage vom „Sturz des Phaéthon“ eine naturwissenschaftliche Erklärung finden.

Wo lag Atlantis bzw. welche Gebiete umfasste Atlantis? Mit „Atlantis“ bezeichnete Platon drei unterschiedliche Gebiete:

- 1) Die Insel „Basileia“ als Zentrum von Atlantis; 127 Stadien (etwa 23 km) im Durchmesser: die bronzezeitliche Insel Althelgoland/Altstüdstrand.
- 2) Das „Reich des Atlas“; die 2000 mal 3000 Stadien (ca. 370 km mal 560 km) große Ebene mit einem Gebirge im Norden: das Gebiet der nordischen Bronzezeit.
- 3) Der „Kulturbereich der Atlanter“, d. h. die zehn Königreiche insgesamt; das Gebiet war „größer als Libyen und (Klein-) Asien zusammengekommen“: das Verbreitungsgebiet der Megalithkulturen in der Jungsteinzeit. Wahrscheinlich ist auch das Verbreitungsgebiet der Bandkeramiker in Mitteleuropa hinzuzurechnen.

Darüber hinaus flossen in den Atlantisbericht möglicherweise Informationen über Gebiete ein, die man nicht zu Atlantis (1.-3.) zählen kann, z. B. über transatlantische Stützpunkte.

Atlantis (im weitesten Sinne) existierte somit von ca. -5000 bis ca. -1220 und umfasste vor allem diejenigen europäischen Gebiete, in denen astronomisch orientierte Megalithbauten und große Kreisgrabenanlagen errichtet wurden. Zu den wichtigsten archäologischen Funden aus der Bronzezeit kann man den „Sonnenwagen von Trundholm“ und die „Sternscheibe von Nebra“ zählen (etwa Mitte -2. Jahrtausends).



Abb. 9: Helgoland in stürmischer See

Wichtige Entdeckungen, die noch nicht allgemein anerkannt sind

- a) Kupfererz wurde (wenigstens) seit der Bronzezeit auf Helgoland abgebaut und verhüttet. (J. Spanuth 1953, W. Lorenzen 1965).
- b) Herausgehobene Personen der Gesellschaft benutzten bereits in der Bronzezeit im Gebiet des nordischen Kreises eine Alphabetschrift (Proto-Tifinagh-Schrift, B. Fell 1982).
- c) Bereits zu Beginn des -2. Jahrtausends waren Seefahrer aus einigen an die Nordsee grenzenden Ländern in der Lage, den Atlantik zu überqueren und Amerika zu erreichen (B. Fell 1982).

Ausblick

Der Streit um Atlantis wird sicherlich noch einige Jahrzehnte andauern, weil sich Platons Dialoge nicht in allen Abschnitten eindeutig auslegen lassen. Allmählich wird sich aber die Vorstellung von einem „Atlantis im Norden“ durchsetzen. Dazu tragen auch solche Aufsehen erregenden Funde wie die Sternscheibe von Nebra bei, die das Interesse der Archäologen an den frühen europäischen Hochkulturen spürbar verstärkt hat. Es ist zu erwarten, dass durch zukünftige Entdeckungen auch einige noch verbliebene Rätsel des Atlantisberichts gelöst werden können.

Literatur

- Bartholomäus, K., „Odysseus kam bis Helgoland“, in Bild der Wissenschaft, Heft 1, 1977
- Bedal, K., „Rätselhafte Verbindungen zwischen vorgeschichtlichen Fundstätten, Bodendenkmälern, Burgen und Kirchen“, in Archiv für Geschichte in Oberfranken, Bd. 73, Bayreuth 1993

- Bischoff, G., „Der Sturz des Phaéthon“, Megalithos, Heft 1-3, 2004, Sven-Näther-Verlag Wilhelmshorst; EFODON-Synesis Nr. 5/2003; EFODON e. V., Hohenpeißenberg; www.eichner-dresden.de/Phaeton_Text.html (2003)
- Dröfler, R., „Als die Sterne Götter waren“, Leipzig 1976
- Fell, B., „Bronze Age America“, New York-Boston-Toronto 1982
- Fell, B. / Maass, H. B., „Deutschlands Urahnen“ (Teil 1), Lemwerder 1998
- Fischer, W.P.A., „Alteuropa in neuer Sicht“, Münster 1986
- Franke, A., „Atlantis – Wahn oder Wirklichkeit“, Mannus Bibliothek, Bd. 11, 1978
- Gadow, G., „Der Atlantis-Streit“, Frankfurt a. M. 1973
- Goldmann, K., „Zur Funktion des Ko-Grabens bei Haithabu“, Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen 8; Wiesbaden 1999
- Kehnscherper, G., „Auf der Suche nach Atlantis“, Leipzig-Jena-Berlin 1978
- Kehnscherper, G., „Hünengrab und Bannkreis“, Leipzig-Jena-Berlin 1983
- Lorenzen, W., „Helgoland und das früheste Kupfer des Nordens“, Otterndorf, 1965
- Meier, G., „Die deutsche Vorgeschichte war ganz anders“, Tübingen 1999
- Meier, G. und Zschweigert, H., „Die Hochkultur der Megalithzeit“, Tübingen 1997
- Müller, R., „Der Himmel über dem Menschen der Steinzeit“, Berlin-Heidelberg-New York 1970
- Probst, E., „Deutschland in der Bronzezeit“, München 1996
- Rathjen, H.-W., „Atlantis ist Westeuropa: Die Einheit Westeuropas zur Bronzezeit“, Götter-Verlag 2004
- Schlosser, W., „Sterne und Steine, urchtümliche Formen der Astronomie und Zeitbestimmung“ in mannheimer forum, Mannheim 1975/76
- Spanuth, J., „Das enträtselte Atlantis“, Stuttgart 1953

Atlantis

- Spanuth, J., „Atlantis“, Tübingen 1965
- Spanuth, J., Die Atlanter – Volk aus dem Bernsteinland“, Tübingen 1976, 3. Auflage 1977
- Spanuth, J., „... und doch: Atlantis enträtselt!“, Osnabrück 1980; Nachdruck der Ausgabe 1957
- Stender, W., „A Study About RINGERIKE, the Home Base of a Prehistoric Expedition to North America“, in Jahrbuch ESÖP, Volume 15, 1986, der Epigraphic Society, San Diego
- Strohmeier, A., „Atlantis ist nicht Troja“, Bremen 1997
- Sudhoff, H., „Sorry, Kolumbus“, Bergisch Gladbach 1990
- Thirslund, S., „Wikinger Navigation“, Gullanders Bogtrykkeri a-s, Skjern (DK), 1998
- Zschweigert, H., „Sillende – Säulenland im Norden“, in Deutschland in Geschichte und Gegenwart, Heft 2, 1993, Tübingen
- ## Anmerkungen
- 1) Platon, Dialog Kritias 108d – 121c, Dialog Timaios 19b – 27, zitiert u. a. bei Spanuth 1977, S. 445 ff.
 - 2) Sachliche Erörterung und Gegenüberstellung der wichtigsten Atlantistheorien bei G. Gadow 1973, A. Franke 1978 und G. Kehnscherper 1978.
 - 3) 9000 Jahre vor Solon soll Atlantis noch existiert haben und der Krieg zwischen den Atlantern und den Völkern im östlichen Mittelmeerraum ausgebrochen sein; zur Zeit einer ägyptischen Reichsgründung (angeblich 8000 Jahre vor Solon) war Atlantis laut Überlieferung schon untergegangen.
 - 4) Außerdem bei Plutarch (46 – 120): „Die Ägypter rechnen einen Monat für ein Jahr“. Diodor von Sizilien schreibt von den Ägyptern: „In alter Zeit, als die Bewegungen der Sonne noch nicht bekannt waren, pflegte man das Jahr nach dem Lauf des Mondes zu berechnen. Folglich bestand das Jahr aus 28 Tagen ...“, s. a. Spanuth, 1977, S. 25 – 26.
 - 5) Franke, S. 11 - 19, Spanuth, 1977, S. 18 – 21. Mit dieser engen zeitlichen Eingrenzung entfallen auch alle Hypothesen, die den Untergang von Atlantis erst in die Eisenzeit nach -1000 verlegen wollen.
 - 6) Spanuth 1953, S. 31 und Spanuth, 1977, S. 29 ff.
 - 7) Auch gegenwärtig wird manchmal noch die unhaltbare Meinung vertreten, dass es sich um Piraten aus dem ägäischen Raum handeln müsse, siehe „Spiegel“ Nr. 53/1998, „Das Puzzle des Philosophen“, S. 165; die „Große Wanderung der frühen Urnenfelderleute“ wurde früher auch als „Dorische Wanderung“ bezeichnet.
 - 8) „Haunebu“ bedeutet so viel „Hafenbauer“ (oder „Haffbewohner“); vgl. H. auch mit dem Namen „Haithabu“ (Stadt im Mittelalter bei Schleswig).
 - 9) Spanuth, 1977, S. 32 f.; Strohmeier, S. 77.
 - 10) Zschweigert 1993, S. 38.
 - 11) Der von einigen Forschern als Kanalbau der Wikingerzeit angesehene Ko-Graben südwestlich von Schleswig wurde möglicherweise auch in der Bronzezeit genutzt; s. a. K. Goldmann.
 - 12) Spanuth 1953, S. 86.
 - 13) Das Schlammmeer wurde durch Anhänger der Thera-/Kreta-Theorie auch als Bimsstein-Meer gedeutet, das als Folge der Santorin-Explosion entstand; Anmerkung: Ein an der Oberfläche schwimmender Bimsstein-„Teppich“ lässt sich erwiesenermaßen mit einem Schiff durchfahren; außerdem hätte er zu Platons Zeit schon längst nicht mehr existiert.
 - 14) Spanuth 1953; S. 95 – 101.
 - 15) Spanuth 1980, S. 116; nachlesbar in „Suda“ (bzw. Suidas), einem umfangreichen griechisch-byzantinischen Wort- und Sachlexikon, das um 1000 entstand.
 - 16) Andere Deutungen für Oreichalkos: Messing (P. Borchardt u. v. a.), Stahl (U. Topper), Rotgold (C. Wagenseil), Legierung aus Kupfer/Silber (F. Netolitzky), Kupfer-Nickel-Arsen-Verbindung (J. Rittstieg), Obsidian (S. Schoppe).
 - 17) Um Spanuths Ansichten zu widersprechen, stellten 1953 der Kieler Geologe K. Gripp u. a. Wissenschaftler die Behauptung auf, dass es auf Helgoland niemals Kupfer gegeben habe; s. a. Kehnscherper 1983, S. 16; Spanuth 1977, S. 42 f.; Spanuths Untersuchungen wurden bestätigt von den deutschen Metallurgen H. Otto (1948) und W. Witter (1948), dem französischen Archäometallurgen J. R. Maréchal (1959) sowie dem Flensburger Chemiker W. Lorenzen (1965).
 - 18) H. Zschweigert in Meier, G., 1999, S. 62-75.
 - 19) Spanuth 1977, S. 364 ff., Kehnscherper 1978, S. 84 f.
 - 20) Odyssee 5, 269 f., zitiert bei Spanuth 1977 S. 378.
 - 21) Heutige Sternkarten sind für die Rekonstruktion des Segelkurses um -1300 zu ungenau wegen der fehlenden Berücksichtigung der Präzession der Erdachse; s. a. Bartholomäus; Meier/Zschweigert S. 362 f.
 - 22) Bei einer anderen Deutung wird „Scheria“ von „Schera“ (d. h. „Handel“ im Phönizischen) abgeleitet.
 - 23) Weitere Lokalisierungen für Scheria: i. a. Korfu; Penzance (Cornwall); H. Steuerwald 1981).
 - 24) Drößler, S. 177 f.; Spanuth 1977, S. 129 – 132, Spanuth 1980, S. 57 f., S. 79 f.
 - 25) Gadow, S. 142 f.
 - 26) Gadow, S. 138 ff.; Kehnscherper 1978, S. 108 – 110.
 - 27) (Eigenbericht) Hamburger Echo vom 15.9.1951.
 - 28) Eine C14-Datierung der Funde ergab einen Herstellungszeitraum im frühen Mittelalter. Das ist allerdings zweifelhaft, weil dann der Verhüttungsplatz vier bis sechs Meter unter Wasser gelegen hätte. S. a. Spanuth, 1980, S. 158 f.
 - 30) Gadow, S. 116 f.
 - 31) S. a. Spanuth, 1953, S. 133 f.
 - 32) Gadow, S. 77 – 79; Spanuth 1977, S. 284.
 - 33) Im Griechischen könnte „élahphos“ (Hirsch) mit „eléphas“ (Elefant) verwechselt worden sein; „Elefant“ könnte aber auch vom gemeinindogermanischen „elebhant“ abstammen (d. h. ursprünglich Urstier bzw. Auerochse); s. a. Gadow, S. 118 – 127; Spanuth 1977, S. 180 – 185.
 - 34) Spanuth 1953, S. 101 – 105; Spanuth 1965, S. 361 – 385; Lorenzen; Kehnscherper 1983, S. 17.
 - 35) P.M.-Magazin Nr. 4/1996, „Schatzsuche im ältesten Wrack der Welt“, S. 34 ff., Deutung des Autors C. Roland: Kupfer von Zypern, Bernstein von der Ostseeküste, Zinn aus Afghanistan.
 - 36) Spanuth, 1977, S. 115 bzw. 471.
 - 37) Fischer, S. 229 und Fell/Maass, S. 21 ff.
 - 38) Fell/Maass, S. 44 f.; die bronzezeitlichen Vorfahren der Kelten benutzten hingegen ein anderes, als „Ogam Consaine“ bezeichnetes Alphabet.
 - 39) Fischer, S. 235 f.
 - 40) Im Bezirk Tanum (Bohuslän/schwedische Ostseeküste südlich der norwegischen Grenze) befindet sich bei Fossum das 1951 gegründete erste Felsbildmuseum der Welt; weitere Freilichtmuseen in Grebbestad und in den Ortschaften der Umgebung.
 - 41) Gadow, S. 126; Spanuth 1977, S. 183.
 - 42) B.Fell / H.Maass, S. 47.
 - 43) Stender.
 - 44) Sudhoff; Anm.: sämtliche Atlantiküberquerungen vor den Wikingern sind noch immer umstritten.
 - 45) Kehnscherper 1978, S. 66.
 - 46) Bartholomäus, S. 54 – 65.
 - 47) Meier, Zschweigert, S. 379 – 381; Thirslund.
 - 48) Diodor von Sizilien, 3. Buch, 56; zitiert in Spanuth 1977, S. 210 f.; statt Atlas wird manchmal auch Uranos als Ahnherr der Atlanter angesehen.
 - 49) Müller.
 - 50) K. Bedal; S. 67 ff., Meier/Zschweigert, S. 259 ff.
 - 51) Das „Megalithische Yard“ (manchmal auch als „Megalithische Elle“ bezeichnet) hat offenbar die Vorgeschichte überdauert. Im Entdeckungszeitalter war noch die spanische Vara (83,6 cm) gültig. Einige spanisch beeinflusste Länder Amerikas übernahmen die Vara ebenfalls (Mexiko 83,8 cm, Texas 84,7 cm, Peru 83,9 cm). Die Bayerische Elle (83,3 cm) war bis zur Einführung des Meters in Gebrauch.
 - 52) Ein Kreis von 1 Stadion Durchmesser hat 700 MY Umfang. Die vorgeschichtliche Rennbahn nahe Stonehenge hatte eine Länge von genau 15 Stadien (in anderen Maßeinheiten keine runde Maßzahl); s. a. H. Zschweigert in Meier 1999, S. 507-512.
 - 53) Schlosser, S. 192.
 - 54) Kehnscherper 1978, S. 123.
 - 55) Briefliche Mitteilung von H. Zschweigert an den Verfasser vom 22.7.2004.
 - 56) Probst; S. 343; Spanuth 1953, S. 68.
 - 57) Auch neuere Hypothesen wie die von E. Zanger (Troja), A. Hausmann (Sizilien), S. Schoppe (Schwarzes Meer) und R. Kühne/W. Wickboldt (S-Spanien nahe der Mündung des Guadalquivir) schneiden im Vergleich zu Spanuths Theorie nicht besser als die Tartessos-Hypothese ab, aber zumindest das jungsteinzeitliche/bronzezeitliche S-Spanien steht im Zusammenhang mit Atlantis (das „Gadeirische Land“).
 - 58) Spanuth 1953, S. 26 – 37; 1977, S. 273 – 278.
 - 59) Spanuth 1965, S. 167 – 210; Meier 1999, S. 79 – 82; Bischoff.
 - 60) Briefl. Mitteilung von H. Zschweigert am 16.9.1992 an J. Spanuth über einen Besuch im Moormuseum in Groß Hesepe.
 - 61) In den „Metamorphosen“ des römischen Dichters Ovid, zitiert in Drößler, S. 176 f.
 - 62) Spanuth 1980, S. 114; ein ähnliches Schicksal erlitt die im Mittelalter etwa 25 km lange bogenförmige Insel Alt-Nordstrand, die nach einer schweren Sturmflut im Jahre 1634 in zwei größere Inseln (Nordstrand, Pellworm) und mehrere kleine Inseln zerfiel.
 - 63) S. a. Spanuth 1980, S. 5 f.; ähnliche Ansichten bei Kehnscherper 1978, S. 122 f.; Strohmeier S. 41 f.; Rathjen.

Lokaltermin

Themenbereich Frühgeschichte

Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten

Nesactium, bekannteste Siedlung der vorrömischen Histri

Die Halbinsel Istrien ist ein beliebtes, leider auch ziemlich überlaufenes Urlaubsgebiet in der nördlichen Adria, wobei das touristische Gedränge hauptsächlich an der Küste stattfindet. Sollten Sie daher etwas vom Baden und Sonnen ausruhen wollen, machen Sie doch einmal einen Abstecher in die Frühgeschichte.

Wenn ich Nesactium sage und Frühgeschichte meine, passt das natürlich nicht zusammen.

Nesactium ist der Name der römischen Stadt, die sich seit -177 auf dem Stadtgebiet der letzten histrischen Residenz und Hauptstadt befindet. In diesem Jahr nämlich wurde die befestigte Stadt von den Römern eingenommen. So jedenfalls berichtet Titus Livius, der zur Zeit des Augustus lebte.

Wie die Histri ihre Stadt nannten, weiß man nicht, da deren Sprache und Schrift unbekannt sind. Titus Livius schrieb eine Geschichte, nach der sich der letzte histrische König Epulon in dem Moment das Leben nahm, als die römischen Legionäre in die Stadt einmarschierten. Danach wurde dann Stadt und Land romanisiert.

Die Geschichte war durch Titus Livius bekannt. Man wusste jedoch lange Zeit nicht, wo sich diese alte historische Stadt befand. Erst 1877 wurde man auf das Gebiet von Vizace aufmerksam und konnte durch seriöse Forschungsprojekte das antike Nesactium lokalisieren. Heute existiert ein abgeschlossenes Fundgelände mit einem kleinen Informationshaus und festen Besichtigungszeiten.

Was gibt es zu sehen?

Wir finden eine westlich von Mau-



Bild 1: Grundmauern von römischen Gebäuden und von zwei frühchristlichen Basiliken (Nesactium).



Bild 2: Entweder stammen die Mauern von den Römern oder wurden von den Archäologen wieder aufgerichtet.

ern abgegrenzte Fläche auf einem flachen Bergrücken, der östlich durch ein tiefes Tal abgegrenzt wird. Dieses

Tal ist heute trocken (vielleicht auch nur im Sommer). In anderen Zeiten dürfte hier ein kleiner Fluss/Bach ge-



Bild 3: der nordwestliche Eingang in die frühgeschichtliche Siedlung zeigt noch große behauene Steinblöcke im unteren Teil der Mauer.

wesen sein, der wenige Kilometer nach Süden in einer schmalen Meeresbucht endet. Ein ideales Siedlungsgebiet für frühzeitliche Ansprüche: Ackerbaumöglichkeit im feuchten Flusstal, See-Verbindung und Fischfang in einer versteckten Bucht und gut zu verteidigendes Gelände auf einem Höhenrücken. Die Wahl des Geländes erinnert mich sehr an vergleichbare Höhensiedlungen in Deutschland oder Frankreich. Innerhalb des Befestigungsringes finden wir nur noch Grundmauern von römischen Gebäuden und von zwei frühchristlichen Basiliken. Die Reste sind recht gut erhalten (siehe Bild 1).

Die Befestigungsmauern sind wie bei den üblichen Trockenmauern aus mittelgroßen und kleinen rechteckig behauenen Steinen zusammengesetzt, jedoch mit Mörtel verbunden. D. h. entweder stammen die Mauern von den Römern oder wurden von den Archäologen wieder aufgerichtet (siehe Bild 2). Einige Mauerreste, wie z. B. der nord-

westliche Eingang in die frühgeschichtliche Siedlung (der so genannte frühgeschichtliche Eingang) zeigt noch große behauene Steinblöcke im unteren Teil der Mauer (siehe Bild 3).

Was bleibt dem frühgeschichtlich Interessierten?

Nachdem die Römer „ganze Arbeit“ geleistet haben und sicherlich alles Verwertbare verbaut haben, sieht man obererdig kaum noch Spuren der Histri. Wenn man vom „frühgeschichtlichen Eingang“ durchs Gelände streift, mag man in der einen oder anderen nicht vermörtelten Trockenmauer oder Wallaufschüttung noch histrische Reste vermuten. (Vorsicht beim Stöbern. Hier gibt es Schlangen!) Spektakuläres fehlt jedoch. Es bleibt aber der Landschaftseindruck dieser frühzeitlichen Höhensiedlungen, der immer wieder in den Bann zieht, auch hier bei uns in Deutschland.

Ich rate jedem Interessenten einen Besuch im Archäologischen Museum

in Pula anzuschließen. Hier sind alle Grabungsfunde von Nesactium ausgestellt. Besonders interessant sind die Urnenfunde. Hinter der westlichen (römischen) Mauer innerhalb des umschlossenen Siedlungsgebietes befand sich eine histrische Nekropole mit einem Raum, wo die Verstorbenen eingäschert wurden und entsprechende Urnengräber. Von den Urnengräbern nimmt man an, dass sie aus dem -4./3. Jahrhundert stammen.

Interessant ist auch eine Karte, die dort ausgestellt wird, in der bekannte Orte mit archäologisch interessanten Funden markiert sind. Siehe Bild 4. Wir erkennen ein dicht besiedeltes Gebiet. Vielleicht schaffen Sie in Ihrem Urlaub ja das eine oder andere Objekt.

So kommen Sie hin:

1. Archäologisches Museum Istrien

Carrarina

52100 Pula

Tel. 00385 52 218603

Das Museum befindet sich in der Altstadt von Pula direkt am Festungsberg, in der Nähe des Amphitheaters.

2. Nesactium

Karte (z. B. Freytag und Berndt „Istrien“) 1:100.000, ISBN 3-85084-299-1

Fahren Sie von Pula die Straße Nr. 2 / E 751 in Richtung Flughafen/Labin. Fahren Sie Richtung Flughafen, am Flughafen vorbei bis in den Ort Valtura. In Valtura an der Kirche links abbiegen in Richtung Visace. Der Ausschilderung folgen.

(Wilfried Augustin)

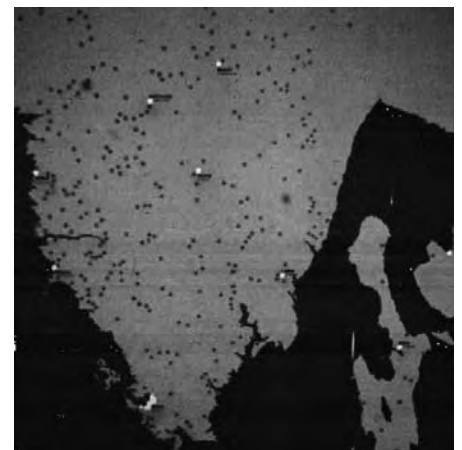


Bild 4: Karte, die im Archäologischen Museum ausgestellt wird, in der bekannte Orte mit archäologisch interessanten Funden markiert sind.



Beobachtungen der irdischen Landschaften aus der Fliegersicht

(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2005)

Betrachten Sie einmal in einem Satellitenbilder-Atlas mit geeigneter Auflösung den dunklen Wasserspiegel des großen Nil-Stausees bei Assuan. Der See verästelt sich in die seit einer infernalischen Flutkatastrophe ausgetrockneten, unzähligen Zuflüsse. Erst das „Kontrastmittel“ des in unseren Tagen aufgestauten Wassers markiert die Flussbetten und Fließwege, die seit ihrer Entstehung noch unverändert unter uns liegen.

Versuchen Sie einmal, die Position des südarabischen Hadramauts - etwa so groß wie die Bundesrepublik Deutschland - zu lokalisieren. Bestätigen Sie sich selbst, dass sämtliche, alle etwa gleich hohen Erhebungen von offensichtlich katastrophengebundenen Wasserfluten zerklüftet worden sind. Der frühere Wasserspiegel ist während der Dauerniederschläge bis zu deren allmählichem Abklingen von feinstem Wüstensand ersetzt worden. Dieser Sand ist offensichtlich kein Erosionsprodukt aus der umgebenden Berglandschaft.

Geradezu aufregend ist das gesamte südliche Arabien, das sich bis an die südliche Küste erstreckt. Man sieht im Vordergrund die südlichen Ausläufer der unendlichen Sandmassen, die farblich durchaus an die Oberfläche unseres Nachbarplaneten Mars gemahnen. Sie erstrecken sich nach Osten bis an den Persischen Golf. Seit dem Ausklang der Katastrophe ist landschaftlich bis heute keine Veränderung eingetreten. Trotz der sauerstoffreichen, aggressiven Zusammensetzung der irdischen Atmosphäre befinden sich sämtliche Steilhänge in immer noch ausgesprochen „frischem“ Zustand.



Bild 1: Stauseen unserer Tage wirken wie ein Kontrastmittel, wenn der angestiegene Wasserspiegel das Urstromtal und die uralten Zuläufe in unseren Tagen wieder auffüllt. Besonders in Wüstenregionen treten die Zerspülungen einer ungeheuerlichen Sintflut erst durch die gravierenden Farbunterschiede zutage. Die seit der Katastrophe praktisch noch unverändert daliegenden Zerspülungen haben sich früher infolge fehlender, visueller Unterschiede einer Entdeckung entzogen und sind ergo von allen wissenschaftlichen Fachbereichen bisher ignoriert worden.

Das östlich und südöstlich der ägyptischen Hauptstadt Kairo gelegene Wüstengebiet, das sich bis ans Rote Meer erstreckt, wird flächendeckend von unzähligen ausgetrockneten Wadis bzw. regelrechten Urstromtälern durchzogen. Unvorstellbare Regenfluten, von denen seit Menschengedenken nichts bekannt ist, haben die Landschaft während eines einmaligen Katastrophen-Ereignisses zerspült. Wie überall, liegt die Gelände-Oberfläche bis heute praktisch unverändert da.

Mit diesen Beispielen möchte ich Sie als Leser auf die entscheidenden Beobachtungen hinweisen, die von Gernot L. Geise bereits in SYNESIS Nr.6/2003 („Was geschah vor 12.000 Jahren?“) kommentiert worden sind. Ich

möchte Ihnen nunmehr Gelegenheit geben, die meine Schlussfolgerungen beweisenden Objekte selbst zu überprüfen. Ich hoffe sehr, dass ich Ihr persönliches Interesse an diesen scheinbar alltäglichen, aber eben deshalb um so erstaunlicheren Beobachtungsobjekten damit aktivieren kann. In meinem bereits vorgestellten Buch „Warum die Dinosaurier starben“ (ISBN 3-8311-4213-0), dessen aktuelle Auflage schon auf der Frankfurter Buchmesse im Herbst 2004 auslag, mache ich nicht nur auf die Trümmer des Ereignisses aufmerksam, sondern habe mithilfe ganz gezielter ingenieurtechnischer Logikschritte die Konsequenz gezogen, dass das von mir vermeldete Katastrophen-Ereignis tatsächlich nur etwa 12.500 Jahre zurückliegen kann. Das Buch wird auch auf der Leipziger Buchmesse im März 2005 präsentiert (Stand des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels und Stand der Buchhersteller Books on Demand BoD).



Bild 2: Im Großraum Süd-Arabien sind die flächig ausgebreiteten, einstmals zu einer einheitlichen Höhe angestiegenen Erhebungen von den Regenfluten der „Sintflut“ ausgewaschen worden. Die gesamte Landschaft, die etwa die Flächengröße der Bundesrepublik Deutschland aufweist, bildet eine gleichförmig reliefierte Felsformation mit bizarren Steilabbrüchen von

typischer Gestaltung, die sich weltweit an vergleichbaren Objekten feststellen lässt. Einige tausend ehemalige Wasserläufe, von jeweils kurzen, breiten Trockentälern über voluminöse Flusstäler bis zu kilometerbreiten Urstromtälern besitzen steil abfallende Ränder, die bei jedem Sonnenstand scharfe Schatten werfen. Die nahezu senkrechten Steilwände aus zahlreichen, übereinander liegenden „Schichten“ sind augenscheinlich während eines einzigen Ereignisses entstanden. Alle Täler sind seit dem Katastrophen-Ereignis mit horizontal abgelagerten Sandmassen wie mit einem Wasserspiegel gefüllt. Die Landschaft hat sich offensichtlich bis heute nicht verändert. Dieses Gebiet bietet die wohl eindrucksvollste Bestätigung einer Dauerregen-Periode. Vergleichen Sie aber auch einmal Labrador und das östlich vom Kimberley-Plateau im Nordwesten Australiens gelegene Mündungsgebiet des Pentecost Rivers. Die so genannte Kimberley Range weist praktisch mit dem Hadramaut-Gebiet identische Reliefstrukturen auf.

Eine direkte Überprüfung der von mir weltweit beobachteten Objekte ist inzwischen durch die Benutzung von Satellitenfotos mit hoher Auflösung möglich, die der Öffentlichkeit heute zur Verfügung stehen. Wir flogen im Unterschied zu den heute gebotenen Möglichkeiten damals mit langsamen, meist niedriger operierenden Propellermaschinen, die mit den heutigen Jets nicht zu vergleichen sind. Dadurch dürften sich die damaligen Beobachtungsmöglichkeiten gerade innerhalb der letzten 20 Jahre insoweit einschränkend verändert haben, dass sie sich heute wohl nur unter erheblichem finanziellem Aufwand nachvollziehen ließen. Die aus der Fliegersicht festgestellten Trümmerlandschaften liegen tatsächlich und tagtäglich vor unser aller Augen.

Ich möchte nun zunächst auf den ausgezeichneten Beitrag von Dr. Dipl.-Ing. H.-J. Zillmer hinweisen, den er unter dem Titel „Trügerische Eisbohrkerne“ in seinem Buch „Irrtümer der Erdgeschichte“ (ab Seite 212) entwickelt hat und der die messtechnischen Unzulänglichkeiten sowie die dadurch fehlerhaften offiziellen Rückschlüsse interpretiert. Weil gerade die Eisbohrkerne eine erdgeschichtliche „Ruhezeit“ von wenigstens 750.000 Jahren zu vermitteln scheinen, schließt man amtlicherseits jedes Katastrophen-Ereignis kategorisch aus. Dass man sich selbst in den führenden wissenschaftlichen Institutionen kaum oder gar keine Gedanken darüber macht, wann und auf welche Weise die von mir gemeldeten Reaktionen der Lufthülle und Erdkruste überhaupt zustande gekommen sein mögen, beweist ein mir zugeleitetes amtliches Statement. Danach geht man davon aus, dass die Eisbohrkerne des EPICA-Programmes eine Periode von 750.000 Jahren erfassen, in der sich die atmosphärischen Bedingungen praktisch nicht geändert hätten. Weil man die von mir postulierte Katastrophe innerhalb der erbohrten Eisschichten nicht feststellen kann, schließt man das Ereignis als solches (so knapp wie möglich formuliert) grundsätzlich aus. Man ignoriert in geradezu leichtfertiger Weise, dass die von mir gemeldeten Hinweise deutlich eine katastrophenbedingte Vereisung im Sinne einer „Eiszeit“ erkennen lassen, die noch nicht weit zurückliegen kann. Diese Eiszeit ist inzwischen, d. h. seit dem Abklingen der unmittelbaren Katastrophenfolgen, bereits so weit wieder abgetaut, dass

genau die für einen Nachweis erforderlichen Eisschichten vermittels der Eisbohrkerne ohnehin nicht nachweisbar wären. Tatsächlich ist es auf Grund meiner Recherchen legitim, die offizielle Bewertung des Eisbohrkern-Projektes grundsätzlich anzuzweifeln.



Bild 3: Im Vordergrund liegt der rötlich gefärbte Sand des südlichen Arabien. Der Blick geht aus nördlicher Richtung zur Küste des Golfes von Aden. In der rechten oberen Bild-Ecke beginnt der Jemen. Aus der Fliegersicht erkennt man die unzähligen Urstromtäler, die in die dunklen Gebirgsgruppen gespült worden sind. Das, was wie Wasser aussieht, ist feinsten Sand. Die gesamte Landschaft liegt seit Menschengedenken praktisch trocken und befindet sich im selben Zustand wie unmittelbar nach dem Katastrophen-Ende. An diesem Statement ändert auch eine mir Ende des Jahres 2004 vom Deutschen Forschungszentrum für Luft- und Raumfahrt DLR übermittelte Feststellung nichts. Dieser Bescheid lautete wörtlich: „Dies ist nicht ganz richtig ... Selbst heute noch werden in Teilen der Sahara kurze, aber intensive Niederschlagsereignisse beobachtet.“ Es folgte ein Verweis auf die Messergebnisse des amerikanisch-japanischen Satelliten TRMM und der Befund: „Die von Ihnen beobachteten Strukturen sind also zweifellos auch durch normale Erosionsprozesse erklärbar“. Weil sämtliche Regenereignisse unserer Gegenwart stets in Toleranzbereichen auftreten, deren Arbeitsleistung auch hinsichtlich extremer Ereignisse bekannt ist, kommen aber selbst schwere Regenfälle, über lange Zeiträume summiert, keinesfalls als Ursache für die von mir gemeldeten Zerspülungen in Frage.

Meine Schlussfolgerungen, dass auch die Entstehung sämtlicher irdischen Gebirge unmittelbar mit dem Katastrophen-Ereignis zusammenhängen dürfte, wird in dem erwähnten amtlichen Befund wortwörtlich wie folgt kommentiert: „... die von Ihnen beobachtete Ähnlichkeit in den Gebirgsstrukturen kann kaum als hinreichendes Argument für Ihre Theorien gewertet werden, da in allen Fällen gleiche geologische Vorgänge gewirkt haben“. Dieser lapidare Kommentar wurde mir vor einigen Wochen auf Veranlassung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung vom Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) zugeleitet, nachdem ich einen Beobachtungsbericht eingereicht hatte. Somit schließt man sich auch amtlicherseits ganz klar der allgemeinen Auffassung an, dass wir Menschen ohnehin keinen Einfluss auf derartig übergeordnete Naturereignisse haben und ergo auch keine diesbezüglichen Aktivitäten zu entwickeln brauchen. Dementsprechend werden wir seit Generationen „angewiesen“, unsere Umwelt als ein Ergebnis aus unzähligen Einzel-Zufällen zu betrachten. Diese Zufälle seien grundsätzlich durch günstige kosmische Konstellationen entstanden, die sich ihrerseits schon „vor Ewigkeiten“ abgespielt hätten.

Die heute allgemein verbreiteten, streng anthropozentrisch disponierten Bildungsprogramme erzielen hierbei ein bisher unerschütterliches Existenzbewusstsein, das den Menschen stets an die Spitze jeglicher Entwicklung projiziert. Obwohl international mit einem unerhörten finanziellen Aufwand nach möglichem Leben im All gesucht wird, rechnet man ganz offensichtlich damit - wenn überhaupt -, auf niedriger entwickelte Lebensformen zu stoßen.



Bild 4: Bis ans Rote Meer erstreckt sich die Wüste, die unmittelbar am östlichen Stadtrand der ägyptischen Hauptstadt Kairo beginnt. Der

senkrechte Blick aus einigen tausend Metern Höhe lässt einwandfrei erkennen, dass das gesamte Gebiet vor noch nicht allzu langer Zeit flächendeckend von einer einmaligen Dauerregen-Katastrophe zerspült worden ist, die jedes Maß selbst extremer Wetter-Ereignisse überschritten hatte. Die unzählbaren, trockenen Flussbetten und Rinnsale, die häufig eine Breite von weit über 100 Metern aufweisen, weisen praktisch bis heute noch keine durch Wetterereignisse der heutigen Intensität erzeugte Erosion auf. Mit den nur wenige tausend Meter hoch und gemächlich dahinfliegenden Propellermaschinen der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts dauerten die einzelnen Flüge zwischen zwei und drei Stunden, in denen sich das Landschaftsbild nicht veränderte. Die Zerspülung ist weltweit feststellbar. Sie hat flächendeckend eine überall identische Arbeit geleistet.

Wie ist es zu dieser weltweit manifestierten Lehrmeinung gekommen? Das größte Hemmnis ist zweifellos aus der Schaffung spezieller und damit autorisierter wissenschaftlicher Fachbereiche (Fakultäten) entstanden, deren Kompetenz fast immer die Anhörung unerwünschter Entdeckungen oder Erkenntnisse, aber auch viele dringend notwendige Querkontakte zwischen den Fakultäten verhindert. In meinem o. g. Buch habe ich Denkanstöße vermittelt, die bisher bei den offiziellen Institutionen dementsprechend erst einmal Ablehnung erzeugen.

Die heutige offizielle Darstellung besagt, dass sich sämtliche Landschaften der Erde in einer weitestgehend gleich gebliebenen Atmosphäre innerhalb von Ewigkeiten gewaltlos und vom Menschen unbemerkt „gebildet“ hätten. Damit wird weltweit ein angenehmes Gefühl von Sicherheit vermittelt, das in Wirklichkeit jedoch trügerisch ist und der Menschheit in Richtung einer etwaigen Vorsorge keinesfalls dienlich sein kann. Dabei wird beispielsweise seit Jahrzehnten unterschlagen, dass es alte Seekarten gibt, die beweisen, dass der Mensch bereits vor dem Katastrophen-Ereignis die damals noch eisfreie Antarktis geografisch präzise dokumentiert hat (Piri Re'is). Die heute (noch) vorhandenen Dickeis-Panzer, die ja zur Zeit der Seekarten-Anfertigung noch nicht existierten, weisen derartig überzeugend auf die zeitliche Nähe des Ereignisses hin, dass die amtliche Auswertung des o. g. EPICA-Projektes tatsächlich nur auf falschen Annahmen beruhen kann. Die Eisbohrkerne repräsentieren demnach offensichtlich keine „Jahresringe“. Es wird auch bislang keine logische Erklärung dafür angeboten, dass die Sahara vor etlichen tausend Jahren noch üppig belebt war. Über die Herkunft der ungeheueren Sandmassen macht man sich schon gar keine Sorgen. Ich stelle in meinem Buch eine an Science-Fiction erinnernde Lösungsmöglichkeit vor, die dessen ungeachtet nach einer wissenschaftlichen Diskussion verlangt.

Während also mahnende Hinweise von vermeintlich inkompetenter Seite ignoriert oder verharmlost werden, scheut man sich nicht, das besagte anthropozentrische Existenzbewusstsein über die Medien fast wöchentlich immer mehr zu festigen. Ein aktuelles Beispiel für die Leichtfertigkeit, mit der die von mir aufgezeigte Problematik unseres Raumschiffes Erde vertuscht und verharmlost wird, repräsentierte die erst am 3. Januar 2005 von RTL

ausgestrahlte Sendung „Die letzten Jahre der Dinosaurier – Der Vulkanausbruch“. Die Hersteller dieser „lehrreichen“ Sendung erlaubten sich in geradezu unverschämter Weise, dem Betrachter einen Lebensraum zu suggerieren, der sich im Laufe von 80 Millionen Jahren weder innerhalb der Atmosphäre noch an der Erdoberfläche auch nur im Geringsten verändert hätte. Völlig im Gegensatz zu den Realitäten basiert demnach die wissenschaftliche Lehrmeinung auf der Annahme, dass die geophysikalischen Rahmenbedingungen seit Urzeiten praktisch gleich geblieben sind. Die vermeintliche Langlebigkeit unserer Biosphäre wird aber schon durch zahlreiche erdgeschichtliche Ereignisse in Frage gestellt, die sich erst in allerjüngster Vergangenheit abspielen. Wenn wir nur zwei oder drei Jahrzehnte zurückblicken, dann stellen wir Ereignisse fest, die durchaus geeignet sind, das Antlitz unseres Lebensraumes nachhaltig zu verändern. Vulkanausbrüche vom Umfang des Mount St. Helens, das rapide Abschmelzen des Polareises und der Hochgebirgsgletscher sowie auch die offensichtliche Zunahme von Stürmen und Überschwemmungen in Regionen, die bisher als wettersicher galten, seien beispielhaft zitiert. Auch das Tsunami-Unglück in den Weihnachtstagen des vergangenen Jahres 2004 lässt erkennen, dass von einer Stetigkeit innerhalb unserer Biosphäre keine Rede sein kann. Unter dem Aspekt, dass das beständig abschmelzende „ewige“ Eis als Ausklang der von mir festgestellten Katastrophe betrachtet werden muss, die erst vor vermutlich etwa 12.500 Jahren stattfand, lässt sich eine zunehmende Bedrohung der vermeintlich selbststabilisierenden natürlichen Regelkreise der Natur voraussehen. Die über 35 Jahre hinweg gesammelten Beobachtungsergebnisse aus unzähligen dienstlichen und privaten Flügen über die Landschaften der Erde hinweg lassen die vorgelegten Schlussfolgerungen zur Gewissheit werden.

Bildnachweis: Alle Fotos Peter Brüchmann



Peter Brüchmann

Warum die Dinosaurier starben

Sensationelle Beobachtungen aus der Sicht eines Luftfahrt-Ingenieurs

Books on Demand 2003

ISBN 3-8311-4213-0

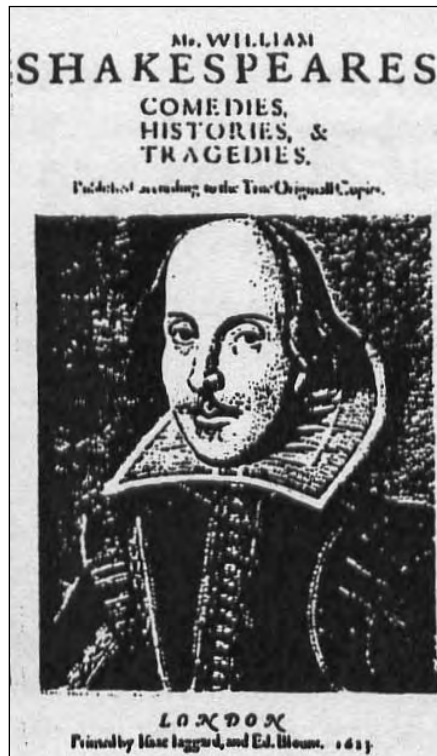
Zum Thema Shake-speare

In den Kreisen der so genannten „Studierten“ gibt es eine Aufteilung in Geisteswissenschaftler und Naturwissenschaftler. Die so genannten Geisteswissenschaftler haben dabei den Geist für sich gepachtet, sodass sie auf die Naturwissenschaftler mit ihren normalen Dingen des Lebens von oben her herabschauen. Der Autor dieses Berichtes stammt dabei aus einer Familie mit banalem Hintergrund, sodass sie unter einer Konkurrenzfamilie, welche ihr Leben ausschließlich den Dichtern Goethe und Schiller widmeten, zu leiden hatte. Da der Autor seinerzeit ein so dämliches Studium wie Elektrotechnik an der TH München betrieb, war er bei der bekannten Konkurrenzfamilie natürlich unten durch.

Aus dieser Konstellation heraus war dann auch das Wort „Shakespeare“ in der Jugend des Autors so eine Art Fremdwort geblieben. Die einzige Ausnahme bildete das shakespearsche Stück „Julius Cäsar“, welches während der 50er Jahre in der Münchner Residenz zur Aufführung gelangte. Da man zu seiner Aufführung eine große Anzahl von militärischem Fußvolk benötigte, war der Autor als Komparse angeheuert worden mit der Folge, dass er entsprechend dem Spielplan der Münchner Residenz relativ häufig in einer militärischen Verkleidung am Rand der Bühne herumstand, um auf ein vorgegebenes Signal hin mit seiner Lanze unter Lärmentwicklung heftigst auf den Boden zu stampfen. Ansonsten sind dem Autor nähere Einzelheiten des Handlungsablaufes des Stückes im Laufe der Zeit abhanden gekommen.

Jahre gingen durchs Land. Seinen Diplom-Ingenieur in München hatte der Autor im Jahre 1957 geschafft. Es folgten einige schöne Jahre in Frankreich mit viel Wein, Weib und Gesang und einer Doktorarbeit über das etwas merkwürdige Verhalten von Gold-Kobalt-Legierungen bei Tiefsttemperaturen. Das Thema „William Shakespeare“ wurde auch dabei weitgehend gemieden.

Daran anschließend verbrachte der Autor die frühen 60er Jahre in den USA als Zivilangestellter der US-Navy in dem US-Navy-Weapons-Laboratory in Dahlgren/Virginia. Es ging seinerzeit darum, wie man Bomben und Raketen sicherer macht, damit sie nicht losgehen oder einem um die Ohren pfeifen, wenn man das gerade nicht wünscht. Das war natürlich ein sehr menschenfreundliches Bestreben. Dabei entwickelte der Autor gelegentlich Aktivitäten, welche nicht



ganz so gerne gesehen waren. Indem er sich einmal auf eine Atombombe setzte, die etwas unbeachtet auf dem Flugdeck eines in der Karibik herumdümpelnden Flugzeugträgers herumstand, oder indem er bei einem sonntäglichen Badeausflug auf Guantanamo auf Kuba mit seiner alten Leica herumfotografierte, ohne allerdings zu wissen, dass das ganze Gestrüpp neben der Straße mit allem nur denkbaren Minenzug verseucht war (Der Film wurde seinerzeit konfisziert, jedoch nach seiner Entwicklung unversehrt wieder zurückgegeben!). Oder auch indem er auf einer kleinen Insel der Aleuten in Alaska ziemlich ungewollt kurzzeitig das ganze Radarsystem der Amerikaner lahm legte, sodass die bösen Russen mit ihren Raketen hätten angreifen können, wenn sie es gewollt hätten (Glücklicherweise haben sie nicht gewollt!).

In besagtem US-Weapons-Laboratory in Dahlgren/Virginia arbeitete seinerzeit auch ein promovierter Mathematiker irischer Abstammung namens Justin MacCarthy. Mit demselben freundete sich der Autor an, indem er abends häufig Schach mit ihm spielte. Dieser Justin kam eines Tages zu ihm und erzählte, er habe eine wahnsinnige Entdeckung gemacht. Er wüsste nämlich jetzt, wer diese Stücke von William Shakespeare geschrieben habe. Auf diese Weise wurde der Autor über seinen Freund irischer Abstammung mit der ganzen Anti-Strat-

ford-Thematik konfrontiert, über welche er bis zu dem damaligen Zeitpunkt noch nie etwas gehört hatte. In der Folge ergab sich ein verlängerter Wochenendausflug nach New York. Bei welcher Gelegenheit der Autor in einem Buchladen sein immer noch existierendes Exemplar einer Faksimile-Ausgabe des Originalfolios von Shakespeare aus dem Jahr 1623 für 10 US-Dollars erstand. Im Rahmen weiterer Gespräche konnte sein irischer Mathematikerfreund in der Tat auf gewisse Textpassagen in den shakespearschen Stücken hinweisen, in welchen ganz eindeutige Anspielungen auf die ovidischen Metamorphosen zu finden waren. Da Ovid während der Gymnasialzeit des Autors in Bregenz sein Lieblingsschriftsteller in Latein gewesen war und einige Dinge über diesen Dichter sich in seinem Langzeitgedächtnis erhalten hatten, konnte er diese ovidischen Spuren in den Stücken von William Shakespeare nachvollziehen. Dies hatte zur Folge, dass sich auch bei ihm die Frage stellte, wie diese ovidischen Spuren da hinein kamen, wo doch nach offizieller Version die Stücke von William Shakespeare von einem ganz gewöhnlichen Bürger aus der Ortschaft Stratford-upon-Avon geschrieben worden waren, und man davon ausgehen musste, dass ein gewöhnlicher Bürger aus Stratford nie und nimmer von den ovidischen Metamorphosen Kenntnis erlangt hatte.

Als etwas störend erwies sich dann allerdings der Umstand, dass der promovierte Mathematikerfreund namens Justin MacCarthy als potenziellen Autor der Stücke einen ebenfalls aus Irland stammenden Adeligen namens Florence MacCarthy erkoren hatte, welcher politisch bedingt große Teile seines Lebens im Tower von London verbracht hatte. Unbeschadet dieser etwas merkwürdigen Namensidentität versprach der Autor trotzdem, dass er sich um diese Sache mit Shakespeare kümmern werde.

Da der Autor sich für seinen Aufenthalt in den USA eine zeitliche Obergrenze gegeben hatte, kündigte er bald darauf seinen Job bei der US-Navy und machte sich für die damalige Zeit noch sehr dramatisch mithilfe eines italienischen Dampfers auf den Weg zurück nach Europa. In seiner Heimatstadt München angekommen kaufte der Autor mit seinen ersparten US-Dollars einen roten Porsche, mit dem er umgehend nach England und Irland reiste, um sich um diese Shakespeare-Angelegenheit zu kümmern. Im Beauchamps-Tower von



London fand er dann in der Tat einige Wandeinritzungen des dort länger eingewanderten Florence MacCarthy, welche der Autor mit seiner Leica-Kamera fotografierte. Bei seiner Weiterreise nach Dublin konnte er dort auch noch ein Buch aus dem Jahre 1867 erstehen, welches den vielversprechenden Titel „The Life and Letters of Florence MacCarthy Reagh, Tarnst of Carbery, MacCarthy Mor“ hatte. Die darin veröffentlichten Briefe klangen dann allerdings derart erbärmlich, dass dieser Ire als Autor der shakespeareschen Werke wohl kaum in Frage kommen konnte. Trotzdem, die Lawine war bereits losgetreten: Auch sein Mathematikerfreund Justin MacCarthy hatte in der Zwischenzeit seinen Job bei der US-Navy geschmissen und stand Anfang 1965 plötzlich vor meiner Haustüre in München.

Da abgemacht war, dass man sich gemeinsam dieser Shakespeare-Angelegenheit widmen werde, und da es um diese Zeit in Deutschland eisig kalt war, setzten sich die beiden zukünftigen Shakespeare-Forscher in ein Auto und fuhren nach Sizilien, in der Hoffnung, dass es dort wärmer und angenehmer wäre. Dies war jedoch ein kleiner Irrtum, weil es im Winter in Meran wärmer als in Sizilien ist. Trotzdem, ein kleines Haus in Taormina konnte angemietet werden, worauf die Zusammenarbeit über die Autorschaft der shakespeareschen Stücke beginnen konnte. Die Sache stand jedoch unter einem schlechten Stern, weil Freund Justin MacCarthy weiterhin an seinen Verwandten Horence MacCarthy glaubte, während der Autor davon keineswegs überzeugt war. Die Sache endete damit, dass der Autor seinen Mathematikerfreund Justin bekochte, während derselbe lange Vorträge hielt, was er gerade an neuen Indizien für seinen Kandidaten herausgebracht habe, worüber der Autor nach ein oder zwei Stunden in der Regel einschlieft, worüber Freund Justin wiederum ungehalten war. Da der Autor dazu verdonnert worden war, dass es sich bei dieser Shakespeare-Sache um ein absolutes Geheimprojekt handele, dauerte es auch gar nicht lange, bis unten in der Ortschaft das Gerücht umging, die beiden Typen in dem angemieteten Haus seien schwul. Dieses

Gerücht löste sich dann erst in Wohlgefallen auf, nachdem mit den ersten warmen Frühlingstagen Touristinnen aus Schweden auftauchten.

Trotzdem, gelegentlich war der Autor auch bei dieser Shakespeare-Sache aktiv, indem er sich beispielsweise das Gälisch-Lexikon seines Freundes schnappte, um festzustellen, ob man nicht mit seiner Hilfe bei einigen unverständlichen Textpassagen etwas mehr Sinn erhalten könne. Eine derartige Textpassage, bei welcher dieses Gälisch-Lexikon sich als nützlich erwies, ist eine Stelle in dem Stück „Loves Labour's lost“, wo ein Schuljunge während einer Lateinstunde seinem Lehrer die Frage stellt:

„What is *Ab speld back ward with a horn on bis head?*“, worauf der Lehrer antwortet: „*Ba, puericia, with a horn added*“. Auf einer oberflächlichen Ebene scheint das ein ziemlich blödsinniges Herumgequassel mit den beiden Buchstaben A und B zu sein. Mithilfe des Gälisch-Lexikons wird daraus aber ein schmutziger Witz. Wenn man nämlich weiß, dass „Ab“ auf Gälisch „Abt“ bedeutet, während „Ba“ eine „Kuh“ ist. Ganz eindeutig lässt sich diese schmutzige Intention natürlich nicht belegen, aber sie steht hier zumindest im Raum.

Die Monate in Taormina vergingen im Fluge. Die Zusammenarbeit mit seinem amerikanischen Freund wurde immer schwieriger. Eines Tages fand Letzterer eine Eidechse in der Badewanne, worauf er beschloss, dass er zurück in seine Heimat reisen werde. Der Autor fand diesen Anlass zwar etwas merkwürdig, weil Eidechsen und Krokodile unterschiedliche Tiere sind, aber die Zeit war reif. Für den Autor waren die darauf folgenden Wochen in Taormina die besten seines ganzen Aufenthalts.

Die Jahre verstrichen. Beruflich bedingt lebte der Autor die meiste Zeit in München. Sein alter Freund Justin MacCarthy - mittlerweile in New Mexico lebend und als Übersetzer für die CIA tätig - besuchte ihn einige Male hier in Europa, wobei der Autor es meistens so einrichten konnte, dass er mit Freundin und ihm irgendwohin gen Süden in den Urlaub fuhr. Jedes Mal stellte der Autor dann allerdings die Frage: „*Und was macht unser Shakespeare?*“, worauf es dann immer hieß,

dass man an der Sache weiter arbeite. Aber so ganz glaubhaft klang es nie und konkret hatte der Autor auch nie etwas Schriftliches zu sehen bekommen. Aber Freunde sind nun einmal Freunde, und da will man natürlich auch nicht unmenschlich sein.

Und damit wäre diese ganze Sache mit dem Shakespeare eigentlich schon zu Ende gewesen, wenn nicht der Autor ganz unvermutet im Jahre 2001 das Buch von *Johl Michel* „*Wer schrieb Shakespeare?*“ (Verlag 2001) in die Hände bekommen hätte und dabei zum ersten Mal in seinem Leben auf Seite 203 eine Kurve eines Herrn Thomas Mendenhalls aus dem Jahre 1901 sah, welche aus seiner Sicht bezüglich der wahren Autorschaft der shakespeareschen Stücke eine derart eindeutige Richtung vorgibt, dass der Autor auf seine alten Tage hin sich der Thematik „Shakespeare“ dann doch noch stellen musste. Zugegebenermaßen, der neue Autor des Stückes war nunmehr nicht mehr ein Katholik namens Florence MacCarthy aus Irland, sondern ein katholischer Engländer namens XXX, welcher aufgrund anderer Aktivitäten bereits damals sehr bekannt war.

Aufgrund der eigenen Aktivitäten des Autors in dieser Richtung sind zuerst kürzere Manuskripte mit zunehmender Länge entstanden. Eines dieser ersten Manuskripte ist in der Folge wiedergegeben:

Wer schrieb Shakespeare?

Zu einer Äußerung über dieses Thema sehe ich mich aus zweierlei Gründen verpflichtet:

- Anfang der 60er Jahre arbeitete ich für die US-Navy in den USA und hatte damals einen guten Mathematikerfreund namens J. M. Dieser kam eines Tages zu mir und erzählte, er habe einen neuen Kandidaten für die wahre Autorschaft der Stücke von William Shakespeare namens Florence MacCarthy gefunden, der einen Großteil seines Lebens im Tower von London verbracht hätte. Die Sache klang seinerzeit irgendwie verlockend, sodass ich nach England und Irland reiste, um Material über diesen möglichen Shakespearekandidaten auszugraben. In Dublin

Shakespeare

störte ich dann auch ein Buch mit dem Titel „*The Life and Letters of Florence MacCarthy Reach, Tanist of Carberry MacCarthy Mor*“. London 1867, auf. Die in diesem Buch veröffentlichten Briefe klangen dann aber derart erbärmlich, dass ich sehr schnell die Lust an weiteren Aktivitäten in dieser Richtung verlor. Ich verbrachte dann allerdings in dieser Sache noch einige Monate in Sizilien, aber die „Dolce Vita“ von Taormina war zugegebenermaßen ergiebiger.

- Der zweite Grund ist der, dass ich seit einigen Jahren das Pseudonym „Georges Bourbaki“ trage und somit über eigene Erfahrungen verfüge, wie es sich fühlt, wenn man plötzlich mit einem neuen Namen durch die Weltgeschichte stapft.

Der letzte Anlass zum Schreiben dieses Artikels war dann der Besuch in einer Buchhandlung, wo ich über das Buch von John Michell „*Wer schrieb Shakespeare?*“, Frankfurt 2001, stolperte. Die Lektüre dieses Buches regte mich dann derart auf, weil die Leute anscheinend so wenig Zivilcourage besitzen, dass sie nicht bereit sind, Farbe zu bekennen.

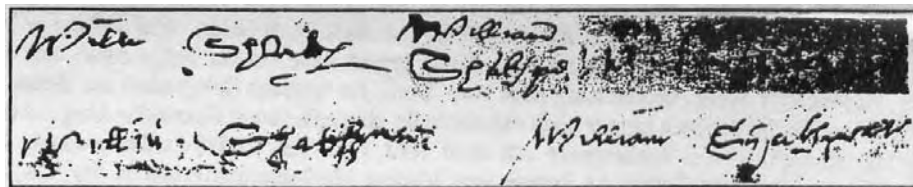
Wer also schrieb die Stücke von William Shakespeare?

Zur Einleitung vielleicht Folgendes: Über die Frage, wer die berühmten Stücke von William Shakespeare geschrieben habe, die bis in unsere Tage hinein überall auf den Bühnenbrettern dieser Erde zur Aufführung gelangen, gibt es seit Jahrhunderten einen sehr heftigen Streit,

- indem die so genannten „Stratfordianer“ behaupten, er wäre ein ehrenwerter Bürger aus der Ortschaft von „Stratford-upon-Avon“ gewesen,
- während die so genannten Häretiker bzw. Anti-Stratfordianer Kandidaten wie Lord Bacon, den Grafen von Oxford, den Earl von Derby, den Earl von Ruthland oder selbst Christopher Marlowe vorschlagen, wobei der Letztere den großen Nachteil besitzt, dass er viel zu früh, d. h. bereits 1593 ermordet worden war.

Über die vorhandene Thematik sind in den letzten Jahrhunderten tausende von Büchern und Zeitschriftenartikel geschrieben worden, sodass mit dieser ganzen Literatur eine Bibliothek gefüllt werden könnte. Dabei bestehen vor allem zwei Schwierigkeiten:

- Zum einen wird bei all diesen Diskussionen um die wahre Autorschaft der Werke von William Shakespeare immer wieder der Versuch unternommen, dass dabei die Kandidaten der Gegenseite angegriffen werden,



Von William Shakespeare existieren nur fünf Unterschriften, die so aussehen, als würden sie von verschiedenen Personen stammen.

nur um auf diese Weise von den Schwachpunkten des eigenen Kandidaten ablenken zu können.

- Darüber hinaus darf nicht übersehen werden, dass der ganze Shakespearekult um Stratford-upon-Avon mittlerweile zu einer weltweit agierenden Industrie geführt hat, welche zahllose Andenkenverkäufer, Touristenführer, Professoren, Buchautoren und Verleger finanziert. Wer könnte also schon diese „intellektuellen Postkartenverkäufer“ von ihren angestammten Verkaufsständen vertreiben?

Trotzdem, was wir über diesen William Shakespeare an Konkretem wissen, ist trotz zahlloser Recherchen äußerst mager. Mark Twain hat die vorhandene Situation einmal wie folgt umrissen: „*Die Biografien Shakespeares erinnern an den Brontosaurier, welchen man im Museum von New York bewundern kann: einige kleine Knochenfragmente, um welche herum eine Rekonstruktion unter Einsatz einer Tonne von Gips vorgenommen wurde.*“

Nach der Lektüre des eingangs genannten Buches gibt es jedoch zumindest aus meiner Sicht in Bezug auf die wahre Autorschaft der Stücke von William Shakespeare überhaupt nur eine einzige richtige Antwort, und darüber soll in dem Folgenden berichtet werden.

Wenn man sich mit der Frage der wahren Autorschaft den Stücken von William Shakespeare annähern will, so ist zuerst einmal festzustellen, dass 14 der 36 Stücke aus dem ersten Folio von 1623 ganz oder teilweise in Italien spielen, der Autor dieser Stücke somit Italien relativ gut gekannt haben musste, und das Land dem zufolge in einer gewissen Weise auch geliebt und geschätzt hatte.

Was aber ist mit diesem Herrn aus Stratford-upon-Avon? Nicht nur, dass es keinen einzigen Hinweis gibt, dass er während seines Lebens auch nur ein einziges Mal im Ausland gewesen war - nicht einmal eine Reise nach London lässt sich eindeutig belegen -, so ist es auch nicht einmal sicher, ob dieser Will Shakespeare aus Stratford jemals Schreiben und Lesen gelernt hatte. Eindeutig belegen lässt sich nämlich nur das Folgende:

- Die Eltern von William Shakespeare aus Stratford-upon-Avon, John und Maria Shakespeare waren Alpha-

beten, was seinerzeit in England auf dem Lande durchaus üblich war.

- Judith, die jüngere Tochter von William Shakespeare war ebenfalls Analphabetin, denn sie unterschrieb Dokumente mit einer Marke. Die ältere Tochter Susanne, welche mit einem Arzt verheiratet war, schaffte gerade noch die eigene Unterschrift. Aber für sehr viel mehr reichte es anscheinend auch nicht.

Was also ist von den Schreib- und Lesekünsten dieses William Shakespeare zu halten, welcher zwischen diesen beiden Generationen von Analphabeten eingeklemmt war? Von Anfang an musste derselbe diesbezüglich relativ schlechte Karten gehabt haben, denn von den eigenen Eltern konnte er ja das Lesen und Schreiben schlecht gelernt haben, was seinerzeit anscheinend eine Grundvoraussetzung für einen Schulbesuch an der Volksschule von Stratford war. Darüber hinaus existieren von diesem William Shakespeare nur fünf Unterschriften, die in der obigen Abbildung wiedergegeben sind.

Man muss nicht unbedingt ein Grafologe sein, um zu erkennen, dass dieses unwegsame Gekrakele nur sehr schlecht von dem größten literarischen Genie Englands stammen kann. Da die Schreibweisen der verschiedenen Buchstaben dieser Unterschriften zusätzlich noch sehr stark voneinander abweichen, sind einzelne Shakespeareforscher mittlerweile zu der Auffassung gelangt, dass diese Unterschriften - wie damals vielfach üblich - von Schreibern stammen, sodass selbst diese äußerst mageren Schreibkünste unseres Stratforders Shakespeare mit Fragezeichen zu versehen sind. In einem Leserbrief an die Times im Jahre 1985 hatte eine gewisse Jane Cox diesen Sachverhalt wie folgt umrissen: „*Die deutlichen Diskrepanzen zwischen den Unterschriften lassen die Ansichten der extremsten Anti-Stratfordianer glaubhaft erscheinen: Konnte dieser Mann überhaupt seinen eigenen Namen schreiben, von anderem gar nicht zu reden?*“

Wer also hat die Stücke von William Shakespeare denn geschrieben?

Anhand des beschriebenen Sachverhalts ergibt sich ganz eindeutig, dass es gleichzeitig zwei verschiedene William Shakespeares gegeben haben musste:



Da gibt es zum einen an einer Seitenwand der Pfarrkirche von Stratford-upon-Avon ein Denkmal, welches eine ziemlich dümmlich dreinblickende Person zeigt, die sich in einer anatomisch nicht so ganz korrekten Art und Weise auf einem „Mehlsack“ abstützt.

- Einen ziemlich ungebildeten Bauerntrampel namens Will Shakespere aus Stratford upon-Avon, welcher seinen Broterwerb - ganz ähnlich wie sein Vater John - als Malzhändler, Geldverleiher und ähnlichen Aktivitäten verdient hatte. Derselbe soll im Folgenden *Shakespeare 1* genannt werden.
- Und einen im Londoner Theatermilieu verkehrenden William Shakespeare, welcher neben seinen schauspielerischen Tätigkeiten vor allem ganz geniale Theaterstücke schrieb. Dieser Shakespeare soll im Folgenden als *Shakespeare 2* bezeichnet werden.

Dazu noch folgende Bemerkung: In Deutschland gibt es recht geläufige Namen wie „Mayer“ und „Müller“, was dazu führt, dass bei derartigen Familiennamen identische Vornamen ziemlich häufig vorkommen. Allein im Münchner Telefonbuch werden etwa vierzig verschiedene „Hans Mayer“ genannt. In ähnlicher Weise ist im südlichen England der Familienname „Shakespeare“ relativ häufig, wobei zu bemerken wäre, dass es für diesen Familiennamen seinerzeit 57 verschiedene Schreibweisen gab. Aus diesem Grund hat es dann auch während der Jahre 1560-1614 in der Grafschaft von Rowlington, einige Kilometer nördlich von Stratford, gleich drei verschiedene „William Shakespeare“ gegeben. Es darf also überhaupt nicht verwundern, dass zum damaligen Zeitpunkt zwei „William Shakespeare“ auftraten, wobei der Stratford *Shakespeare 1* in der Regel als „Shakespere“ geschrieben wurde, während der Londoner *Shakespeare 2* - wie heute allgemein üblich - sich als „Shakespeare“ schrieb. Zur Herausstreichung eines gewissen Sachverhalts gelangte dabei teilweise noch ein ziemlich unüblicher Bindestrich „Shake-speare“ zur Verwendung.

Waren diese beiden Shakespeares also unterschiedliche Personen? Man muss es

wohl annehmen. Hier nur ein Beispiel, welches diesen Sachverhalt nahe legt:

- Am 1. Mai 1602 kaufte ein William Shakespere - in diesem Fall unser *Shakespeare 1* - einen Acker von 107 Äckern sowie Weidrechte auf der Gemeindeweide bei Stratford, wofür er 320 Pfund bezahlte.
- Ein Jahr später - d. h. am 19. Mai 1603 - erhielten neun namentlich genannte Schauspieler einschließlich William Shakespeare - in diesem Fall unser *Shakespeare 2* - aufgrund eines königlichen Patents das Recht, im Globetheater in London Theaterstücke aufführen zu dürfen.

Man muss keine großen Kenntnisse von Psychologie besitzen, um zu erkennen, dass Weidrechte in der Umgebung von Stratford und Bühnenauftritte im Globetheater von London derart unterschiedliche Interessenlagen voraussetzen, dass ein- und dieselbe Person dafür nur sehr schwer infrage kommen kann.

Dies führt zwangsläufig zu der nächsten Frage: Was haben diese beiden *Shakespeare 1* und *2* überhaupt gemeinsam? Oder anders gefragt: Was bringt die Stratfordianer auf die ziemlich abstruse Idee, dass diese beiden *Shakespeares 1* und *2* identisch seien, der geniale *Shakespeare 2* somit aus Stratford-upon-Avon stamme und daselbst begraben wäre? Die Antwort darauf kann nur lauten: herzlich wenig!

Eventuelle Überlappungen dieser beiden Personen können dabei nur an vier Stellen gefunden werden:

- Da gibt es zum einen an einer Seitenwand der Pfarrkirche von Stratford-upon-Avon ein Denkmal, welches eine ziemlich dümmlich dreinblickende Person zeigt, die sich in einer anatomisch nicht so ganz korrekten Art und Weise auf einem „Mehlsack“ abstützt (s. Abb.).

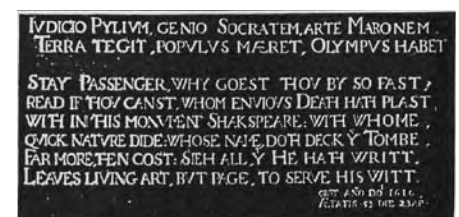
Unterhalb dieser anscheinend den *Shakespeare 1* zeigenden Büste gibt es dann noch die folgende Inschrift:

Diese Inschrift bezieht sich dabei ganz eindeutig auf den *Shakespeare 2*, denn diese Person wird gleich einleitend mit Sokrates und Vergil verglichen, was sich schwerlich auf einen Malzhändler beziehen kann, der sich auf einem Mehlsack abstützt. Das Todesdatum und das Alter der auf der Platte angegebenen Person beziehen sich jedoch ganz eindeutig auf den *Shakespeare 1*.

Demgegenüber muss jedoch vorgebracht werden, dass diese Platte wohl nachträglich, jedoch noch vor 1653 angebracht worden ist, weil eine von einem gewissen Dugdale in seinem Buch „Antiquities of Warwickshire“ (1656) gemachte Skizze bereits diese Platte zeigt. In der Folge hatten dann allerdings

die Stratfordianer ihr Werk begonnen, denn heute zeigt dieses Denkmal in der Pfarrkirche einen ganz anderen Herren, dessen Arme auf einem Kissen ruhen und dessen Hände eine Schreibfeder und ein leeres Blatt Papier halten.

- Der zweite Hinweis auf eine Verbindung der beiden *Shakespeares 1* und *2* ergibt sich aufgrund eines dreiseitigen Testaments, welches von einem Notar Anfang 1616, d. h. kurz vor dem Tod von *Shakespeare 1* verfasst worden war. Darin werden als einzige Freunde aus der Londoner Szene die Schauspielerkollegen Richard Burbage, John Hemminge und Henry Condell genannt, welche testamentarisch jeweils 28 Schillinge und 8 Pence für den Kauf von Erinnerungsringen erhalten sollten, was natürlich als ein Hinweis auf den *Shakespeare 2* zu werten ist. Diese Textzeile wurde jedoch nachträglich zwischen zwei bereits vorhandene Textzeilen eingefügt, sodass auch diese Querverbindung zwischen den beiden Shakespeares relativ wertlos erscheint.
- Ein dritter möglicher Hinweis auf eine Querverbindung zwischen den beiden *Shakespeares 1* und *2* ergibt sich aufgrund eines Gedichts von Ben Jonson im Vorwort des ersten Folios von 1923, in welchem er den Ausdruck „Sweet Swan of Avon“ verwendet, was von allen Stratfordianern natürlich als ein Hinweis auf den *Shakespeare 1* mit seinem Wohnsitz in Stratford-upon-Avon gewertet wird. Jedoch auch dieser Hinweis erweist sich bei näherer Betrachtung als höchst zweifelhaft, weil es seinerzeit eine bei Philosophen und jungen Poeten sehr beliebte Lady Pembroke gab, welche in einem „Wilton House“ an einem Fluss namens Avon in Wiltshire wohnte, sodass man durchaus annehmen kann, dass mit dem „süßen Schwan“ diese Lady am Flusse Avon gemeint war.
- Schließlich gibt es noch einen unmittelbaren Hinweis im ersten Folio von 1623, in dem ein gewisser L. Digges auf den angeblich 1616 verstorbenen William Shakespeare einen Nachruf schrieb, dessen vierte Zeile wie folgt lautet: „*And Time dissolves the Stratford Monument*“, womit sich Digges ganz eindeutig auf das „Mehlsack-Denkmal“ in der Pfarrkirche von Stratford-upon-Avon bezieht.



Shakespeare

Und das war es dann auch schon! Unter diesen Bedingungen muss man sich natürlich schon fragen, warum die Stratfordianer mit so wenig Konkretum in der Hand so ein Gedöns um diesen Malzhändler aus Stratford-upon-Avon machen?

Wenn also *Shakespeare 1* und *Shakespeare 2* zwei verschiedene Personen waren, von welchen der *Shakespeare 1* ein geldverleihender Malzhändler aus Stratford-upon-Avon ohne jegliche Schulbildung war, wer war dieser ganz geniale William *Shakespeare 2*?

Es gibt da eine ganz einfache wissenschaftliche Methode, mit welcher man feststellen kann, ob vorhandene literarische Texte von ein- und derselben Person stammen. Diese Methode nennt sich „Stylometrie“ und besteht darin, dass man die Wortlängen von zwei Texten auszählt und daraus Verteilungskurven ableitet, die man miteinander vergleicht. Erstmals wurde dieses Verfahren von dem Physiker und späteren Präsidenten der American Association for the Advancement of Science, Thomas Mendenhall, eingesetzt, um aufgrund von derartigen „literarischen Fingerabdrücken“ der Frage der wahren Autorschaft der Stücke von William Shakespeare einen Schritt näher zu kommen. Bei einem Vergleich der Wortlängen von etwa 200.000 Wörtern aus den Werken von Bacon mit einer entsprechenden Textprobe aus den Werken von William Shakespeare ergaben sich jedoch keine Übereinstimmungen: Bacon verwendete mehr Worte mit zwei und drei sowie 7 bis 13 Buchstaben, während Worte mit vier bis sechs Buchstaben im Vergleich zu den Werken von Shakespeare unterbesetzt blieben.

Bei einem Vergleich der statistischen Verteilung der Wortlängen von Texten von Christopher Marlowe und mit denen von William Shakespeare ergab sich jedoch überraschenderweise eine vollkommene Übereinstimmung [siehe T. Mendenhall „A Mechanical Solution to a Literary Problem“ in The Popular Science Monthly vom Dezember 1901].

Da dieser literarische Fingerabdruck zwischen Christopher Marlowe und William Shakespeare eine vollkommene Konkordanz liefert, dürfte es aus der Sicht eines Wissenschaftlers keinen Sinn ergeben, weiterhin nach möglichen Kandidaten der wahren Autorschaft der Stücke von William Shakespeare zu suchen. Hier ist nämlich bereits die Lösung des Rätsels!

Wer also war dieser Christopher Marlowe, und warum hat derselbe eine derartige Personenumwandlung vorgenommen?

Zuerst einmal ein paar persönliche Daten aus dem Leben von Christopher Marlowe:

- 26. Februar 1564: Geboren als ältester Sohn des Schuhhändlers John Marlowe und seiner Frau Katharine (gleiches Geburtsjahr wie der Stratford *Shakespeare 1*!).
- 1578-1580: Stipendium zum Besuch der King's School in Canterbury. (Im Gegensatz zum Stratford *Shakespeare 1* scheint dieser Junge anscheinend sehr intelligent gewesen zu sein!)
- 1581-1586: Stipendium zum Studium der Theologie am Corpus Christi College in Canterbury.
- 1587: Erlangung des Magistertitels. (Nachdem durch einen Brief des Privy Councils - d. h. des Geheimen Kronrats - den Universitätsbehörden mitgeteilt worden war, dass Christopher Marlowe in den Diensten seiner Majestät gewissen geheimdienstlichen Aktivitäten einschließlich einer Reise nach Reimes nachgegangen sei, was gewisse unerlaubte Absentinenzen während des Studiums bedingt habe, wird der zuvor verweigerte Magistertitel dann schließlich trotzdem verliehen!)
- 1589: Festnahme wegen Beteiligung an einer Schlägerei, bei welcher es zu einem Totschlag kam. Freilassung auf Bewährung.
- 1592: Duell mit dem Musiker der Kathedrale von Canterbury, wobei es allerdings zu keinem Blutvergießen kam.
- 30. Mai 1593: Entsprechend der offiziellen Version Ermordung in einer Gastwirtschaft.

Zur Erläuterung sollte hier noch erklärt werden, dass Christopher Marlowe in seinen jungen Jahren - d. h. zwischen 1587 und 1593 - ein paar sehr geniale Theaterstücke wie „Tamburlain The Great“, „Doctor Faustus“, „The Jew of Malta“, „Eduard the Second“, „The Massacre at Paris“ und „Dido, Queen of Carthago“ sowie einige Gedichte geschrieben hatte und auf diese Weise dabei war, in England ein berühmter Dramaturg zu werden. Die Encyclopedia Britannica von 1883 bringt am Ende ihres Artikels über Christopher Marlowe folgendes zum Ausdruck: „*Before him there was neither genuine blank verse nor genuine tragedy in our language. After his arrival the way was prepared, the paths were made straight for Shakespeare.*“

Abgesehen von der bereits erwähnten Wortlängenübereinstimmung bestehen darüber hinaus ganz eindeutige Parallelen zwischen den frühen Werken von William Shakespeare und Christopher Marlowe, indem das Theaterstück von Marlowe „The Jew of Malta“ in vieler Hinsicht die Thematik von Shakespeares Stück „Der Kaufmann



Heute zeigt das Denkmal in der Pfarrkirche einen ganz anderen Herren, dessen Arme auf einem Kissen ruhen und dessen Hände eine Schreibfeder und ein leeres Blatt Papier halten.

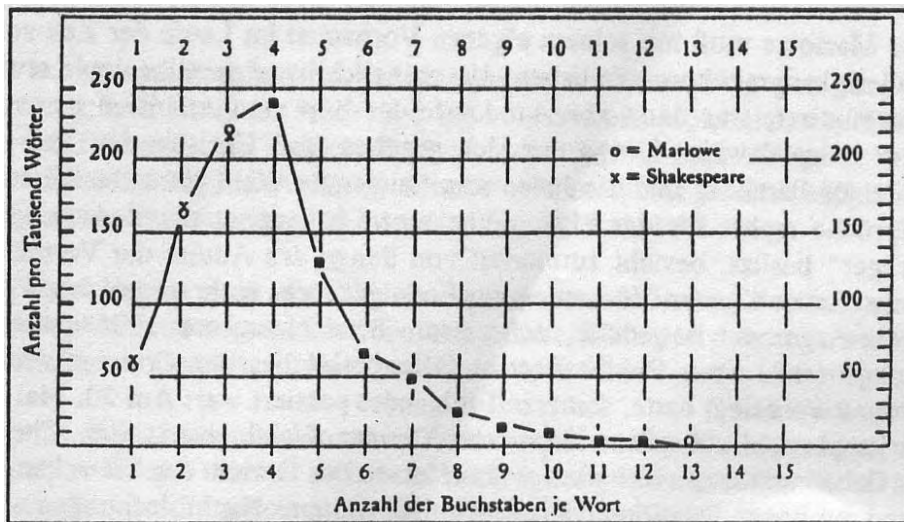
von Venedig“ gleicht. In Bezug auf andere Werke heißt es in der Encyclopedia Americana von 1973: „*Shakespeare, who clearly imitated Marlowe in Richard III. and produced Richard II. in rivalry of Edward II., did not in these two plays surely surpass his master.*“ Hier wird somit sogar ausgesagt, dass Christopher Marlowe teilweise noch besser als der frühe Shakespeare gewesen sei.

Dabei muss man sich natürlich die Frage stellen, wenn schon Christopher Marlowe und William Shakespeare sowohl in Bezug auf die Wortlängenverteilung als auch ihre dichterischen Qualitäten so weit übereinstimmen, warum wird diese Möglichkeit einer Personenidentität nicht näher untersucht? Die Antwort kann nur lauten: Ich weiß es nicht! Dabei liegen die Dinge doch ziemlich auf der Hand.

Auf Folgendes sollte hier in diesem Zusammenhang unbedingt noch hingewiesen werden: Christopher Marlowe verschwand im Jahre 1593 von der Bildfläche. Für eine auf den Theaterbühnen sehr geschätzte Personenumwandlung war dies genau der richtige Zeitpunkt, denn von diesem Zeitpunkt an tauchen mysteriöserweise auch die ersten literarischen Stücke auf, welche den Namen von William Shakespeare tragen. Sollte man in so einem Fall nicht den nahe liegenden Schluss ziehen dürfen, dass Christopher Marlowe 1593 gar nicht ermordet wurde, sondern unter Annahme einer neuen Identität ganz einfach weitergelebt habe?

Für die tatsächliche Durchführung einer derartigen Personenumwandlung sprechen dabei die folgenden Umstände:

1. Als Beteiligter an Schlägereien und einem Duell muss Christopher Marlowe als ein ziemlicher Draufgänger und Abenteurer angesehen werden, dem man durchaus zutrauen kann-



Vergleich der statistischen Verteilung der Wortlängen von Texten von Christopher Marlowe und mit denen von William Shakespeare.

te, dass er einem Identitätswechsel gegenüber nicht abgeneigt war, zumal gerade auf den Bühnenbreitern derartige Personenumwandlungen gang und gäbe sind (Die Eigenschaft eines Abenteurers wird im übrigen auf der Widmungsseite der 1609 erschienenen Sonetten unmittelbar angesprochen!).

- Christopher Marlowe muss mit seinem eigenen Vornamen im Laufe der Zeit zunehmend Schwierigkeiten bekommen haben. Ursprünglich hatte er - wie erwähnt - Theologie studiert, war dann aber im Laufe der Zeit zum Atheisten geworden. Dabei hat er beispielsweise Dinge von sich gegeben, dass Christus den Tod mehr verdient habe als Barabbas, und die Juden somit eine gute Wahl getroffen hätten und ähnliche Sprüche mehr. Da der eigene Vorname Christopher die Bedeutung von „Christusträger“ besitzt, besteht zumindest vonseiten des Autors die Vermutung, dass Marlowe diesen eigenen Vornamen am Ende gar nicht mehr so geschätzt habe.
- Das tragende Argument ist jedoch, dass entsprechend einem erst 1925 entdeckten Untersuchungsbericht vom Public Record Office, welchen der Coroner dem geheimen Kronrat vorgelegt hatte, seinerzeit Folgendes passiert war: Am 20. Mai 1593 wurde Christopher Marlowe im Haus von Thomas Walsingham, dem Chef des englischen Geheimdienstes, verhaftet, worauf er vor das Gericht der „Sternkammer“ gebracht und nur gegen Kautions und vorbehaltlich weiterer Nachforschungen wieder freigelassen worden war. Um was es sich da im Einzelnen handelte, ist heute nicht so recht erkennbar. Angeblich ging es um irgendwelche atheistische Schriften, welche bei ihm gefunden worden

waren. Jedenfalls musste Marlowe der Boden unter den Füßen irgendwie zu heiß geworden sein, sodass er beschloss, seinen Widersachern ein kleines Schnippchen zu schlagen, um sich dieser Angelegenheit durch Annahme einer neuen Identität ein für alle Mal entziehen zu können.

Der genaue Ablauf dieses Untertauchens von Christopher Marlowe muss sich dann in etwa wie folgt abgespielt haben: Am 30. Mai 1593 - d. h. zehn Tage nach seiner Verhaftung - trifft er sich mit drei seiner „Spezeln“ vom englischen Geheimdienst, welche Ingram Friser, Nicholas Skeres und Robert Poley hießen und im Dienste des erwähnten Walsingham standen. Dieses Treffen fand in Deptford außerhalb von London statt, welches nur wenige Meilen vom Walsinghamschen Haus entfernt gelegen ist. Man verbrachte den Tag über in dem Haus einer Witwe namens Eleanor Bull, welche zur Aufbesserung ihrer kargen Rente einzelne Zimmer wohl auf Stundenbasis vermietete. In Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, hockte man also zu viert in einem kleinen Zimmer herum, ließ sich von Lady Bull etwas kochen und ging im Garten spazieren. Gegen Abend steigerte sich die Hektik: Unbemerkt von Mrs. Bull wurde eine Leiche angeliefert, welche von einem ausländischen Matrosen stammen mochte, der bei irgendeiner Schlägerei umgekommen war.

Für die Leute vom englischen Geheimdienst dürfte die Beschaffung einer männlichen Leiche seinerzeit keine besonderen Schwierigkeiten bereitet haben. Möglicherweise hatte man da auch ein wenig nachgeholfen. Oben in dem kleinen Zimmer angekommen wurde die Leiche zuerst einmal inspiziert: Oberhalb des rechten Auges hatte sie eine tiefe Stichwunde, woran der Mann anschei-

gend verstorben war. Man entkleidete die Leiche und zog ihm die Klamotten von Christopher Marlowe an. Derweil machte sich Christopher Marlowe - ausgestattet mit neuen Klamotten - aus dem Staube und verschwand - mit oder ohne Auftrag des englischen Geheimdienstes, das wissen wir nicht - für ein paar Jahre im Ausland mit dem wahrscheinlichen Reiseziel Italien.

Zu diesem Zeitpunkt hatte man für Christopher Marlowe bereits einen schönen Namen ausgedacht: William Shakespeare. Dieser neue Name hatte Christopher Marlowe sicherlich gut gefallen, klingt er doch etwas mannhafter und kriegerischer als dieses blöde Gefasel vom „Christusträger“. Außerdem - der Name „Christopher Marlowe“ besteht aus elf und sieben Buchstaben, der neue Name William Shakespeare aus sieben und elf, es passt! Ob bereits damals dem englischen Geheimdienst der Malzhändler von Strafford-upon-Avon bekannt war, wer weiß es? Zumindest die Geburtsjahre der beider Personen stimmen überein.

In Abwesenheit von Christopher Marlowe - nunmehr William Shakespeare genannt - gingen die Dinge in dem Stundenhotel von Mrs. Bull folgendermaßen weiter: Man einigte sich darauf, dass Ingram Friser den Marlowe erstochen habe. Die tiefe Stichwunde am Kopf oberhalb des Auges war ja schon vorhanden. Damit der arme Friser nicht zu große Schwierigkeiten mit den Justizbehörden bekam, wurde eine rührige Geschichte erfunden: Man habe gemeinsam in aller Ruhe Backgammon gespielt, worauf Marlowe aufgrund einer entstandenen Spielschuld ganz plötzlich versucht habe, Friser zu erdolchen. Dieser habe sich jedoch gewehrt, habe dem Marlowe seinen Dolch entwenden können und dann wäre es eben passiert: Notwehr! Alles heulte natürlich vor lauter Rührseligkeit.

Erst am übernächsten Tag - d. h. 36 Stunden später - fand eine offizielle Untersuchung des aufgetretenen Todesfalles statt. Die Untersuchung wurde vom Coroner geführt, wobei als Jury sechzehn Bürger des Ortes zur Verfügung standen. Als Zeugen wurden einzig und allein die drei Herren des englischen Geheimdienstes Poley, Friser und Skeres vernommen. Die sagten natürlich aus, was zu sagen war. Friser wurde wegen öffentlicher Ruhestörung eingelockt, aber innerhalb eines Monats begnadigt und wieder freigelassen. Und damit war die Sache auch schon ausgestanden.

Der falsche Marlowe wurde in der Folge auf dem Friedhof der örtlichen Kirche von St. Nicolas begraben. Damit es später keine Schwierigkeiten geben konnte, wurde in das Sterberegister der

Shakespeare

Kirche als Todesdatum der 1. Juni 1593 eingetragen. Der Totschläger hieß dann plötzlich Francis Archer, was ja auch nicht schaden konnte.

Währenddessen trank der wahre Christopher Marlowe mit seinem neuen Namen William Shakespeare in aller Ruhe seinen italienischen Rotwein und freute sich des Lebens. Wenn Sie einmal nach Italien fahren und dabei so Städte wie Verona oder Venedig besuchen sollten, bitte seien Sie sich darüber bewusst: Vor vielen Jahren war ein gewisser William Shakespeare bereits hier gewesen und hat Material für seine in der Folge noch zu schreibenden Theaterstücke gesammelt.

Was spricht dafür, dass sich die Dinge tatsächlich derart abgepielt haben?

- Das Stück von Christopher Marlowe „The Jew of Malta“ wurde bereits während der offiziellen Lebzeiten von Marlowe sehr häufig gespielt. Erst nach 1593 - d. h. nach dem offiziellen Todesjahr - wurde diesem Stück ein Prolog vorgesetzt, in welchem ein Machevil zu Worte kommt, was als ein Hinweis auf die Anfangsbuchstaben von Christopher Marlowe gewertet werden kann. In diesem Prolog gibt es die folgenden Verse: „Zwar glaubt die Welt, Machevil (d. h. der teuflische Christopher Marlowe!) sei tot, doch ward seine Seele nur über die Alpen getragen. Und jetzt, da der Giese (ein bekannter notorischer Protestanten-hasser!) tot ist, kommt er von Frankreich, um dies Land zu sehen und sich mit seinen Freunden zu vergnügen.“ Und ein paar Zeilen weiter: „Die Vögel in den Lüften schwatzen von längst vergangenen Morden. Ich schäme mich, solche Albernheiten zu hören.“
- In dem erst sehr viel später veröffentlichten Stück von William Shakespeare „Wie es euch gefällt“ gibt es unter III.3 folgende nicht so ganz verständliche Textstelle:

„When a man's verses cannot be understood, nor a man's good wit seconded with forward child understanding, it strikes a man more dead than a great reckoning in a little room“. „Reckoning“ bedeutet dabei wohl jenen unbezahlten Geldbetrag, bei welchem es zumindest in der offiziellen Version bei der Ermordung von Christopher Marlowe ging. Wer konnte dies seinerzeit nur gewusst haben? Das erwähnte Dokument wurde erst 1925 gefunden! (Das Zimmer in dem Stundenhotel von Mrs. Bull muss übrigens wirklich sehr klein gewesen sein. Entsprechend der Aussage der drei Geheimdienstler standen darin nur ein Bett, ein Tisch und eventuell drei Stühle. Die vierte Person musste schon auf dem Bett liegen!)



Das linke Portrait ist das von Christopher Marlowe, das rechte von William Shakespeare. So unähnlich sind sich die beiden Herren nicht, wenn man bedenkt, dass zwischen den beiden Portraits ein Altersunterschied von etwa 20 Jahren bestehen dürfte.

- In dem von Hugh Holland unterzeichneten Vorwort in dem ersten Folio von 1623 wird der Autor als Master William Shakespeare angesprochen. Das Wort „Master“ kann dabei als eine Zusammenziehung gewisser Buchstaben des wahren Namens des Autors Marlow Christopher gewertet werden.

Zu diesem Sachverhalt kann ich aus eigener Erfahrung noch Folgendes beitragen: Ein neu angenommener Name hat die Eigenschaft, dass er auf der Haut wie ein nasses Hemd klebt. Dies hat zur Folge, dass der ursprüngliche Name für die jeweilige Person sehr bald an Bedeutung verliert und der Träger sich nur noch mit seinem neuen Namen bzw. seiner neuen Personenhülle identifiziert. Aus diesem Grunde dürfte es ziemlich müßig sein, in den Schriften von William Shakespeare weiterhin nach dem Namen von Christopher Marlowe suchen zu wollen: Im Laufe der Zeit hat sich Christopher Marlowe wahrscheinlich vollkommen mit William Shakespeare identifiziert. Für die eigenen Freunde hingegen dürfte eine vorgenommene Namensänderung im Übrigen ohne große Bedeutung gewesen sein.

In dem Bauschutt außerhalb der Masters Lodge vom Corpus Christi College in Cambridge fand sich 1953 das Portrait eines jungen Mannes mit der Jahreszahl 1583 und der Altersangabe von 21 Jahren, was genau auf Christopher Marlowe zutrifft. Gleichzeitig gibt es das sehr berühmte Chandros-Portrait von William Shakespeare (s. Abb.).

Die nunmehr sich ergebende Frage ist die: Wie ging die ganze Sache mit dem Christopher Marlowe und seiner neuen Identität weiter?

Irgendwann um 1595 herum muss Christopher Marlowe alias William

Shakespeare von Italien kommend nach London zurückgekehrt sein. Um 1598 herum tauchen dann auch die ersten publizierten Stücke auf, welche den Namen von William Shakespeare tragen, wobei dieser Name zumindest in der Anfangszeit zusätzlich noch mit einem Bindestrich versehen ist. Spätestens zu diesem Zeitpunkt muss dieser Shakespeare 2 von der Existenz des in Stratford-upon-Avon lebenden Shakespeare 1 gewusst haben. Dies erwies sich insoweit als recht praktisch, weil man sich immer auf diesen Shakespeare 1 beziehen konnte, wenn irgendjemand im Londoner Theatermilieu dumme Fragen stellen sollte. Außerdem kann man sich durchaus vorstellen, dass dieser Londoner William Shakespeare 2 im Laufe der Zeit immer größere Freude an einem Versteckspiel fand, indem er ganz bewusst sich als Tölpel aus Stratford-upon-Avon ausgab, nur um auf diese Weise seine Freunde zu foppen.

Eine Entschuldigung, man müsse sich jetzt für ein paar Tage auf seinen Landsitz in Stratford-upon-Avon zurückziehen, erwies sich im Übrigen als äußerst praktisch, weil man damit einerseits angeben konnte, andererseits untertauchen konnte, falls man wieder einmal so einen kleinen Auftrag des englischen Geheimdienstes an Land gezogen hatte.

Es war also nicht so, dass Shakespeare 1 in die Rolle von Shakespeare 2 schlüpfte, sondern eher umgekehrt, dass Shakespeare 2 gelegentlich die Rolle von Shakespeare 1 annahm, was insoweit verständlich erschien, weil Shakespeare 2 ja der Verwandlungskünstler war. Von all dem hat der Stratford Shakespeare - d. h. Shakespeare 1 - wahrscheinlich überhaupt nichts mitbekommen, denn der lebte ruhig in Stratford und kam aus seinem kleinen Kaff wohl nie heraus.

Für den Londoner *Shakespeare 2* folgten sehr fruchtbare Jahre, in welchen er eine ganze Reihe von sehr wichtigen Theaterstücken schrieb, die wahlweise unter den Namen William Shakespeare oder Shake-speare zur Aufführung und/oder Veröffentlichung gelangten.

Und dann passierte etwas ziemlich Unangenehmes: Am 23. April 1616 verstarb vollkommen unerwartet der Stratford *Shakespeare 1* relativ frühzeitig mit 52 Jahren und wurde am 25. April 1616 als „Will Shakespere Gent.“ in der Kirche von Stratford begraben. Für den Londoner *Shakespeare 2* war dies zwar kein unmittelbarer Beinbruch, aber man musste nunmehr das Spielchen mit der falschen Identität etwas vorsichtiger handhaben. Dies umso mehr, als aufgrund eines testamentarischen Streiches eines Mitwissers drei Schauspielerkollegen am Globetheater von dem verstorbenen Malzhändler in Stratford-upon-Avon mit kleinen Geldbeträgen für den Ankauf von Erinnerungsrings bedacht worden waren. (Dieser Mitwisser hatte übrigens auch der Witwe des Malzhändlers in Stratford testamentarisch das „zweitbeste Bett“ zukommen lassen, was wohl eine kleine Bosheit in Richtung Christopher Marlowe war, der angeblich homosexuell veranlagt war!) Was sich dabei als besonders unangenehm erwies, war der Umstand, dass aufgrund der sich ergebenden neuen Situation Theaterstücke unter dem Namen von „William Shakespeare“ nicht mehr so ohne weiteres publiziert werden konnten, denn die Alibiperson aus Stratford-upon-Avon war ja mittlerweile tot.

Richtig kompliziert wurde die Sache dann erst einige Jahre später, als Susanne Hall, die ältere Tochter von *Shakespeare 1*, welche testamentarisch einen Großteil der Besitztümer ihres Vaters geerbt hatte, für ihren geliebten Papi in der Pfarrkirche von Stratford ein etwas kitschiges Denkmal errichten ließ, das neben irgendwelchen Putten ihren Vater derart darstellt, so wie er im Leben wirklich war: Malzhändler mit einem Mehlsack. Dies musste dann zwangsläufig in den Londoner Theaterkreisen zu irgendwelchen Missstimmigkeiten geführt haben, denn es ließ sich schlecht vermeiden, dass irgendwelche Leute gelegentlich die Pfarrkirche von Stratford besuchten und dabei feststellten, dass dieser William Shakespeare, auf den sich ihr Theaterfreund Shakespeare in London über die Jahre hinweg immer wieder bezogen hatte, bereits seit einiger Zeit verstorben war.

Um 1621-22 herum wurde dies alles Christopher Marlowe alias William Shakespeare irgendwie zu viel und er fasste den einsamen Beschluss, dass auch der Londoner Shakespeare aus-

reichend lange gelebt habe - 30 Jahre wären genug - und dass derselbe somit - ähnlich wie Christopher Marlowe 1593 und der Malzhändler Shakespeare 1616 - nunmehr zu sterben habe. Da man jedoch selbst weiter zu leben beabsichtigte, musste nunmehr ein neuer Wechsel der Personenidentität angestrebt und vorgenommen werden.

In Bezug auf den geplanten Tod dieses William *Shakespeare 2* gestalteten sich die Dinge etwas einfacher als im Jahre 1593, denn in dem vorliegenden Fall war eine Leiche bereits vorhanden. Dieselbe musste jetzt nur noch entsprechend „umbeschriftet“ werden.

Zur Durchführung der geplanten Aktion wurden daraufhin die folgenden Schritte in die Wege geleitet:

- In London wurde flugs eine neue Grabplatte gebastelt, welche mit lateinischen Schriftzeichen und Hinweisen auf Sokrates und Vergil versehen war. Diese Grabplatte wurde dann in der Pfarrkirche von Stratford gegen die ursprüngliche Grabplatte ausgetauscht. Mrs. Hall, die Tochter von *Shakespeare 1* hatte dagegen nichts einzuwenden, denn die neue Grabplatte war zugegebenermaßen wesentlich schöner als die ursprüngliche.
- Die zweite Maßnahme war die, dass man sich zu einer in London zu druckenden Folioausgabe durchrang, in welche man alle Stücke des nunmehr zu Grabe getragenen William *Shakespeare 2* hineinstopfen konnte, die letzterer bis zu dem damaligen Zeitpunkt verfasst hatte. Dies umfasste dabei auch all jene Theaterstücke, welche in den drucklosen Jahren zwischen 1616 und 1623 geschrieben wurden und welche drucktechnisch alle die Jahre über in der Warteschleife hingen. (Aus diesem Grund darf es nicht verwundern, dass in der ersten Folioausgabe von 1623 achtzehn Bühnenstücke auftauchen, welche bisher noch nicht gedruckt worden waren und deren Quellen unbekannt sind!)
- Um das Bild abzurunden wurden dann noch im einleitenden Teil des ersten Folio Hinweise auf den „Deceased Authour Maister W. Shakespeare“ und das bereits erwähnte „Stratford Monument“ sowie den süßen Schwan von Avon hineingeschoben, um auf diese Weise ganz bewusst falsche Spuren in Richtung von Stratford-Upon-Avon zu legen.

Aufgrund derartiger Aktivitäten konnte somit in das bereits mit *Shakespeare 1* belegte Grab zusätzlich der virtuelle Leichnam von *Shakespeare 2* hineingeschoben werden, sodass von diesem Zeitpunkt an die richtige Leiche vom falschen Shakespeare und die falsche Leiche vom richtigen Shakespeare

friedlich nebeneinander in der Pfarrkirche von Stratford-upon-Avon ruhen.

Ist das nicht ein toller Plott? Theater, welches in die Wirklichkeit hineingezogen ist! Nicht „Play within the Play“, sondern Theater auf den Bühnenbrettern der Erde! Absolut genial und wirklich eines SHAKE-SPEARES würdig!

Welche Identität Christopher Marlowe alias William Shakespeare nach seiner zweiten Personenumwandlung angenommen hatte - wer kann es wissen? Seine alten Kumpel vom englischen Geheimdienst, welche ihn ja über alle diese Jahre hinweg mit Tratsch und dem „Wer-mit-Wem“ von den diversesten Höfen Europas versorgt hatten, haben ihm möglicherweise auch bei dieser Angelegenheit geholfen.

Diese Personenumwandlung in eine dritte Person hinein fand im übrigen im einleitenden Teil des Folios von 1623 auch ihren Niederschlag:

- In dem Vorwort von Ben Jonsons „To the Reader“ finden sich die folgenden Zeilen:
„Oh, could he but drawn his wit, ... the print would then surpass all that was ever writ in brasse.“
- In dem Nachruf von L. Digges finden sich die folgenden Zeilen:
„Be sure, our Shake-speare, thou canst never dye, but crown'd with lawrell live eternally.“
- In dem Nachruf von J. M. heißt es schließlich:
„... And actors art can dye, and live to act a secont part.“

„Third part“ hätte es hier wohl richtiger heißen müssen.

Drüben im kleinen Stratford-upon-Avon gingen die Dinge hingegen ihren gewohnten Gang weiter: Joan Hart, die Schwester des verstorbenen Malzhändlers, überlebte ihren Bruder um dreißig Jahre, die jüngere Tochter Judith um 46 Jahre. Eine Enkelin namens Elisabeth lebte bis 1670. Doch keine dieser Personen wurde jemals bezüglich der in der Pfarrkirche von Stratford begrabenen *Shakespeares 1* und *2* befragt.

Erst 1740 - d. h. also mehr als 120 Jahre später - wurde in der Westminster Abbey ein Shakespearedenkmal aufgestellt: Dies löste dann endlich den möglicherweise beabsichtigten Rummel in und um Stratford-upon-Avon aus.

Der richtige Christopher Marlowe ist mittlerweile wohl selbst verstorben. Oben, auf seiner Wolke sitzend, wird er sich wohl noch heute vor Lachen den Bauch halten, wie gut sein in die Realität gespiegeltes Bühnendrama funktioniert hat.

Da München als kulturelle Hauptstadt Deutschlands über eine ganze Reihe von sehr guten Bibliotheken verfügt, entstand am Ende ein ganz brauchbares

Shakespeare

Buchmanuskript von fast dreihundert Seiten Länge, in welchem der gesamte Ablauf der Ereignisse ziemlich lückenlos wiedergegeben werden konnte.

Zwei Dinge erschienen hier von ganz besonderer Bedeutung:

1) Es konnte ziemlich eindeutig die wahre Autorschaft der sehr berühmten Stücke von William Shakespeare nachgewiesen werden, indem zu belegen war, dass der Autor bis zum 30. Mai 1593 Christopher Marlowe hieß und auch unter diesem Namen eine ganze Reihe von sehr bekannten Theaterstücken wie z.B. den „Doktor Faustus“ geschrieben hatte, dass er aber aufgrund relativ komplizierter Verstrickungen mit dem damaligen englischen Geheimdienst im Rahmen eines fingierten Totschlags seine Identität ändern musste, worauf er sich William Shakespeare (mit einem Bindestrich!) nannte. Mit dieser neuen Identität schrieb er dann die später sehr berühmten Stücke von William Shakespeare, welche im Rahmen eines sehr aufwändigen Sammelwerkes - dem so genannten Folio aus dem Jahre 1623 - in Buchform herauskamen.

Davon unabhängig gab es in der englischen Kleinstadt Stratford-upon-Avon einen ziemlich ungebildeten Getreidehändler namens William Shakespeare bzw. Will Shakspeare, welcher jedoch bereits 1616 verstarb und welchem die Autorschaft der Shakespeareschen Stücke angedichtet wurde, damit der bereits 1593 begangene Schwindel mit dem fingierten Totschlag und dem vorgenommenen Identitätswechsel mit Hilfe des englischen Geheimdienstes nicht herauskam.

2) Ein weiterer Punkt, welcher im Laufe der Zeit immer größere Bedeutung erhielt, hat erstaunlicherweise mit den Ereignissen vom 11. September 2001 zu tun. Nachdem die gekidnappten vier Flugzeuge in die beiden WTC-Türme, den hinteren Teil des Pentagon-Gebäudes und in ein Erdloch bei Shanksville hineingekracht waren, hieß es gleich anfangs in der Presse, dass neunzehn sehr bösartige arabische Fundamentalisten aus Saudi-Arabien diese Flugzeuge mit Hilfe von Tränengas und Teppichmessern gekidnappt und dann kontrolliert und ganz bewusst an den genannten Stellen zum Absturz gebracht hätten, was zu den bekannten Folgen mit fast 3.000 Toten führte. Im Folgenden kamen dann aber immer mehr Bücher auf den Markt:

- „Weltmacht USA, ein Nachruf“ von Emanuel Todd,
- „Die verbotene Wahrheit“ von Jean-

- Charles Brisard,
- „119 Fragen zum 11.9.“ von Christian C. Walther,
- „Fakten, Fälschungen und die unterdrückten Beweise des 11.9.“ von Matthias Brökiers & Andreas Hauß,
- „Geheimsache 09/11“ von Naheez M. Ahmed,
- „Operation 9/11“ von Gerhard Wisnewski,
- „Die CIA und der 11. September“ von Andreas von Bülow,
- „Skull & Bones“ von Andreas von Retyi sowie
- „Zensor USA“ von Kristina Borieson sind hier nur einige der derzeit erhältlichen Titel.

Es muss der ganze Ablauf der Ereignisse infrage gestellt werden. Es kristallisiert sich nämlich immer mehr heraus, dass bereits in den 70er Jahren von einer Organisation namens Defence Advanced Project Agency (DARPA) die in amerikanischen Verkehrsflugzeugen eingebauten Bordcomputer mit sog. „Back-Doors“ versehen wurden, damit man im Notfall gekidnappte Flugzeuge in einer durchaus menschenfreundlichen Absicht mit Hilfe einer Fernsteuerung sicher auf einen nahen Flugplatz zurückleiten kann. Von der Bush-Regierung und seiner CIA wurde dieses System jedoch pervertiert, indem man damit die vier Flugzeuge vom Boden aus in jeweils festgelegte Ziele lenkte, ohne dass die Piloten in ihren Flugzeugen dagegen irgend etwas unternehmen konnten [siehe beispielsweise von Bülow. S. 188-196]. Die eventuell in den Flugzeugen vorhandenen arabischen Kidnapper mit ihren amateurhaften Flugkenntnissen und Tapeziermessern waren dabei allenfalls Statisten oder „Goats“, so wie man dies im CIA-Slang nennt. Ein erster Probelauf, ein vollbesetzter Verkehrsflugzeug auf diese Weise aus dem Verkehr zu ziehen, war übrigens die Air-Egypt-Maschine auf ihrem Weg von New York nach Kairo, welche kurz nach ihrem Abflug angeblich wegen eines depressiven ägyptischen Selbstmordpiloten vor Long Island in das Meer abgestürzt war. Dem Autor konnte dabei von einer Person ägyptischen Ursprungs glaubhaft versichert werden, dass ein Ägypter - selbst unter enormen emotionalen Stress - nie und nimmer eine derartige Handlungsweise vollbringen könne oder wolle. Eine weitere ägyptische Boeing-Maschine, welche kürzlich mit französischen Touristen von Shamel-Sheik aus gleich nach dem Start ins Meer plumpste, ist möglicherweise auch mit Hilfe einer derartigen Fernsteuerung zum Absturz gebracht worden. Aus den genannten Gründen kann Touristen nur der gute Rat gegeben werden, dass sie bei der derzeitigen politischen Lage lieber

Airbus-Flugzeuge nehmen sollten, weil bei diesen europäischen Flugzeugtypen in den Bordcomputern keine derartigen „Back-Doors“ eingebaut sind.

Um jedoch auf den Autor der Shakespeareschen Stücke zurückzukommen: Beim Schreiben des genannten Shakespeare-Buches kam eine Person ins Zielkreuz, welche Francis Walsingham heißt. Dieselbe war bis 1590 zweiter Staatssekretär unter Königin Elisabeth I. In seiner Eigenschaft als Chef des englischen Geheimdienstes organisierte dieser Walsingham den so genannten Babington- oder Walsingham-Plot, aufgrund welchem Maria Stuart, die Königin von Schottland, am 8. Februar 1587 in der großen Halle vom Fotheringhay-Castle hingerichtet werden konnte.

Jetzt - im Nachhinein zu den Ereignissen vom 11. September 2001 - stellt es sich heraus, dass alle diese schmutzigen Tricks des heutigen amerikanischen Geheimdienstes CIA ursprünglich von dem englischen Geheimdienst aus der Zeit von Königin Elisabeth I. stammen. Wegen seiner krummen Machenschaften nannte Königin Elisabeth I. ihren Geheimdienstschef Francis Walsingham dann auch ihren „Mohren“, was wiederum den wahren Autor der Shakespeareschen Stücke dazu verleitete, dass er ihm zu Ehren sein Stück „Othello, the Moore of Venice“ geschrieben hatte. Unter „Venice“ ist dabei übrigens die Stadt Venedig in Italien gemeint, nicht jener winzige Ort Venice in Florida, wo in unseren Tagen der amerikanische CIA obskure Flugschulen für arabische Mochtegern-Terroristen betreibt.

Dies ist der zweite Grund, warum Sie sich unbedingt mit diesem Buch befassen sollten, denn gewisse Dinge, die heute passieren und äußerst unglaubwürdig erscheinen, werden sehr viel verständlicher, wenn man auch die Ursprünge kennt. ■

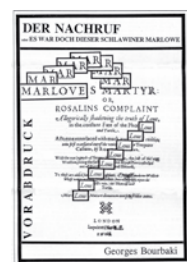
Literaturtipp: Georges Bourbaki Der Nachruf

oder: Es war doch der Schlawiner Marlowe

(Eigenverlag)

Erhältlich bei

Georges Bourbaki
Agnesstraße 16
D-80788 München



Ein Rätsel aus Stein im Hochland von Bolivien: Tiahuanaco

Teil 2: Der Venustempel und der halb unterirdische Tempel

1. Der „Venustempel“

Ich möchte zur besseren Orientierung dem Leser noch einmal ein Übersichtsbild der erhaltenen Ruinen von Tiahuanaco - wie im 1. Teil meines Reiseberichtes geschehen - diesem Bericht voranstellen, damit dieser den Rundgang unserer Gruppe besser nachvollziehen kann.

Nachdem wir den so genannten „Opferstein“ mit Foto- und Video-Kameras mehrere Male staunend und raunend umschlichen hatten, war es nun eigentlich an der Zeit, sich dem Hauptbau (damit meine ich die Kalasassaya) von Osten her zu nähern. Im Vorfeld jedoch begutachtete und lichtetete unser interessiertes Grüppchen weiterhin einige seltsame, mit Stacheldraht leicht gesicherte und scheinbar wahllos zerstreut herumliegende Brocken ab. Sie befinden sich in unmittelbarer Nähe zum so genannten „Opferstein“ und könnten die Überreste eines kleineren Bauwerkes bzw. dessen Modell sein, wie ich im ersten Teil schon einmal kurz angeschnitten habe. Da in bisherigen, zumindest neueren mir bekannten Publikationen aus der „AAS-Abteilung“ sich anscheinend niemand der Berufsschreiber (Namen nenne ich keine, diese sind hinlänglich bekannt), die diesen archäologisch einzigartigen Komplex je aufgesucht haben, befließigt sah, auch über diese einzeln (noch) herumliegenden stummen Zeugen einer im Dunkel der Zeit verschwundenen rätselhaften Hochkultur wenigstens in Kürze in Text und Bildform zu berichten, sei es mir als blutigem Laien an dieser Stelle gestattet, einige Worte und Fotos darüber zu verlieren. Für derartig in Bild und Text festgehaltene penible Arbeiten muss man etwa 60-100 Jahre zurückblicken und in Antiquariaten suchen, bis man auf Namen wie E. G. Squier, Schindler-Bellamy, Vestenbruck, Stübel & Uhle, Posnansky usw. stößt.

Wir befinden uns also noch in der Nähe des „Opfersteins“. Da ich diesen Begriff zu hassen gelernt habe, sei mir im Folgenden die Titulierung „Khan-tataita“ gestattet. Er ist zwar schwer auszusprechen und für einen Europäer noch schwerer zu merken, jedoch könnte er, da er aus dem Aymarischen stammt, besser zum eigentlichen Erschaffungs-

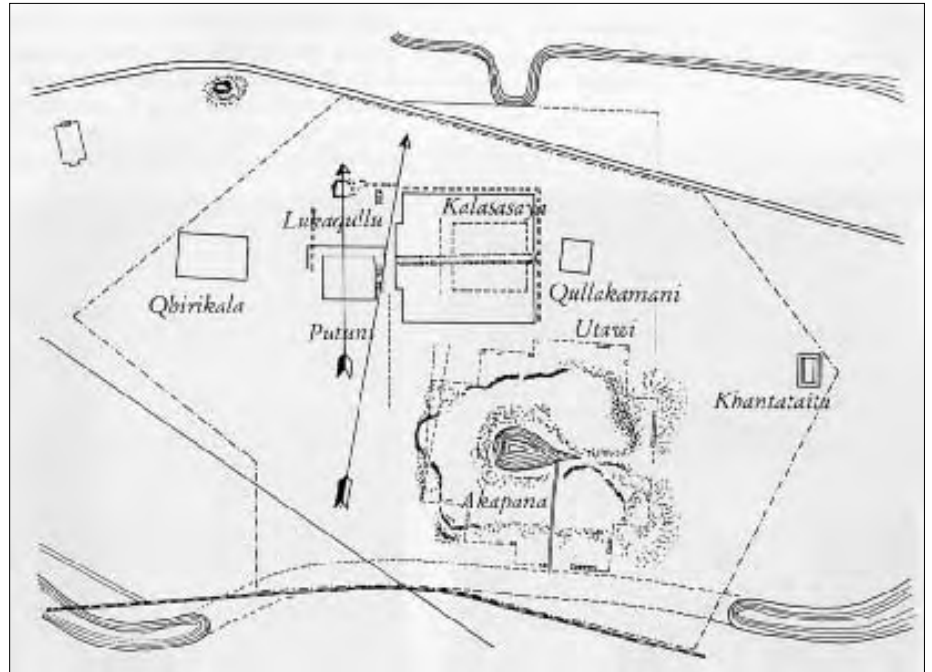


Bild 1: Übersicht Tiahuanaco, rechts mittig der „Venustempel“ oder Khantataita, schräg links darüber der „halb unterirdische Tempel“ Qullakamani (Jorge Miranda Luizaga: „Das Sonnentor“, Seite 9)

zweck des Letzteren passen. Übersetzt bedeutet Kanthataita „Venustempel“. Diesem eigentümlichen Block wird also ein astronomischer Bezug zugewiesen. Die Aymara-Indianer bevölkern seit einigen hundert Jahren den Altiplano Boliviens und Perus, so die Überzeu-

gung der Chronisten, und der Autor Jorge Miranda Luizaga, selbst aymarischer Abstammung, aus dessen 1985 erschienenem Werk „Das Sonnentor“ ich diese Information herausgefischt habe, unterstellt für den Bau von Tiahuanaco sein Volk als Planer und Erbauer.



Bild 2: Der von Thor Heyerdahl in Auftrag gegebene Moai am Fuße des Vulkans Ranu Raraku. Das Vorhaben wurde jedoch bald aufgegeben. (Fiebag/Fiebag, „Aus den Tiefen des Alls“, S. 379)



Bild 3: Der „Opferstein“ von Südansicht, zum Ruinenkomplex „Khantataita“ gehörig, andesitische Lava, Gewicht ca. 9 Tonnen

Ob dies stimmt oder mehr einem aus Stammesstolz entsprungenen Wunschenken entspricht, sei dahingestellt, ich bin jedoch nicht von den Aymaras als Ideengeber und Bauherren überzeugt. Ich glaube, Tiahuanaco war längst eine Ruine, als die Aymara dieses Stück Hochland, auf dem vorzugsweise ungenießbare und wenig optisch ansprechende Schrupfkartoffeln gedeihen, zaghaft zu besiedeln begannen und die zerfallenen Reste dieses unbekanntes kulturellen Zentrums für sich vereinnahmten, da Kaputthauen einfach zu aufwändig war. Zudem gab es dort niemanden zu vertreiben.

Dies wird auch durch die spanischen Chronisten der ersten Stunde in ihren

Werken festgehalten. Als erster Zeuge sei Garcilaso de la Vega aus seinem 1609 erschienenen Werk zitiert, und zwar aus dem Kapitel „Maita Capac, der vierte Inka, erobert Tiahuanaco, und die Bauten, die dort stehen“:

„Desgleichen sieht man eine gewaltige Mauer (damit ist wahrscheinlich die Kalasassaya gemeint), deren Steine so groß sind, dass man sich überwältigt fragt, was für menschliche Kräfte sie dorthin zu bringen vermocht haben, denn weit und breit gibt es dort keine Felsen oder Steinbrüche, wo man jene hätte gewinnen können ... und man begreift und versteht nicht, mit was für Instrumenten oder Werkzeugen man selbige Werke hat schaffen können.“ Und jetzt wird es inte-

ressant. De la Vega fährt im folgenden Absatz fort: „Die Einheimischen (und das waren auch schon damals die Aymara-Indianer) sagen, dass alle diese Bauten und andere, die nicht beschrieben werden, aus der Zeit vor den Inka stammen (also waren auch die Inka nicht die Erbauer) und dass die Inka nach diesem Muster die Festung von Cuzco erbaut haben (Cuzco liegt ca. 435 km nordwestlich von Tiahuanaco entfernt), die wir im Weiteren schildern werden, und dass sie nicht wissen, wer sie errichtet hat, aber dass sie von ihren Vorfahren gehört haben, alle jene Wunderwerke (!) seien in einer einzigen Nacht entstanden. Diese Werke sehen aus, als seien sie nicht vollendet worden, sondern seien der Beginn dessen gewesen, was die Begründer zu bauen gedachten.“

Gehen wir noch ein paar Jahrzehnte zurück, zu Pedro Cieza de León, der 1553 einige interessante Zeilen zum Tiahuanaco-Problem niederschrieb. Im Kapitel 97 schreibt der Gelehrte: „Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, mit was für Geräten oder Werkzeugen diese riesigen Steine bearbeitet worden sind ... Abschließend möchte ich sagen, dass ich diese Steine für das älteste Zeugnis der Vergangenheit in ganz Peru halte.“ Man sieht, nicht erst seit Arthur Posnansky, Schindler-Bellamy oder Edmund Kiss, letztlich gar Erich von Däniken und seinen nachfolgenden Epigonen ist man von dem Ur-Alter Tiahuanacos überzeugt, das waren die Europäer, als sie der steinernen Trümmer erstmals gewahr wurden, von Anfang an. Cieza de León fährt fort: „Ich habe die Eingeborenen in Gegenwart von Juan Varagas ... gefragt, ob diese Bauten von den Inkas stammten, und sie lachten (!) über diese Frage und wiederholten, dass sie viel, viel älter seien, aber sie könnten mir nicht sagen, wer sie errichtet hat. Sie hätten jedoch von ihren Ahnen gehört, dass die alle plötzlich über Nacht auf einmal da gewesen seien. Aus diesem Grunde und weil von bärtigen Männern auf der Insel Titicaca die Rede ist, welche die Bauten von Vinaque errichtet haben sollen, meine ich, dass ein Volk vor der Inka-Zeit von irgendwoher eingewandert ist und diese Bauwerke errichtet hat.“

Somit scheiden die Aymara für mich definitiv aus, wenn dies auch zeitgenössische Gelehrte (besser Gelehrte), Abschreiber und sonstige Ar(s)chäologen vehement bestreiten mögen.

Warum macht man es nicht ebenso wie weiland Thor Heyerdahl auf der Osterinsel, um zu zeigen, wie wissenschaftlich sanktionierte und festgefahrene Theorie auch trefflich versagen kann? Heyerdahl wollte einige Einheimische mit Hammer und Meißel eine osterinseltypische Statur aus dem vulkani-

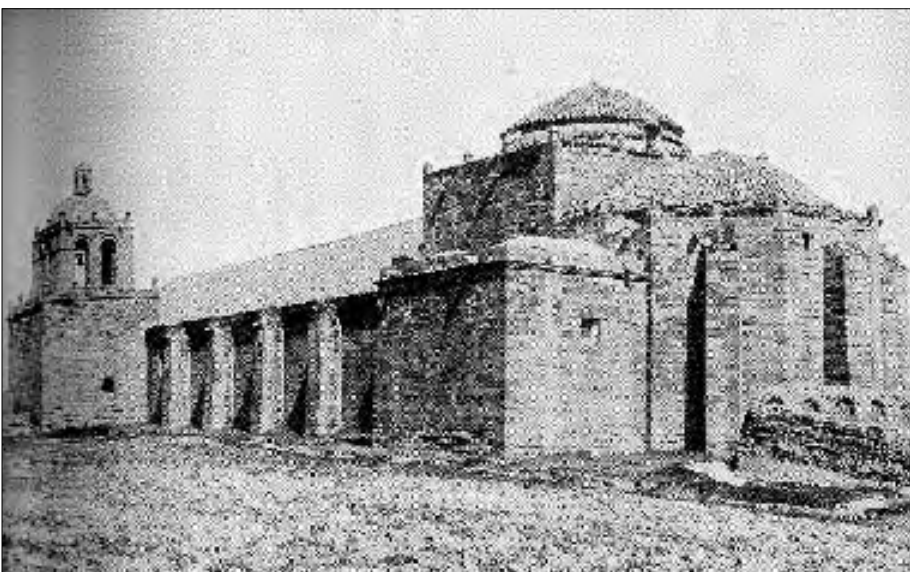


Bild 4: Die Dorfkirche Tiahuanacos, vermutlich auf einem uralten Tempel oder Tempelumfassungsmauern stehend, komplett aus Ruinensteinen erbaut, jedoch architektonisch nichts sagend.

schen Gestein des Hauptvulkans Ranu Rakaku herausmeißeln lassen, dieses Naturmaterial deckt sich also hinsichtlich des Härtegrades mit den Megalith-Monstern Tiahuanacos. Irgendwann, nach etlichem Schweiß, Blut und womöglich Tränen hatten die freiwilligen Steinmetze jedoch die Nase voll bzw. kaputt gehauene Hände und gaben auf. Das Ergebnis: eine Umrissslinie, wenige Zentimeter tief, ein unbefriedigendes Ergebnis also. Bild 2 zeigt das Versuchsergebnis. Dieselbe Prozedur empfehle ich ebenso für Tiahuanaco; zeigt der Welt, wie einfach es ist, Steine dieser Härte, Größe und Ausführungsqualität herzustellen und zu transportieren, so erübrigt sich alle weitere Spekulation! Und lasst es die Aymara machen.

Noch eines sei anhand obiger Zitate erwähnt. Die Schilderung des plötzlichen Erscheinens dieser Anlage, und zwar über Nacht. Das kommt mir bekannt vor, Ihnen, liebe Leser, nicht auch? Werfen wir ein Blick auf die Mittelmeerinsel Gozo, die kleinere Schwesterinsel von Malta, dort steht der weltbekannte Tempel „Gigantija“, wie der Name schon sagt, ein gigantisches Teil mit grob behauenen Mauerblöcken bis zu 60 Tonnen Gewicht in der Umfassungsmauer dieses Bauwerkes. Die lokale Sage berichtet, eine schwangere Riesin hätte in einer Nacht diese monolithische Geburtsstätte aufgetürmt und am nächsten Tage einen (Riesen-) Sohn zur Welt gebracht. Erich von Däniken meinte scherzend, er wird dann wohl die Felsungetüme als Bauklötze zum Spielen hergenommen haben.

Nun jedoch wieder zurück zu Tiahuanaco, den Aymaras und deren mit astronomischen Termini bezeichneten Stein-Strukturen.

Diesem Volk ist, wie der Name „Khantataita“ und weitere folgende aymarische Begriffe in diesem Reisebericht aussagen, der anscheinend astronomische Kontext nicht verborgen geblieben. Ich darf im Folgenden Jorge Miranda Luizaga zum Thema Khantataita zitieren: „Die Benennung dieses Tempels entstand aus den beiden Aymara-Wörtern Khantatai (Venus) und Uta (Haus). Anstelle des ursprünglichen Bauwerks ist heute nur noch ein Steinblock-Modell, das uns die Erbauer des Tempels selbst hinterlassen haben und das sich jetzt östlich von Akhapana befindet, zu besichtigen (...).

Ich vermute, dass der Tempel ursprünglich einmal dort zu finden war, wo heute die katholische Kirche Tiwanakus (eine andere offizielle Schreibweise für Tiahuanaco) auf den Ruinen eines halb unterirdischen Tempels steht (Anmerkung: Die Kirche befindet sich heute



Bild 5: Von hinten erweckt dieser Block den Eindruck eines Betonwerkstückes

ca. 1,5 km westlich von Tiahuanaco entfernt). Weitere Ausgrabungen werden Licht auf die Lage und Bauart dieses Tempels werfen. Heute können wir darüber noch nicht viel aussagen.“

Luizaga erwähnt nicht, warum der kargliche Steinhaufen und seine zerstreuten Satelliten in unmittelbarer Umgebung irgendwie mit der Venus in Beziehung stehen sollen, möglicherweise stehen dahinter konkretere Überlegungen oder auf langjährige Beobachtung und Berechnung fußende Überzeugungen. Es wäre wahrscheinlich, dass

der siderische Umlauf (224,7 Tage) und der synodische Umlauf (584 Tage) was, wie der Linguist Kurt Schildmann herausfand, „zufällig“ die Summe der ersten, zweiten und dritten Potenz der Zahl 8 ergibt, also $8 + 8^2 + 8^3 = 584$), deren Zahlenverhältnis zu einander (also $584/224,7 = 2,599$, wenn wir mit ganzen Zahlen rechnen, ergibt sich immerhin $584/224 = 2,607$) denkbar wäre auch das umgekehrte Zahlenverhältnis ($224,7/584 = 0,385$ bzw. $224/584 = 0,384$, allerdings ein nichts sagendes Ergebnis), oder die Phasen der Venus



Bild 6: Man sieht eine Abrundung, die jedoch nicht kreisförmig-zylindrisch, sondern leicht elliptisch verläuft. Und um die Sache noch schwieriger zu gestalten, weist die Unterkante dieses eiförmigen Teilylinders eine leicht konvexe Form auf.



Bild 7: Ein perfekter 90°-Quader, hier lässt sich die horizontale und vertikale Winkelgenauigkeit besonders gut nachvollziehen, und wiederum genau in der Mitte befindet sich ein kreisrundes Loch von etwa 17 bis 20 cm Durchmesser. Es handelt sich hierbei nicht um Beton, sondern um Andesit!

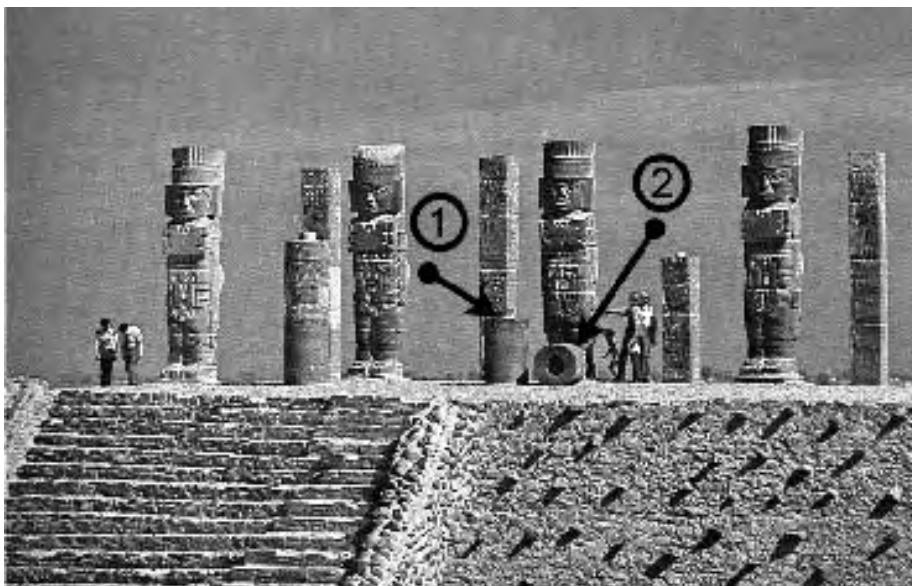


Bild 8 (DuMont Kunst-Reiseführer, Hans Helfritz „Ein Reisebegleiter zu den Götterburgen und Kolonialbauten Mexicos“)

irgendwie mit den Abmessungen des Ruinchens zu tun haben könnten. Eine andere Erklärung wäre womöglich die jahrtausendealte mündliche (oder unbekanntes schriftliche) Überlieferung von Generation zu Generation, seit Anbeginn der Existenz Tiahuanacos, der Stadt, welche niemals vollendet wurde. Es geht natürlich auch noch profaner: Die Anzahl der Gebäudefragmente und größeren Steincluster passten einfach mit der (den Aymaras bekannten) Planetenzahl zusammen, also deren sichtbaren sieben. Vielleicht lässt sich darüber einmal mehr erfahren. Die besten Chancen sehe ich vor Ort oder in der lokalen Fachliteratur (die wohl

leider nur auf Spanisch oder bestenfalls Englisch zu haben sein wird. In unserer verschlafenen Nation der Dichter und Denker herrscht ja momentan Leichenstarre, und es scheint uns nicht sonderlich aufzuregen). Daher werde ich garantiert wieder dorthin reisen, so die Götter wollen.

Ich halte es für gar nicht so abwegig, dass dieser noch unbekanntes, uns nur wohl teilweise als Modell erhaltene Gebäudekomplex sich tatsächlich unter der Kirche befindet. Vergessen wir nicht, als Angehöriger des dort lebenden Volksstammes war es für Luizaga kein Problem, Vertrauen zu den Einwohnern Tiahuanacos gewinnen und möglicher-

weise mehr zu erfahren als ein Auswärtiger oder Nicht-Aymara. Da der Bau der Kirche mit Rohmaterial aus Tiahuanaco im 16. Jahrhundert stattfand, könnte die Erinnerung an ein dortiges einstiges Bauwerk unter den Einwohnern, die ja zu einem guten Teil Nachfahren der ersten aymarischen Siedler sein könnten, noch relativ lebendig sein. Dass der Bau bzw. der Abriss der als „heidnisch“ oder „wild“ apostrophierten Ruinen für die Errichtung eines „ordentlichen“ Gotteshauses irgendwo in den Annalen der lokalen spanischen Chronisten ver-

Bilder 8 und 9:
Die berühmten Atlanten von Tula oder Toluán, Mexiko, welche auf der Hauptpyramide stehen, siehe dazu auch die Übersichtskarte. Man kann deutlich die Loch- und Zapfentechnik erkennen, mittels derer die Tolteken ihre Säulen errichtet haben, Nr. 1: Säulensegment mit Zapfen, Nr. 2: Säulensegment mit (Bohr-)loch, links oberhalb der Treppe stehen zwei Segmente aufeinander, siehe dazu Bild 7. Man beachte auf der Übersicht die Angabe des geografischen Nordpols und vergleiche die Abweichung der Bauwerke mit der in Abbildung 1 verzeichneten am Anfang dieses Artikels. Der Winkel von ca. 17° stimmt jedoch nicht mit der Abweichung in Tiahuanaco von 10° überein. Entweder differierten hier die Absichten der Planer oder der Abweichung liegen gleiche Absichten zugrunde, diese resultieren jedoch lediglich aus der zeitlichen Differenz heraus. Denn Tiahuanaco ist um etliches älter, so meine Überzeugung. Ich frage mich also: Wurde hier nach globaler Vorgabe gearbeitet, die es unbedingt einzubehalten galt? Und wer hat dies vorgegeben? Noch eine Bemerkung am Rande: Tula bedeutet übrigens „Platz des Schilfrohrs“ oder „Binsenstadt“ in der Nahuatl-Sprache. Eigenartig, Binsen oder Schilf gibt es in der näheren Umgebung von Tula nicht, jedoch haufenweise am Titicaca-See, der ja gewöhnlich mit den Binsenflößen der Indios in Verbindung gebracht wird. Wird hier bewusst oder unbewusst auf eine Verbindung zur Andenmetropole Tiahuanaco angespielt? Dies auch in Hinblick auf die säulenartigen Monolith-Statuen hüben wie drüben?

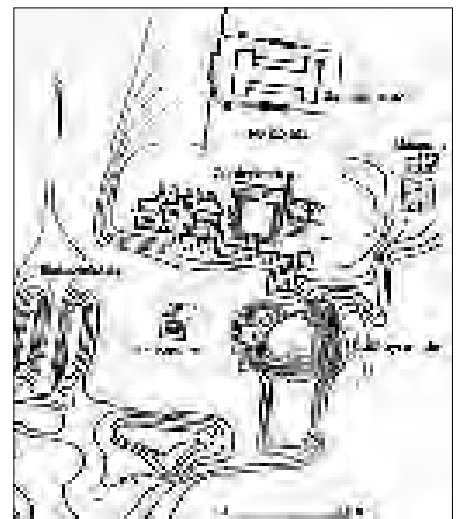


Bild 9 (DuMont Kunst-Reiseführer, Hans Helfritz „Ein Reisebegleiter zu den Götterburgen und Kolonialbauten Mexicos“)

merkt ist, wäre vorstellbar. Schließlich dachten sich die Eroberer aus Europa doch, das Werk Gottes zu vollbringen, und das muss natürlich festgehalten werden, damit nachfolgende Eroberer-Generationen davon in Kenntnis gesetzt werden mögen und stolz auf das heilige Zerstören und Abschlachten sind. Zudem ist uns ja die Überbauung ehemals heiliger, nichtchristlicher Plätze, auf denen einstmals vielleicht Dolmen, Trilithen, Grabhügel und Stauden standen oder Quellen verehrt wurden, mittels Kapellen und Kirchen nichts Neues, in unseren Gefilden fand dies ja zuhauf statt. Möglicherweise orientiert sich der Grundriss der Kirche oder des Vorplatzes an diesem einstmals vorhandenen Gebäude bzw. dessen Überrest, da dieses vielleicht nur in Form eines Fundaments inklusive Grundmauern erhalten blieb und somit dem Kirchenbau als stabile Unterlage diente. Es darf davon ausgegangen werden, dass dieser bis dato noch hypothetische Tempel ebenso massiv gebaut wurde, wie wir das an den Ruinenfragmenten sehen können, dann hätten seine Grundmauern hervorragend als Fundament gedient, und natürlich auch als willkommener Steinbruch.

Eine Szene wie aus einem Indiana-Jones-Film: Man packt sich eine Hacke (heutzutage einen elektrischen Hilti-Bohrhammer), und beginnt im Schutz der Nacht den Kirchenboden aufzubrechen, um nach verdeckten Kulturschätzen zu suchen. Ich wäre sofort dabei!

Sehen wir uns jedoch nun nach dem kurzen Abschweif die einzelnen verstreuten Fundstücke etwas genauer an:

Das erste Exemplar sieht aus wie das Oberteil eines Bogens oder Tores. Verschiedene Formgebungen wurden hier praktiziert. Einmal die schon bekannte eckige Form am Hinterteil des Objekts, mit perfekten 90°-Winkeln, im Vordergrund der völlig symmetrische Bogen, im Abstand von ca. 5 cm sind an der Vorderseite des Bogens Bohrungen mit einem Durchmesser von ca. 3 mm angebracht, auch hier haben wir es wie beim Khantataita mit andesitischer Lava zu tun, härter als Granit. Dazu finde man erst einmal die passenden Bohrer mit diesem kleinen Durchmesser, und dann die passende Maschine dazu.

Die heutige Forschung geht davon aus, dass in diesen Bohrungen einst Goldstifte steckten, an denen wiederum Goldplatten fixiert wurden. Die Spanier sollen die Platten als auch die Stifte geraubt haben, so auch die Meinung unseres örtlichen Reiseleiters. Auf der Rückseite wird es noch kurioser (Bild 6). Man sieht eine Abrundung, die



Bild 10: Das „andine Kreuz“, wie mit einem Förmchen ausgestochen, Bauteil des „Venus-Tempels“

jedoch nicht kreisförmig-zylindrisch, sondern leicht elliptisch verläuft. Und um die Sache noch schwieriger zu gestalten, weist die Unterkante dieses eiförmigen Teilzylinders eine leicht konvexe Form auf. Hier wurden also mehrere Ausformungen an einem Stück praktiziert, rechteckige, bogenförmige und elliptische.

Der Block weist etwa eine Breite von 2 m bis 2,20 m auf und eine Höhe von 50–60 cm. Wie sollte so ein elliptischer Bogen in diesem harten Werkstoff gehauen werden, von derartiger Gleichmäßigkeit, ohne auch nur die geringste Bearbeitungsspur zu hinterlassen? Und selbst wenn dieses Bauteil - wahrscheinlich über Generationen - behauen wur-

de, wie lange wurde poliert, um Kratz-, Schlag- und Schabspuren zum Verschwinden zu bringen? Bild 6 vermittelt den Eindruck, als handelte es sich um ein Beton-Passstück und es sei erst vor kurzem die Verschalung gelöst worden, um es dann an seinen Bestimmungsort zu bringen. Auch in diesem Fall will ich darauf verweisen, dass es sich wie beim Khantataita um ein Unikat handelt, eine Massenproduktion wurde trotz des planerischen und konstruktiven Aufwandes nicht in Betracht gezogen. Dieses Stück passte nur an einem ganz bestimmten Platz in dieses andine Megapuzzle. Die einstigen Baumeister verstanden ihr Handwerk!

Bild 7 zeigt wiederum einen per-



Bild 11



Bild 12: Abusir (Marco Albelm, Ägyptenreise 2003)

fechten 90°-Quader, hier lässt sich die horizontale und vertikale Winkelgenauigkeit besonders gut nachvollziehen, und wiederum genau in der Mitte befindet sich ein kreisrundes Loch von etwa 17 bis 20 cm Durchmesser. Ich dachte erst an das Unterteil eines Mühlsteins, aber wieso sollte dieser viereckig sein? Dann überlegte ich mir, ob es sich nicht um ein Passstück handeln könnte, auf welches ein Oberteil gesetzt wurde, das millimetergenau mittels zylindrischer Nut in die Bohrung passte?

Vielleicht ein Unterteil für eine Säule oder einen Stützpfeiler, welches das Gegenstück mit entsprechender Ausformung in die Bohrung gleiten ließ und auf diese Weise gegen Verrutschen gesichert wurde? So hätte man ohne Bindemittel arbeiten können.

Hat man vielleicht auf diese Segmentbauweise stabile Hochkonstruktionen wie z. B. Säulen oder Mauerpfeiler gebaut? Oder könnte es sich um ein Wellenlager gehandelt haben? Und vor allem: Wie wurde in diesem Andesitstein ein kreisrundes Loch gebohrt? Welcher Kernbohrer, welcher Vortrieb, welcher Antrieb?

2. Ein kurzer Ausflug nach Mexiko

Machen wir jedoch mal wieder einen gedanklichen Flug in die mittelamerikanische Region, nämlich nach Tula, ca. 80 km nordwestlich von Mexico-City gelegen. Tula oder Tollán war die einstige Metropole der Tolteken, welche nach Ansicht Geschichtswissenschaft um 900 gegründet worden sein soll. Sehen



Bild 13: Abusir (Marco Albelm, Ägyptenreise 2003)

Bilder 11 bis 16:

Hier eine kleine Auswahl von Kernbohrungen verschiedenster Ausführung und Provenienz in numerischer Abfolge: Bild 11 zeigt ein Bohrloch von etwa 5 cm Durchmesser in einem zum großen Teil im Morast versunkenen, massiven Andesitblock, der auch zum Kantataita-Tempelkomplex gerechnet wird. Als Mekka der Kernlochbohrungen wird gerne von Däniken und seiner Zunft Abusir erwähnt, weswegen diese Lokalität auch hier nicht fehlen darf. Bild 12 zeigt anhand der abgebrochenen linken Ecke, deren Bruchfläche schon leicht verwittert scheint, anhand des dadurch freigelegten Bohrzylinders, dass die Bohrung vor der Zerbröselung der Kante vorgenommen wurde und somit als historisch eingestuft werden kann. Bild 13 soll vermitteln, wie tief bei entsprechendem vorgegebenem Durchmesser gebohrt wurde. Das Segment des Meterstabes weist eine Länge von 20 cm auf, hier wurde der Bohrkopf also 18 cm tief hineingetrieben, der Bohrdurchmesser könnte 5-6 cm betragen. Zum ergänzenden Vergleich noch zwei vielleicht dem Leser unbekanntere historische Orte; Bild 14 und 15 zeigen zwei ansehnliche Exemplare aus dem Ruinenfeld von Bubastis, was sich wie ein Zwilling von Tiahuanaco/Puma Punku ausnimmt. Besonders der Block auf Bild 15 scheint in seiner Ausführung und Präzision aus Tiahuanaco oder gar aus dem oberhalb von Sacsayhuaman stammenden Ruinenkomplex bei Cuzco/Peru importiert worden zu sein. Waren die gleichen Baumeister oder zumindest Planer am Werk? Auch hier kann man sich nicht vorstellen, was die Anlage einst darstellen sollte. Sie hat mit dem uns gewohnten Bild des dynastischen Ägyptens nichts zu tun. Bild 15 ist auch ein gutes Gegenargument dafür, dass die Bohrungen erst aus unserer Zeit von Archäologen zu Untersuchungszwecken angefertigt wurden, um sich Aufschluss über das Material zu verschaffen. Hier ist eindeutig ein Zapfenloch auszumachen, in welches ein Gegenstück passt, das auch die rechteckig geschaffene Aussparung präzise abgedeckt haben könnte. Bild 16 zeigt führt uns wieder zu einem anderen, weniger bekannten Ort, jedoch die gleiche Baustruktur aufweisend wie die vorigen Bilder. Diese Bohrlochgröße von ca. 15 bis 16 cm ist heutzutage Standard auf den Baustellen; die nachträglich erstellten runden Aussparungen dienen als Durchführungen für Elektro-, Heizungs- und Wasserleitungen. In welcher Epoche existierte dieser weltweit nahezu deckungsgleiche Baustil? Bilder 12 bis 16 mit freundlicher Genehmigung von Marco Albelm, aufgenommen im Jahre 2003.

Sie sich mal das auf dem Boden liegende Teil mit Bohrloch und das daneben aufrecht stehende Säulensegment mit oben herausragenden Zapfen an. Eben!

Nun wieder zurück auf den Altiplano. Bohrlöcher sind kein Einzelfall: Die perfekt zylindrischen Vertiefungen sind ausnahmslos kreisrund, gibt es in allen Variationen und Tiefen auf diesem megalithischen Gelände, im örtlichen Museum sind sogar Bohrkern ausgestellt. Was will man also mehr, als eine fortgeschrittene Bohrtechnik vor Jahrhunderten, vielleicht sogar Jahrtausenden, zu unterstellen? Als Paradebeispiel für

die Kunst der antiken oder sogar präantiken Kernbohrkunst möge der Leser nur an die bekannten und rätselhaften Kernbohrungen in Abydos/Ägypten erinnert bzw. hingewiesen werden. Eine anscheinend weltweit angewandte Technik. Vielleicht stammt sie ja von den „Göttern“. Wie mein viel reisender Bekannter Marco Alhelm vor kurzem feststellen konnte, finden sich ebenso in Hattuscha/Türkei, der ehemaligen Hethiter-Metropole, Kernbohrungen, und um der Sache noch eins draufzusetzen, Inka-Mauern, von der gleichen Macht wie die aus polygonalen Gesteinsbrocken perfekt zusammengefügte Mauer in Cuzco/Peru.

Bild 10 zeigt eine gleich zweifach in einem Steinblock vorhandene, kreuzartige Struktur, die man wohl als charakteristisch für Tiahuanaco und Puma Punku bezeichnen kann, da diese einem immer wieder begegnet. Auf dieses besondere Kreuz werde ich wieder zurück kommen, da ich auf eine Interpretation gestoßen bin, die für einige Überraschung sorgen wird. Anhand dieses Exemplars kann man sich von der Scharfkantigkeit und Winkelexaktheit überzeugen. Ich konnte nicht umhin, einmal mit der Fingerspitze über die Kanten zu fahren, es fühlte sich etwa wie eine stumpfe Messerklinge an.

Es war wie verhext, wir konnten uns von den seltsamen Steinfragmenten kaum lösen, wie Kinder sich die Nase am Spielwarenladen-Schaufenster plattdrückend und großäugig mit Händen gestikulierend die Eltern zum Kauf überzeugen wollen, bissen wir uns an den Klötzen regelrecht fest und fing den rege Diskutieren an, allerdings hatten wir fürs Erste erst ein kleines Gebiet von Tiahuanaco erschlossen, und so schulterten wir unsere Sonntagforscher-Ausrüstung, machten einen großen Bogen und wateten zwischen kniehohen Grasbüscheln auf einem ausgetretenen Pfad Richtung Kalasasaya und einen vorgelagerten Tempel (oder was auch immer), der jedoch in das Erdreich eingelassen war.

Ein in die Erde eingelassenes Bauwerk wie dieses habe ich vorher noch nicht gesehen, wohl gibt es aber in Peru/Bolivien mehrere solcher hofartigen Einfriedungen. Als Beispiel diene hierzu eine ähnliche Einfriedung, ca. 20 km nördlich von Puno, an der Nordostecke des Titicaca-Sees gelegen, als deren Erbauer die so genannte Pukara-Kultur verantwortlich zeichnet. Dem Bauwerk wird von der Archäologie immerhin ein Alter von ca. 2000 Jahren zugebilligt.

3. Der halb unterirdische Tempel

Ich möchte dieses versunkene Bau-



Bild 14: Bubastis (Marco Alhelm, Ägyptenreise 2003)

werk im Folgenden einfach „Halb unterirdischer Tempel“ (aymarisch: Qullakamani Utawi) nennen, wobei man sicherlich darüber trefflich streiten mag, ob es sich nun tatsächlich um einen Tempel, einen Palast, einen Open-Air-Partykeller für turnusmäßig stattfindende Drogenrituale oder sonst etwas handeln dürfte. Dieser Anlagenteil wurde erst in den 1920ern ausgegraben und dürfte wohl das jüngste archäologisch untersuchte und „restaurierte“ Gebäude sein. Die Außenseite der Umfassungsmauern, also jene, die von Erdreich und Geröll verdeckt werden, sind roh behauen, die sichtbaren Innenseiten jedoch von glatter Natur und in einer Fertigungsqualität, wie ich diese schon im ersten Teil geschildert habe. An der Südseite dieses „Tempels“, also gegen-

über der Akapana gelegen, führte eine Treppe in den Innenhof. Diese Treppe war zum Zeitpunkt der Ausgrabungen nicht (mehr) vorhanden und wurde willkürlich, aber sicher im guten Glauben angelegt, vornehmlich wohl für den durchzuschleusenden Tourismus (wie wir diesen vom Gizeh-Plateau her kennen, sodass die Cheopspyramide eher an einen quirligen Ameisenhaufen erinnert). Aber sobald Schulklassen hindurch trampeln, geht man besser im nahe gelegenen Restaurant einen trinken. Rekonstruktionszeichnungen älteren Datums zeigen gar zwei Zugänge zu diesem vertieften Gebäude auf der gleichen Seite.

Wir befanden uns nun ca. 2 m unterhalb des Erdniveaus. Der Grundriss dieses nach oben offenen Baus, der mich



Bild 15: Bubastis (Marco Alhelm, Ägyptenreise 2003)



Bild 16: (Marco Alhelm, Ägyptenreise 2003)

mehr an ein Kellergeschoss ohne Decke erinnerte, als an ein möglicherweise sakrales Bauwerk, ist nahezu quadratisch und weist einen Umfang von 29,4 m x 26 m auf. Das Verhältnis von Länge zu Breite beträgt demnach 1,13 ($29,4/26$), bzw. 0,884 ($26/29,4$), leider keine auffällige Zahl in Form einer Konstante oder einem harmonischen Teilungsverhältnis. Ich wünschte, ich könnte hier dem Hobby-Mathe-Archäologen Axel Klitze eine Rechenaufgabe präsentieren, auf die er sich sogleich stürzen könnte. Aber wir haben die Andenstadt ja noch lange nicht abgeschlossen. Man mag sich vielleicht fragen, warum die Erbauer unbekannterdingen einen leicht rechteckigen und nicht quadratischen Grundriss gewählt haben. Die Gründe

dafür liegen noch im Dunkeln. Ungenauigkeit infolge fehlerhafter Messung oder toleranzbehafteter Ausführung möchte ich jedoch aufgrund der vorherrschenden rechten Winkel und Seitengleichheit ausschließen. Vielleicht hat das Seitenverhältnis wie oben angegeben eine Rolle gespielt, dann müsste dieses folglich öfters auf dem Ruinengelände anzutreffen sein, beispielsweise auf der nahe gelegenen Kalasassaya, die ja, so sei im Vorfeld verraten, auch keinen quadratischen, sondern, ebenso wie der halb unterirdische Tempel, einen leicht rechteckigen Grundriss, wenn auch in wesentlich üppigeren Dimensionen, aufweist (128 x 118 m), Teilungsverhältnis 1,085, ($128/118$) bzw. 0,922 ($118/128$).



Bild 17: Der halb unterirdische Tempel (aymar. „Quillakamani Utawi“), von der Akapana-Pyramide aus gesehen, Blickrichtung Norden. Im linken Bild ist gut die monströse „Kalasassaya“ zu erkennen, welche uns im nächsten Teil beschäftigen wird.

Der Boden dieses Bauwerkes ist, zumindest in seinem jetzigen Zustand, natürlicher Art und nicht mit Platten belegt. Platten waren jedoch, so ist aus älterer Literatur zu entnehmen, teilweise vorhanden. In diesem Karree wurde der bisher größte Monolith namens „Viracocha“ vom nordamerikanischen Archäologen W. C. Bennett entdeckt und ausgegraben. Das Gerät weist eine beachtliche Höhe von 7,20 m auf und überragt bei weitem die weltbekannten, wuchtigen Atlanten von Tula in Mexiko (s. o.), die es „nur“ auf 4,60 m bringen und einst ein Tempeldach getragen haben sollen. Diese Statur steht heute nicht mehr an seinem Originalplatz, sondern ist von A. Posnansy errichteten Freiluftmuseum von La Paz. Das Auffälligste jedoch sind die zwei mit Kopfportraits versehenen Steinreihen, welche reliefartig aus den Mauern herausragen, und dies an allen vier Seiten. Die Köpfe sind nicht direkt übereinander angeordnet, sondern immer diagonal versetzt, sodass diese eine Zickzack- oder Schlangenlinie bilden, würde man sie gedanklich verbinden. Siehe dazu auch Bild 21.

Die Kopfportraits sind etwa lebensgroß, sie wirken teils naturalistisch, teils bizarr bis grotesk, sodass man sich fragen muss, was der oder die Künstler damit eigentlich bezweckten. Sie stellten Menschenköpfe durchaus naturalistisch da, konnten jedoch stark simplifizieren und abstrahieren, sodass Picasso seine Freude gehabt hätte (allerdings ohne dessen modernistische Auswüchse wie drei Nasenlöcher oder die Brüste am Hinterkopf etc. (proletarisierendes Kunstverständnis: Arschgesicht!)).

Die Kopfreiefs sind auch, wie man an obigem Bild gut sehen kann, nicht von der Gleichartigkeit, wie ich diese erwartet hätte, also auch in diesem Falle keine Fließbandproduktion, in konsequenter und brutaler Art auf der Osterinsel in Form skulptiert, sondern Einzelanfertigungen.

Der erste Gedanke, der mir kam, war, dass es sich dabei möglicherweise um eine Genealogie in Stein handeln könnte, eine Art Abfolge von Herrschern über die einstige Hauptstadt Tiahuanaco und Umgebung, möglicherweise auch verquickt mit plastisch dargestellten, als Gründer von Tiahuanaco in grauer Vorzeit verantwortliche „Götter“, als deren Nachkommen sich die ersten Herrscher einer Kultur ohne Namen gesehen haben. Sind die „Götter“ vielleicht jene Fratzen mit großen Augen?

Erinnert der dritte Charakterkopf von links in der unteren Reihe nicht

eher an einen Grauen, meinetwegen auch der vierte? Reine Spekulation, aber irgendwie reizvoll. Auffällig sind in jedem Falle die großen Augenhöhlen, in denen, analog wie bei den „Moais“ auf der Osterinsel, möglicherweise einmal ausdrucksvolle Augen eingearbeitet waren. Die beiden Kopfreihe machen das versunkene Geviert auf dem Ruinengelände einzigartig, diese Kunstform wiederholt sich dort kein weiteres Mal. Ich dachte beim Betrachten der stummen Ahnen rätselhafter Herkunft an eine mögliche Parallele in Mexiko, dort kommt es des Öfteren vor, dass aus dem Gemäuer plötzlich Köpfe in menschlicher, tierischer, oder anthropomorph abstrahierter Form herausragen, als bekanntes Beispiel diene hier der „Quetzalcoatl-Tempel“ in der ehemals berühmten Metropole Teotihuacan, nordöstlich von Mexiko-City gelegen. Hier haben wir es mit schlangen-, drachen- und roboterkopfähnlichen Ausformungen zu tun. Das roboterhafte Haupt soll laut Expertenmeinung den Hauptgott Tlaloc, den Regengott, darstellen. Ein ca. 7 Tonnen schweres Abbild dieser bizarren Gestalt befindet sich vor dem einzigartigen anthropologischen Museum in Mexico-City. Weniger gut auf dem Bild zu erkennen sind die parallel verlaufenden mäanderförmigen Linien, welche die Häupter miteinander verbinden.

Vielleicht gibt es da einen Zusammenhang zwischen beiden unterschiedlich ausgearbeiteten Kopf-Mäandern in Tiahuanaco einerseits und Teotihuacan andererseits, wie es sowieso noch mehrere Parallelen dieser auf Hochplateaus gelegenen Metropolen zu geben scheint. So viel vorweg: Beide Städte wurden in der Nähe von Seen errichtet (Texcoco-See in Mexiko, nun fast zur Gänze überbaut durch die Megapolis Mexico-City, Titicaca-See in Bolivien), auf einer Hochebene, umgeben von vulkanischen Gebirgszügen, die Erbauer waren jeweils unbekannt, beide Großanlagen verfügten über Pyramiden, dienten astronomischen Zwecken und waren entsprechend ausgerichtet, und diese Monumentalbauten gelten hüben wie drüben (oder besser droben wie drunten) zumindest bei einigen Fachleuten als die ältesten. Bei beiden Bergmetropolen wurden 4 bis 5 aufeinander folgende Besiedlungsperioden festgestellt. Als die Europäer kamen, lagen sie in Ruinen und waren verlassen. Einige der Gebäude von Tiahuanaco weisen, man betrachte Bild Nr. 1- eine Abweichung zum geografischen Nordpol von ca. 16° auf. In Teotihuacan finden wir annähernd die gleiche Abweichung zum geografischen Nordpol,



Bild 18: Der halb unterirdische Tempel (aymar. „Qullakamani Utawi“), von der Akapana-Pyramide aus gesehen, Blickrichtung Norden. Im linken Bild ist gut die monströse „Kalasassaya“ zu erkennen, welche uns im nächsten Teil beschäftigen wird.

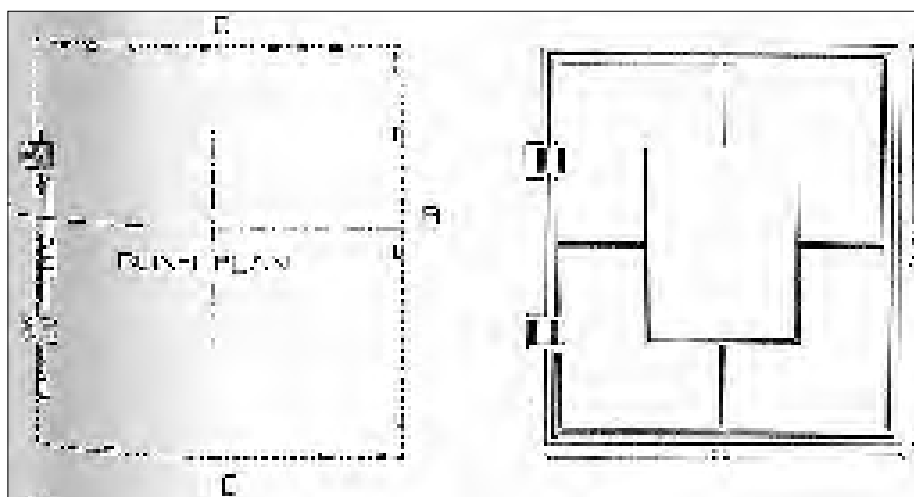


Bild 19: Eine frühe Variante des halb unterirdischen Tempels, hier eine Rekonstruktionszeichnung aus dem Jahre 1937 mit zwei Zugangstrepfen (Kiss, s. o., Seite 29)

allerdings in entgegengesetzter Richtung, also Richtung Osten, hier wurde auch die gesamte Hauptachse der Stadt, die Straße der Toten (camino de las muertos) einschließlich der angrenzenden Gebäude an dieser auffälligen Nordabweichung ausgerichtet, wie dies auch bei vielen anderen Ruinenstätten Mexikos der Fall ist. Ich werde auf diesen Umstand der auffälligen Ähnlichkeiten noch einmal zurückkommen. Denn da gibt es noch mehr zu berichten.

Lassen wir nun unser geistiges Auge sich in einem 360°-Panoramablick um die 4 Seiten des halb unterirdischen Tempels drehen.

Eine Interpretation ganz besonderer Art zu diesem subterranean Bauwerk möchte ich dem geneigten Leser nicht vorenthalten, abermals gefunden bei Jorge Miranda Luizagas [Das Sonnen-

tor], welches für mich eine wertvolle Quelle darstellt, da er mit seinen Interpretationen und Schlussfolgerungen völlig andere, wenn auch eher als konventionell zu bezeichnende Wege beschreitet.

Zum halb unterirdischen Tempel fällt ihm Folgendes ein: „Soweit wir wissen, diente dieser Tempel als Schule der andinen Naturheilkunde und Allgemeinmedizin (!).“ So viel nur an dieser Stelle zur Erläuterung: Die Ausrichtung der Bauwerke versucht er so zu erklären, als die Anlagen zu medizinischen Zwecken nach dem magnetischen Nordpol orientiert sind, jene zu astronomischen Zwecken nach dem geografischen Nordpol. Er erläutert weiter: „Sehr wichtig ist, dass dieser Tempel nicht nach dem geografischen, sondern nach dem magnetischen Pol orientiert wurde. Magnetotherapie

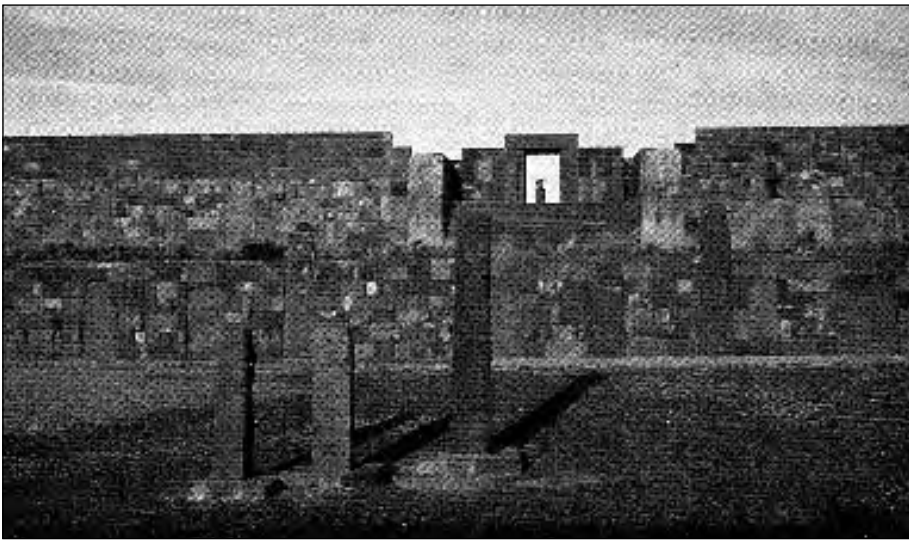


Bild 20: Die drei Monolithen im halb unterirdischen Tempel: „Pacha Mama“ (Mutter Erde), „Kuka-Mama“ (dem Geist der Koka-Pflanze geweiht), und „Tunqu-Mama“, (dem Geist der Maispflanze geweiht), so die Aymara-Interpretation. Im Hintergrund die Kalasassaya (Luizaga, s. o., Seite 92)

im weitesten Sinn spielt auch heute noch eine sehr starke Rolle in der Heilkunst der Anden.“

Erinnern Sie sich noch an die Übersichtskarte im 1. Teil? Eben, dort sind die durchnummerierten Bauwerke allesamt gleich ausgerichtet, nämlich nach dem geografischen Nordpol. Auch hier wurde in neuerer Zeit wie auch in der Trivial-Literatur aus der präastronautischen Liga eine nicht zu vernachlässigende Simplifizierung betrieben (auch Nichterwähnung zähle ich dazu), welche als schwerwiegend zu bezeichnen ist. Im 3. Teil möchte ich die Sache noch einmal aufgreifen, auch hier gibt

es nämlich wieder ein Problem ... Aber nun weiter im Zitat: „An den Wänden dieses auch ursprünglich schon nach oben offenen Tempels befindet sich nämlich eine große Anzahl skulptierter Menschenköpfe, die als Bild- und Anschauungsmaterial dienten, um Krankheiten aus den Gesichtszügen zu lesen (!). Sieht man genauer hin, so erkennt man Köpfe, die bestimmte Krankheiten, und solche, die zugehörige Genesung darstellen. Leider sind bei der Rekonstruktion des Tempels viele Köpfe verloren gegangen, und die restlichen Köpfe sind nicht immer an den richtigen Platz gestellt worden.“

Na ja, nur soviel dazu: Ich würde

diese Auslegung nicht unterschreiben, der Vollständigkeit halber soll sie aber hier Erwähnung finden, da sie nicht alltäglich ist. Leider erwähnt Luizaga zur Untermauerung seiner Theorie nicht, welche Krankheiten mittels solch deformierter Gesichtszüge dargestellt werden sollten, etwa Lepra? Da bliebe ja eigentlich nur eine kleine Auswahl. Es sei denn, man stimmt in den Reigen der Archäo-Exegeten ein, dies sei eben alles (nur) symbolisch zu verstehen. Wieso war es dann notwendig, völlig verschiedene, individuelle Köpfe mit variierenden Kopfbedeckungen zu fabrizieren? Und was bitteschön hat denn Kopfschmuck mit Krankheiten zu tun? Humane Anschauungsobjekte der Medizin sind schließlich nackt! Und wieso wird sich dann bei solch einer Körperdiagnose ausschließlich auf den Kopf bezogen? Sind die restlichen 90 % des Körpers unwichtig? Was ist beispielsweise mit ganzflächig auftretenden Krankheiten wie Hautekzeme, Allergien, Entzündungen u. a.? Haben die etwa Gesichtsdeformationen zu Folge? Also ich weiß ja nicht ... Anscheinend wissen auch die ansässigen Aymara nicht, in diesem steinernen Medizinbuch zu lesen, was für mich diese These abschwächt.

Edmund Kiss, der 1937 „Das Sonnentor“ auf den deutschen Markt brachte, nahm an, dass der zugeschüttete Innenraum eine eiszeitliche Ablagerung zu bergen schien, leider hat er sich hier recht vorsichtig ausgedrückt. Er erläutert: „... da hier gewisse Schichtungen von Kies und Schlamm darauf schließen lassen, dass der Tempel längere Zeit hindurch in einem kalten Klima gelegen hat“. Und weiter: „Es ist richtig, dass das tropennahe (!) Tihuanaku einst unter Eis begraben war, ebenso wie es lange Zeit hindurch unter Wasser gestanden haben muss. Der alte Tempel von Tihuanaku (damit meint Kiss den halb unterirdischen Tempel) liegt nach Posnanskys Ansicht – vermutlich - unter glazialem Sediment. Dass Tihuanaku einmal unter Wasser gestanden hat, ist sicher. Die große Freitreppe der Sonnenwarte Kalasassaya ... ist von einer dünnen Schicht im Wasser abgesetzten Kalkes überzogen, der so fest haftet, dass man ihn mit dem Messer abkratzen muss, um eine Probe zu Versuchszwecken mit nach Hause zu nehmen.“ Wenn dies mit der letzten Eiszeit zusammenfiele, hieße das ja in der Folge, dass dieses Monument vor dieser globalen Kälteperiode gebaut worden wäre. Wir erinnern uns, im 1. Teil meines Reiseberichts gelangte Arthur Posnansky, der berühmte bolivianische Gelehrte und Forscher, zu der Erkenntnis, dass wir es hier mit 17.000 Jahre alten Überresten zu tun hätten. Das Problem hierbei ist jedoch, dass wir auch bei 17.000 Jahren



Bild 21: Einige der merkwürdigen Köpfe aus dem halb unterirdischen Tempel; die rechts- und linksdrehende Spirale auf dem Block darunter erinnert stark an die Tempelkunst Maltas oder Irlands (New Grange). (Kiss, s. o., Seite 58)

mitten in der Eiszeitperiode landen, da wäre die Hochebene, vorausgesetzt, sie befand sich damals auch auf ca. 3.800 Metern Höhe, bereits von Eiszungen, die sich von den gigantischen Königs-Kordilleren langsam Richtung Tal wälzten, überdeckt gewesen. Es bleiben nur zwei Möglichkeiten, entweder älter, oder jünger, wie die Archäologen überzeugt sind. Wie aber wären dann im letzteren Falle die von Kiss als glazial bezeichneten Ablagerungen von Kies und Schlamm zu erklären? Oder könnte dies auch durch einen plötzlich ansteigenden Wasserspiegel des Titicaca-Sees zu begründen sein? Schließlich gibt es ja insgesamt 3 Strandlinien, die sich in die umgebenden Bergketten hineingefressen bzw. Kalkablagerungen im Fels hinterlassen haben, zwei davon liegen oberhalb der heutigen Strandlinie, und um die Sache noch etwas komplizierter zu machen, beide sind schief, also von Norden nach Süden in einem flachen Winkel abfallend, und nicht gerade, sondern leicht konvex gewölbt. Eine solche sich dauerhaft in den Fels gewaschene Strandlinie lässt aber keine plötzliche Flutwelle zu, hier nagte der Zahn der Zeit etwas länger.

Was aber hätte dieses andine Meer so plötzlich ansteigen lassen sollen? Posnansky glaubte, dass sich Tiahuanaco einst auf Meereshöhe befunden und mit dem wie in einer Bucht eingeschlossenen Salzwasser, welches später zum Titicaca-See wurde, gehoben und nach Süden gesenkt hat. Dies würde bedeuten, dass es vorher wärmer, gar subtropisch bis tropisch warm gewesen sein muss. Und das ist umso erstaunlicher, als wir uns bei dieser Region nahe des Äquators befinden, wo man solch konträre Klimaperioden eigentlich nicht erwarten würde.

(Dieser Reisebericht wird fortgesetzt mit Teil 3: Die Kalasassaya-Tempel, Observatorium, Landplatz der Götter?)

Quellen

- Jorge Miranda Luizaga „Das Sonnentor Dianus-Trikont-Verlag, 1985
- Edmund Kiss „Das Sonnentor von Tihuanaku und Hörbigers Welteislehre“, Leipzig, 1937
- DuMont Kunst-Reiseführer, Hans Helfritz „Ein Reisebegleiter zu den Götterburgen und Kolonialbauten Mexicos“, DuMont Buchverlag, Köln, 1985, 2. Auflage
- Pedro Cieza de León (1553)
- Garcolaso de la Vega (1609)

Bildnachweis

Bilder stammen vom Autor, sofern nicht anders angegeben. ■



Bild 22: Die „Quetzalcoatl-Pyramide“ eines der drei Hauptgebäude in Teotihuacan, Mexiko. Ähnlich, wie beim halb unterirdischen Tempel in Tiahuanaco wurden aus der Wand, hier allerdings in stufenpyramidalen Form und nicht senkrecht, Köpfe/Gesichter/Fratzen reliefartig in die Mauer eingelassen (DuMont Kunst-Reiseführer, s. o., Seite 61)

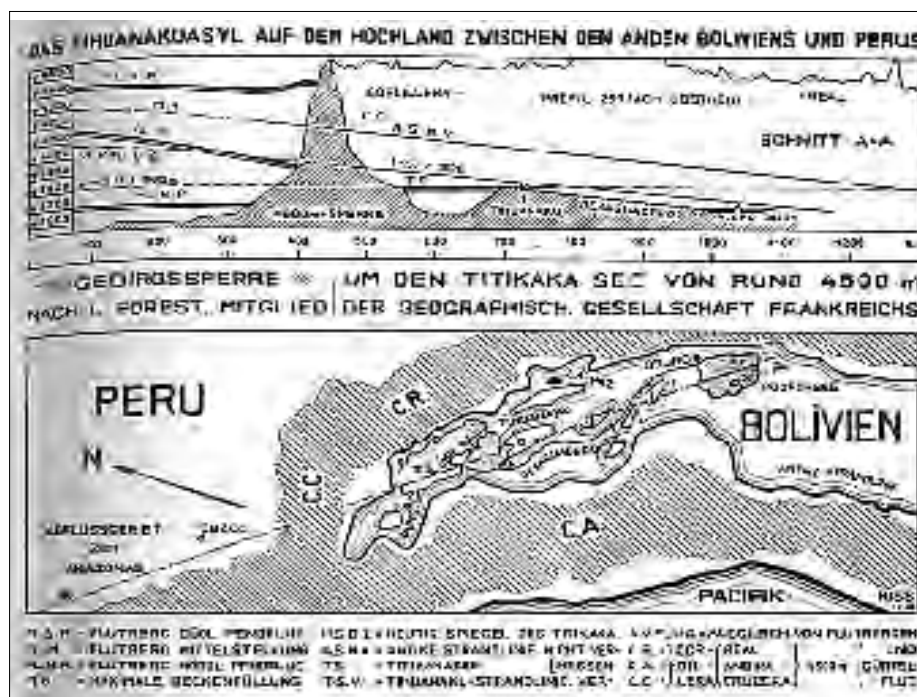


Bild 23: Die Grafik zeigt einen Schnitt die Gegend um den Titicaca-See mit den verschiedenen festgestellten Strandlinien des andinen Gewässers und seinen heutigen Pegel. Deutlich zu sehen ist die im Vergleich zur heutigen Oberfläche ausgeprägte Neigung der prähistorischen Strandlinien, nach Norden ansteigend und nach Süden fallend. Die untere Grafik stellt die Lage Tiahuanacos zur Zeit der prähistorischen Strandlinien dar. Im Falle der mit „T. S. V. 1926“ in der oberen Grafik dargestellten Strandlinie wäre Tiahuanaco am Ufer eines andinen Meeres gelegen und hätte als Hafenmetropole dienen können. Dies erklärt auch die dort aufgefundenen und im Bericht erwähnten Kalklinien, die nur durch einen über längere Zeit wirkenden Wasserspiegel entstanden sein konnten (Kiss, s. o., Seite 29)

Die BMW-Flügelräder

Vergessene Flugscheiben-Modelle

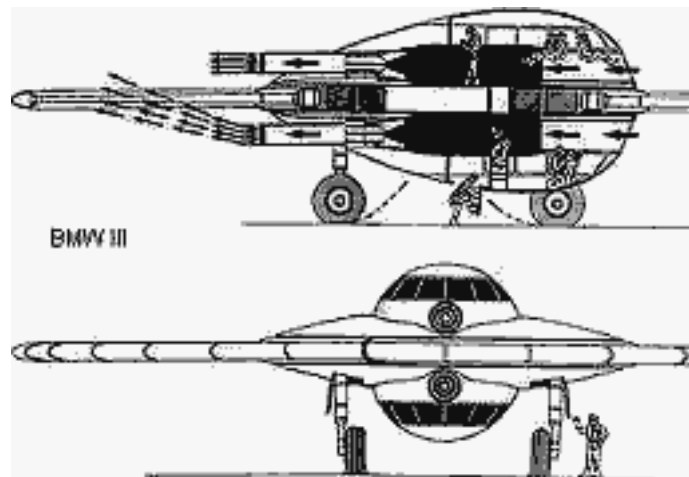
(Veröffentlicht in EFODON-SYNESIS Nr. 2/2005)

Die in den Dreißigerjahren entworfenen und teils als Modelle oder Testgeräte gebauten Rundflügel- bzw. Kreisflügel-Flugzeuge konventioneller Bauart hatten alle den Nachteil, relativ schlechte Flugeigenschaften zu besitzen. Die Idee, kreisförmige Flugzeuge zu bauen, basierte überwiegend auf der Beobachtung, dass Frisbee-Scheiben oder Bierdeckel gut fliegen. Der Grund für deren Flugeigenschaften liegt jedoch darin begründet, dass sie rotieren und sich auf diese Weise stabilisieren. Das ist bei Rundflügel-Flugzeugen nicht der Fall.

Einem Ingenieurteam unter Leitung von *Dr. Richard Mieth*, der während des Krieges in einem BMW-Werk in einem Vorort von Prag (Prag-Kbely) arbeitete, gelang es, das Cockpit und die Triebwerke innerhalb eines starren Gehäuses unterzubringen, um welches ein rotierender Kreisflügel angeordnet war. Das Problem bestand darin, das Cockpit ohne den Einsatz eines Hilfsrotors, wie ihn beispielsweise ein Hubschrauber im Heck besitzt, zu stabilisieren.

Mieth entwarf dazu ein Drehflügelflugzeug, dessen Rotorblätter sehr dicht beieinander lagen, sodass diese quasi eine Scheibe bildeten. Die Blätter wurden von einem äußeren Verstärkungsring zusammengehalten. Die Mannschaft, der Treibstoff und die BMW-Strahltriebwerke waren in der zentralen Kuppel untergebracht.

Das Prinzip war sehr einfach und wurde bereits in den dreißiger Jahren von *La Cierva* in Spanien entworfen. Die Abgasdüse des Triebwerks war leicht nach oben gerichtet. Die umlaufenden Rotorblätter hatten eine variable Steigung und waren mit einem negativen Winkel von drei Grad angeordnet. Der äußere Ring diente dabei als Trägheitsrad und erreichte schnell eine hohe Rotationsgeschwindigkeit.



Das BMW-Flügelrad III

Die beste Startgeschwindigkeit wurde bei einer Drehzahl zwischen 1650 und 1800 Umdrehungen pro Minute ermittelt. Zu diesem Zeitpunkt richtete der Pilot den

Abgasstrahl nach hinten und brachte die Rotorblätter in eine Stellung von plus drei Grad. Dabei hob die Maschine ab und stieg in einem Winkel von 45 Grad nach vorne auf. Nach Erreichen der Reishöhe wurden die Blätter in einen negativen Winkel gebracht, wobei sich die Drehzahl auf 500 Umdrehungen pro Minute reduzierte.

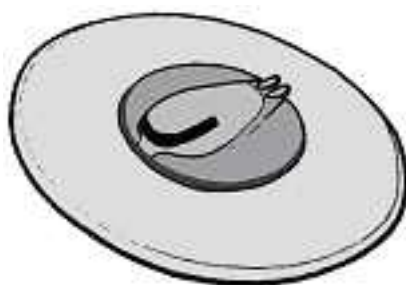
Der Rotor fungierte bei der Landung wie eine Art Fallschirm, wobei das Prinzip der Autorotation zur Anwendung kam, etwa wie bei der Notlandung eines Hubschraubers. Es war auch möglich, den Startvorgang umgekehrt ablaufen zu lassen, sodass eine senkrechte Landung möglich wurde. Da es nicht möglich war, Seiten- und Höhenruder einzubauen, konnte die Steuerung nur über die Lenkung des Abgasstrahls der Turbine erfolgen, was damals eine zukunftsweisende Technik darstellte.

BMW baute selbst keine Flugzeuge. Die Kolbenmotoren für den Jäger Focke-Wulf Fw 190 sowie die Strahltriebwerke für den Düsenjäger Messerschmitt Me 262 sowie die Arado Ar 234 wurden dort hergestellt. Trotzdem gab es bei BMW ein Konstruktionsteam, das während des Krieges weit fortgeschrittene Projekte von Jagdflugzeugen und Bombern mit Strahlantrieben entwickelte.

Das Bezeichnungssystem von BMW für die einzelnen Projekte war sehr oberflächlich und nur wenig spezifiziert. So wurden die ersten Strahljäger-Projekte mit TL-Jäger I, TL-Jäger II usw. und die Bomber-Projekte mit Schnellbomber I und Schnellbomber II, die schweren Bomber mit Strahlbomber I bzw. Strahlbomber II bezeichnet. Das mit einem Turbinenstrahltriebwerk ausgerüstete Autogyro hieß „Flügelrad“.

Es sind zwei Flügelrad I-Entwürfe, drei Flügelrad II-Entwürfe und ein Flügelrad III-Entwurf bekannt. Der erste Prototyp des Flügelrades I war mit einem BMW 003 Strahltriebwerk ausgerüstet, das einen Schub von 800 kp leistete. Der Rotor hatte sechzehn trapezförmige Blätter, die an ihrer äußeren Kante mit einem Metallring in Form eines Wagenrades verbunden waren. Die Einheit dehte sich in einem Lager um einen zentralen Körper. Eine kleine Halbkugel für den Piloten war auf dem Zentralkörper montiert, und die Turbine sowie der Treibstoff waren in einer ovalen Verkleidung im unteren Bereich untergebracht. Das Fahrwerk war starr und bestand aus vier Beinen mit kleinen Rädern ohne Bremsen. An die Düse war ein schwenkbares Strahlrohr angebracht, welches den Abgasstrahl um einige Grad umlenken konnte.

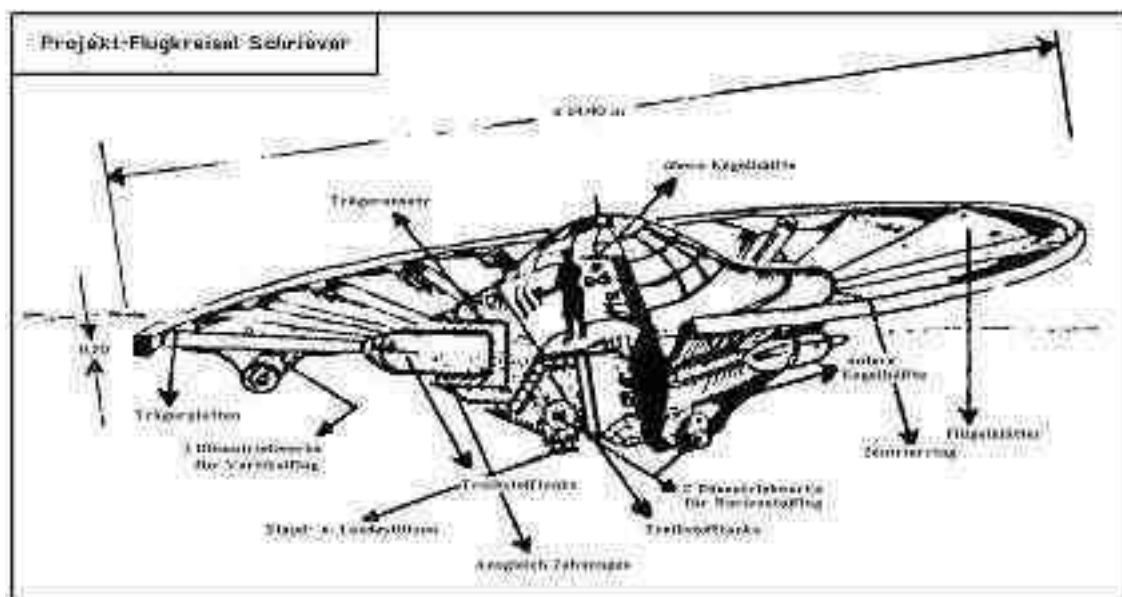
Der erste Prototyp mit der Bezeichnung BMW Flügelrad I V1 soll zwischen August und September 1943 in Prag-Kbely erste Testflüge absolviert haben. Beobachter berichteten, dass die Maschine aus dem Hangar gerollt sei, dann habe der Rotor sich zu drehen begonnen und das Flügelrad sei auf einen Meter Höhe aufgestiegen, über eine Distanz von 300 Meter geflogen und habe eine harte Landung gemacht. Während der Bodentests wurde der Prototyp mit Betonblöcken umgeben, damit die Bodenmannschaft geschützt war, falls ein Rotorblatt brechen würde.



So soll die von Dr. Miethe gebaute Flugscheibe ausgesehen haben.

Bei der Entwicklung des zweiten Prototyps BMW-Flügelrad I V2 wurden einige Änderungen vorgenommen. Das Cockpit wurde vergrößert, um Platz für einen zweiten Mann zu schaffen und um den Anbau eines konventionellen Seitenruders zu ermöglichen. Das starre Fahrwerk wurde durch ein einziehbares Fahrwerk ersetzt. Der äußere Ring erhielt ein aerodynamisch besser ausgebildetes Profil.

Flugringe in diesen Ausführungen kamen nach dem Krieg bei der Hiller VZ-1 Pawnee und Piasecki VZ-8P Aerocar zur Anwendung. Der Rotordurchmesser wurde auf acht Meter vergrößert. Nach dem Umbau begannen die Flugversuche im Herbst 1944 auf dem Fliegerhorst Neubiberg in der Nähe des BMW-Werkes. Hier wurde das BMW-Flügelrad auch mit einer Turbine BMW 003A-0 ausgerüstet, das einen Schub von 800 kp lieferte.

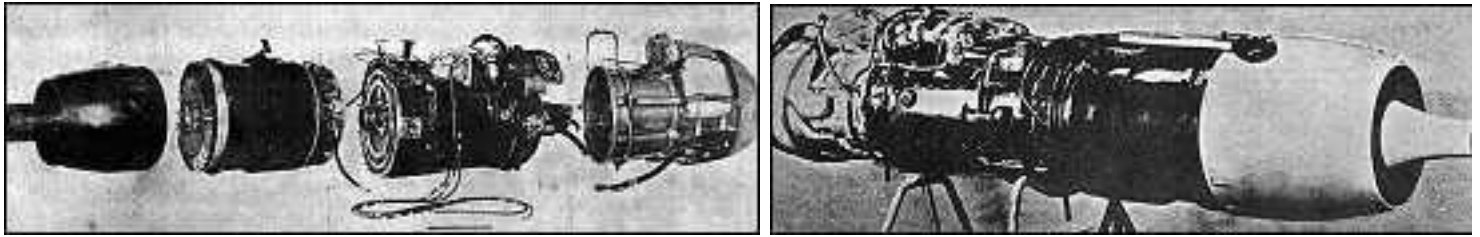


Das angeblich von Dr. Miethe zusammen mit Ing. Rudolf Schriever gebaute Flügelrad. Die Skizze stammt von Ing. Schriever und wurde von ihm nach dem Krieg erstellt. Es zeigt eine ganze Reihe von technischen und konstruktiven Fehlern: Diese von ihm skizzierte Flugscheibe hätte niemals fliegen können!

Der nächste Entwurf, das BMW Flügelrad II V1, behielt den zentralen Bereich bei, das Seitenruder entfiel jedoch. Der Rotor wurde neu gestaltet und hatte nun einen Durchmesser von 12,60 Metern. Der äußere Ring wurde ähnlich wie die Tragflächenvorderkante eines konventionellen Flügels gestaltet. Die Maschine hob besser ab, aber die Steuerungsprobleme blieben die gleichen. Der erste Flug erfolgte am 14. Februar 1945 wieder in Prag-Kbely, wobei man das schlechte Wetter ausnutzte, um nicht von feindlichen Aufklärern entdeckt zu werden. Es gelang jedoch nur ein Sprung in niedriger Höhe. Sämtliche Unterlagen und Modelle aus diesem Projekt wurden im April 1945 vernichtet, sodass beim Einmarsch der Alliierten nichts mehr vorhanden war.

Zur dieser Zeit befanden sich zwei weitere Flügelrad-Entwürfe in unterschiedlichen Fertigungsstadien. Das BMW Flügelrad II V2 und Flügelrad II V3 waren zwei verschiedene Versionen des zuvor beschriebenen Modells und mit jeweils zwei Triebwerken ausgerüstet. Der Rotor beider Varianten hatte jeweils einen Durchmesser von 14,40 Metern.

Das BMW Flügelrad III sollte die Serienausführung mit einem Durchmesser von 24 Metern werden. Als Antrieb waren zwei Strahltriebwerke der zweiten Generation, He S0 11 oder BMW 018 mit einer Leistung von jeweils 1300 bzw. 3400 kp vorgesehen. Die Triebwerke waren übereinander angeordnet und durch den Rotor getrennt. Die Schubdüsen wurden in je zwei Strahlrohre aufgeteilt, die mit Ventilen bestückt waren und somit jedes Flugmanöver erlaubten.



BMW 003-Strahltriebwerk

Zum Steigen wurde die Leistung des unteren Triebwerks erhöht und die Schubdüsen des oberen Triebwerks nach oben gerichtet. Zum Sinken wurde die Leistung des oberen Triebwerks erhöht und die Schubdüse des unteren Triebwerks nach unten gerichtet. Für eine Linkskurve mussten die linken Schubdüsen geschlossen werden, für eine Rechtskurve die beiden rechten Schubdüsen. Für eine Linkskurve beim Rollen auf dem Boden wurde die linke obere Schubdüse nach oben gerichtet und die rechte untere nach unten. Für eine Rechtskurve mussten die gleichen Steuerungen entgegengesetzt durchgeführt werden. Zum Starten wurde der Rotor beschleunigt und die beiden unteren Schubdüsen nach oben gerichtet. Während des Horizontalfluges wurden die Rotorblätter in eine Null-Grad-Stellung gebracht und wirkten somit wie ein konventioneller Tragflügel.

Die Maschine verfügte über zwei Cockpits, die jeweils vier Mann Besatzung aufnehmen konnten. Je ein Cockpit befand sich oberhalb bzw. unterhalb des Rotors. Das Fahrwerk war das gleiche wie bei den vorhergehenden Modellen.

Die gabelförmige Auslegung der Strahlrohre wurde von den Engländern in den Nachkriegsjahren für die Armstrong Whitworth Sea Hawk und heute im Senkrechtstarter Harrier verwendet. Das Strahlrohr kam auch bei einigen spanischen Hubschraubern, den Aerotecnica AC-13 und AC-14 zum Einbau.

Das Konstruktionsteam bestand aus *Dr. Ing. Richard Miethe*, als Projektleiter für das Flügelrad und Fachmann für Aerodynamik, *Dr. Ing. Klaus Habermohl*, Experte für Senkrechtstarts und Autogyro. *Dipl. Ing. Guiseppe Belluzzo*, Spezialist für wärmebeständige Legierungen und *Dipl.-Ing. Rudolf Schriever*, Flugkapitän bei der Luftwaffe und Chef der Testpiloten des Projekts.

Dr. Miethe hatte schon 1939 erste Überlegungen über das Flügelrad-Prinzip angestellt, als die ersten Daten der deutschen Strahltriebwerke HS S8A mit einer Leistung von 700 kp verfügbar waren.

Bei den geschilderten BMW-Flügelrädern scheint es sich um jene Modelle zu handeln, die auch J. Andreas Epp beschrieb, und deren Steuerungsprobleme nach seiner Aussage von den Konstrukteuren erst gelöst wurden, nachdem ihnen Epp die entsprechenden Hinweise gegeben hatte.

Seltsamerweise will BMW heute nichts mehr von den Flügelrad-Konstruktionen wissen.

Der frühere V-Waffen-Ingenieur Dr. Richard Miethe erklärte nach dem Krieg wörtlich: *„Ich wage zu behaupten, dass fliegende Scheiben, falls sie am Himmel kreisen, in Deutschland konstruiert, nach meinen Anordnungen fertiggestellt und wahrscheinlich in Serie von den Sowjets nachgebaut wurden.“*



Testpilot Ing. Rudolf Schriever

Sein entwickelter Flugkreisel war eine Weiterentwicklung der V-Waffen in Scheibenform. Die als „V-7“ bezeichnete Flak-Mine sollte angeblich mit Radarsteuerung eine Reichweite von 21.000 km haben. Hitler habe sich zu spät für eine Serienproduktion entschlossen, sodass die „V-7“ nicht mehr zum Einsatz gekommen sei.

Die Bezeichnung „V-7“ stammt erst aus den Nachkriegsjahren, wurde während der Kriegszeit jedoch nirgends als solche verwendet. Um das Durcheinander echter und behaupteter Flugscheiben noch zu vergrößern, hat man nach Kriegsende mehrere unterschiedliche Modelle mit „V-7“ bezeichnet.

Die einzige „V“-Bezeichnung, die während des Krieges (und davor) üblich war, bezieht sich auf „Versuchsmuster“. So war es üblich, einen neuen Prototyp neben seiner Typenbezeichnung mit „V-1“, „V-2“ usw. zu bezeichnen. Das hatte jedoch nichts mit den so genannten Vergeltungswaffen („V-1“, „V-2“) zu tun.

Alle Bilder: GLG-Archiv

Dazu erschien im Herbst 2005 im Michaels-Verlag das Buch

Gernot L. Geise mit J. Andreas Epp

**Flugscheiben:
Realität oder Mythos?
Gespräche mit dem Flugscheiben-Erfinder**

ISBN 3-89539-611-7



Eingebettetes geschütztes Dokument

Die Datei http://www.efodon.de/html/archiv/geschichte/guggemos/2001-SY2_guggemos_andechs1.pdf ist ein geschütztes Dokument, das in dieses Dokument eingebettet wurde. Doppelklicken Sie auf die Reißzwecke zur Anzeige.



Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten

Die Teufelsmauer bei Weddersleben

In jener Zeit, als Gott und Teufel die Erde unter sich aufteilten, schlossen sie eine Vereinbarung. Dem Teufel solle alles Land gehören, welches er in einer Nacht bis zum ersten Hahnenschrei mit einer Mauer umbauen könnte.

In dieser Nacht jedoch, als der Teufel sein Bauwerk errichtete, wollte es der Zufall, dass eine alte Frau unterwegs zum Markt nach Quedlinburg war, um einen Hahn zu verkaufen. In der Dunkelheit stolperte sie. Dadurch erwachte der Hahn und begann zu krähen. Der Teufel, der das hörte und mit der Mauer noch nicht ganz fertig war, dachte, dass seine Zeit um sei. Damit war seine Arbeit vergeblich. Voller Wut riss er die Mauer wieder ein. Die Reste dieser Teufelsmauer sind bis auf den heutigen Tag stehen geblieben.

So berichtet uns die Sage über die Entstehung der Teufelsmauer.

Und was sagt die Geologie? Der Harz wurde in der Jura- und Kreidezeit auf das Vorland in Norden aufge-



Bild 1: Sitzt hier der Teufel noch auf der Mauer?

schoben und um einige hundert Meter angehoben. Diese Aufrichtungszone führte zur Entstehung einer Schichtrippenlandschaft. Dieser Urharz wurde erneut wieder abgetragen. Was übrig blieb, waren Reste einer Schichtrippe aus kreidezeitlichem Sandstein, die Teufelsmauer.

Wie an einer Schnur aufgefädelt erheben sich aus der relativ flachen Ebene des nördlichen Vorharzes. Das klingt unspektakulär.

Wie sieht es denn wirklich aus?

Jetzt wird es spannender, allerdings hängt das von unserer Fantasie ab. Und schauen wir einmal genau hin, sitzt da nicht der Teufel immer noch auf seiner Mauer (Bild 1)? Verwirrt schauen wir uns um und sehen einen alten Indianer in die Landschaft schauen (Bild 2). Aber ist

es ein Indianer? Heben wir unseren Blick etwas, und wird das Wetter etwas düsterer, schaut uns plötzlich Godzilla oder ein Saurier an (Bild 3).

So kann man die Mauer entlang wandern und sieht je nach Tageszeit, Lichteinfall und persönlichem Gefühl, Gestalten und Figuren aus dem Felsen erscheinen. Im Sommer, in Urlaubsstimmung, bei Sonnenschein sicherlich andere, als vielleicht im Novembernebel bei beginnender Winterdepression oder in der milden Abendsonne.

Für Geomanten zählt die Teufelsmauer zu den magischen Plätzen dieser Welt.

Also, wenn Sie die Teufelsmauer besuchen, und ich meine, Sie sollten es tun, wenn Sie Gelegenheit dazu haben, gehen Sie vorher in sich. Machen Sie sich frei von der Gegenwart. Nehmen Sie sich Zeit und hören und sehen Sie, was Ihnen die Felsen erzählen. Denken Sie daran, dass alles, was Sie sich deutlich vorstellen, zu existieren beginnt.

Die Aufrichtungszone oder Teufelsmauer zieht sich mehr oder weniger sichtbar durch die Vorharzlandschaft



Bild 2: Stellt das einen Indianer dar?



Bild 3: So sieht der Felsen wie ein Saurier aus.

und endet nördlich von Ballenstedt mit den so genannten Gegensteinen. Das sind zwei Felsformationen, in denen einige einen „Lichtstein“ erkennen (die kleinere Formation) und gegenüber (der größere Felsen) soll der Träger des Bösen sein. Wie dem auch sei, auch diese Felsen lassen je nach Stimmung und Licht Gestalten erscheinen, wie z. B. die Sphinx (Bild 4).

So finden Sie hin:

Fahren Sie die A 14 (Magdeburg - Leipzig) bis Ausfahrt 10, Bernburg. Fahren Sie die B 185 nach Westen bis Ballenstedt.

Hinter Ballenstedt zweigt von der B 185 die L 242 nach Quedlinburg ab. Direkt davor geht ein Weg nach Norden. Folgen Sie diesem Weg ca. 1300 Meter und biegen dann nach rechts zu einem Schießplatz ab. Nach ca. 500 Metern kommt ein Parkplatz. Von dort kommen Sie zu Fuß nach kurzem Weg zu den „Gegensteinen“.

Zur Teufelsmauer von Weddersleben

fahren Sie die L 242 weiter über Rieder nach Gernrode. Dort fahren Sie weiter Richtung Thale und biegen nach ca. 4 km die L 92 nach Neinstedt ab. Fahren Sie in Neinstedt Richtung Quedlinburg. Kurz hinter Neinstedt geht die Straße über den Fluss Bode. Direkt hinter der Brücke ist ein Parkplatz mit Wegbeschreibung zur Teufelsmauer.

Karten

Die Generalkarte Nr.7, Thüringen Sachsen Anhalt Süd, 1 : 200.000, ISBN 3-8297-2026-2
Topographische Karte L 4332, Quedlinburg, 1 : 50.000.

(Wilfried Augustin)



Bild 4: Die so genannten Gegensteine.

Kurzbericht vom Moabiter Geschichtssalon am 14.2.2005

Axel Brätz aus Eberswalde hielt am 14.2. 2005 im Moabiter Geschichtssalon einen Vortrag über die Grundmuster in den Stadtplänen (ähnlich seinem Bruder Herwig aus Rostock) und über die Entstehung der modernen Chronologie nach einem Buch von Ulrich Voigt, „Das Jahr im Kopf“ (2003). Beide Teile waren anregend.

Die Stadtpläne sind rein intuitiv gefunden, es gibt keine Hinweise, dass sie damals so angelegt wurden (Skizzen, Architekturpläne – nichts ist mehr übrig).

Im Stadtplan von Eberswalde sieht Brätz einen Löwen (Sternbild), wie das Tier auf dem Marktplatz als Denkmal steht. Der Kopf des Löwen ist die berühmte Maria-Magdalenenkirche mit den schönen Backsteinfiguren, die wohl Sternbilder abbilden.

Legt man diese Stadtplanzeichnung zugrunde und wählt Regulus im Löwen und Spika als Eckpunkte und fällt das Lot über die Verbindungslinie in der Mitte, dann geht dieser Speer wie der des Parzival (hinter ihm steht der Krater = Gral) mitten in den Präzessionskreis hinein, in den Mittelpunkt der Erdschlingung. Die kürzeste Strecke trifft den Kreis bei 5000 v. Ztr., die längste bei 8000 AD; dazwischen am Tangentialpunkt liegt 1500 AD, der Beginn unserer Jahreszählung.

Das macht ein schönes Bild im Gralsmythos, denn der getroffene Sternherr am Ende, Kepheus, ist Amfortas, der am Schenkel verletzt wurde.

Nun fragte der Rezensent, ob die Menschen der Reformationszeit diese Darstellung auch gebracht haben oder zumindest sich der Sache bewusst gewesen wären. Das ist nicht zu belegen. Man kann ja die Dauer der Präzession aus einigen länger zurückliegenden Beobachtungen berechnen, aber ihren Kreis mit Mittelpunkt am Sternhimmel zu zeichnen wäre dennoch von weiteren Kenntnissen abhängig. Hatten Regiomontanus und seine Nachfolger wie Kopernikus, Brahe und Kepler diese Kenntnisse?

Und weiter: Wenn dieses Bild so gesehen wurde, dann müsste es in den Berechnungen auftauchen, denn es ist ja auf reinen Zufall gegründet. Niemand kann Spika so an den Himmel setzen, dass sie auch mit Regulus den entsprechenden Winkel bildet. Wer das Werk der Zeit in die Sterne hineinsieht, ist ein Kenner. Aber müsste er es nicht auch mitteilen? Sonst würde es doch niemand verstehen. Oder sind wir abgeschnitten worden?

Wir halten fest: Am Gral und Amfortas, an den Sternmythen (auch Jesus ist eine, betonte Brätz), an der Präzession als Berechnungsmodus, an dem sehr jungen Zeitpunkt, zu dem eine Zählung unserer Jahre einsetzte (vor 500 Jahren).

Dagegen war die Berechnungsweise von Ostern durch Voigt in Brätz' Vortrag nicht so deutlich gebracht, jedenfalls haben nur wenige Zuhörer verstanden, was das überragend Neue an dieser Idee ist. Kurz einige Hinweise: Dionysius Exiguus berechnete die Wochentage nach

dem Gregorianischen Kalender, was ihn sofort als Fälschung aus dem 16. Jh. verrät. Allerdings habe Voigt diese Erkenntnis gar nicht richtig eingeschätzt, sondern als „Zusatz“ zu dem Ms. gewertet. Das Berechnungsmodell, das die heutige Jahreszahl 1 AD (Voigt arbeitet mit Null u. Ztr.) begründet hat, beruht auf einer Osterberechnung, die mit dem 19-jährigen Mondzyklus und der Woche und dem Frühlingspunkt manipuliert; da könne nur das heutige Jahr Null als einzig mögliches Ergebnis (in 20.000 Jahren!) herauskommen. Dies wäre nachzuprüfen. Bei der kurzen Begrenzung von Ostern (35 Tage) müssten sehr viele Möglichkeiten auftreten, in den letzten 500 Jahren sind die Osterdaten häufig auf gleiche Tage gefallen. Kurz gesagt: Der Referent hat diesen Punkt nicht allgemein verständlich darstellen können.

Es gab auch Schwierigkeiten, die nicht ausgeräumt wurden. Die berühmte Dezimoquartanerdiskussion (14. Nisan = Pessach) wurde nicht besprochen, stattdessen wurde 15. Nisan als Ostern eingeführt. Das müsste näher erläutert werden. Es kann mit dem Evangelium begründet werden, aber das wäre für die Pessachfeier nicht maßgebend gewesen.

Der Referent beantwortete noch etwa eine Stunde unsere Fragen, bevor er zu seinem Zug musste. Die zurückgelassenen Zuhörer diskutierten noch eine weitere Stunde.

(Uwe Topper)



Gedanken zur Zeit

Zeit ist schon eine merkwürdige Sache. Meistens haben wir davon zu wenig, einige Menschen haben davon zu viel (sie müssen sie „vertreiben“). Meist vergeht sie viel zu schnell („im Flug“), seltener will sie nicht vergehen („dauert eine Ewigkeit“). Doch alle Menschen, die man befragt, sagen, dass sie wesentlich schneller vergeht als noch vor Jahren.

Darüber sind schon ganze Abhandlungen geschrieben worden, auch schlaue Köpfe haben sich damit befasst, ohne jedoch einen nachvollziehbaren Ausweg aus der (scheinbaren?) Beschleunigung des Zeitablaufs bieten zu können.

Dabei gibt es tatsächlich physikalische Messungen, die eine Zeitbeschleunigung zeigen, wenn die Ergebnisse auch mit der gebotenen Vorsicht zu genießen sind.

Eines dürfte unbestritten sein, nämlich dass die Zeit relativ ist. Relativ in dem Sinn, dass man sie so oder so empfinden kann (siehe oben). Zeit kann, wie auch Geschwindigkeit, immer nur im Verhältnis zu einem Vergleichspunkt gesehen werden. Gibt es ihn nicht, so gibt es auch keine Zeit. Ist das so einfach? Ich glaube es nicht.

Natürlich spielt bei der Zeitverwirrung der Menschen auch mit hinein, dass (leider immer noch) zweimal im Jahr die Uhrzeit umgestellt wird, von Winterzeit auf Sommerzeit und zurück.

Verwirrend? Ja, denn nach Umfragen weiß zum betreffenden Zeitpunkt kaum jemand, ob die Uhren nun vor- oder zurückgestellt werden müssen, obwohl die Praxis der Zeitumstellung nun schon seit mehr als fünf- undzwanzig Jahren angewendet wird. Die Verwirrung geht so weit, dass bei der letzten Umstellung im Oktober in einem Fernsehsender

prompt falsche Angaben dazu gemacht wurden.

Tatsache ist, dass etwa in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts so genannte Atomuhren gebaut wurden, von denen es damals hieß, dass sie angeblich Millionen Jahre lang auf die Sekunde genau gehen würden, ohne dass eine Zeitkorrektur nötig sei. Nun, das war ein Traum, der von der Wirklichkeit längst überholt worden ist. Etwa in den Achtzigerjahren erfolgten die ersten Zeitkorrekturen, die damals schon eine kleine Sensation waren, aber heute vergeht kaum ein Tag, an dem die so unglaublich präzisen Atomuhren nicht nachkorrigiert werden müssen.

Hat sich der Zeitlauf verändert oder zeigen die Uhren inzwischen etwa Alterungserscheinungen, Materialermüdungen?

Eine ganz andere Art von Zeitverschiebungen kann jeder beobachten, der durch Läden und Geschäfte geht. Verblüffend war im letzten Jahr, dass bereits im August die ersten Weihnachtsartikel zum Verkauf angeboten wurden, obwohl es noch rund vier Monate bis Weihnachten war. Das kann ja wohl nicht am Übereifer der Geschäftsleute liegen, denn wer kauft schon vier Monate vorher beispielsweise Weihnachts-süßigkeiten? Und doch müssen sie wohl verkauft worden sein. Und obwohl Weihnachten noch nicht vorbei war, erschienen Anfang Dezember bereits die



ersten Osterhasen in den Geschäften. Wird denn hier von höherer Stelle aus die Zeit auf den Kopf gestellt?

Dass man in den entsprechenden Betrieben Schokoladen-Weihnachtsmänner einfach umkonfektioniert und



(Abbildungen: GLG-Archiv)

daraus Osterhasen macht, ist angeblich ein Märchen. Der Aufwand dafür sei viel zu hoch, heißt es aus der Industrie. Das mag stimmen, aber zumindest verwendet man für beide Figuren zum Teil dieselben Schokoladenformen.

Dass man hierzulande inzwischen (fast) das ganze Jahr über Faschings- und Karneval-Artikel kaufen kann, hängt wohl auch damit zusammen, dass wir („Alles Gute kommt aus Amerika!“) aus den USA die *Hellowien* importiert haben, zur großen Freude der Kinder, die sich nun auch außerhalb der Karnevalszeit maskieren können, ohne von den Erwachsenen schief angesehen zu werden. Wobei Halloween im Ursprung ein altes keltisches Fest religiöser Prägung war, das mit den europäischen Siedlern nach Amerika gelangte und nun zu uns zurückgekehrt ist, allerdings derart verfremdet, dass es mit dem ursprünglichen Ritual rein gar nichts mehr zu tun hat.

Die Grenzen sind fließend, und ob in ein paar Monaten ein wichtiger Feiertag sein wird, erkennt man meist an den Angeboten der Geschäfte. Mich wundert es, dass die erfindungsreiche Industrie noch keine Möglichkeit gefunden hat, für Pfingsten typische Dinge oder Süßigkeiten zu erfinden (Der Pfingstochse eignet sich ja kaum zur Massenproduktion ...). Vielleicht könnte damit die so sehr beschworene „Kaufzurückhaltung“ der Kunden etwas gelockert werden? Es wird Zeit, denn wir haben schon Januar!



Reinhard Prahl

Geoglyphen und Scharrbilder der Welt

Ein Untersuchungsgegenstand für die diffusionistische Forschung?

Abgesehen von dem weltweiten Pyramidenphänomen gibt es noch viele andere Rätsel, die eine Untersuchung im diffusionistischen Sinn lohnen: Überall auf der Welt gibt es riesige Erdzeichen (oder auch Geoglyphen, Scharrbilder), die Menschen, Tiere oder geometrische Figuren darstellen. Sie können in den Wüstenboden gescharrt sein, sich als weißer Kalkstein von einer Grasoberfläche abheben, als Hügel aufgeschüttet oder sogar als Tempel- oder Stadtanlagen konzipiert worden sein. Aber eines ist ihnen gemeinsam: Ihre wahre Form lässt sich nur aus der Luft erkennen!

Die bekanntesten dieser Bilder sind wahrscheinlich die weltberühmten Nazca-Linien, die bereits so viele Deutungen erfahren haben. Aber in ganz Nord- und Südamerika kommen sie vor und nicht nur dort. Riesige Erdzeichnungen finden sich darüber hinaus auch in Europa, dem Vorderen Orient und in Asien. Nur aus Afrika wurden mir im Laufe meiner Recherchen keine Objekte bekannt. Dies mag nicht verwundern. Mehr als die Hälfte dieses Kontinents besteht aus Sandwüste. Sanddünen wehten in der Vergangenheit ganze Städte zu. Erst vor einigen Jahren wurde in Ägypten in der libyschen Wüste eine römische Stadt und eine Tempelanlage entdeckt, die jahrhundertlang von einer riesigen „Sandwelle“ zugedeckt und so allerdings auch einwandfrei konserviert wurde. Der Berliner Ägyptologe *Christian Leoben* gräbt und forscht dort mit großem Erfolg. Ähnlich mag es auch den hier vorzustellenden Forschungsobjekten in Afrika ergangen sein. Welchen Sinn verfolgten die Erbauer dieser Weltwunder, oder besser: Lag all diesen weltweit vorkommenden Erdzeichen dieselbe Idee zugrunde? Liegt hier gar ein Ideentransfer vor?

Geoglyphen in geometrischen oder Tierformen

Die Scharrbilder von Nazca

Was ist über die Scharrbilder von Nazca nicht schon alles geschrieben worden, seit *Paul Kosok* die riesigen Bilder in der Pampa Perus entdeckte? „Das größte Astronomiebuch der Welt schien vor uns zu liegen“, schrieb der Forscher 1947 über das rund 60 km lange Tal. Ab 1946 forschte die deutsche Mathematikerin und Geografin *Maria Reiche*



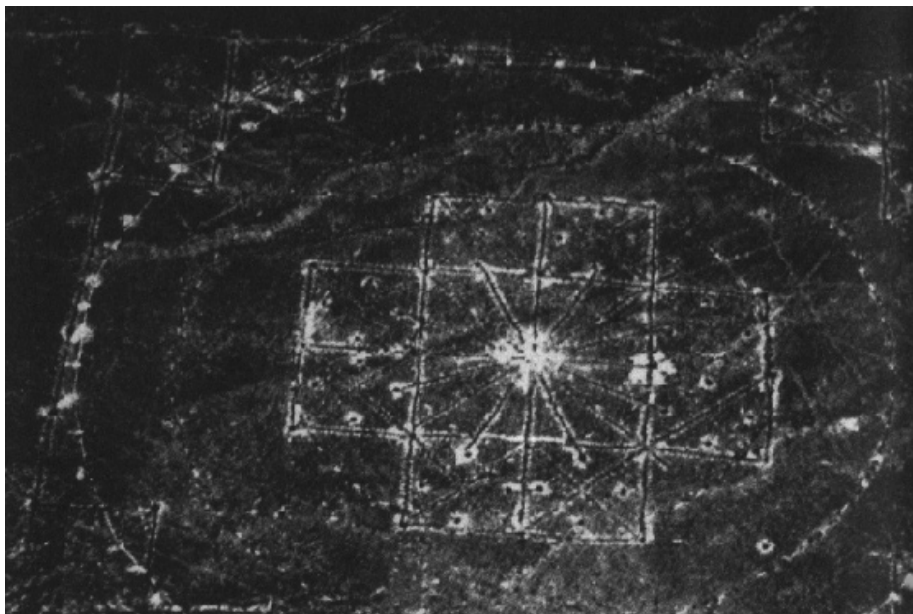
Eine der „Landebahnen“ in Nazca (GLG-Archiv)

dort. Auch sie vermutete in den Linien und Scharrbildern antike Astronomie. Als weitere Erklärungen boten sich Startplätze für Ballons, Sportarenen, Kraftlinien oder Markierungen für unterirdische Wasserläufe an. Jüngste Forschungen befassen sich überwiegend mit den tausenden oft strahlenförmig auslaufenden Linien und sehen in ihnen Vorläufer der Inka-Straßen. Auch *Erich von Däniken* befasste sich mit diesen seltsamen Überbleibseln einer uns heute so fern erscheinenden Kultur. Er vermutete, einst seien „seine“ Astronautengötter dort gelandet und hätten Spuren hinterlassen, die die Nazca-Leute nachzuahmen versuchten. Wie die Tier- und Pflanzendarstellungen hätten sie dazu gedient, die „göttlichen Lehrmeister“ zur Wiederkehr zu animieren.

Dieser kurze Überblick zeigt nur allzu deutlich, dass tatsächlich niemand weiß, was die Nazca-Bilder und -Linien bedeuten, noch wann sie entstanden sind. Aufgrund stilistischer Ähnlichkeiten einer antiken Kultur, die man seit Beginn des 20. Jahrhunderts nahe Nazca immer wieder ausgräbt, werden auch die Bilder dieser so genannten „Nazca-Kultur“ zugeschrieben. Keramiken, Wolle, Baumwolle, Mumien und Schädeltrrophäen, die nahe Nazca ausgegraben wurden, lassen grobe Schlüsse auf eine relative Datierung zu. Die Nazca-Kultur wird heute zwischen das -2. Jahrhundert und +8. Jahrhun-

dert datiert. Es muss allerdings noch einmal mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, dass diese Datierung allenfalls relativ, keinesfalls aber absolut zu verstehen ist, da sie einzig auf relative Datierungsverfahren, etwa C14-Analyse, Dendrochronologie, Seriation und natürlich Stratigrafien beruht. Die Funde sind eher spärlich, eine Schrift lässt sich bisher nicht nachweisen. Bewohnte Orte lassen sich noch weniger nachweisen, so etwa Cahuachi im Nazca-Tal und Dos Santos im Ica-Tal. Einige Tierformen der Nazca-Geoglyphen lassen sich auch auf Keramiken nachweisen, so etwa Vögel oder die Walfigur. Daraus schloss man, diese Menschen seien die Konstrukteure der Figuren und Linien gewesen. Das kann freilich nicht mehr als eine Vermutung bleiben, da natürlich auch die Möglichkeit besteht, dass die Nazca-Leute nur Althergebrachtes nachahmten.

Natürlich fällt das Argument sogleich ins Gewicht, die Figuren seien nur aus der Luft sichtbar und daher für die antiken Bewohner des Tals nicht einsehbar gewesen. Doch sei daran erinnert: Die Konstrukteure konnten ihre Objekte ebenfalls nicht von oben sehen und wussten sie dennoch mit Perfektion herzustellen. Des Weiteren lässt sich relativ gut nachweisen, dass viele der graden Linien - die übrigens den weitaus größeren Teil der Geoglyphen ausmachen - mit relativ großer



Nazca: Geometrische Figuren von riesigem Ausmaß, nur aus der Luft zu erkennen (GLG-Archiv)

Wahrscheinlichkeit später als die Figuren entstanden. Um die Nazca-Bilder zu konstruieren, wurden die obersten dunkleren Erd- und Geröllschichten abgetragen. Darunter kamen hellere, nicht erodierte Steine hervor. Diese hellere Farbe macht die Figuren aus der Luft sichtbar. Da es in diesem Teil Perus nur etwa alle zwei Jahre für etwa dreißig Minuten regnet, konnten sich die Geoglyphen bis heute erhalten. Einige Darstellungen wurden allerdings dank rücksichtsloser Menschen, die mit Jeeps oder Pferden über die Ebene preschten, zerstört. Durch den Schwanz einer Reptilfigur führt heute eine Straße, die auch die Hinterbeine der Figur zu großen Teilen zerstörte.

Über die Interpretation der Formen und den Sinn der Figuren wird bis heute lebhaft diskutiert. Immer wieder wurde versucht, eine Gesamtinterpretation für alle Gebilde auf der Ebene zu finden. Erst in neuerer Zeit scheint man von diesem Versuch abzurücken und mehrere Erklärungsversuche und Motive der Erbauer zuzulassen. Diesem Ansatz wird im Folgenden insofern gefolgt, als nur geometrische und figürliche Darstellungen beschrieben werden.

Maria Reiche, die über vierzig Jahre in Nazca lebte und arbeitete, beschreibt die Figuren immer noch am besten. Die wichtigsten Tierformen sollen im Folgenden genannt und beschrieben werden:

- Eine 46 m lange Spinne, die in ein Liniennetz „eingeschaltet“ ist,
- ein riesiger Vogel mit schlangenähnlichem Hals. Körper und Hals sind etwa 110 m lang, Kopf und Schnabel aber länger als Körper und Hals zusammen. Diese Figur erinnert mich

stets an die sogenannten „Schlangenhalspanther“ auf der Schminkepalette des Königs Narmer, Ägypten um -2959, vielleicht 1. König 1. Dynastie. Reiche fand heraus, dass Hals und Kopf auf den Aufgangspunkt der Sonne zur Juni-Sonnenwende weist.

- Ein „Reptil“ von 188 m Länge. Spinne, Vogel und Reptil bestehen übrigens aus einer einzigen Linie, die ihre Umrisse beschreibt.
- Eine hunde- oder fuchsähnliche Figur „mit langem Schwanz und Beinen“ und einer Länge von über vierzig Metern.
- Ein Leguan, ebenfalls mit langen Beinen,
- ein Kolibri,
- ein Stern oder eine Blume,
- ein etwa 25 Meter langer Fisch oder Wal mit einem rundlichen „Beutel“ oder „Anhängsel“ und innerer Fortsetzung. Der „Beutel“ kommt in ähnlicher Form bei drei Vogelfiguren vor.
- Eine weitere ähnliche Fisch- oder Walfigur,
- ein Affe mit zur Spirale aufgewickelttem Schwanz,
- ein Pelikan,
- ein Adler,
- ein Krokodil- oder reptilartiges Tier,
- zwei sich gegenüberstehende Lamas.

Weitere Geoglyphen in Südamerika

Nazca ist allerdings nicht der einzige Ort Südamerikas, wo sich riesige

in ihrer Gesamtheit nur aus der Luft zu erfassende Geoglyphen befinden. In der Atacama-Wüste in Chile befindet sich eine ähnliche „Gemädegalerie“ wie in Nazca. Man mag über Erich von Däniken denken, was immer man mag. Doch sein Buch „Zeichen für die Ewigkeit“ enthält die aller Wahrscheinlichkeit nach beste Fotosammlung, die jemals in einem populärwissenschaftlichen Werk zu diesem Thema zusammengestellt wurde. Von Dänikens Foto Nr. 83 enthält zwei aus je 12 Rauten bestehende Quadrate an einem Berghang. Vom unteren Quadrat geht eine Art Pfeil aus, der erdwärts zeigt. Eine weitere Bodenzeichnung, bestehend aus zwei Teilen, erinnert an einen Adler, der unter einem indianischen Medizinrad schwebt.

Eine der berühmtesten Figuren außerhalb Nazcas, obwohl in Peru gelegen, ist der so genannte „Kandelaber“ oder „Tres Cruces“ von Paracas mit einer Länge von etwa 190 Metern. Tres Cruces wurde nicht wie die Nazca-Linien hergestellt, sondern bis zu drei Meter tief in den steinigem Wüstenboden eingegraben.

Nordamerika

Wie allgemein bekannt, befinden sich nicht nur in Südamerika riesige in ihrer Form nur aus der Luft erkennbare Geoglyphen, sondern auch in Nordamerika. Die bekannteste ist vielleicht der so genannte „Serpent Mound“ in Ohio, USA, der „Schlangenhügel“. Erstmals 1848 von *Ephraim G. Squier* vermessen, schrieb der Forscher: „Wahrscheinlich die außergewöhnlichste Erdanhäufung, die bisher im Westen entdeckt wurde.“ Allein die blanken Zahlen rauben einem schier den Atem. Über eine Länge von 405 Metern schlängelt sich das Reptil bei einer Körperhöhe von bis zu 1,50 Metern, der Kopf liegt am höchsten Punkt, der Schwanz ringelt sich mehrfach. Doch der „Schlangenhügel“ ist keine Geoglyphe im Sinne der peruanischen, sondern wurde von den amerikanischen Ureinwohnern aus Erde aufgeschüttet. Wie bei anderen Denkmälern dieser Art weltweit ist auch hier nicht bekannt, wer die Schlange zu welchem Zweck in die Landschaft Ohios „setzte“. Man vermutet, das Bauwerk gehöre zur ADENA-Kultur, einer dörflichen Kultur von Jägern und Sammlern und Kupferverarbeitung, die zwischen -500 bis -100 anzusiedeln ist. Doch auch die HOPEWELL-Kultur (-200 bis +500) kommt für die Archäologen in Frage. Dies sind natürlich nur Vermutungen, niemand kann das Alter des „Serpent Mound“ tatsächlich bestimmen. Es gibt keine Grabanlagen innerhalb der riesigen Aufschüttung. Die Interpre-

tationsansätze reichen ebenso weit wie die „Leseansätze“, denn am Ende des Kopfes, gerade da, wo sich das Schlangengmaul befindet, ist eine ovale Form zu erkennen, die genauso gut ein Ei, als auch ein Auge darstellen könnte. Deshalb denken die einen Fachleute an ein religiöses bzw. mythologisches Symbol, die anderen sehen in der Schlange die Inkarnation eines Gottes oder des Bösen. Das Ei hingegen ist ein in vielen Kulturen gebrauchter Symbolismus im Kontext mit der Schöpfung des Universums.

Damit ist das Thema in Nordamerika allerdings bei weitem noch nicht ausgeschöpft. Mounds in Tier- oder Menschengestalt, von den Fachleuten Effigy-Mounds genannt, gibt es auch in Wisconsin. Dort sind zwischen 17 und 46 Meter lange Erdzeichnungen zu bewundern, deren Optik ähnlich abstrakt anmutet wie in Nazca. Eine Figur mag, so *Ceram*, „einen Frosch oder eine Schildkröte darstellen, 46 Meter lang. Darunter ein kleiner Bär, 17 Meter lang, und schließlich ein Vogel mit halb ausgebreiteten Schwingen.“ Wunderschön anzusehen ist auch die „Lower Dells-Gruppe“ in Sauk County, Wisconsin. Drei Vögel, einer vom Wisconsin River aus gesehen mit waagrecht ausgebreiteten Flügeln, zwei mit senkrechten, die Spannweite des untersten der drei Vögel beträgt 73 Meter. Auch hier gilt, wie in allen anderen Fällen, dass weder Zeitraum noch das Volk der Erbauer wirklich bekannt sind, die Ansätze reichen über einen Zeitraum von -1000 bis 1700!

Europa

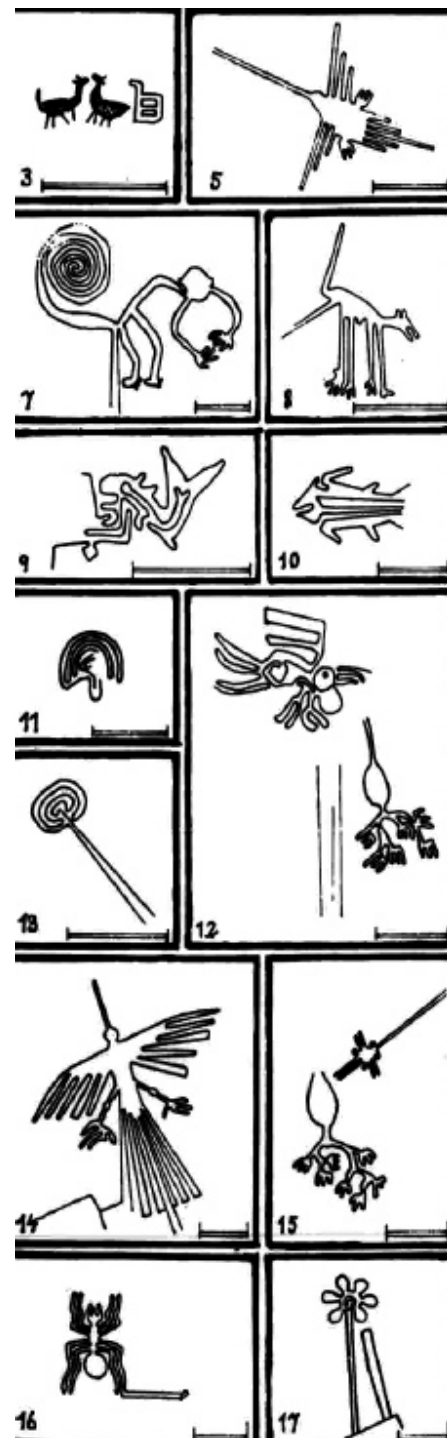
Verlassen wir somit die Neue Welt und wenden uns unserer näheren Umgebung zu, Europa oder genauer gesagt: der britischen Insel. An der Kalkböschung oberhalb des englischen Dorfes Uffington in Oxfordshire ist ein 11,3 Meter langes Pferd zu bewundern. Es wurde auf wunderschöne Weise hergestellt. Unter einer weiten Grasfläche befindet sich weißer Kalkstein. Die Form des Pferdes, bestehend aus fünf Teilen, wurde quasi aus dem Gras herausgeschnitten. Das Gras wurde abgetragen, bis nur noch der blanke weiße Kalkstein sichtbar war. Über die Jahrhunderte schnitten traditionsbewusste Menschen die Form immer wieder nach, das ist auch der Grund, warum wir es heute noch aus der Luft besichtigen können. Unter Zuhilfenahme der Lumineszenz datierte man das Pferd um -1200. Diese Datierung liegt im selben weit abgesteckten Rahmen, in dem auch die anderen hier vorgestellten Denkmäler entstanden sein könnten. Sinn und

Zweck der Erdzeichnung entziehen sich bis heute jeder Kenntnis.

Ein weiteres, jedoch ganz anders gestaltetes Pferd auf englischem Boden befindet sich in Westbury und Bratton Castle. Das erste Mal erwähnt wurde das 51 Meter lange, sich an einem Hang über eine Höhe von 50 Metern hinweg ziehende Tier 1742. Das sagt allerdings rein gar nichts über sein Alter aus, soll doch genau an der Stelle der heutigen Geoglyphe bereits 878 zur Erinnerung an den Sieg König Alfreds bei Ethadun geschaffen worden sein. Warum das an dieser Stelle geschah, ob man nur auf ein noch älteres Vorgängermodell zurückgriff, darüber schweigen die Quellen. Wie in Uffington ist auch die Bedeutung dieses Pferdes natürlich gänzlich unbekannt. Gerster vermutet, es sei ein Tribut an die Bedeutung des Pferdes vor der Erfindung des Motors. An dieser Stelle sollte man sich fragen, warum sich keiner der Archäologen und Anthropologen, keiner der Historiker, Symbolkundler und der anderen zahlreichen Experten, die an dieser Thematik arbeiten, für die Frage interessiert, welchen Rang alle hier vorgestellten Tiere für die Symbolik der in der jeweiligen Region beheimateten Völker einnimmt? Auf diese wahrlich interessante Frage soll weiter unten noch eingegangen werden.

Mir sind bis heute keine Geoglyphen aus China, Japan und Afrika bekannt. Wie wir jedoch noch sehen werden, gibt es dort andere interessante zur Gesamthematik gehörende Denkmäler. Allerdings erwähnt und zeigt Erich von Däniken in seiner 1993 ausgestrahlten Fernsehreihe „Auf den Spuren der Allmächtigen“ hundert bis zweihundert Meter lange geometrische Formen, „sie bilden übereinander liegende, pyramidenförmige Dreiecke, die an der Spitze in einem großen Ring enden. Alle Gebilde lassen sich nur aus der Luft wahrnehmen“. Sie befinden sich etwa zweihundert Meilen südlich von Tabuk, in der Nähe der jordanischen Grenze in der saudi-arabischen Wüste. Weiter weist er auf eine seltsame Eindeckung im Gebiet des Aralsees hin. Sowjetische Geologen entdeckten bei der Auswertung von Satellitenaufnahmen „merkwürdige dreieckige Formationen - und dies über mehrere hundert Kilometer“. Alle diese Figuren und Formationen lassen sofort an Nazca oder Nordamerika denken, wo sich neben Tier- und Menschenformen auch immer wieder geometrische Formen, meist Dreiecke und Kreise, finden lassen.

Geoglyphen und Scharrbilder

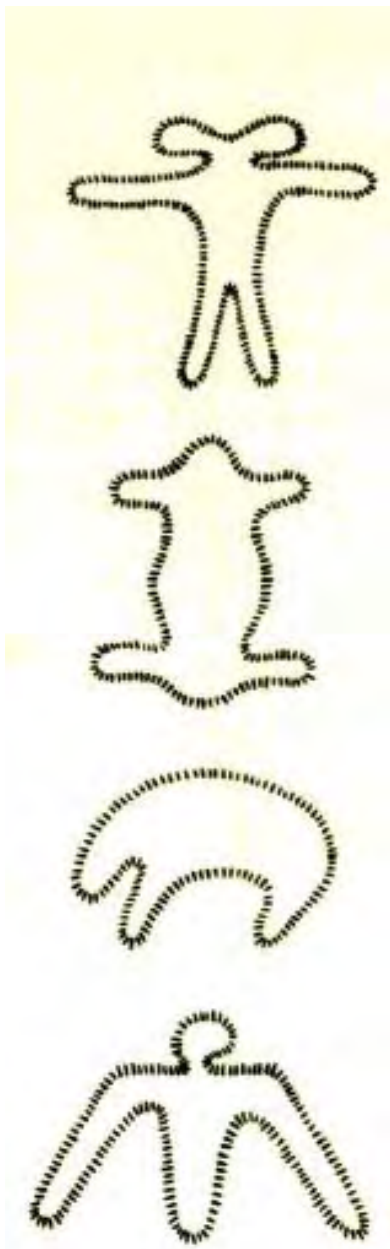


Einige der berühmten Tierdarstellungen aus Nazca (Reiche, S. 57/58)

Anthropomorphe Geoglyphen

Abgesehen von geometrischen und Tierfiguren gibt es noch eine besondere Kategorie, die sich aber nach meiner Ansicht im Sinn- und Symbolgehalt nicht von diesen unterscheidet: menschengestaltige Geoglyphen. Die bekanntesten sollen hier aufgelistet werden:

- Der Riese von Blythe in Kalifornien, USA. Es handelt sich hierbei um ein über 50 m großes Bodenbild einer menschengestaltigen Figur mit



Effigy Mounds in Wisconsin (Ceram, S. 232)

seitwärts ausgestreckten dünnen, langen Armen. Die Knie sind extra sichtbar herausgearbeitet, der Kopf wirkt zu klein für die Gesamtgestalt. Er erstreckt sich auf einer Terrasse oberhalb des Colorado-River, nördlich der Kleinstadt Blythe. Im näheren Umkreis des in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts von einem Piloten entdeckte Bildes befinden sich noch fünf weitere Geoglyphen, die menschliche Figuren, Tiere und geometrisch symbolische Formen zeigen. Ähnlich wie in Nazca wurden die dunklen Oberflächensedimente abgetragen, damit die hellere Unterschicht sichtbar wurde und sich so die Konturen der Figuren, nur aus der Luft erkennbar abzeichneten. Einige Indianerstämme des Coloradogebietes erkennen im Riesen von Blythe den Schöpfergott. Mehr als

200 Figuren wurden im Gebiet von Colorado bisher entdeckt. Archäologen vermuten in ihnen Standplätze für Zeremonien „im Rahmen spiritueller Reisen entlang des Colorado zwischen dem Land der Toten im Süden und dem Land der Schöpfung im Norden.“

- Der Eulenmensch bei Nazca, Peru wurde bereits oft beschrieben. Erich von Däniken nennt in „el Astronautica“. Etwa 450 Kilometer südlich von Lima am Rand der Pampa wurde er an einem Hang angebracht. Er ist über dreißig Meter hoch. Archäologen zufolge soll er zwischen -400 und -100 angelegt worden sein, obwohl es hierfür, wie in fast allen anderen Fällen, keinerlei konkrete Beweise gibt. Alle anthropomorphen Bildnisse in Nazca wurden übrigens an Hängen konstruiert, womit sie im Gelände schon von weitem erkennbar sind. Ihre immense Größe weist allerdings darauf hin, dass sie gen Himmel gerichtet sind und auch von dort aus gesehen werden sollten.
- Erich von Däniken stellt in „Zeichen für die Ewigkeit“ noch viele weitere ähnliche Figuren vor, insgesamt bringt er acht Fotos. Besonders interessant für Anhänger von Dr. Zillmer dürfte Foto Nr. 76 sein, denn hier ist an einem Hügel zweifelsohne ein Mensch abgebildet, der hinter mindestens zwei dinosaurierartigen Tieren postiert ist! Erinnerungen an die Steine von Ica werden wach, die ja zum allergrößten Teil gefälscht sein sollen.
- Eine etwa 25 Meter hohe und zwanzig Meter breite Figur, die in fast identischer Form auch in Chile vorkommt (s.u.), wird bei von Däniken meines Wissens zum ersten Mal beschrieben. Auch aus diesem Grund ist sein Nazca-Buch als besonders wertvoll einzustufen, es gibt Fotos und die Beschreibungen dazu, die man in keinem anderen Bildband über südamerikanische Geoglyphen findet! Von Däniken beschreibt sie als „roboterhaft“, was beim ersten Anblick gar nicht so weit hergeholt zu sein scheint. Der Kopf ist von zwölf „antennenartigen Auswüchsen“ bekränzt. Die Zahl zwölf lässt indes natürlich weniger an einen Roboter, als eher an einen astronomischen Sinngehalt denken (womit die grundsätzliche Paläo-Seti-Idee allerdings keineswegs abgewertet werden soll).
- Etwa 1300 Kilometer entfernt findet sich dann die weltberühmte Figur von Cerro Unita in Chile in der Atacama-Wüste. Mit fast hundert Me-

tern Höhe ist sie die weltweit größte aller bekannten anthropomorphen Geoglyphen. Man stellte sie her, indem man größere Steine von der Oberfläche entfernte und entlang der Konturen aufschichtete. Augen und Mund wurden auf dieselbe Art und Weise gebildet. Es gibt zahlreiche Reliefdarstellungen ähnlicher Form sowohl in der Wüste in Nazca (wie oben geschildert), als auch in Goldgetrieben. An den Hängen des Cerro Unita befinden sich noch zahlreiche weitere menschen- und tiergestaltige, geometrische Bodenzeichnungen.

- Der Riese von Cerne Abbas in England ist vielleicht die auffälligste Figur jener Kategorie, fällt sie doch durch eine riesige Keule in der rechten Hand und einem großen Phallus besonders auf. In Dorset gelegen wurde, wie in England üblich, eine weiße Kalkschicht von Rasen befreit, um die Umrisse des Riesen sichtbar zu machen. Er ist 55 Meter groß und soll, so wie er jetzt aussieht, im 17. Jahrhundert geschaffen worden sein. Allerdings brachte eine vor einigen Jahren durchgeführte Begehung des Geländes einen verborgenen Mantel zutage, der im 17. Jahrhundert nicht mehr sichtbar gewesen sein kann, sonst wäre er mitgepflegt worden, denn die Engländer pflegen ihre Bodenzeichnungen vorbildlich. Das bedeutet, dass der Riese von Cerne Abbas wesentlich älter sein muss! Außerdem liegt über dem Riesen eine 30 x 27 Meter große Erdwerkeinfriedung, die man für einen eisenzeitlichen Friedhof hält, obwohl meines Wissens hierfür ebenfalls keine Beweise vorliegen. Archäologen vermuten hinter der ungewöhnlichen Figur wegen der phallischen Darstellung ein Fruchtbarkeitssymbol oder eine Darstellung des romanobritischen Gottes Herkules. *Wolfgang Thiele* und *Herbert Knorr* wiesen in ihrem objektiv-wissenschaftlichen Werk „Der Himmel ist unter uns“ allerdings nach, dass mittelalterliche - und auch wesentliche frühere heilige Stätten - oftmals auf noch älteren Heiligtümern errichtet wurden. Trifft diese These auch auf den Riesen von Cerne Abbas zu, was im Übrigen nicht unwahrscheinlich ist, dürfte der Ort an sich noch wesentlich älter sein als rund 2000 Jahre.

Gebäude und Stadtpläne

Symbole in Form von figürlichen Darstellungen können jedoch nicht nur als Erdzeichnungen dargestellt sein, sondern auch in Stadtplänen und sogar auf Landkarten! Ob diese Ideen auf den

gleichen Prinzipien wie der Geoglyphenbau beruhen, muss erst noch geprüft werden. Ich halte es aber durchaus für wahrscheinlich. Das bekannteste Beispiel ist vielleicht der Grundriss der ehemaligen Inka-Hauptstadt Cuzco, die die Gestalt eines Pumas aufweist. Der Puma ist laut Archäologen das Symbol für „Stärke und Macht“ bei den Inka. Die Umriss sind sogar heute noch im Herzen der Stadt erkennbar: „*Wallanlagen am Kopf des Pumas sicherten den befestigten Tempelbezirk Sacsahuaman; Königspaläste, administrative und religiöse Bauten umgaben einen riesigen Platz, der die Körpermitte des Pumas bildete; die adligen Familien errichteten ihre Häuser im Viertel Puma Chupan, dem Schwanz des Pumas. In diesem Bezirk treffen sich zwei Flüsse, die kanalisiert worden waren.*“

Sehr interessant in dieser Hinsicht ist auch der archäologische Komplex von Sangay am Upano-Fluss in Ecuador, von Erich von Däniken in der 26-teiligen Dokumentar-Reihe „Auf den Spuren der Allmächtigen“ von 1993 vorgestellt und im ersten der zwei Bücher zur Serie beschrieben. Von Däniken als Quelle zu verwenden mag für Akademiker nicht unproblematisch sein. Doch in den hier erwähnten Fällen spielt dies keine Rolle, denn alle beschriebenen Figuren sind entweder durch Fotos oder Filmaufnahmen in den erwähnten Büchern und der Fernsehserie dokumentiert und somit verifiziert.

Die am Upano-Fluss gelegene Stadt wurde erst 1978 durch Pater Prras, damaliger Direktor der Archäologischen Fakultät der Katholischen Universität von Quito in Ecuador, entdeckt. Die bis heute noch nicht zureichend erforschte Stadt umfasst rund 180 rechteckige Hügel mit Seitenlängen von bis zu achthundert Metern. Aber das erstaunlichste ist, dass alle Hügel aus der Luft betrachtet zwei stilisierte menschenartige Gestalten erkennen lassen. Deutlich sind bei beiden Figuren Augen, Nasen und Münder erkennbar und bei der rechten der beiden Gestalten sogar die Stirn. Angesichts der gewaltigen Ausmaße und der ungewöhnlichen Darstellung fragt von Däniken denn auch vollkommen zu Recht: „*Was nutzten den Urwaldindios Bilder, die sich nur aus einer gewissen Höhe als solche wahrnehmen ließen?*“

Eine ganz besondere Bodenzeichnung, nämlich die größte der Welt liegt tatsächlich mitten in Westfalen. Zu verdanken haben wir jene sensationelle Entdeckung wie so oft Hobbyforschern.

Die Autoren Wolfgang Thiele und Herbert Knorr entdeckten zwischen „Rhein, Weser, Lippe, Ruhr und Main“



Menschen zusammen mit dinosaurierähnlichen Kreaturen (Von Däniken, „Zeichen für die Ewigkeit“, Bild Nr. 76)

hunderterte von alten heiligen heidnischen Kultplätzen, die sich zu einer Sternenkarte der nördlichen Hemisphäre zusammenfassen lassen. Wolfgang Thiele interessierte sich für alte Kirchen. Eines Tages entdeckte er, dass sie an die Stelle von uralten heidnischen Kultplätzen getreten sein mussten und durch Wege, den heute noch so genannten Hellwegen miteinander verbunden waren und sind. Zuerst konnte er keinen dahinterstehenden Sinn entdecken, bis er astronomische Sternenkarten zu Hilfe nahm, die er über die Landkarten der Gebiete, Sachsen, Westfalen bzw. dem heutigen Ruhrgebiet, dem Sauerland, ja bis nach Hessen legte. Nach und nach gelang es ihm, Berechnungen anzustellen und eine alte Kirche nach der anderen als einen Stern am nächtlichen Himmel der nördlichen Hemisphäre zu ermitteln.

In seinem gemeinsam mit dem Literaturwissenschaftler Herbert Knorr geschriebenen Buch „Der Himmel ist unter uns“ erzählt er nicht nur von seiner spannenden wissenschaftlichen Reise in die Vergangenheit, sondern legt auch ein wissenschaftlich einwandfrei recherchiertes Werk vor, welches an dieser Stelle jedem Leser wärmstens zur Lektüre empfohlen sei. Somit liegt in der beschriebenen Region zweifelsohne die größte Bodenzeichnung der Welt vor, die, wie wir noch sehen werden, durchaus in einiger Verbindung zu den oben beschriebenen Geoglyphen und Plänen stehen könnte.

Eine ganz ähnliche Entdeckung kann *Graham Hancock* in seinem Buch „Der Spiegel des Himmels“ zumindest glaubhaft machen. Er konnte die diversen Tempel in Ankor Wat als irdische Gegenstücke zum Sternbild Draconis entziffern. Somit stellt die riesige Tempelanlage ebenfalls einen Bezug zu den

oben beschriebenen Denkmälern her. Der von Hancock auf der einen und Thiele/Knorr auf der anderen Seite beschriebene linguistische Bezug zu Ägypten kann hier aber so nicht geteilt werden. Hancock vergleicht den Namen Angkor mit dem ägyptischen Ankh-Hor = Horus lebt, was nicht haltbar ist. Denn erstens stammt der Name Angkor aus dem Sanskrit, ist also eine indogermanische Bezeichnung, während ägyptisch der afroasiatischen Sprachfamilie zuzuordnen ist, worauf ich bereits mehrfach an anderer Stelle hinwies. Einen ähnlichen Fehler begehen Knorr/Thiele auch, ohne auf die linguistisch erwiesenen Barrieren zu achten. Das schmälert aber weder die Leistung des einen noch des anderen, denn die Herstellung eines linguistischen Bezuges wird von beiden jeweils nur als Vermutung in den Gesamtkontext eingestreut und hat rein gar nichts mit den eigentlichen Entdeckungen zu tun.

Der Symbolgehalt

Eine vollständige Auflistung aller Geoglyphen kann hier allein schon aus Raumgründen nicht erfolgen, da diese Arbeit ein ganzes Buch füllen würde. Dennoch hoffe ich, einen ausreichend ausführlichen Einblick in die interessante Thematik der nur aus der Luft erkennbaren Bodenzeichnungen gegeben zu haben. Wenden wir uns nun einem weitaus schwierigeren Unterfangen zu: dem Versuch einer alles umfassenden Interpretation. Dieser Versuch kann eigentlich nur über einen gemeinsamen Symbolgehalt der einzelnen Tier- und anthropomorphen sowie der geometrischen Formen geschehen. Jedes einzelne hier beschriebene Tier, ja jede einzelne Form wurde und wird von der Menschheit im symbolkundlichen



Der Schlangenhügel, Serpent Mound (Von Däniken, „Auf den Spuren der Allmächtigen“, S. 95)

Sinne genutzt. Da bleibt es nicht aus, dass es zu vielerlei Interpretationsansätzen kommt. Dennoch erscheint die Frage interessant und außerordentlich wichtig, ob es nicht doch einen gemeinsamen Bezug, einen Kern gibt, der alle hier aufgezeigten Formen miteinander verbindet. Oder stellen wir die Frage präziser: Gibt es einen symbolischen Kontext, in dem alle hier vorgestellten Figuren und Formen auftauchen?

Dabei bleibt stets zu bedenken, dass hier ein wahrhaft weltweites Phänomen geheimnisvoll vor uns liegt, welches allein schon aus seiner Natur heraus eine Vielzahl von Erklärungsansätzen zulässt. Dennoch gibt es tatsächlich eine übergreifende Thematik, die diese Vielzahl von Symbolismen miteinander verbinden könnte, eine „Basisidee“, die entweder viele Völker unabhängig voneinander in isolationistischer Weise entwickelten oder mittels eines Ideentransfers übernahmen. Ausgangsbasis ist hier das ausgezeichnete Lexikon des Symbolkundlers Professor Dr. Hans Biedermann sowie einige Werke über die Mythen diverser antiker Völker. Auch hier soll allerdings erwähnt sein, dass nicht jedes einzelne Tier genannt werden kann. Einige Tierarten leben nur in bestimmten Regionen, nehmen wir zum Beispiel den Kojoten. Doch was dem einem Volk der Kojote, war dem anderen der Fuchs. So sind manchmal bestimmte Tiere zu Gruppen zusammengefasst, wenn sie sowohl in der Symbolik, als auch in der Anatomie auffällige Ähnlichkeiten aufweisen.

Symbolische Bedeutung der aufgelisteten Formen (Tiere)

Adler/Falke

Der Adler gehört vielleicht zu den ältesten weltweit vorkommenden Sym-

bolen mit kosmischem Bezug. Biedermann schreibt: „Antike Tierbücher schrieben ihm die Macht zu, ohne zu blinzeln in die Sonne zu schauen und dem Menschen unzugängliche Himmelsregionen zu durchmessen. Ein altbabylonischer Text, leider nur fragmentarisch erhalten, berichtet von der Himmelfahrt des Königs Etana, den ein Adler in die Höhe trug.“

Antiken Berichten zufolge herrschte bei der Bestattung eines Kaisers die Sitte, zugleich mit der Verbrennung der Leiche einen Adler auffliegen zu lassen, der die zu den Göttern eingehende Seele des Toten symbolisierte“. In vielen Kulturen stand er auch mit dem Sonnengott im Zusammenhang oder mit dem Jenseits, welches von vielen hoch entwickelten Völkern im Himmel entdeckt wurde. Diese Idee ging selbst noch ins Christentum ein, wenn der Höhenflug des Adlers als Parallele zur Himmelfahrt Christi aufgefasst wurde.

Was manchen Kulturen der Adler, war anderen der Falke. Ein sehr bekanntes Beispiel bilden die alten Ägypter. Dort war er u. a. Erscheinungsbild des Gottes Horus, Sonnen- und Himmels-gott, Sohn des Osiris und der Isis, zwei Götter mit eindeutig astronomischen Bezügen. Osiris wurde in Orion erkannt, Isis aber in Sirius. Die Ägypter kannten eine ganze Reihe von Horussen, einzelne Aspekte einer Gottheit, die wahrscheinlich aus einst eigenständigen lokalen Gottheiten entstanden waren. Diese Horusse wurden mit den Planeten unseres Sonnensystems gleichgesetzt.

Affe

Neben seinem Symbolwert als Tier der Weisheit, so z. B. in Ägypten als Tier des Wissenschaftsgottes Thot oder in Indien als Affengott Hanuman, der im Epos Ramayana als Minister des Rama auftritt, ist der Sinngehalt des Tieres offenbar kosmologisch/astronomischer

Natur. In Ägypten ist Thot nicht nur Gott der Weisheit, sondern auch der Wissenschaft und Gott des Mondes. Im chinesischen Tierkreis ist der Affe das neunte Zeichen und in den altmexikanischen Kulturen ist er der Herr des 11. Tageszeichens. Einen durchweg negativen Charakter hat der Affe eigentlich nur in der christlichen Mythologie, wo er als Tier des Teufels angesehen wird, wobei inzwischen den meisten Lesern bekannt sein dürfte, dass die Christen so manches alte Symbol vollkommen falsch auffassten.

Bär

Der kosmologische Kontext des Bären ist, wie bei einigen anderen Tieren, sehr einleuchtend. Das Sternbild Großer Bär ist fast überall auf der Welt bekannt. Warum das so ist, darüber schweigen sich die Fachquellen (natürlich) aus.

Wir finden den Bären als Sternbild aber in unserer heutigen Astronomie genauso, wie in der Astronomie der Indianer, der Babylonier und vieler anderer Völker.

In der griechischen „Sternsage“ spielt der Bär ebenfalls eine wichtige Rolle. Die arkadische Königstochter Kallisto, eine Dienerin der Jagdgöttin Artemis wurde von Zeus geschwängert. Daraufhin verwandelte sie ihre Herrin in eine Bärin. Sie gebar einen wunderschönen Menschen, Arkas, der sich aber später vor seiner „Bärenmutter“ ängstigte. Zeus vermochte den unausweichlichen Kampf zwischen Mutter und Sohn nur zu verhindern, indem er beide in den Sternenhimmel versetzte. Zeus' Gemahlin Hera wies ihr aus Eifersucht einen Platz unter den Zirkumpolarsternen, von den Ägyptern „Unvergänglich“ genannt, zu. Arkas ist uns heute als Sternbild Bootes bekannt.

Echsen- und drachenartige Tiere

Eine Erläuterung des Drachen im obigen Sinne erscheint schon fast unnötig. Ist doch wahrscheinlich sehr vielen Menschen bekannt, dass der Drache in der Astrologie der Chinesen eine sehr wichtige Rolle spielt. Warum aber Astrologie? Heute trennen die Naturwissenschaftler die Wissenschaft der Astronomie strikt von der Astrologie, sie ist nicht einmal als eine Form der Wissenschaft anerkannt. In der Antike war das ganz anders. Die Menschen trennten beide Richtungen nicht, sondern erkannten in diesen beiden Ausdrücken ein- und dasselbe.

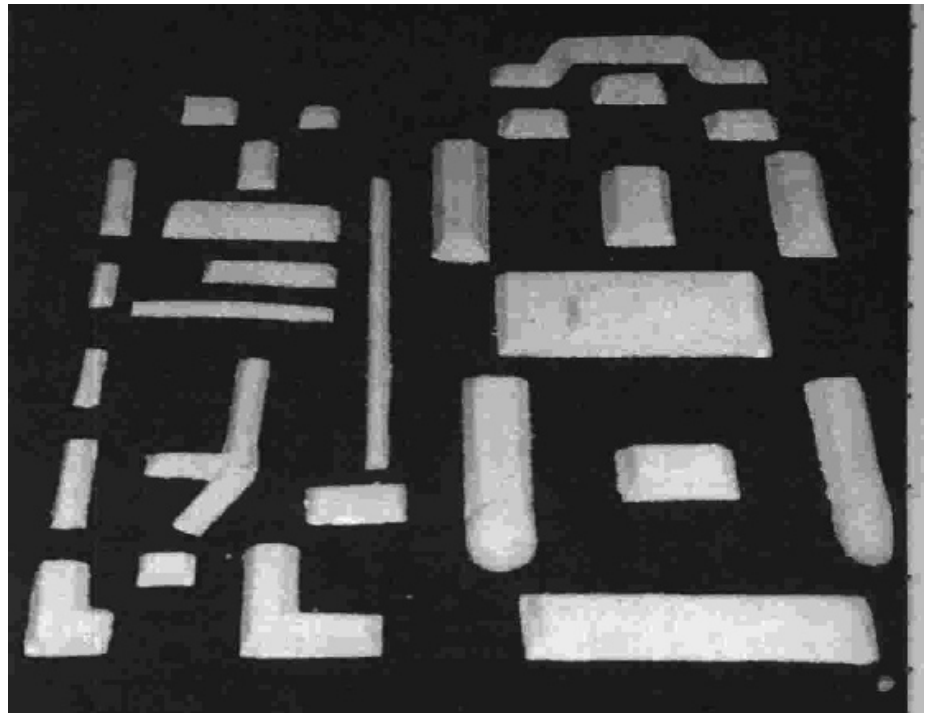
Oft sind Drachen reptilhaft, manchmal krokodilartig, manchmal auch schlangenartig gestaltet, deshalb wollen wir sie in Beziehung zu den Echsen stellen. Ähnliches lässt sich auch bei den Maya feststellen. Die Archäologin

Mercedes de la Garza schreibt über den Drachen: „Der Drache im Izapa-Stil ist ein phantastisches Tier, das Züge der Schlange, des Vogels, des Jaguars, der Eidechse und des Krokodils in sich vereint. Diese Tiere symbolisieren die Heiligkeit des Universums, dargestellt durch die Kräfte der Natur, von denen der bäuerliche Mensch in seiner materiellen Existenz abhängt. (...) In der Stele 25 verschmelzen verschiedene bedeutungsvolle Symbole des klassischen mayanischen religiösen Denkens miteinander: der Schlangenvogel, der Erddrache, die Weltachse und der Mensch, der Erhalter der Götter, der aus diesem Grund im Zentrum des Kosmos angesiedelt ist.“

Doch damit ist dem kosmologischen Gehalt echsenartiger Tiere noch nicht Genüge getan. Eine ganz wichtige Rolle spielt bei den mesoamerikanischen Völkern nämlich auch das Krokodil, und zwar als Zentrum ihres Kosmos. Grundsätzlich teilten die mesoamerikanischen Völker die Welt in drei Bereiche ein, in Himmel, Erde und Unterwelt. Damit taten sie es im Übrigen fast allen bekannten antiken Kulturen gleich. Die Erde selbst bestand aus vier Vierteln, die beispielsweise bei den Maya durch die Farben rot, gelb, weiß und schwarz symbolisiert wurde. Das Universum war um eine mehrstöckige Pyramide angeordnet, ruhend auf einem Krokodil. Alles war vom kosmischen Meer umgeben.

Frosch

Selbst für ein so kleines und unscheinbar erscheinendes Tier wie den Frosch lässt sich ein kosmologischer Kontext ermitteln. In Altchina glaubte man, Froschlaich würde vom Himmel fallen, deshalb nannte man ihn oft *tien-chi* = Himmelshuhn, wobei Biedermann auf einen Zusammenhang mit dem Mond verweist. In Ägypten wurde er als Teil der sogenannten Götter-Achtheit von Hermopolis gesehen. Diese acht Götter ließen das Universum erst aus einer Art Urknall entstehen. Die französische Ägyptologin *Christine Desroche Noblecourt* schildert dies folgendermaßen: „... Dass es im wässrigen Chaos, der ‚Ursuppe‘, kein Licht gegeben hat. In dieser totalen Finsternis hätten männliche und weibliche Keime existiert, die ziellos dahintrieben, bis endlich vier männliche sich zu einem Wesen zusammengefügt hätten und vier weibliche desgleichen. Die Vereinigung der beiden Urwesen habe den Urblitz erzeugt, durch den die Sonne aus dem Chaos emporstieg - modern ausgedrückt: der Urknall.“ [Christine Desroche Noblecourt, CD-ROM „Tutanchamun“, 1997]. Nach Kees sind diese vier weiblichen und männlichen Elemente die so genannte Achtheit von



Der archäologische Komplex von Sangay stellt stilisierte humanoide Individuen dar und sind nur aus der Luft erkennbar.

Hermopolis. Götter stehen „für die Endlosigkeit im Raum, oder Kuk und Kauket für die Dunkelheit vor der Erschaffung der Gestirne und Amun und Amaunet, die Verborgenen.“

Hund- fuchsähnliche Tiere (und der Puma)

Der Fuchs spielt in „unserem“ Zusammenhang bei den Inka eine nicht unwesentliche Rolle. Das Zentrum des Universums war für sie Cuzco, die Stadt, die wir bereits als pumaförmig identifiziert hatten. Nebenbei bemerkt nimmt der Puma bei den Inka also keine geringere Rolle als das Zentrum des Universums ein! Kommen wir aber zurück zum Fuchs.

Von Cuzco gehen sternförmig die so genannten *Ceques* aus, Verbindungslinien zu heiligen Orten. Die langen *Ceques* bilden dabei die Grenzen der Inkawelt, die wie bei den Maya in vier Teile geteilt wird. Die Milchstraße aber fließt in die Unterwelt, und wenn sie zurückkehrt, bringt sie dunklen, fruchtbaren Schlamm mit, der am Himmel dunkle Flecken bildet. Diese Dunkelwolken wurden von den Inka als Sternbilder gesehen, u. a. als Schlange, Lama und Fuchs!

Der Hund ist oft Begleiter der Sonne. Er begleitet sie vom Augenblick ihres „Todes“ (Sonnenuntergang) durch die Unterwelt. Die Maya gaben der Sonne den Hund *Xolotl* zum Begleiter. Auch als Begleiter des Menschen in die Unterwelt, die viele Kulturen über die Milchstraße zu erreichen glaubten, galt

er oft, in Ägypten, bei den Kelten, den Römern usw. Bei den Chinesen wird der kosmologische Bezug noch deutlicher. Bei ihnen ist er das elfte Zeichen im Tierkreis.

Pferd

Das Pferd ist das einzige der hier aufgeführten Tiere, zu dem kein einwandfreier Kontext zur Astronomie oder Astrologie ermittelt werden konnte. Zwar galt es in Griechenland und auch bei den Kelten als Sonnensymbol, da es den Himmelswagen des Apoll, Mithras, oder den feurigen Wagen des Elias zog. Erwähnenswert ist vielleicht noch das Weltbild der Navajo-Indianer, im Zentrum steht das traditionelle Haus der Navajo, der *Hogan*. Der erste *Hogan* wurde an der Stelle errichtet, an der die Urahnen aus der Unterwelt hervorkletterten. Die Erde selbst ist wie bei den Maya in vier Teile geteilt, zu jedem Teil gehört eine eigene Farbe. Ein Regenbogengott beschützt den Himmel mit den Sternbildern und der Milchstraße. Zwei Krieger, die auf weißen Pferden sitzen, tragen die blaue Sonne und den weißen Mond [Carlson, NG Nov. 02,04].

Weiterhin ist sehr auffällig, dass Pferde bereits vor über 20.000 Jahren in prähistorischen Höhlen an die Wände gemalt wurden, etwa in der *Sosquer-Höhle* bei Marseille [Jean Clottes, Spektrum der Wissenschaft Spezial 2/03], in der *Höhle La Pileta*, Andalusien [Biedermann, 336] oder in der Höhle „Las Monedas“ in Spanien [Biedermann, 337]. Dies ist besonders interessant, da das Pferd



Der Grundriss der Inka-Hauptstadt Cuzco stellt einen Puma dar, ein Symbol für Macht, für die Inka aber auch ein astronomisches Symbol

zu jener Zeit noch nicht domestiziert war. Bei den Kunstwerken in den oben genannten Höhlen handelt es sich um Wildpferde. Warum spielte dieses Tier in der Eiszeit eine so große Rolle?

Schildkröte

So unauffällig uns die Schildkröte auch erscheinen mag, in der Antike spielte sie im kosmologischen Mythos eine wichtige Rolle. Im altchinesischen Weltbild wird die Meeresschildkröte Ao erwähnt, auf deren Rücken die Erde ruht. Eine sehr ähnliche Funktion kann sie bei einigen mesoamerikanischen Völkern annehmen, wo sie oder das Krokodil die Erde auf dem Rücken trägt.

Die Schlange

Das Bild der Schlange gehört wohl zu den meistverbreitetsten antiken Symbolismen der Welt. Sie wird meist als Symbol der Unterwelt bzw. des Totenreiches angesehen, oft als Feind des Paradieses. So kann man es z. B. in der Adam- und Eva-Geschichte des Alten Testaments nachlesen, oder auch in der altägyptischen Totenliteratur, in der die Schlange Apophis versucht, die Sonne und somit das Leben zu verschlingen. Genau diese Grundthematik verleiht der Schlange einen kosmischen Hintergrund, der in manchen Kulturen noch wesentlich deutlicher hervortritt. Der berühmte mesoamerikanische Quetzalcoatl, der die mächtigen Symbolismen Schlange und Vogel miteinander vereint, wird zur Venus. Auf einer Weltenschlange ruht, um ein weiteres Beispiel zu nennen, der Gott Vishnu und um den Weltenberg Meru „rollten

Götter und Titanen den Leib der Schlange Vasuki, als sie das urzeitliche Milchmeer zu Butter quirlen.“ Die kosmologische Bedeutung der Terminologie „Quirlen des urzeitlichen Milchmeeres zu Butter“ ist nach meiner Auffassung spätestens seit Hertha von Dechends und Giorgio Santillanas Meisterwerk „Hamlet’s Mill“ als tatsächlich zu bewerten.

Wal- und fischähnliche Tiere

Einen astronomischen, astrologischen oder auch kosmologischen (ganz wie man will, die antiken Astronomen trennten dies nicht) zum Fisch zu finden, fällt wohl kaum schwer, kennen wir doch auch heute noch alle das Sternbild der Fische. Die uns bekannten Tierkreiszeichen sind nach offizieller Lehrmeinung seit mindestens 2800 Jahren bekannt. Heutige Archäologen und Archäoastronomen glauben, die Ägypter hätten das System von den Babyloniern übernommen.

Der Tierkreis von Dendera hat eine interessante Geschichte zu erzählen. Seine Herstellung und Positionierung an die Decke des Hathor-Tempels von Dendera wird von Ägyptologen auf ca. -30 datiert [Krupp, 215]. Der älteste Tierkreis soll sich im Tempel von Esna befunden haben und nicht vor -246 entstanden sein. Doch bedeutet das auch, dass das System des Tierkreises so spät entstanden ist? Keineswegs! Nach Ansicht einiger Privatgelehrter bezeichnet eine Marke auf der Brust des Nilpferdes den Nordpol der Ekliptik. Krupp schreibt dazu:

„Dieser Punkt, sowie andere seltsame Hieroglyphen am Rande der Scheibe würden, so wurde behauptet, Positionen der

Äquinoktialpunkte zu einer Zeit angeben, die weit vor der Herstellung der Decke von Dendera lag.“ [ebd.]

Tatsächlich legen Girogio Santillana und Hertha von Dechend sehr glaubwürdig dar, dass sowohl die Tierkreiszeichen, als auch die Präzession schon um -6000 bekannt gewesen sein könnten. Alle 2400 Jahre geht die Sonne vor einem neuen Sternbild auf. Das liegt an der Eigenbewegung der Erde. Die Erde dreht sich nämlich nicht nur um die Sonne, sondern auch um ihre schief stehende Achse, wie ein riesiger Kreisel. Zurzeit leben wir im Sternbild des Fisches, davor im Widder und davor im Stier. Ist es nur ein Zufall, dass der Fisch das Symbol der Christen und der Widder das des Gottes Amun ist, der seine Herrschaft im Neuen Reich, also genau im Zeitalter des Widders begann? Und ist es vielleicht nur ein Zufall, dass die gesamte Steinzeit hindurch das Symbol des Stiers vorherrschend war?

Nehmen wir als Beispiel Catal Hüyük, die so genannte „Älteste Stadt der Welt“ [so z. B. Uhlig, „Die Mutter Europas“]. Diese in Anatolien gelegene Steinzeitmetropole wird von Stierköpfen beherrscht. Doch nicht nur das. Rekonstruktionen von Räumen, etwa des so genannten Heiligtums VII zeigt ein Gipsrelief „mit einer Doppelfigur der Göttin sowie Stierköpfen“ [Uhlig, 45]. Doch betrachtet man sich die bei Uhlig gezeigte Abbildung ein wenig genauer, stellt man fest, dass es nicht um eine Doppelfigur der Göttin, sondern vielmehr um Zwillinge handeln muss, weil die rechte der beiden Figuren keine Brüste aufweist. Und das Zeitalter der Zwillinge lässt sich - Kenner der Astrologie wissen es - vor dem des Stiers identifizieren! Ist dies alles nur Zufall?

Einige Gedanken zu den anthropomorphen Geoglyphen

Die anthropomorphen Geoglyphen nehmen einen nicht unwesentlichen Raum in der Gesamtthematik ein. Sie passen zu obigen Sinngehalten in vielfacher Weise.

Nehmen wir z. B. das Sternbild Orion. Beinahe jede antike Kultur sah dieses auffällige Sternbild als menschengestaltigen Gott an. Die Ägypter sahen darin die astronomische Manifestation des Totengottes Osiris. Die Griechen sahen in Orion einen Jäger mit Keule, ganz so wie wir ihn in England bewundern können. Aber auch in China war das Sternbild Orion ein anthropomorpher Gott, nämlich der „Kriegsherr Tsan“, die Babylonier nannten ihn Nimrod und in der jüdischen Tradition Samson, wie de Santillana und von Dechend nachgewiesen haben

[de Santillana, von Dechend, 153]. Warum hat das Sternbild Orion weltweit mit Kulturheroen zu tun? Wo das Sternbild nicht direkt der Gott selbst ist, so doch das Fangnetz, mit dem bestimmtes mythologisch wichtiges Wild von einem Helden, Halbgott, oder Gott gefangen wird:

„An unserem Firmament lautet der Name des himmlischen Samson Orion, der mächtige Jäger alias Nimrod. Als solcher wird er sogar in China angesehen, wo er als Kriegsherr Tsan auftritt, unter dessen Regentschaft die großen Herbstjagden stattfanden. Die Hyaden fungierten als Handnetz für Hasen und anderes Kleinwild, die Plejaden als Standnetz für Großwild. In Kambodscha wurde Orion zu einer Tigerfalle, bei den Dajak auf Borneo zur Falle für Schweine und wilde Tiere (...)“ [ebd. 153].

In Südamerika sind mehrere Geoglyphen von Göttern bekannt, die mit einer Kopfbedeckung bekrönt sind, aus der zwölf Strahlen oder Schlangen ragen, wobei die Zahl Zwölf möglicherweise kalendarisch bzw. astronomisch zu verstehen ist. Die anthropomorphen Darstellungen finden sich aber fast immer in Verbindung mit Tieren. Dies lässt den Schluss zu, die Menschen seien lediglich ein Teil des Ganzen, diejenigen, die unter dem unermesslichen Sternenhimmel leben.

Geometrische Formen: Abstraktionen des Universums?

Was aber haben all die oben erwähnten Tiere mit geometrischen Formen zu tun? Gibt es hier evtl. auch einen Zusammenhang? Vielleicht wird es Sie nach der bisherigen Lektüre nicht verwundern, dass diese Frage ebenfalls tatsächlich bejaht werden kann.

Das Viereck zum Beispiel ist die antike Form schlechthin für die Erde. Heutige Archäoastronomen, Historiker und mit dieser Thematik befasste Archäologen sind sicher, die Erde sei für unsere Vorfahren eine Scheibe gewesen. Sieht man Zeichnungen des Universums von Völkern wie den Maya, den Inka, den Navajo oder auch den Ägyptern, scheint dies tatsächlich so gewesen zu sein. Doch ist hier tatsächlich die Erde als Lebensraum gemeint, oder vielmehr eine mythische Erde?

Meer war in der Antike ein Synonym für All, der jeweilige Fluss, an dem eine Hochkultur blühte, sei es Euphrat und Tigris, Nil, Amazonas, der Gelbe Fluss oder auch der Ganges wurde stets auch als Milchstraße interpretiert. Liest man die entsprechenden Mythen, stellt man sehr schnell fest, dass all diese Flüsse



Vogeldarstellung aus Chile (Von Däniken, „Zeichen für die Ewigkeit“, Bild Nr. 84)

stets in der Unterwelt entsprangen, ihren Weg über die Erde nahmen, um ihn dann im Himmel als Milchstraße fortzusetzen. Das trifft auf ALLE Flüsse zu, an denen die wichtigsten frühgeschichtlichen Hochkulturen blühten. Und alle diese Völker verstanden die Milchstraße zugleich als Weg ins Jenseits. Wenn es aber ein reales und ein mythischen Meer gab, einen realen und einen mythischen Fluss, ist es da nicht naheliegend, auch eine Dualität der Erde voranzusetzen? Giorgio de Santillana und Hertha von Dechend jedenfalls verfolgen diesen Ansatz konsequent, wenn sie schreiben:

„Mittlerweile ist es notwendig geworden, erneut zu erklären, was diese ‚Erde‘ ist, die heutige Interpreten gerne für einen Pfannkuchen halten. Die mythische Erde ist in der Tat eine Fläche; aber diese Fläche ist mitnichten unsere ‚Erde‘: weder unser Globus noch eine im Voraus angenommene homozentrische Erde. ‚Erde‘ ist die gedachte Ebene durch die Jahrespunkte, markiert durch die Äquinoktien und Solstitien, mit anderen Worten: die Ekliptik. Und das ist der Grund, warum von dieser Erde sehr häufig gesagt wird, sie sei viereckig.“ [ebd. 214]

Auch die Spirale, ein ebenfalls sehr häufig auftauchendes frühgeschichtliches Symbol, kann zu den Tierdarstellungen in Bezug gesetzt werden. Denn die Spirale war von jeher Symbol für die Bewegungen der Gestirne am nächtlichen Himmel. In megalithischen Gräbern und Tempeln (?) werden Spiralen oft von Sonnenstrahlen berührt, die architektonisch auf erstaunlich exakte Weise durch das Heiligtum geleitet werden, um an einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Zeit auf Spiralen zu treffen, so zum Beispiel in New Grange, Irland.

Der Kreis ist symbolkundlich mit

der Spirale verwandt. In vielen Kulturen wurden Sonne und Mond als Kreise dargestellt, präsentieren sie sich doch dem Himmelsbeobachter als Himmels-Ball-Kreis oder -Kugel. Im Megalithikum sind deshalb wohl kaum zufällig Tempelanlagen wie Stonehenge kreisförmig angelegt. Opferstellen für Berggötter überall auf der Welt sind oft als Steinkreise angelegt. Der Kreis hat weder Anfang noch Ende, ist die absolut perfekte ununterbrechbare Form.

„... das Himmelszelt wird - auch infolge der kreisförmigen Bahnen der Sterne um den Himmelspol - als runde Kuppel vorgestellt, weshalb der Kreis auch für den Himmel und alles Spirituelle steht“ [Biedermann, 246]

Es scheint also so zu sein, dass jedes wichtige Element des Universums für die antiken Astronomen als geometrische Form abstrahiert wurde. Wenn also das Viereck die Erde und der Kreis den Himmel darstellte, könnte dann das Dreieck - welches ja ebenfalls häufig als Geoglyphe zu finden ist - die Milchstraße symbolisieren? Folgt man der Interpretation Professor Biedermanns, ist dieser Gedanke gar nicht so abwegig, denn „in jüngeren Kulturen kommen Dreiecke als Dekoformen auf Keramik nicht selten vor, wobei die traditionelle Deutung solche mit der Spitze nach unten als ‚Wassersymbole‘, solche mit der Spitze nach oben als ‚Feuersymbole‘ bezeichnet.“ [Biedermann, 99]

Schlussfolgerung

Es gibt wenige Fachleute aus dem orthodoxen Lager, die sich ernsthaft mit der Existenz einer Mutterkultur befasst haben. Der wichtigste ist vielleicht Charles Hapgood, der mit seinen Studenten sieben Jahre lang mittelalterliche Weltkarten studierte und belegen

Geoglyphen und Scharrbilder

konnte, dass diese nicht auf antikem Kartenmaterial basieren, sondern ein Wissen enthalten, welches unmöglich weder in der Antike noch im Mittelalter bekannt gewesen sein kann. Seine Schlussfolgerung, es habe einst vor rund 8000 Jahren eine hoch entwickelte Seefahrerkultur gegeben, die bereits über dieses sensationelle Wissen verfügte, passt zeitlich hervorragend zu zwei anderen Wissenschaftlern, die mit einem anderen Forschungsgebiet, mit einem gänzlich anderen Ansatz, zum gleichen Ergebnis kamen: Giorgio de Santillana und Hertha von Dechend fanden nämlich heraus, dass überall auf der Welt bereits um -6000 (also vor 8000 Jahren!) eine gemeinsame „astronomische Fachsprache“ vorherrschte: der Mythos! Die in den Mythen verwendeten Symbole, die Bezeichnungen für Planeten, Sternbilder und für die Milchstraße, für den Himmelspol und die Ekliptik waren überall auf der Welt dieselben!

Wenn diese Idee Richtigkeit für sich beanspruchen kann, stellt sich die Frage, warum so viele Völker überall auf der Welt dieselbe Idee zur selben Zeit hatten? Konnten so grundsätzlich verschiedene Völker wie die Maya, Inka, Ägypter, Babylonier, Chinesen, Mongolen u.v.m. solch große Ideen überhaupt unabhängig voneinander entwickeln? Dazu müssen wir uns fragen, welche Ideen es waren, die Völker auf isolationistischer Basis entwickelten, wo Lebensnotwendigkeiten Menschen zu gewissen Erfindungen zwangen. Häuserbau, Ackerbau, Töpferei, Hartgestein- Obsidian und Metallverarbeitung sind Notwendigkeiten, bei denen Ähnlichkeiten in der Entwicklung nicht weiter verwundern dürfen. In der Religion sieht dies schon anders aus. Was zwang Völker, die gleichen Götter auf dieselbe Art und Weise anzubeten, ihnen dieselben Denkmäler und Tempel zu errichten, ihre Toten auf dieselbe Art beizusetzen, eine Seele immer als mehrteilige Wesenheit zu begreifen? Was zwang die Menschen, in Mars einen Kriegsgott zu sehen, in ihren Flüssen einen Weg ins Jenseits?

Die Antwort lautet: Niemand, denn es besteht keine Lebensnotwendigkeit in der Entwicklung und Ausführung dieser Ideen! Sind diese Ideen also auf einen Ideentransfer = Diffusionismus zurückzuführen? Wir wissen es nicht, wie die offiziellen Vertreter der Archäologie und der Geschichte können wir nur Vorhandenes neu interpretieren. Die Stagnation, die viele Gruppierungen der Archäologie dabei in der Interpretation gewisser Funde derzeit erleben, kann nur durch die Einführung neuer Ideen aufgelöst werden. Doch leider scheinen

sich auch heute immer noch viele Fachleute vor den Konsequenzen unorthodoxen Denkens zu fürchten, obwohl es durchaus eine ganze Reihe junger Historiker und Archäologen gibt, die das überkommene Bild der Früh- und Vorgeschichte derzeit gründlich auf den Kopf stellen. Hierzu abschließend einige beeindruckende (doch leider viel zu wenig) Beispiele:

- Professor *Franco Rollo*, Anthropologe an der Fakultät für Naturwissenschaften und Technologie der Universität Camerino, Italien veröffentlicht im Februar 2003 in „Spektrum der Wissenschaft Spezial“ einen Aufsatz mit dem Titel „Pharaonen-DNA - ein Mythos“, in dem er darlegt, dass genetische Untersuchungen an Pharaonenmumien nicht mehr möglich seien, da die DNA nicht mehr als 500 Jahre überleben könne. Alle genetischen Proben, die man bisher Pharaonen und anderen ägyptischen Mumien entnommen hat, müssten also kontaminiert sein.
- Im Dezember 2000 erschien in National Geographic ein Aufsatz über den Paläontologen *Timothy Heaton*, der anhand von Vergleichen an Steinwerkzeugen die Theorie aufgestellt hat, die Menschen seien nicht, wie bisher in den Lehrbüchern steht, allein über die Beringstraße nach Amerika eingewandert, sondern von Europa aus per Boot.
- 1991 veröffentlichte der Linguist *Phillip E. Ross* in Spektrum der Wissenschaft seine Theorie, nach der sich die hunderte amerikanischen Sprachen auf eine einzige Ursprache zurückführen lassen. Er geht noch einen Schritt weiter, als er behauptet, alle Sprachen seien aus fünf Superfamilien hervorgegangen, die wahrscheinlich aus einer Protosprache hervorgegangen sind.
- 1996 veröffentlichte die inzwischen leider verstorbene Archäologin *M. Gimbutas* ihr Buch: „Die Sprache der Göttin. Das verschüttete Symbolsystem der westlichen Zivilisation“, in der sie Beweise dafür darlegt, dass die Schrift nicht, wie von der überwiegenden Mehrheit der Fachwelt behauptet, zwischen -4000 und -3000 in Sumer oder Ägypten entstanden sei, sondern um -6500 in Osteuropa!

Diese Liste ließe sich zwar nicht endlos, aber dennoch weiter fortsetzen. Leider sind die erwähnten Autoren immer noch eine rühmliche Ausnahme in der Masse. Bleibt zu hoffen, dass in Zukunft mehr Fachleute geneigt sind, unkonventionelle Wege zu gehen, um Antworten auf lange gestellte Fragen zu

finden. Vielleicht wird es eines Tages als selbstverständlich angesehen werden, was Hertha von Dechend (leider vor einiger Zeit verstorben) und Giorgio de Santillana - beides übrigens selbst renommierte Wissenschaftshistoriker vom MIT - bereits 1969 wussten und was diese Arbeit weiter zu belegen suchte: Die Astronomie war viel früher hoch entwickelt, als die Fachwelt heute noch behauptet, und: Überall auf der Welt wurde eine gemeinsame „astronomische Sprache“ gesprochen.

Selbstverständlich sind in der Symbolkunde viele Interpretationsansätze möglich. Es war und ist nicht unser Ziel, sie alle zu nennen und zu katalogisieren. Das haben renommierte Fachleute wie Professor Dr. Biedermann bereits in anschaulicher und informativer Art und Weise getan. Das mag ein Einwand gegen unsere Vorgehensweise sein. Das Ziel war einzig und allein herauszufinden, ob es innerhalb der mannigfachen Deutungen Gemeinsamkeiten gibt, die alle Objekte, die sich in Bodenzeichnungen, Geoglyphen und Grundrissen finden, miteinander vereinen könnten. Oder anders gesagt: Gibt es vielleicht einen allen involvierten Völkern gemeinsamen Grund, solch riesige Wunderwerke zu erbauen, die eigentlich nur aus der Luft voll erfassbar sind? Diese Gemeinsamkeit könnte die Astronomie bzw. Astrologie sein. Könnte es also sein, dass die weltweit zu findenden Geoglyphen astronomisch zu deuten sind? Stellen sie vielleicht Sternbilder, eine Art Tierkreiszeichen dar? ■

Bei diesem Beitrag handelt es sich um den Vorabdruck eines Kapitels aus dem Buch

Gernot L. Geise & Reinhard Prahl Auf der Suche nach der Mutterkultur

ISBN 3-89539-620-6
Michaels-Verlag, Peiting 2005



Axel Brätz

Darstellung der Apokalypse in Eberswalde

„Weil er ihre regelmäßige Kreisbahn entdeckt, bannt Edward Halley die Angst vor Kometen, die man bis dahin für Vorzeichen der Wutanfälle Gottes gehalten hat.“

Dietrich Schwanitz: „Bildung - Alles, was man wissen muss“ (8)

Eberswalde ist die größte Stadt im nördlichen Teil des Landes Brandenburg.

Sie befindet sich etwa 50 km nordöstlich von Berlin, im Zentrum des heutigen Landkreises Barnim.

Im 13. Jahrhundert wohl kam es an den Armen der Schwärze, nahe ihrer Mündung und einer Furt durch die Finow, zur Gründung der Stadt, deren Name von 1378 bis 1877 offiziell Neustadt-Eberswalde lautete.

Als Stadt („civitas“) fand Eberswalde erstmals in der so genannten Grenzbriefurkunde vom 24.8.1300 Erwähnung.

Neustadt-Eberswalde war eine von vielen kleinen Städten der Stadtgründungswelle von 1100 bis 1350.

In dieser Zeit entstanden in Deutschland ungefähr dreitausend neue Städte (In den 750 Jahren danach waren es weniger als 100 Städte!).

Eine bauliche Dominante der Stadtanlage ist die Pfarrkirche St. Maria Magdalena.

„Die Kirche erzählt von der Geschichte der Stadt ... Hier sind unsere Wurzeln spürbar, und wir ahnen unsere Verbindung zur Geschichte der Menschheit. Uralte Symbole erinnern an archaische, ursprüngliche Lebens- und Glaubenserfahrungen und konfrontieren uns mit teilweise fremd gewordenen Haltungen und Sichtweisen. Es ist interessant und notwendig, sich damit auseinander zu setzen, um Verhalten und Entwicklung heute besser einordnen zu können und sich selbst nicht losgelöst aus der Tradition und Geschichte zu begreifen.“ So schreibt Pfarrerin Cornelia Gentzsch im Vorwort zur Festschrift aus Anlass des Jubiläums 750 Jahre St. Maria-Magdalenen-Kirche Eberswalde (15).

Obwohl die Pfarrkirche von Eberswalde ursprünglich ein reines Marien-Patrozinium besaß, ist sie bereits seit dem Mittelalter als Pfarrkirche St. Maria-Magdalenen im Gebrauch. (9)

Schuppan schreibt: „Im Jahre 1300

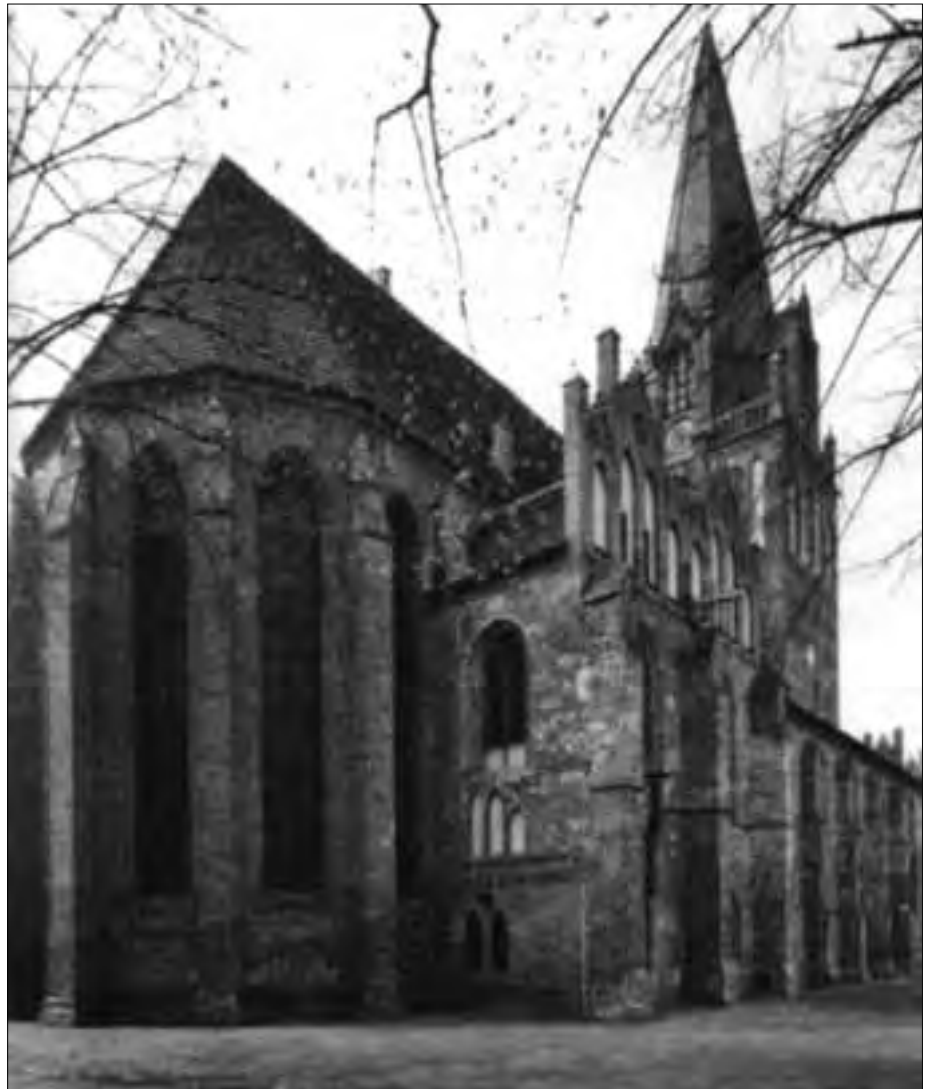


Abb. 1: Maria-Magdalenen-Kirche in Eberswalde

stiftet Markgraf Albrecht der Heiligen Jungfrau Maria und den Aposteln Peter und Paul bei der Pfarrkirche zu Neustadt = Eberswalde zwei Altäre ... Es hat außerdem einen St.-Martin-Altar und einen Maria-Magdalenen-Altar gegeben. Maria Magdalena gilt als eine der treuesten Anhängerinnen Jesu. Nach dieser hat die Kirche wohl später (vielleicht um 1400) ihren Namen erhalten.“ (10)

Schmoll weiß: „Die Bezeichnung St. Maria-Magdalena taucht erst im Landbuch Kaiser Karls von 1375 auf“. (12; 200)

Rohowski schreibt demgegenüber: „Noch 1393 wird allein die Jungfrau Maria als Patrozinium genannt. Ursprünglich gehörte Eberswalde kirchlich zu Hee-

germühle (Finow), 1294 und 1300 wird es selbst als Pfarre erwähnt, danach jedoch wieder als Tochterkirche von Heegermühle. Diese umstrittene kirchenrechtliche Situation wurde durch die bischöfliche Weisung 1316/17 beendet. Seither blieb Eberswalde Pfarre ...“ (1; 42)

Markgraf Johann bittet den Bischof Friedrich von Brandenburg 1316, die Kirchen zu Eberswalde und Heegermühle in einer der veränderten Bedeutung der Orte angemessenen Weise zu verbinden (13).

Genau ist aber nicht bekannt, wann der Wechsel des Patroziniums eintrat, und auch der Grund entzieht sich bisher jeder Kenntnis.

Warum sollte in einer Zeit der Mari-

Darstellung der Apokalypse in Eberswalde



Abb. 2: Das Südportal

enverehrung eine Kirche plötzlich einen neuen Namen, ein anderes Patrozinium bekommen? Und warum Maria Magdalena anstelle von Maria?

Diese Kirche hat mehrere ungelöste Rätsel.

Unter ihnen stellen „... die mit figürlicher Kleinplastik überreich geschmückten Kämpfer der vier Außenportale ...“ (12; 195) aus meiner Sicht das größte Rätsel dar.

Fest steht wohl, dass „der aufwendige Kirchenbau ...genau in jene Zeit (fällt), als sich Eberswalde dank landesherrlicher Förderung zur bevorzugten Stadt (! A. B.) in der Region entwickelte ... Hintergrund war der Ausbau zum Mittelpunkt einer 1284 durch Landesteilung entstandenen askanischen Teilherrschaft Markgraf Albrechts III. Mit der besonderen landesherrlichen Förderung dürfte auch die gegenüber anderen Pfarrkirchen aufwendige Gestalt (Basilika, Figurenportale, Turm) zu erklären sein.“ (1; 43)

Die Plastiken sind offensichtlich für jedermann außen an der Kirche angebracht. Darin erkenne ich insgesamt den Wunsch, die Abbildungen nicht vorrangig dem Besucher der Kirche zur Kenntnis zu bringen, sondern sie auch besonders auf Passanten wirken zu lassen, die nicht zum Kreis der Zuhörer der Prediger im Innern der Kirche gehören und die das Portal nicht einmal passieren müssen, um die Bilder anzusehen. Das ist ungewöhnlich, wenn man bedenkt, dass die Belehrung der Laien gewöhnlich im Innern der Kirche stattfindet und sich vorrangig dort gewöhnlich auch die Darstellungsszenen der biblischen Geschichte befinden.

Diese Hinwendung an nicht zum Kreis der am Gottesdienst Teilnehmen-

den, also an Andersdenkende(?), könnte Ausdruck der Suche nach Verbündeten oder Gleichgesinnten sein, die innerhalb der Amtskirche bei den dort herrschenden Dogmen nicht zu finden waren.

Die römische Amtskirche hatte seinerzeit oft innere und äußere Auseinandersetzungen mit Andersdenkenden, die sie mit Feuer und Schwert auf brutalste Weise zu lösen pflegte:

In der Zeit des Baus der Pfarrkirche in Eberswalde um 1240 (?) waren es die letzten Kämpfe – soll heißen: Ausrottung – der Albigenser (Katharer) und der Fall der Burg Montségur. (Die Templertrier haben sich an diesem „Kreuzzug“ aber nicht beteiligt. Im Gegensatz zu den Zisterziensern! Dazu gehörte der Erzbischof von Lyon, der Zisterzienser Guichard, und Kardinal Heinrich von Clairvaux, der die Verurteilung des Katharertums nach dem 3. Laterankonzil 1179 endlich praktisch umsetzen sollte (16; 25))

Um 1250/60 konnten die brandenburgischen Askanier das Gebiet der späteren Neumark übernehmen, das vorher durch Schenkung von Pommern an die Templer bzw. durch Erwerb der Templer Kirchengut geworden war. Betroffen waren die Gebiete um Küstrin (Kostrzyn), Soldin (Mysliborz) und Königsberg (Chojna) (17). Albrecht III. beherrschte damit auch die seit 1260 zu Brandenburg gehörende Neumark.

Die Askanier hatten also engste Beziehungen zu den Templern!

Sollte auf diesem Wege auch Eberswalde in den Besitz der Templer und danach der Askanier gekommen sein? Der Annahme Bullerjahn von einer Übernahme einer vorhandenen Kirche (und Stadt! A. B.) durch die Askanier hätte damit einen realen Hintergrund (9).

In der Zeit des begonnenen 14. Jahrhunderts – ab 1307 – also zum möglichen Zeitpunkt der Schaffung der Plastiken, war es die Vernichtung des Ordens der Tempelritter, die einen inneren Konflikt der herrschenden Amtskirche offenbarte.

Weil es die o. g. Verbindung der Askanier zu den Templern gab, die aber nicht die einzige war [einer der fünf Söhne von Konrad I. und Enkel von Johann I., Otho (VII.?), war *miles templarius*], ist die Außendarstellung der Plastiken möglicherweise auch der Ruf nach einem neuen Messias, dem verdeutlicht werden sollte, dass innerhalb der Amtskirche als Organisation treue Diener des Glaubens wie die Tempelritter systematisch vom Papst - auf Anweisung des französischen Königs - vernichtet werden. Das musste ihm

gezeigt werden! Wie konnte er es nur übersehen und hinnehmen?

Die Endzeitstimmung, die in den Plastiken des Nord- und Südportals und im Altar von 1605 (!) mit seiner Weltgerichtsszene zum Ausdruck kommt, würde dazu passen. „... dass Gott zur rechten Zeit mit den seinen komme, den Gerechten beizustehen und die gottlosen Stolzen hinzurichten ...“

Obwohl die Darstellungen der Plastiken so offensichtlich sind, ist ihr Inhalt und ihre Aussage bisher nicht zusammenhängend erkannt (?) bzw. nicht beschrieben worden. Es war Generationen von Fachleuten scheinbar nicht möglich, die „vermischten Szenen aus der Marienlegende, dem Alten Testament und Heiligenleben“ (12; 196) der äußeren Kämpfer des Westportals und die „Reihe von Fabel- und Symboltieren“ (12; 195) am Südportal als eine im Zusammenhang stehende Beschreibung von Vorgängen zu entschlüsseln? Kaum zu glauben!

Es könnte aber auch vielmehr sein, dass man die Aussage nicht nachvollziehen wollte, weil sie den damaligen und den bis heute gültigen Dogmen des christlichen Glaubens widerspricht oder sie kritisch in Frage stellt. So kritisch, dass dafür einst ein berühmter Orden erbarmungslos vernichtet wurde.

Mit den Dogmen des christlichen Glaubens und der orthodoxen Auslegung der Bibel käme man dann der Lösung nicht näher. Vielleicht kann eine unkonventionelle Herangehensweise zur Lösung des Problems beitragen?

Von besonderem Interesse dürfte im Zusammenhang mit dem Zeitpunkt der Apokalypse, wie er von Haug (SYNE-SIS Nr. 6/2004 S. 40 f) im Zeitraum von 1270/1350 vermutet wird, das Südportal sein.

Zum Objekt meiner Untersuchung schrieb Rudolph Schmidt (4): „Das Südportal ist in archaischer Weise mit kleinen Rundbossen in Form von Blumen und Sternen besetzt. Das figürliche Element der Kämpfer-Darstellungen ersetzen hier recht verschiedene Fabeltiere, darunter das Einhorn, Melusine und Fuchs oder Wolf. Links sind nur noch die trennenden Blattformen deutlich erkennbar, dazwischen Figuren, die mit den Händen das Gesims stützen.“

Dazu Bullerjahn:

„Sehr viel komplizierter ist dagegen die Symbolik am Südportal. Die Tierdarstellungen im Ostgewände zeigen durchweg Christussymbole, von denen sich die vier äußeren zugleich als Tierkreiszeichen deuten lassen. Im Westgewände sind neben pflanzlichen Motiven zwei Sitzfiguren zu erkennen, die jedoch ihres desolaten



Abb. 3: Südportal Ostgewände

Zustands wegen ikonografisch nicht mehr zu deuten sind. Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass in beiden Gewänden Universum und Erde gegenübergestellt werden. Mit den Sternen und Blüten in den Archivolten ist demnach der Himmel gemeint, der zugleich als Paradies ausgewiesen wird.“ (9)

Schmoll gen. Eisenwerth beschreibt ausführlich (12; 195):

„Das Südportal hat den reichsten Schmuck erhalten. Schon seine Archivolten sind mit Sternen- und Blumenrosetten besteckt ... Auf dem linken Kämpferbande sind Figuren dargestellt, die das Gesims tragen oder die Hände ausbreiten. Zwischen ihnen füllen einzelne große Blätter die Stufenflächen. ... Am rechten Kämpferstreifen ist eine Reihe von Fabel- und Symboltieren geformt. Entzückend ist das täppische Einhorn mit strubbeliger Mähne und aufwirbelndem Schweif. Daneben erkennen wir einen Mann, der zwei Fische an den Schwänzen hält. Die Figur ist leider angeschlagen, vor allem fehlt ihr der Kopf. ... Die dritte Figur stellt einen Löwen dar. Seine stolz erhobene Schweifquaste und das noch höher ragende Haupt sind zwar verletzt, aber doch noch zu erkennen ... Weiter folgen auf dem Band die Reste zweier Tiere, die vielleicht als Pferd und Lamm zu deuten sind.“

Dieser literarischen Kostbarkeit ist Folgendes hinzuzufügen:

Beim Löwen wurde das Horn am Kopf übersehen, sodass ein Steinbock an seiner Stelle steht. Die Füße sind zweigeteilt und deuten damit den Paarhufer an. Insofern irrte Schmoll. Eine stolz erhobene Schweifquaste ist auch im Ansatz nicht mehr zu erkennen.

Die Reste der beiden anderen Tiere sind in der Tat schwer zu deuten.

Bullerjahns Tierkreiszeichen erkannte Schmoll nicht. Er sah Pferd und Lamm. Was das Pferd sein soll, hat ein Lamm im Maul. Ist also ein Wolf. Den Wolf (oder Fuchs) erkannte auch Schmidt.

Was ein Lamm sein könnte, sieht noch viel verwegener aus. Als Tierkreiszeichen kann ich es nicht deuten.

Leider vergaß Bullerjahn, die von ihm gesehenen Tierkreiszeichen beim Namen zu nennen.

Als Christussymbole kämen Einhorn, Fische und Löwe und Lamm in Frage. Wenn der Löwe Steinbock ist, fällt eines heraus. Lamm wäre Christussymbol, wenn es denn Lamm wäre. Lamm ist kein Tierkreiszeichen (Widder ja, aber Widder ist es wohl auch nicht, wegen des nunmehr an dieser Stelle fehlenden Gehörns; Widder wäre aber ein Christussymbol).

Was hat eine Aneinanderreihung von Christussymbolen zu bedeuten?

Das Südportal scheint tatsächlich eine komplizierte Symbolik zu haben. Also nehmen wir Folgendes an:

1. Es ist sehr wahrscheinlich, dass in beiden Gewänden Universum und Erde gegenübergestellt werden. (Bullerjahn)
2. Der rechte Kämpfer zeigt von innen nach außen Sternbildsymbole: Einhorn, Fische, Steinbock und Wolf.
3. Das fünfte (äußere!) Zeichen ist kein Sternbild, wie es in den üblichen Darstellungen vorkommt. Doch dazu später.

Nur Fische und Steinbock gehören zum Tierkreis. Einhorn und Wolf sind aber wie die beiden bekannteren Fische und Steinbock Sternbilder (Wolf dürfte hierzulande fast unbekannt sein. Er ist nur kurzzeitig im Mai am Horizont zu sehen).

Diese vier Sternbilder lassen sich mit einem Kreis am Sternenhimmel verbinden. Mittelpunkt dieses Kreises wäre etwa Phönix (Kreisbahnen bzw. Ellipsen sind in der Astronomie die typischen Bewegungsbahnen). Das fünfte Sternbild in diesem Kreis könnte Hydra sein.

Ein anderer, entscheidenderer Zusammenhang zwischen ihnen besteht darin, dass **sie im Nahen Osten in etwa 5-stündigem Abstand in Ost/Südost über dem Horizont auftauchen!**

Auch im Jahre 1270 taten sie das wahrscheinlich und zwar in der Reihenfolge:

<i>im April</i>		<i>im November</i>
<i>um</i>		<i>um</i>
19:30 h	Lupus	5:30 h
23:30 h	Capricorn	10:30 h
2:30 h	Pisces	12:30 h
9:30 h	Monoceros	19:30 h
10:30 h	Hydra	21:30 h

(22)

In ihrer Folge dargestellt kennzeichnen sie damit einen Tagesverlauf über etwa sechzehn Stunden! Im April wären sie also am längsten deutlich zu sehen gewesen. Aber auch tagsüber im November sind sie an ihrem Fleck: Das Tageslicht überstrahlt sie nur.

Ein Beobachter aus jenem Gebiet der Erde hat also in südöstlicher Richtung (der Richtung, in die man auch schaut, wenn man die Kirche durch das Südportal verlässt und auf den Kämpfer mit den Sternbildern schaut) etwas Sehenswertes entdeckt, das er nicht aus den Augen lässt.

Dieses sichtbare Objekt hat seine Bewegungsrichtung aus Südosten in Richtung Erde über mindestens sechzehn Stunden scheinbar nicht verändert, wie uns der Blick auf die Abfolge der Sternbilder am südöstlichen Himmel über diesen Zeitraum verrät. (Das können auch mehrere Tage hintereinander gewesen sein.)

Da ein Stillstand des Objekts im Kosmos ausgeschlossen werden muss, kommt nur ein sich bewegendes Objekt in stehender Peilung zur Erde in Frage! Eine stehende Peilung, also ein gleich bleibender Winkel der Beobachtung, von der Erde zu einem anderen be-

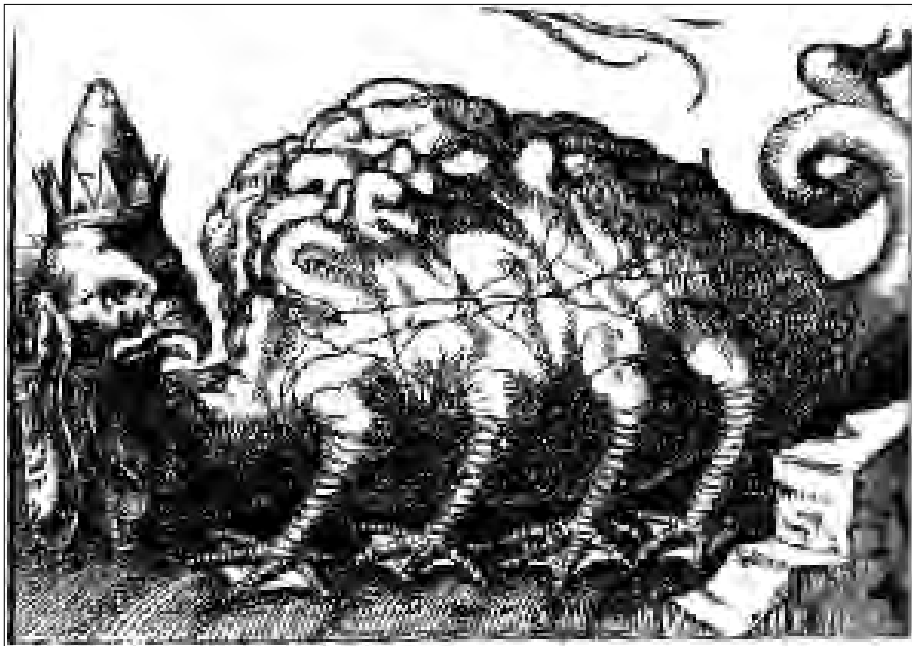


Abb. 4: Basilisk in voller Ausrüstung mit Drachenschweif und Krone

weglichen Objekt über einen längeren Zeitraum lässt nur eine Schlussfolgerung zu:

Auf die Erde zu bewegte sich ein Objekt auf einem Kollisionskurs!

Die äußere Darstellung auf dem rechten Kämpfer (das mutmaßliche Lamm) zeichnet sich in seinen desolaten Resten durch folgende Merkmale aus:

- Stark zerklüftete Oberhaut, wie stark überhöhte Warzen
- ein Vogelkopf
- ein hoher Rücken.

Nach einigem Suchen und natürlich auch mit dem Glück des Zufalls fiel mir Abbildung 4 (in 20) in die Hände.

Wir haben es hier **und** auf dem Kämpfer des Südportals der Maria-Magdalenen-Kirche zu Eberswalde mit einem Basilisken zu tun. Es ist eine in den Sagen bis heute weit verbreitete Spielart aus der Familie der Gift speienden Drachen! Ein Weltuntergangsdra- chen!

Er ist ein Mischwesen aus Drachen, Schlange und Hahn (Im Innern der Kirche sind noch andere Drachen dargestellt).

In oben beschriebenem Kreis der Sternbilder käme an die fünfte Stelle des Kreises die Wasserschlange (Hydra), ein anderer Drache. Sie tauchte gegen 10:30 h (April) bzw. 21:30 h (November) am SO-Horizont auf.

Diese Stellvertretung ist nicht zufällig. Das von einem südlicheren Punkt der Erde (etwa Jerusalem oder Rom) beobachtete Objekt im Kosmos, das die sich für das menschliche Auge be-

wegenden Sternbilder Wolf, Steinbock, Fische und Einhorn durchflog und sich der Erde auf Kollisionskurs näherte, verwandelte sich zu dem Zeitpunkt, als das Sternbild Wasserschlange erreichte, tatsächlich in einen Basilisken, eine nie gekannte Erscheinung, **denn es schlug als Komet auf die Erde auf!**

Diese Aufschlagwirkung hatte nicht gekannte schrecklichste Auswirkungen: Es war die Apokalypse!

„1980 ist ein neues Kapitel in der Erdwissenschaft aufgeschlagen worden, das zugleich unsere ganzen Vorstellungen von der Entwicklung unseres Planeten und des Lebens darauf zutiefst veränderte: die Erkenntnis von den gigantischen Auswirkungen der Einschläge kosmischer Körper auf unserer Erde – Einschläge von gewaltigen Meteoriten.“ (20)

Die Tollmanns beschreiben in ihrem Buch die dazu vorliegenden wissenschaftlichen Ergebnisse.

Einer der Einschläge löste die Sintflut aus, die in der Erinnerung vieler Völker Beschreibungen dieser Vorgänge hervorbrachten, die nach Kenntnis ihres Auslösungsgeschehens entschlüsselt werden konnten.

Der Basilisk ist so giftig, dass allein schon sein Blick tötet. Er ist ein nie gesehenes schreckliches Tier, das das Leben auf der Erde vernichten kann und es auch zu einem großen Teil vernichtete. Seine Flugbahn bis zur Landung glich dem Flug einer Feuerkugel, die sich in sieben Hauptfragmente zerlegt hat. Jedes Fragment flog allein auf die Erde zu und alle schlugen im Weltozean ein. Kleine Splitter trafen auch das Festland.

An die Siebenzahl erinnert die Eröffnung des mit sieben Siegeln verschlossenen Buches durch das Lamm und die sieben Engel in der Apokalypse, auf deren Ankunft die Eröffnung des Tempels im Himmel und die Erscheinung des Sonnenweibes folgen.

Die Offenbarung des Johannes hat von einem Standpunkt im Nahen Osten aus den Einschlag im Indischen Ozean beschrieben (ein südlicher Standort in südöstlicher Blickrichtung):

„Die Sterne fielen herab auf die Erde, wie wenn ein Feigenbaum die Früchte abwirft“.

Die Sterne in den Archivolten des Südportals sind dieser Sternenregen. Und nicht das Paradies, wie Bullerjahr annahm. Es sind keine blühenden Sterne, wie der Backstein teilweise zum Ausdruck bringen will, sondern glühende Sterne.

Johannes schildert drei Einzelpakte, die dem tatsächlichen Ablauf der Folgen der Einschläge in der westlichen Hemisphäre entsprechen. Nach den Tollmanns (20) sind das die Einschläge in Atlantis, im Nordatlantik und zum Schluss im Indischen Ozean. Johannes beschreibt demzufolge zuerst die über ihn hinwegfliegenden im Atlantik niedergehenden „Sterne“.

Das ist zum Zeitpunkt, als das Sternbild Einhorn am Südosthimmel ist.

Ihre Auswirkungen hat der Beobachter vor allem visuell mitbekommen. Die näheren Einschläge zum Zeitpunkt, als das Sternbild Hydra (Basilisk) erreicht wurde, müssen für ihn unvergleichlich nachhaltigere Eindrücke geworden sein. So steigert auch Johannes die Wirkung seiner Darstellung von mäßig über mittel bis extrem an den drei Stellen, an denen er sie ausführlich darstellt [vgl. dazu weiter ausführlich in (20)].

Das Südportal der Maria-Magdalenen-Kirche zu Eberswalde stellt in seiner Ikonografie also die herannahende Apokalypse dar :

- Die herabfallenden Sterne sind in den Archivolten zu sehen.
- Der Komet hat die Sternbilder Wolf, Steinbock, Fische und Einhorn aus südöstlicher Richtung kommend durchflogen; er näherte sich dem Sternbild Wasserschlange (Hydra), das hat sich aber in einen anderen Drachen verwandelt.
- Die Apokalypse wird furchtbar wie das unbekannte grässliche Tier, der Basilisk!
- Die Menschen auf dem linken Kämpfer, die nach Südosten blicken, sind vor Schrecken starr (rechts innere weibliche Figur), heben beschwörend

vor der drohenden Gefahr die Arme und versuchen davonzulaufen (zweite Figur von innen) oder stützen das Gesims (ihres?) Hauses (dritte Figur) (wie auch von Schmoll erkannt).

Nur wer nach Südosten schaute, konnte die herannahende Katastrophe erkennen.

Die weitere (vierte) Figur ist zerstört. Sie könnte als Knieender gedeutet werden: Fußstellung und gebeugtes Knie des rechten Beines sind erhalten. So, als erwarte sie das Kommende ergeben und betend.

Das Wissen um astronomische Zusammenhänge, die nicht jeder kennt, ist Herrschaftswissen. Die Furcht vor der Wiederkehr solch unerklärlicher Ereignisse hat die Religionen geprägt.

Bleibt die Frage, ob sich die Darstellungen am Südportal der Eberswalder Maria-Magdalenen-Kirche von etwa 1300 auf die Weltkatastrophe beziehen, die K. Walter Haug in der Zeit um 1270 / 1350 sucht (SYNESIS Nr. 6/2004).

Dann wären die Darstellungen an der Kirche in Eberswalde eine Darstellung nach Tatsachenberichten von Zeitgenossen darüber. Die genaue astronomische Beschreibung der Annäherungsrichtung mit der Sternbildfolge spricht dafür. Sie wurde in Backstein dauerhafter als in irgendeiner Schriftform möglich festgehalten. Dauerhafter und so verschlüsselt, dass sie erst jetzt gedeutet wurden.

Die Darstellung am Ostkämpfer des Südportals enthält scheinbar einen Fehler. Die Reihenfolge der Sternbilder scheint vom Baumeister vertauscht worden zu sein:

Er reihte Einhorn, Fische, Steinbock, Wolf und Basilisk/Hydra. Dem Wolf folgen in Wirklichkeit zeitlich Steinbock, Fische, Einhorn und Hydra aus irdischer Sicht (22).

Erklärbar ist dieser scheinbare Fehler damit, dass die herabfallenden Sterne der Darstellung in den Archivolten über dem Südportal zum Zeitpunkt des Einhorn sichtbar waren. Also wurde das Einhorn dem Portal am nächsten abgebildet. Am Ende der Ereignisse, also wieder am Ende der Darstellungsreihe außen, als das Sternbild Hydra/Basilisk erreicht worden wäre, tritt die Katastrophe ein.

Die dem Einhorn folgende Hydra wurde einfach an das andere Ende gestellt, wie es der Kreislauf ja auch notwendig macht. Nur die gewählte lineare Darstellung führt dann zu einem scheinbaren Widerspruch in der Reihenfolge.



Abb. 5: Darstellung der Apokalypse von Lucas Cranach

Literatur

- (1) Ilona Rohowski: Denkmale in Brandenburg, Landkreis Barnim, Teil Eberswalde, Worms am Rhein, 1997
- (4) Rudolph Schmidt: Geschichte der Stadt Eberswalde, Eberswalde 1939, 1992
- (8) Dietrich Schwanitz: Bildung – Alles, was man wissen muss; München 2002
- (9) Rolf Bullerjahn: Die St.-Marien-Kirche zu Eberswalde; Eberswalder Jahrbuch 2000/2001 S. 153 ff
- (10) Erich Schuppan: Spurensuche: Aus der 750jährigen Geschichte der Maria-Magdalenen-Kirche in Eberswalde; Eberswalder Jahrbuch 1999/2000 S. 63 ff
- (12) J.A. Schmoll gen. Eisenwerth: Das Kloster Chorin und die askanische Architektur in der Mark Brandenburg 1260-1320; Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, Band 2, Berlin 1961
- (13) Riedels Codex Diplomaticus Brandenburgensis, Berlin 1857
- (14) Lincoln, Baigent, Leigh: Der Heilige

Gral und seine Erben; Gondrom Verlag 1992

- (15) 750 Jahre St. Maria-Magdalenen-Kirche, Festschrift, Herausgeber: Evangelische Stadtkirchengemeinde Eberswalde; Juni 2000
- (16) Gabriel Andisio: Die Waldenser – Die Geschichte einer religiösen Bewegung; München 1996
- (17) Jörg Lüderitz: Die Neumark entdecken; Berlin 1999
- (20) Alexander und Edith Tollman: Und die Sintflut gab es doch; München 1993
- (22) Redshift 3 Multimedia Astronomie: Das virtuelle Planetarium; United Soft Media
- (34) Werner Hörmann: Gnosis – Das Buch der verborgenen Evangelien; Augsburg 1994

Abbildungsnachweis

Abb. 1 und 2 : Ilona Rohowski, Denkmale in Brandenburg (1)

Abb. 3 : Foto Brätz

Abb. 4 und 5: A. und E. Tollmann, Und die Sintflut gab es doch (20)

Placebo-Effekt bei Tieren?

Zur ZDF-Sendung „Die Kunst des Verdünnens - Homöopathie auf dem Prüfstand“ mit Joachim Bublath



Wir werden durch Falschaussagen, die auch noch in ein wissenschaftliches Mäntelchen gehüllt sind, manipuliert und beeinflusst. Das ist keinesfalls eine „Verschwörungstheorie“, sondern eine feststehende Tatsache, die heute eigentlich kein Geheimnis mehr ist und jedem bekannt sein dürfte.

Nur stellt sich die Frage: Wem und was darf man heute noch glauben? Was ist Wahrheit, was Falschaussage?

Ein exemplarisches Beispiel aus letzter Zeit, wie wir durch Falschaussagen manipuliert werden, war die Sendung „Die Kunst des Verdünnens - Homöopathie auf dem Prüfstand“ [ZDF, 03.11.04] des beliebten Fernsehmoderators Joachim Bublath, der inzwischen auch vor den Karren der Fehlinformierer gespannt worden ist. Dabei kommt es Bublath zu Gute, dass er sich durch unzählige populärwissenschaftliche Sendungen einen guten Namen gemacht hat. Mit anderen Worten: Er besitzt bei den Fernsehzuschauern Glaubwürdigkeit.

Der Sendung, die schließlich als wissenschaftlich untermauerte Informationssendung aufgemacht war, sah man in den ersten Minuten an, dass es keine objektive Untersuchung der Homöopathie werden konnte.

„Heilen mit Nichts, obskure Kräutermischungen und skurrile Methoden: Die so genannte sanfte Medizin erfreut sich bei uns immer größerer Beliebtheit. Viele misstrauen der klassischen Medizin und schwören auf fernöstliche Heilkunst und Homöopathie. Oft sind sie die letzte Hoffnung und scheinbar frei von Nebenwirkungen.“

„Heilen mit Nichts“? Seit wann wird bei der Homöopathie „mit Nichts“ geheilt? Da hätte eine einfache Anfrage bei einem Naturheilpraktiker Aufklärung schaffen können! Aber dann wäre ja eine reißerische Aussage entfallen. Genauso verhält es sich mit den „obskuren Kräutermischungen und skurrilen Methoden“. Für einen ahnungslosen Außenstehenden mag eine bestimmte Kräuterzusammenstellung „obskur“ erscheinen, weil er nicht um die Heilwirkungen der einzelnen Pflanzen weiß. Genauer betrachtet sind jedoch die giftigen Chemikalien-Zusammenmischungen, die

in der Pharma-Industrie hergestellt und dann als Medikamente verkauft werden, um ein Vielfaches obskurer, zumal jedes dieser Produkte einen Rattenschwanz von Nebenwirkungen mit sich bringt, was bei den Naturheilprodukten der Homöopathie überwiegend entfällt.

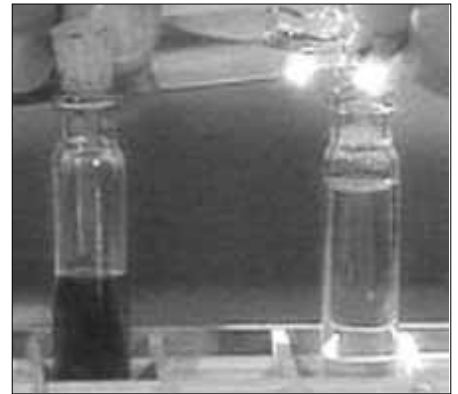
Dies wird von Bublath allerdings in Zweifel gezogen, denn *„die Wirkung des Gebräus wird nicht in Zweifel gezogen, doch genauso wenig die Nebenwirkungen. Allergien, erhöhte Leberwerte, bis hin zu Nierenschäden können eine Folge sein.“* (Klar, man muss nur überdosieren, dann bekommt man schon seine Nebenwirkungen!).

Um aufzuzeigen, welcher Unsinn in der Homöopathie getrieben werde, wird dann zitiert, dass in China Seepferdchen in großer Menge verarbeitet werden, um als Sexualmittel verkauft zu werden. Aber Entschuldigung: Was hat das mit dem zu tun, was in Deutschland unter dem Begriff „Homöopathie“ bekannt ist? Ebenso gut hätte Bublath zitieren können, dass (damals gab es noch keine Homöopathie im heutigen Sinn) bis Anfang des 20. Jahrhunderts (!) in Apotheken (ägyptische) Mumien pulverisiert und als Medikamente zum Einnehmen verkauft wurden. Das geschah damals immerhin im Namen der Medizin.

Aber den Gipfel der Desinformation bietet Bublath mit der Lächerlichmachung der homöopathischen Potenzen.

Die Lehre Samuel Hahnemanns, der vor etwa zweihundert Jahren die Homöopathie erfand, folgt dem Prinzip, dass Ähnliches durch ähnlich Wirkendes geheilt werden kann. Wenn ein Gesunder zum Beispiel etwas Giftiges eingenommen hat, und er daraufhin etwa Nierenschmerzen hat, so glaubt man, eine potenzielle Nierenmedizin gefunden zu haben, die selbstverständlich in der Anwendung verdünnt werden muss.

„Bei dieser Verdünnung, der Potenzierung C2 zum Beispiel, ist es so, als ob sich ein einziger Tropfen des Ausgangsstoffes in einem Swimmingpool findet. Und nach weiteren Verdünnungsschritten ist der Zustand erreicht, in dem nur ein Tropfen der Substanz auf den Atlantischen Ozean kommt. Doch es geht noch weiter: C30 ist eine häufig verwendete Potenz bei homöopathischen Mitteln: das bedeutet ein Tropfen Urtinktur verloren in der Weite der Weltmeere. Wo, so fragen die Kritiker, soll da noch eine Wirkung herkommen? Doch die Homöopathen haben schon eine Antwort parat. Sie meinen, die Informationen der Ausgangssubstanz würden sich auf das Lösungsmittel übertragen haben.“



Beim Potenzieren wird der Ausgangsstoff mit Wasser oder Alkohol versetzt und geschüttelt.

Hahnemanns Anhänger argumentieren dabei mit Vergleichsbildern aus der Natur: *Wasser sei eine höchst merkwürdige Substanz und kann die verschiedensten Formen annehmen. Warum soll es also nicht auch ein Gedächtnis haben?“*

Das sei jedoch wissenschaftlich nicht nachweisbar, weshalb es reiner Unsinn sei, mit solchen Hochpotenzen Krankheiten heilen zu wollen. Es ist nur seltsam, dass gerade diese Tinkturen bereits bei Millionen Menschen erfolgreich waren und - ohne Nebenwirkungen erfolgreich! Doch diesen Einwand lässt Bublath nicht gelten, für ihn sind das alles Placebo-Effekte. Na schön, wenn ich durch einen Placebo-Effekt gesund werden kann, ohne einen giftigen Chemie-Cocktail einnehmen zu müssen, um so besser! Wobei ich persönlich sowieso der Meinung bin, dass eine Heilung niemals durch giftige Medikamente möglich ist, sondern höchstens trotz der Medikamente.

Und wie sieht es bei Tieren aus, die mit homöopathischen Mitteln geheilt wurden? *„Die immer wieder verkündeten Erfolge sehen Kritiker jedoch eher als einen Placebo-Effekt ... Der naturwissenschaftliche Beweis für die Wirksamkeit der Homöopathie ist damit jedoch nicht erbracht.“*

So einfach kann man es sich machen! Auch bei Tieren handelt es sich also nur um einen Placebo-Effekt. Es ist ja auch klar, dass behandelte Tiere genau wissen, wann welches Medikament gegeben wird und wann nicht, was das Medikament bewirken soll oder nicht. Für wie dumm werden wir eigentlich gehalten?

Bisher habe ich die Naturwissenschaftssendungen von Joachim Bublath immer ganz gern gesehen, weil er wissenschaftliche Themen recht gut erklärt. Aber in Zukunft hat er einen Zuschauer weniger. ■

Salomo, Balkis und Hiram (II)

Suchte Osiris die Unterwelt in der „Nacht“ auf?

I

Vorwort

Im Artikel „Salomo, Balkis und Hiram (I)“ [SYNESIS Nr. 65, 5/2004] wurden im Bild „König Salomo zeigt der Königin von Saba den Grundriss des Tempels, den der Baumeister Hiram in den Händen hält“ (im Deutschen Freimaurermuseum in Bayreuth, um 1760) alle drei Dargestellten mit der Dreieinigkeit von Gott-Vater, dem Hl. Geist und Gott-Sohn gleichgesetzt, ebenso mit der Triade Osiris-Isis-Horus.

Hier soll nun der Aspekt des Aufenthaltes in der Unterwelt im Sinne von „Nacht und Schlaf“ thematisiert werden.

II

Zur Verborgenen Geometrie

a) Zum zerstückelten Osiris

[Abb. 1] Ausgehend von dem Gedanken, dass menschlich vorgestellte oder versinnbildete Götter in menschlich Verfügbarem ausgedrückt werden (Posen, Handlungen, Kleidung, Geräte, umgebende Natur ...), sei bei Osiris, der den Aspekt des abendlichen Untergehens (als sinkende Abendsonne [Lurker 14]) vertritt, die Vorstellung gestattet, dass er sich abends auszieht, um sich zur Ruhe zu legen, - gemäß der verweisenden Funktion des Sinnbildes, dass „Niederes für Höheres stehe“ [Lurker 13]: Er legt die Kleider ab, in denen er normal erscheint, die nun einzeln aufbewahrt werden. So zeigt sich ein Bild der Zerstückelung des gewohnten Anblickes dieser Person in Einzelteile. Es sei wie ein Untergehen (das eben mit dem in die Erde fallenden Samenkorn symbolisiert wurde: Begräbnis, Unterwelt [Lurker 15]). Und das Untergehen weist als ein „Bruchstück auf ein Ganzes“ [Lurker 13]: Im Bild des Kornes folgt auf das „Hineintreten in die Erde“ das „Ruhens im Dunkel“ und das „Keimen der neuen Saat“ [Lurker 150]. Der immer neue Kreislauf von Vergehen und Werden ist die Botschaft des Vegetationsgottes Osiris.

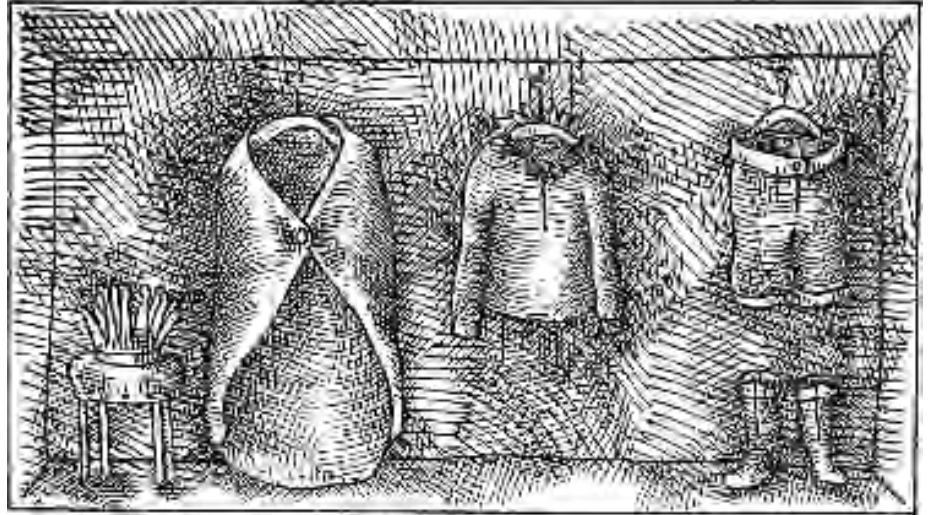


Abb. 1: Die ausgezogenen Kleider, ein Bild der Zerstückelung.

[Abb. 2] Wenn nun im vorliegenden Bild die Kleider allein betrachtet werden (die ja bei jenem Gedanken das Zerstückeln ausdrücken sollen), so haben diese eine Höhe (Strecke AB) von acht Rasterfeld-Breiten. Damit gibt es einen Hinweis auf die/eine Gnade (Zahl 8), wohl wieder zusammengefügt zu werden.

[Abb. 3] Dieser Gedanke, ob es eine Gnade des Zusammenhalts und des Weiterlebens gäbe, soll weiter untersucht werden. Der Kreis um die Brosche auf der Brust des Osiris, die den Mantel zusammenhält, der über die Achterschleife (Zahl 8) der Wanddekoration läuft, ist nun bemerkenswert: Er berührt den Hinterkopf der Isis, zugleich aber berührt er das Gesicht des Horus: Er sagt also aus, dass es um den Kopf, um seine Dicke (seine Ausdehnung von vorne nach hinten) geht. Auch läuft sein Kreis durch die offene Hand der Isis. Um nun den Hinweis der Ausdehnung des Kopfes aufzugreifen, wird ein zweiter Kreis um die Brosche so gezeichnet, dass er den Hinterkopf des Horus berührt. Damit formen beide Kreise eine Bahn in der Breite des Horuskopfes um die zusammenhaltende Brosche des Osiris, welche Bahn von Isis gehalten wird.

Nun werden über dem Horuskopf weitere kleine Kreise (mit dem Durchmesser der Breite dieser Bahn) gezeich-

net. Der erste Kreis liegt auf dem Horizont (seine Mitte liegt auf der Höhe der Brosche, eine Waagerechte): Hier geht also die Sonne auf (der Morgen, freimaurerisch genannt „Mittag“, 6 Uhr). Die folgenden Kreise stehen jeweils für eine weitere Doppelstunde [Anm. 1]. Der 4. kleine Kreis (der Mittag, genannt „Hochmittag“, 12 Uhr) liegt an der Grenze vom Pfeiler zum freien Himmel, hier wird also das volle Sonnenlicht mit seiner höchsten Kraft erreicht.

Drei Doppelstunden (gleich 6 Stunden) weiter liegt der kleine Kreis auf der Säule (es ist der Abend, genannt „Mitternacht“, die Zeit der Kreuzigung, 18 Uhr). Sechs Doppelstunden weiter liegt der kleine Kreis in der Hand der Isis (es wäre wieder 6 Uhr, also soll wohl gesagt werden, dass Isis den Sonnenaufgang um 6 Uhr in ihrer Hand hielt, also ihn veranlasste oder begleitete). Dann drei Doppelstunden weiter liegt der kleine Kreis wieder auf der Säule an ihrem unteren Ende (Basis). Auffällig ist hier nun, dass der kleine Kreis, bildhaft gedacht, einmal in die Säule eintritt und in ihr herunter fällt, was dadurch unterstützt wird, dass der kleine Kreis oben um 18 Uhr am Abend (genannt „Mitternacht“) in die Säule eintritt, zu einer Zeit, da die Vegetation vergeht, was auch im Bild des Herabfallens, des zur Erde Zurücksinkens, vorge-

Salomo, Balkis und Hiram (II)

stellt werden kann [s. Abb. 4, Anm. 2]. Der Abend dauert nun bis zur Mitternacht um 24 Uhr (genannt „Hochmitternacht“). Das Vergehen am Abend, bzw. das Herabfallen am Abend, dauert also von 18 Uhr (Abend) bis 24 Uhr (Mitternacht), dem Beginn des 4. Abschnittes, der Dunkelheit und Nacht, der dann bis 6 Uhr am nächsten Morgen anhält.

[Abb. 3] Die Strecke der Nacht und Dunkelheit von 24 Uhr (Mitternacht) bis 6 Uhr (Morgen) kann auf dem großen Kreis nicht abgezählt werden. Die drei Abschnitte von 6 bis 12 Uhr (der Morgen), dann von 12 bis 18 Uhr (der Mittag) und von 18 bis 24 Uhr (der Abend) sind klar eingeteilt (nach der Zahl bestimmbar) und sogar bildgegenständig untermauert: Am Morgen (bis mittags) liegt der Aufstieg vom Horizont bis zum hellsten und unverstellten Sonnenlicht, dann am Mittag (bis abends) schwächt sich das direkte helle Licht zunehmend im Torbogen und dann auf der Schattenseite ab, dann am Abend (bis nachts) folgt das Herabfallen im Säulenschaft, unterstützt durch die Zahl Neun der neun Rasterfeldhöhen der Säule: „Die Drei ist die Zahl der Schöpfung, die Neun die der Auflösung“ [Hieber III, 43; Anm. 3]. Dagegen ist die Nacht (24 bis 6 Uhr) ohne Abzählung, nicht in endliche Strecken oder Abschnitte unterteilbar, hier scheinen andere Gesetze zu gelten. Sie scheint von einem Schema eines gleichmäßigen oder gleichwertigen Dahinfließens befreit zu sein.

[Abb. 5] Begeben wir uns also in die Nacht hinein und achten wir auf die Fundstücke, die sich zeigen: Nach dem kleinen Kreis um 24 Uhr begegnen wir zunächst dem linken Bein des Osiris: „Das linke Bein galt als Reliquie des zerstückelten Osirisleibes.“ [Lurker 54]. Es beginnt die Nacht mit Tod, Zerfall und Chaos. Jedoch ist das Bein auch umgeben vom

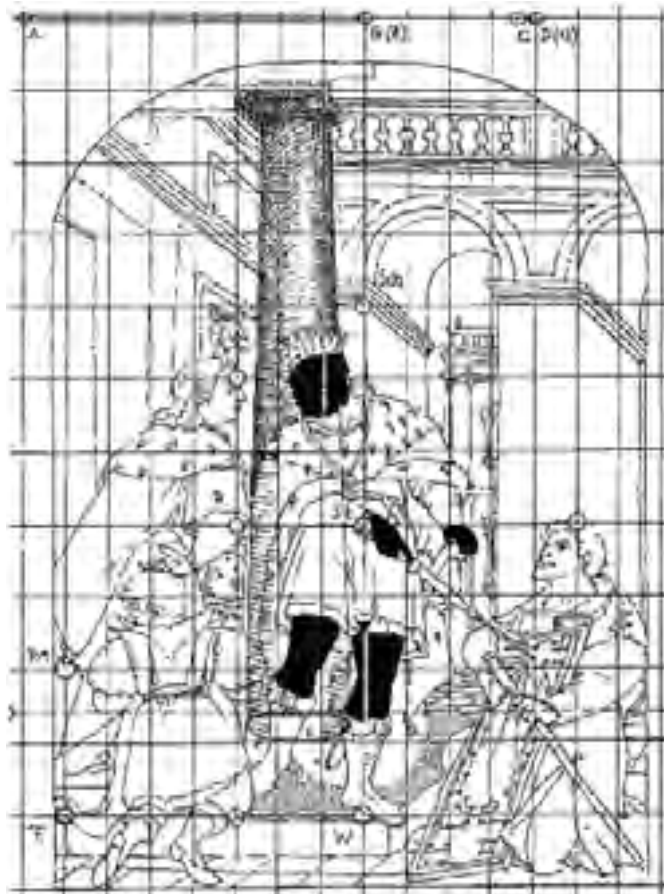


Abb. 2: Die Bekleidung allein (ohne den Körper des Osiris) in einer Höhe von 8 Rasterfeld-Breiten (A-B).

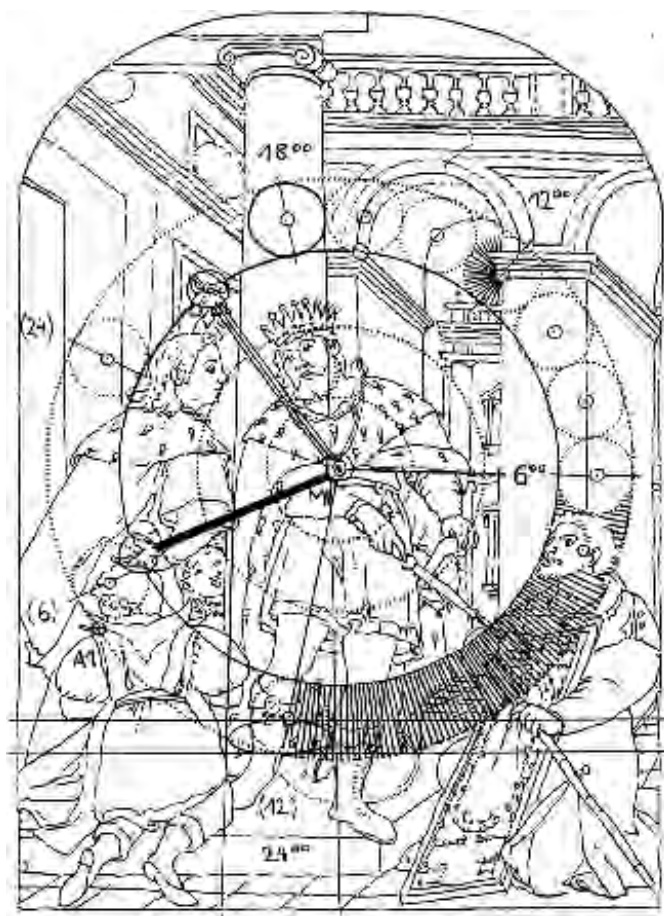


Abb. 3: Der Kreis um die Brosche, der über die Unendlichkeitsschleife (8) läuft: die Stunden des Tages.

Fell des Umhanges, das ein Symbol des Überganges ist [Lurker 70]. Wohin führt der Weg dann, wenn nach Auflösung und Chaos noch etwas kommen soll? Unvermittelt erscheint im weiteren Weg (nach rechts) die Geometrie des gerasterten Fußbodens in höchster Ordnung. C. G. Jung (der auch von Lurker zitiert wird [S. 15]) sagt: „Psychologisch heißt dies soviel, daß hinter oder unter der persönlichen Phantasie- und Triebwelt eine noch tiefere Schicht des Unbewußten erscheint, welche im Gegensatz zur chaotischen Unordnung ... [Anm.: der persönlichen Inhalte des Unbewußten] von höchster Ordnung und Harmonie ist, und im Gegensatz zu deren Vielheit die allumfassende Einheit des 'bodhimandala', des Zauberkreises der Erleuchtung, darstellt.“ [Jung 161]. Der Übergang führt hier also in der Nacht/im Schlaf/im Unbewußten vom persönlich geprägten Zerfall zu einer tieferen Schicht der Ordnung in Urbildern (Archetypen):

Das erste Bild in der Tiefenschicht der universalen Ordnung auf dieser nächtlichen Unterweltfahrt ist der Punkt P12B: Er meint mit der 12-Zahl die Vereinigung im Höchsten. Wer aber ist hier gemeint, dass er sich „mit dem Höchsten“ (mit dem Sonnengott Re?) vereine? Da das Bild keinen Einzuweihenden bezeichnet (durch den Punkt St. auf seiner Schulter), mag der Sonnengott selbst gemeint sein (auch in seinen verschiedenen Erscheinungsformen), denn die Einweihung meint die „nächtliche Unterweltfahrt und Erneuerung des Sonnengottes“ [Lurker 23]: Der Sonnengott käme hier nach seinem Untergang im Westen in der Nacht/in seinem Unbewußten „zu sich“:

„Der ‚herabsteigende Sonnengott‘ ist im Begriff, seine schwierige Reise durch das Dornental der Tuat (Erde plus Bereich des menschlichen Unbewußten) zu beginnen, und

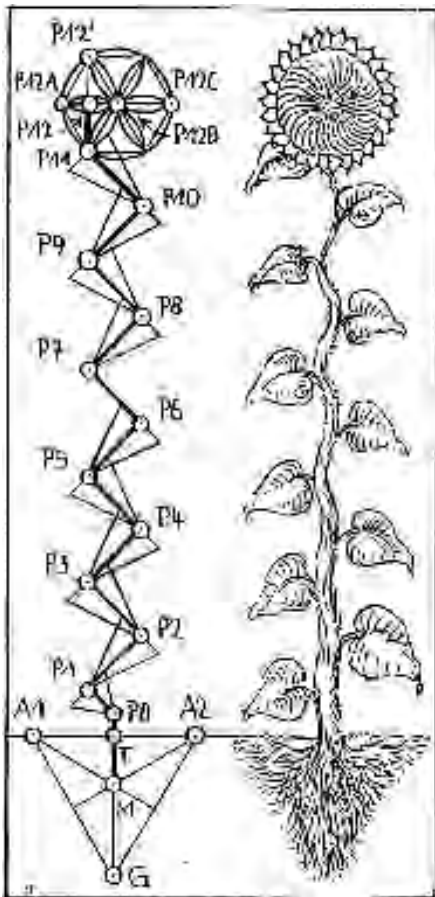


Abb. 4: Das Schema des Einweihungsweges und die formverwandte Sonnenblume.

ein physischer Körper wird ihm als Träger, Werkzeug und Vehikel gegeben. Der Gott muß erst in diese höllische Welt herabsteigen und durch den Prozeß der Einweihung in die Mysterien gehen, bevor er wieder bewußt in seine himmlische Heimat zurückkehren kann.“ [Abhinyano 206] Er „muß seine Fertigkeit des Herausbringens seines vom Materiellen befreiten spirituellen Bewußtseins von einer Schicht des Unbewußtseinsbereiches zur nächsthöheren beweisen.“ [Abhinyano 130] „Es mag sehr wohl sein, daß jeder ‚Gott‘ auf den neun Stufen [Anm. von P0 bis zum höchsten Ort P9] der Neophyte [der Einzuweihende] selbst ist, der nun neun Prüfungen machen muß.“ [Abhinyano 130]. Wenn der Neophyte in P12 „im Höchsten“ ist, und wenn Gott im Neophyten ist, sind also beide gegenseitig ineinander in der Versunkenheit (im Zustand von Samadhi [Abhinyano 248]) in dem „Zauberkreis der Erleuchtung“.

Dann folgen auf der in

Richtung 6 Uhr leicht ansteigenden Bahn drei einzeln hervorgehobene Aspekte des Göttlichen, nämlich die Kelle („das schöpferische Gotteswort“, K), das Zirkelgelenk („die Kraft der umfassenden Liebe Gottes“, ZG) und der 2. Aufseher („die Gnade der Intuition“, A2), um dann erneut im Allerheiligsten („Heiligkeit des Göttlichen“, AH) sich der gegenseitigen Durchdringung zu vergewissern.

Die folgende Station auf der nächtlichen Unterweltfahrt ist die Schleife mit dem Knoten (eine Art von Vereiniigungsband, das Himmel und Erde verbindet; VB) am Rock des Horus. „Der Knoten hält die Zauberkraft fest.“ [Lurker 114]. Er bewahrt jene Durchdringung, verliert sie aber, wenn sie reflektiert wird, denn das Unbewusste ist das schlechthin Unverfügbare, das sich ereignet. Das abständige Denken (hier über das Festhalten) mag das Aufwachen ankündigen, denn im Erwachen aus einem Traum kann man schon mal überlegen, was vom Erlebten im Besitz bleiben sollte. Ist dieses so, so kann man sicher sein, es schon verloren zu haben, da man aus dem Erleben bereits herausgetreten ist, also dem Erlebten abständig gegenübergetreten ist und eine rückschauende Bewertung vornimmt. Der Übergang



Abb. 5: Die Nacht (24 bis 6 Uhr).

vom Drinnensein zum Gegenübersein hat in diesem Aufwacherlebnis schon begonnen. Der Knoten versinnbildlicht (er führt weg und verweist auf) den „verborgenen Keim, der aus seiner göttlichen Ursprunghaftigkeit heraus sich neu entfaltet.“ [Lurker 114]. Damit setzt das Keimen und Heraustreten aus der Erde ein: Der neue Tag (das neue Wachsen) beginnt und das Aufwachen geht in den Morgen über.

Die Zeit der Nacht wird also nicht durch ein vorgegebenes Maß, sondern durch wesentliche Ereignisse/Begegnungen strukturiert, eine qualitative Zeit.

„Die undurchdringliche Nacht hat regenerierende Kräfte.“ [Lurker 139]. Sie bringt den Neophyten (um mit Jung zu sprechen) zu den Urbildern, etwa zum Archetyp der Seele oder des Geistes [s. Jung 49], (und um mit Abhinyano zu sprechen) zur Einverleibung der ewigen Lebenskraft, „die nur im siebenten [Prinzip Atma, universaler Geist,] wohnt.“ [Abhinyano 248].

Der untersuchte Zusammenhalt des Osiris ist also der Tages- oder Jahreskreis vom Aufgang der Sonne, von ihrem höchsten Stand verbunden mit Reifung, vom Niedergang der Sonne und von der Bewahrung ihres göttlichen Wesens in der Dunkelheit und darin in

der Tiefe der Seele. „Im Lauf der Sonne erblickte der Ägypter den sichtbarsten Hinweis für seinen eigenen Lebensweg.“ [Lurker 224]. Der hier von Osiris dargestellte „nächtliche Weg der Sonne ... dient als Gleichnis der menschlichen Jenseitswanderung“ [Lurker 224], ein Gleichnis für die Lebenden.

b) Vom aufsteigenden Horus

Während als Zentrum des Osiris die gegen den Zerfall gesetzte Brosche angenommen wurde (für seinen Kreis), wird des Horus Zentrum (für seinen Kreis) auf seinem Herzen, bzw. an gleicher Bildstelle im Allerheiligsten (AH) angenommen, wo er als Kind der Götter Osiris und Isis unmittelbar an der Herrlichkeit des Heiligen Anteil hat.

Sein Kreis um AH und durch Sch. (Schönheit, dem höchstrangigen Ort im System der Geometrie), überquert

Salomo, Balkis und Hiram (II)

einmal den Zenit (Z) des kleinen Kreises mittags, 12 Uhr, dann auch den Mundwinkel und die Hand der Isis. Sein Aufstieg nach Z (oder der eines Volleingeweihten, der nach der letzten Prüfung ein „Sohn Gottes und der Sonne“ war [Abhinyano 64]) hängt also mit dem Siegel Salomos, dem „Siegel der Verschwiegenheit“ [Hieber I, 22] auf dem Mund der Isis zusammen (ebenso mit der Leitung seines Geschicks durch ihre Hand): Es soll also nach diesem Geheimnis des Verschwiegenen der Göttin Isis gefragt werden.

c) Von der geheimnisvollen Isis

Die Muttergöttin, hier Isis, ist „die jungfräuliche Mutter“ (Isis hat ihren Sohn von Osiris postum empfangen), sie ist „eine Ganzheit; das Selbsterhaltende und Selbstgenügsame ... die herausführt aus Dunkelheit und Gebundensein und als Göttin der Weisheit die Umwandlung des Menschen von der elementaren auf die höchste Stufe begleitet. Sie ist das letztendliche Geheimnis: ‚Ich bin alles, was gewesen ist, ist und sein wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet.‘“ [Cooper 126]

Ihr Zentrum (für ihren Kreis) wird also auf ihrem Mundwinkel, dem Ort des verschwiegenen Geheimnisses, angenommen. Der Kreis um den Mund der Isis (MI) über den Ort Sch. überquert das linke Auge einer Dienerin. Ein weiterer Kreis um den Mund der Isis, der über ihre Hand (den zweiten von Horus bezeichneten Ort bei ihr) läuft, überquert das rechte Auge der Dienerin und zugleich das Zentrum des kleinen Kreises bei 18 Uhr. Die rechte Seite wird mit dem Westen und dem Tod gleichgesetzt [Lurker 162], was zum Abend 18 Uhr passt. Und das Augenpaar hat eine besondere Aufgabe: „Es soll dem Toten ermöglichen zu sehen, wie er den Himmel durchfährt.“ [Lurker 48] (Es wird also hier nicht

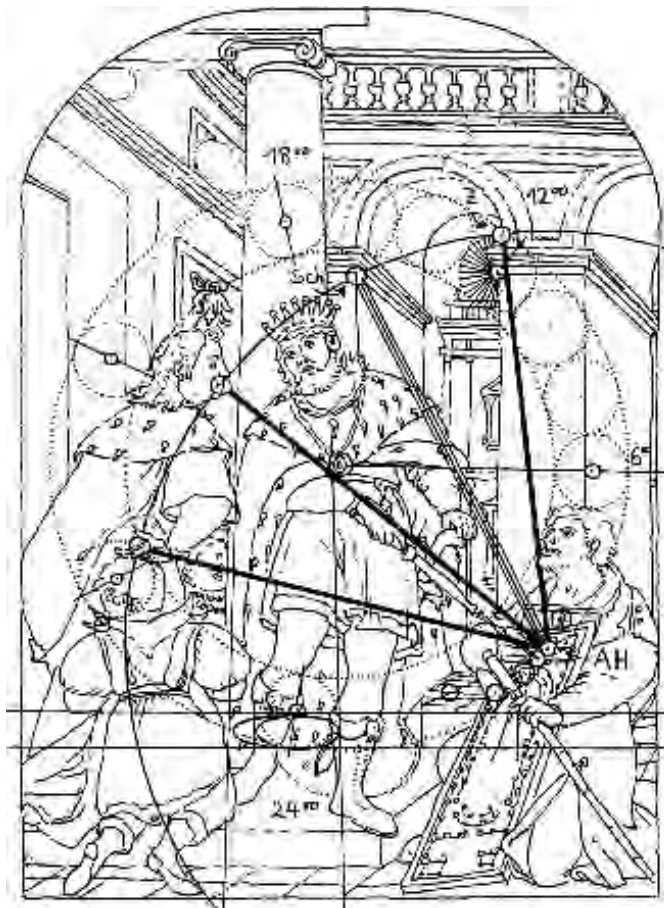


Abb. 6: Der Kreis um Herz/Allerheiligstes (AH) des Horus, der über Punkt Schönheit läuft.

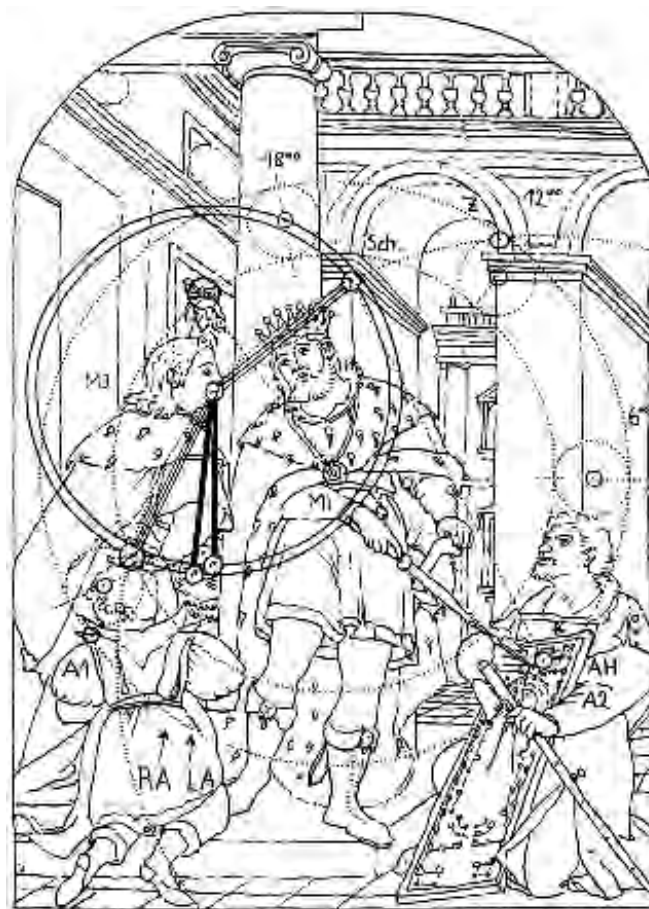


Abb. 7: Die Kreise um den Mundwinkel der Isis (MI), die über Punkt Schönheit und über die Hand laufen.

gleichnishaft verweisend, sondern vom Wirklichen im Sinne des Wirkenden gesprochen). Immerhin erfahren wir also, dass Isis, die Muttergöttin, den Verstorbenen ein Weiterleben mit der Gotteskraft ihrer Hand (die Kreise haltend) ermöglicht, verbunden mit der vermittelten Sehkraft und also Bewusstheit.

III

Summe

Damit wird die Deutung der soweit betrachteten Kreise von der Sicht der Tages- und Jahres-Zeiten auf den Zyklus von Leben und Tod erweitert. Es wird die Kunstbild-Aussage entnommen, dass Isis als Muttergöttin den Eintritt, eine Geburt ins Jenseits, bei geistiger Sehkraft des Reisenden begleite.

[Abb. 8, Anm. 4] Wenn die soweit gefundenen Kreise, die durch die Hand der Isis laufen, mit denen sie die Bahnen von Osiris, Horus und den Sternenreisenden führt, angesehen werden, so fällt auf, dass es sechs sind: Es ist die Zahl des Hexagramms und des Siegels Salomos. Am Ende gibt Isis damit erneut Rätsel auf: Anscheinend schweigt sie nicht nur durch unterlassene oder verborgene Worte (Mundwinkel), sondern auch durch unterlassene oder verborgene Taten (sechs Kreise in ihrer Hand).

[Abb. 9] Zu ihren Taten: Der eine Kreis um den Ort, wo Isis in ihrer Hand fünf (= „Leben“) Kreise hält, der über den Mundwinkel (= „Verschwiegenheit“) des Osiris läuft, überquert den Ort: Zeigefingerknöchel des Osiris (= der Fingerzeig des Täufers: „folget Ihm/Jesus nach“); und der andere Kreis (um die Mitte des ersten), der über den Mundwinkel (= „Verschwiegenheit“) des Horus läuft, überquert den Ort P12 (= „im Höchsten“). Damit will der um 1760 tätige Künstler anscheinend in kirchenchristlicher Weise sagen: Isis (1.) führt (2.) zum Höchsten (3.) (zum 7. Prinzip des Menschen, Atma: s.o. Cooper!), - und nicht Jesus?

IV

Zum Künstler

Es soll eine vorläufige Vermutung zum Urheber des Bildes geäußert werden (da eben nicht alle Bilder aller Barockmaler auf ihren Kunstgehalt hin, der sich in der Verborgenen Geometrie äußert, untersucht sind): Es fällt im vorliegenden Bild die starke Betonung der altägyptischen Inhalte auf, die auch in dem Deckengemälde „Die Verherrlichung des Hl. Norbert im Himmel“ in der Pfarrkirche zu Steingaden/Obb., 1740/41 von Johann Georg Bergmüller (1688-1762) gemalt, vorliegt: einmal in der geometrischen Darstellung (die altägyptische „Hölle“, der „angewinkelte Arm“, der „Skarabäus“ und die „solare Robe“) und zum anderen in der bildgegenständlichen Entsprechung zur Geometrie (die „Hölle“) [Ritters I, S. 4-10 und Ritters II, S. 297-325].

Anmerkungen

1. Die zwölf Doppelstunden des Tages gelten als Abbild des Jahres [Stern 366].
2. Im Bild der Pflanze darstellbar [s. Abb. 4] folgt auf den Austritt des schöpferischen Gotteswortes (das Wort des Ptah oder des Re [Lurker 228]) aus dem magischen Dreieck (von M nach P0) der Weg der Wandlung (von P0 bis P12) mit dem Auffinden des Gotteswortes (P12A-P12B), bzw. des Samens im Bild der Blume gesehen, welches Wort dann ins magische Dreieck zurückgebracht wird, im Bild des herabfallenden Samens, zu dessen Einteilung in die zumeist 3 mal 3 kleinen Dreiecke (Gottesname: $3 \times 3 =$ dreifach großer Baumeister), wodurch der Same (Gottesfunke) die Nacht (den Verlust des Körpers) in Gott (in „ 3×3 “, das ist der potenzierte, der wirkende Gott [Noorden 110]) überdauert.
3. Freimaurerisch hebt sich

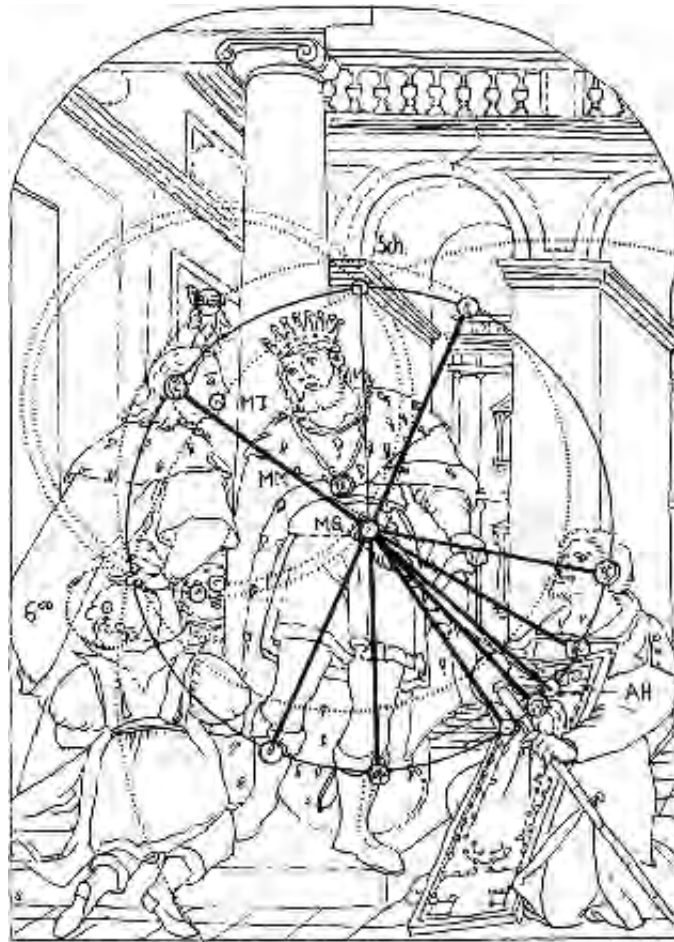


Abb. 8: Zwei Kreise des Osiris, zwei des Horus und zwei der Isis, die durch die rechte Hand der Isis laufen.

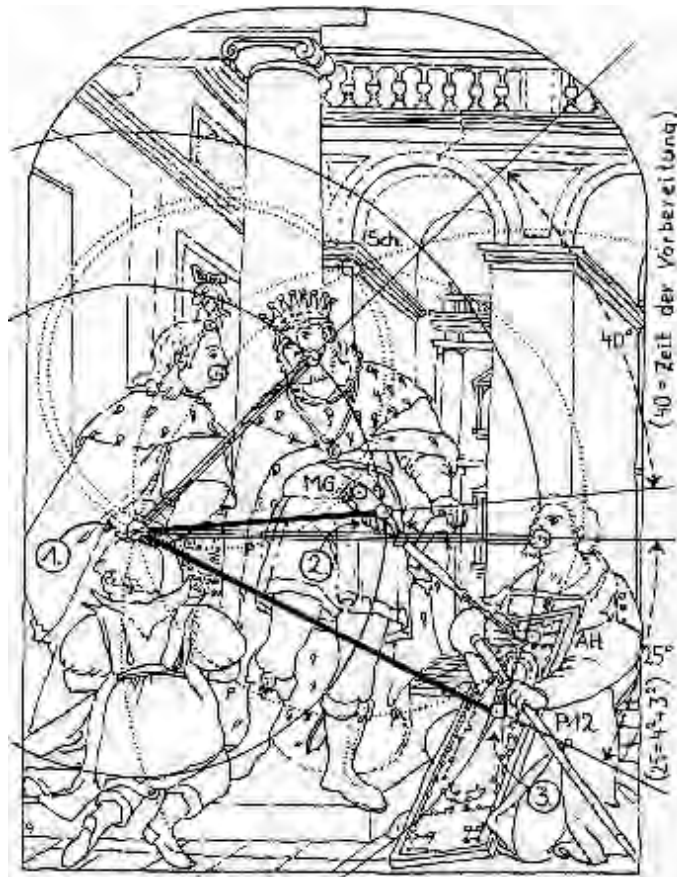


Abb. 9: Die verschwiegene Isis (1.) führt (2.) zum Höchsten (3.).

von der 9 der Auflösung die 9 im Sinne der „3 mal 3“ (des dreifach großen Baumeisters, des wirkenden Gottes) ab.

4. Im Kreis des Meistergriffes von Osiris ist der Punkt des Knotens (auf der Brust des Horus), der im Osten des Vereinigungsbandes liegt, wegen seiner erwiesenen Wichtigkeit mit aufgenommen. Der Kreis um MG über Sch. überquert also 9 weitere Punkte: 3 vom Vereinigungsband, - 2-mal ein Ohr und 1-mal die Kelle/das Wort, - die Säule/Himmelsmitte, das Gewissen/im Herzen, den Zirkel/Liebe im Herzen (3 Zentrumssymbole), - also „3 mal 3“.

Literatur

- Abhinyano: „Die Mystereinweihung der ägyptischen Pyramiden.“ Heidelberg-Leimen 1994.
- Cooper, J. C.: „Illustriertes Lexikon der traditionellen Symbole.“ Leipzig 1986.
- Jung, Carl Gustav: „Bewusstes und Unbewusstes.“ Frankfurt a. M. 1960 (3. Aufl.).
- Lurker, Manfred: „Lexikon der Götter und Symbole der alten Ägypter.“ Bern 1998.
- Noorden, K. H.: „Rauten.“ Viertes Heft, Uetersen o. J. (ca. nach 1970).
- Ritters, Volker (I): „Der Ketzer Tanchelin in Steingaden und Anklam.“ In: EFODON-SYNESIS Nr. 62, 2/2004.
- Ritters (II): „Das Deckengemälde im Kloster Steingaden von J. G. Bergmüller.“ In: Ritters: „Raphael - Einweihungsbilder.“ Norderstedt 2002.
- Stern, Ulrich: „Einige Bemerkungen zu den Logenstunden.“ In: Zirkelkorrespondenz, Nr. 10/1984, Uetersen 1984.

Bildnachweis

Alle Zeichnungen von © Volker Ritters. ■

Die Funktion der Keltenschanzen

Was war zuerst da: das Ei oder das Huhn? Eigentlich eine müßige Frage, denn ohne Ei gibt es kein Huhn. Das erkennen wir sehr deutlich an unseren heutigen Klon- bzw. Genmanipulationsversuchen. Damit ist jedoch nicht die Frage beantwortet, woher das erste Ei kam.

Ganz ähnlich verhält es sich beim Keltenschanzen-Thema. Was war zuerst da: die Keltenschanzen oder die siedelnde Bevölkerung? Aufgrund unserer jahrelangen Recherchen und Untersuchungen bleibt nur eine Antwort übrig: Die Schanzen waren zuerst da, dann kam die Bevölkerung. Womit natürlich nicht die Frage beantwortet wird, wer die Schanzen angelegt hat.

Keine sakralen Plätze

Als eines der Ergebnisse unserer Untersuchungen hatte sich herausgestellt, dass Schanzen nicht nur speziell dafür ausgewiesene Plätze waren, die irgendeine religiöse oder ähnliche Funktion erfüllten, auch wenn die eine oder andere zu späterer Zeit dafür zweckentfremdet worden ist. So will die Archäologie auf verschiedenen Schanzen Reste von „Umgangstempeln“ oder kleinen Behausungen nachgewiesen haben, zumindest einige Reste von Holzpfählen, die so gedeutet werden. Da die Schanzen und ihre Bauzeit aufgrund von Pfostenrest-Datierungen und wenigen Müllfunden überwiegend in die sogenannte Keltenzeit datiert werden, vertritt man heute die Meinung, hier habe wohl einst ein Druide oder Geistlicher der herrschenden Religion gehaust, um seinen rituellen Tätigkeiten nachzugehen. Das mag durchaus verschiedentlich der Fall gewesen sein, stellt jedoch nach unserem Dafürhalten nur eine Nachnutzung der Schanzen dar, indem dort auftretende Effekte für eigene Zwecke genutzt wurden. Weiterhin kann dort keinesfalls ein Druide oder wer auch immer über längere Zeit gewohnt haben, denn ein jahrelanger Aufenthalt auf einer Schanze ist wegen der ständigen energetischen Überladung tödlich. Und den damals lebenden Menschen darf man durchaus unterstellen, dass sie um ein Vielfaches „fühlig“ waren als wir heute, schon allein aufgrund des damals wesentlich stärkeren irdischen Magnetfeldes.

Keltenschanzen - dieser Begriff stimmt nicht ganz, denn die meisten Schanzen wurden vor der Keltenzeit angelegt, der Begriff hat sich jedoch



Wall der Keltenschanze „Die Burg“ bei Holzhausen (Peterhof), nördlich von Augsburg

eingebürgert. Die Archäologie redet heute nur noch von Viereckschanzen, obwohl dieser Begriff ebenso falsch ist. Nur ein Teil der bekannten Schanzen ist viereckig. Die meisten sind rechteckig, auch ovale, dreieckige oder Schanzen mit anderen Formen sind bekannt.

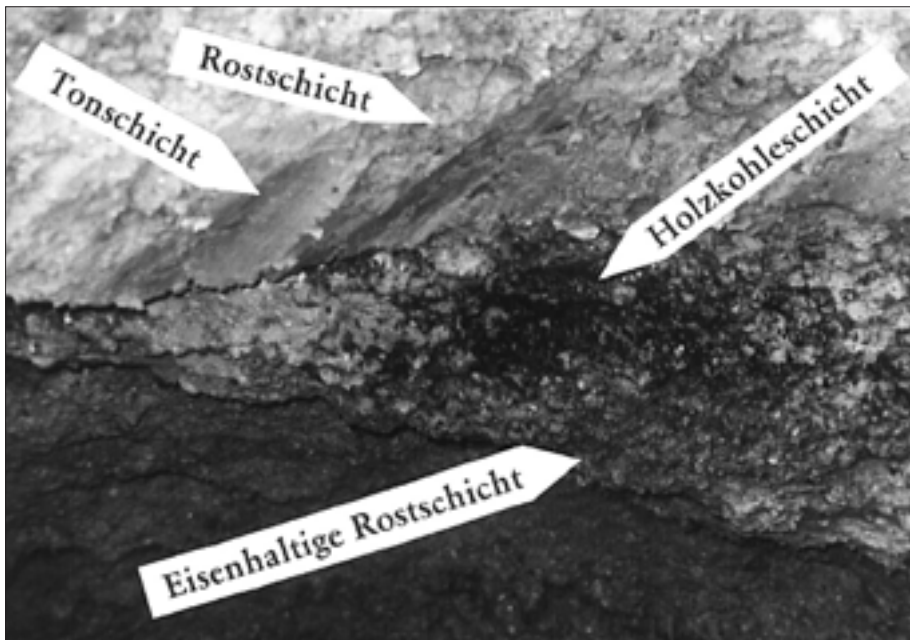
Die bayerische Archäologie ist in der Bundesrepublik führend auf dem Gebiet der Luftbildarchäologie. Und so bleibt es nicht aus, dass in Bayern die meisten Schanzen lokalisiert worden sind, über vierzigtausend. Das mag zu dem Mythos mit beigetragen haben, dass fast ausschließlich in Süddeutschland Schanzen angelegt worden seien. Wie wir aus eigenen Untersuchungen wissen, gibt es jedoch durchaus auch in anderen Regionen Europas Schanzen. Wenn dort ebenso sorgfältig wie in Bayern Luftbildarchäologie betrieben werden würde, wäre der Mythos von den süddeutschen Schanzen wahrscheinlich sehr schnell vom Tisch.

Wetterharmonisierung

Wie wir durch langjährige Beobachtungen und Untersuchungen festgestellt haben, besaßen (und besitzen!) Schanzen eine technisch zu nennende Funktion: Sie sind in der Lage, Wetter zu harmonisieren. Das geschieht in der Art, dass heranziehende Unwetter umgeleitet oder „aufgelöst“ werden. Dieser Effekt kann allerdings nicht entstehen, indem man ein X-beliebiges Stück Land umwallt und es zur Schanze

erklärt. Er entsteht, indem man physikalische Effekte erzeugte, und zwar mit möglichst einfachen Mitteln. Man benötigte dafür zunächst Gelände, die die nötigen Voraussetzungen dafür bieten: Die benötigten unterirdischen Wasser-Verhältnisse müssen zumindest so weit vorhanden sein, dass sie ohne größeren Korrekturaufwand genutzt werden können. Verschiedene Details der irdischen Gittersysteme und Kraftfelder müssen zur Verfügung stehen, wobei auch hier bis zu einem gewissen Grad manipuliert werden kann.

War das passende Gelände nun gefunden, ging es an die Umsetzung der Technologie: Das „Gerät“ Keltenschanze musste aktiviert werden, um seine Aufgabe erfüllen zu können. Dazu war ein relativ hoher Arbeitsaufwand nötig, denn das ausgewählte Gelände musste einige Meter tief abgetragen werden. Danach wurden die speziellen Wasserführungen eingebracht (z. B. die von uns so genannte Wasserschlaufe), und anschließend wurde das Gelände in verschiedenen Schichten mit Materialien, die teilweise von weit her geholt werden mussten, wieder aufgefüllt. Dabei handelt es sich um leitende wie auch um isolierende Materialien. Zuletzt wurde das zuvor abgetragene Erdreich wieder aufgefüllt, weshalb heute noch das Bodenniveau im Innenraum fast jeder Schanze rund einen Meter höher liegt als außerhalb. Daran kann man rekonstruieren, dass rund ein Meter



Schichtung auf der Keltenschanze bei Rott (Lkr. Landsberg/Lech)

Fremdmaterial in eine Schanze eingebracht worden ist.

Wahrscheinlich hat man erst im Nachhinein die (von uns so genannten) Korrekturschächte angelegt, sozusagen zur Feinkorrektur oder Abstimmung der Schanze.

Die Umwallung besaß wohl nur eine Art kosmetischer Funktion, um die Schanze als solche zu kennzeichnen. Eine energetische Auswirkung des Walles konnten wir nicht feststellen.

Der nun entstehende Effekt ergibt sich durch das Zusammenspiel zwischen Wasser und den eingebrachten Erdschichten, etwa vergleichbar mit einer Autobatterie: Ohne Flüssigkeit funktioniert sie nicht. Wir haben bisher zwar nur radiästhetisch verschiedene Felder auf Schanzen muten können, der Effekt der Wetterbeeinflussung ist jedoch auch optisch erkennbar, und ein mehrstündiger Aufenthalt auf einer Schanze ist auch körperlich spürbar.

Deshalb hatten die Kelten wohl auch die Schanzen für ihre Zwecke genutzt, zur energetischen Aufladung, wie es aus Überlieferungen bekannt ist. Es ist etwa der gleiche Aufladungseffekt, als wenn man zwischen den riesigen Transformatoren eines Umspannwerkes läuft.

Heute ist der energetische Effekt auf einer Schanze wohl um einiges schwächer als vor zweitausend Jahren, was möglicherweise auch mit der Abnahme des irdischen Magnetfeldes zusammenhängen könnte. Hinzu kommt natürlich auch, dass die unterirdischen Wasserführungen heute vielfach gestört sind, von der schon fast gezielt zu nennenden Zerstörung von Schanzen einmal ganz abgesehen.

Enormer Arbeitsaufwand

Wenn wir uns nun vorstellen, dass allein im Gebiet von Bayern rund vierzigtausend Schanzen bekannt sind, dann kann man etwa ermessen, wie hoch der Arbeitsaufwand für den Bau der Schanzen war. Man kommt nicht umhin, hier einen Einsatz von hochtechnischen Maschinen anzunehmen, denn allein der Bau der bayerischen Schanzen hätte viele Jahrhunderte Arbeit (rund um die Uhr) bedeutet, wenn man von Handarbeit ausgeht. Hinzu kommt, dass die damals vorhandene Bevölkerung bei weitem nicht so zahlreich war wie heute. Und welcher Stamm oder welches Volk konnte es sich leisten, einen Großteil seiner Bevölkerung für den Bau solcher Anlagen abzustellen? Letztendlich mussten diese Menschen auch versorgt werden und fielen aus dem normalen Arbeitsprozess (etwa der Lebensmittelbeschaffung) heraus.

Und noch etwas: Wer hatte überregional den dort Lebenden den Bauplan einer Schanze vermittelt?

Unumstößliche Tatsache ist jedoch, dass die Schanzen heute noch vorhanden sind, also müssen sie auch angelegt worden sein, von wem auch immer.

Es kann daher nur so gewesen sein, dass das Gebiet von Europa vor mindestens zweitausend Jahren (besser: vor zweieinhalbtausend Jahren) menschenleer und unbewohnbar war. Unbewohnbar nicht wegen des urwaldähnlichen Pflanzenbewuchses, sondern wegen der Unberechenbarkeit der Witterungsbedingungen, die geradezu katastrophal gewesen sein müssen - sonst hätte man nicht den gigantischen Aufwand ei-

ner Wetterharmonisierung gemacht. Überlieferungen sind hier nicht sehr eindeutig. Zum einen heißt es (beispielsweise bei Caesar), dass Germanien mehr oder weniger ein einziger großer Urwald war. Zum anderen wird von riesigen Sumpfgebieten berichtet, die heute allerdings nicht mehr vorhanden sind. Die Sumpfgebiete könnten Überreste einer riesigen Katastrophe sein, in deren Folge das gesamte Land überschwemmt wurde. Möglicherweise wurden auch die Verhältnisse mehr oder weniger stark übertrieben. Und hinzu kommt, dass die Überlieferungen aus Zeiten stammen, die mindestens mehrere Jahrhunderte nach der Errichtung der Schanzen liegen dürften.

Das heißt: Es müssen - von wem auch immer - überregionale Planungen für eine gezielte Besiedlung dieses unwirtlichen Kontinents vorgenommen worden sein. Und erst nachdem die tausende Schanzen angelegt worden waren und sich die Witterungsbedingungen harmonisiert hatten, konnte eine gezielte Besiedlung angegangen werden.

Auch hierbei wurde nicht planlos vorgegangen. Zumindest wurde den Siedlern klar gemacht, dass eine Schanze lebensnotwendig war und nicht zerstört werden durfte. Deshalb wohl wurden Schanzen teils bis in unsere Zeit als Tabugebiete betrachtet, die nicht bebaut wurden. Allerdings hat man Siedlungen meist in der Nähe von Schanzen angelegt. Als Beispiel können hier die diversen „Holzorte“ dienen. Wie wir durch viele Untersuchungen feststellen konnten, kann es als gesichert gelten, dass es keinen „Holzort“ (das sind Flur- oder Ortsnamen mit dem Namenszusatz „Holz-“) gibt, in dessen Nähe nicht mindestens eine Keltenschanze liegt.

Die frühen Siedler hatten sich also die Schanzenfunktion der Wetterharmonisierung zu Nutze gemacht, auch wenn sie vielleicht nicht (mehr) wussten, warum ausgerechnet hier bessere Witterungsbedingungen (und somit Siedlungsbedingungen) bestanden als einige Kilometer entfernt. Als die Ortschaften wuchsen und zu Städten wurden, hat man die Schanzen teilweise als unbebaute Parkanlagen oder Sportstätten ins Stadtbild integriert.

Aber es gibt auch umgekehrte Fälle, wo die Schanzeneffekte erloschen, weil beispielsweise durch den Bau von Tribünen, deren Fundamente tief ins Erdreich ragen, oder durch Baumaßnahmen in unmittelbarer Entfernung zum Stadion die unterirdischen Wasserverhältnisse drastisch gestört worden sind.

Die Funktion der Keltenschanzen

Wer waren die Baumeister?

Wer könnte als Baumeister der Schanzen in Frage kommen? Als Vorgänger vor den Kelten wird allgemein die Megalithkultur genannt. Dabei ist es jedoch nicht (mehr) möglich, eine Aussage über die damals lebenden Menschen zu machen. Man geht heute jedoch davon aus, dass es zwischen der Megalithkultur und den Kelten wohl eine Art fließenden Übergang gegeben habe.

Von den Megalithikern sind nur die imposanten Bauwerke erhalten, die heute als Großsteingräber, Menhire, Dolmen usw. bekannt sind. Dabei handelt es sich ausschließlich um Objekte, die aus riesigen meist unbehauenen Steinblöcken zusammengesetzt sind, und bei denen man sich heute noch fragt, mit welchen Hilfsmitteln diese großen Blöcke wohl bewegt und aufeinander geschichtet worden sind. Daher der Name „Megalith“ = großer Stein.

Megalithanlagen werden heute ausnahmslos als ehemalige Grabstätten bezeichnet, obwohl es dafür keinen Beweis gibt, außer dass verschiedentlich Nachbestattungen gefunden wurden. Die energetischen Aspekte der Megalithbauten werden geflissentlich ignoriert.

Man weiß also heute recht wenig über die Megalithiker. Ihre Monumente findet man jedoch nicht nur in Europa, auch in Amerika. Sie beherrschten also nicht nur die Technologie, schwerste Steinblöcke zu transportieren, sondern auch Verbindungen zwischen den Kontinenten aufrecht zu erhalten. Und sie beherrschten das Wissen um energetische Vorgänge, wie ihre Anlagen beweisen. Wenn auch nicht viel mehr über diese Menschen bekannt ist, so könnte ihnen durchaus unterstellt werden, dass sie eine Technologie besaßen, einen ganzen Kontinent mit Schanzen zu überziehen.

Ob die geheimnisvollen Megalithiker für die Schanzen verantwortlich sind, lässt sich selbstredend nicht nachweisen. Aber welche Frühkultur soll sonst dafür infrage kommen? Wir möchten hier nicht unbedingt die mystischen Atlanter heran ziehen, denen teilweise Technologien unterstellt werden, die unsere heutigen fast in den Schatten stellen. Zu viele Märchen kursieren auf diesem Gebiet.

Andererseits lässt es sich nicht völlig ausschließen, dass es vor mehreren (zehn-) tausenden Jahren eventuell eine Hochkultur auf der Erde gab, die der unseren ebenbürtig oder sogar überlegen war. Allerdings fehlt hierfür bisher jeder Nachweis.



Wolkenaufbriss über einer Schanze bei Moosinning (Kr. Erding)

Klimawandel und Keltenschanzen

Heute wird immer gern und viel vom sogenannten Treibhauseffekt und von Klimakatastrophen geredet, die angeblich stattfinden, weil der „böse“ Mensch die Umwelt zerstört. Ja, der Mensch zerstört wirklich die Umwelt, aber nicht etwa durch die paar Auto- und Industrieabgase. Die wirken sich kaum auf das Wettergeschehen aus (Trotzdem sollte die Produktion dieser Faktoren gedrosselt werden, weil letztendlich auch wir darunter zu leiden haben). Die von Jahr zu Jahr stärker werdenden Wetterverschlechterungen hängen auch damit zusammen, weil ungebremst eine Schanze nach der anderen zerstört und damit „ausgeschaltet“ wird. Eine Wetterverschlechterung aufgrund der Schanzenzerstörungen hatten wir bereits Anfang der Neunzigerjahre vorausgesagt. Durch die Schanzenzerstörungen aufgrund von Unwissenheit zerstören wir unweigerlich unsere Lebensbedingungen!

Die Klimaerwärmung hat mit den einhergehenden Witterungsverschlechterungen relativ wenig zu tun, denn es handelt sich ja nicht um ein völlig neues Wetterszenarium. Die Erde beginnt sich langsam aber sicher von der (im späten Mittelalter am stärksten herrschenden) sogenannten Kleinen Eiszeit zu erholen und ihre Durchschnittstemperaturen zu normalisieren. Die Normaltemperatur der Erde liegt nun mal um einige Grad höher als die derzeitige Durchschnittstemperatur, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht. Auch zu jener Zeit, als die Schanzen angelegt wurden, waren die Erdtemperaturen höher als heute. Und noch zu Zeiten der „Römer“ war es um einiges wärmer als heute, wie man unschwer an Darstellungen erkennen kann. Doch obwohl es damals wär-

mer als heute war, blieb das Land von Unwettern, Stürmen und Tornados verschont. Das widerspricht völlig dem Szenarium, das uns unsere Meteorologen für die kommende Erwärmung aufmalen. Betrachtet man die Berechnungen der Meteorologen, dann wird man das Gefühl nicht los, dass sie ihre Aussagen auf zwei, drei Fakten aufbauen, aber die anderen achtundneunzig Fakten (aus Unkenntnis) außer Acht lassen. Dann kann man jedoch reellerweise keine definitive Aussage machen, sondern sollte sich sehr vorsichtig und unverbindlich ausdrücken. Und genau das tun sie nicht, obwohl es eine ganze Reihe sich teilweise direkt widersprechender Prognosen gibt. Und jeder beharrt darauf, dass sein Szenarium das einzig wahre ist, das eintrifft.

Wir werden es sehen, wie es weiter geht. Da auch weiterhin die Funktion und der Wert der Schanzen nicht erkannt und beachtet werden, und da auch weiterhin Schanzen zerstört werden, bleibt unsere vor über zehn Jahren abgegebene Prognose leider auch weiterhin bestehen: Das Klima wird sich weiter verschlechtern und es werden mehr und stärkere Stürme über das Land toben.

Literatur

Gernot L. Geise: „Keltenschanzen und ihre verborgenen Funktionen“, Hohenpeißenberg 1998, 2. Auflage 2000



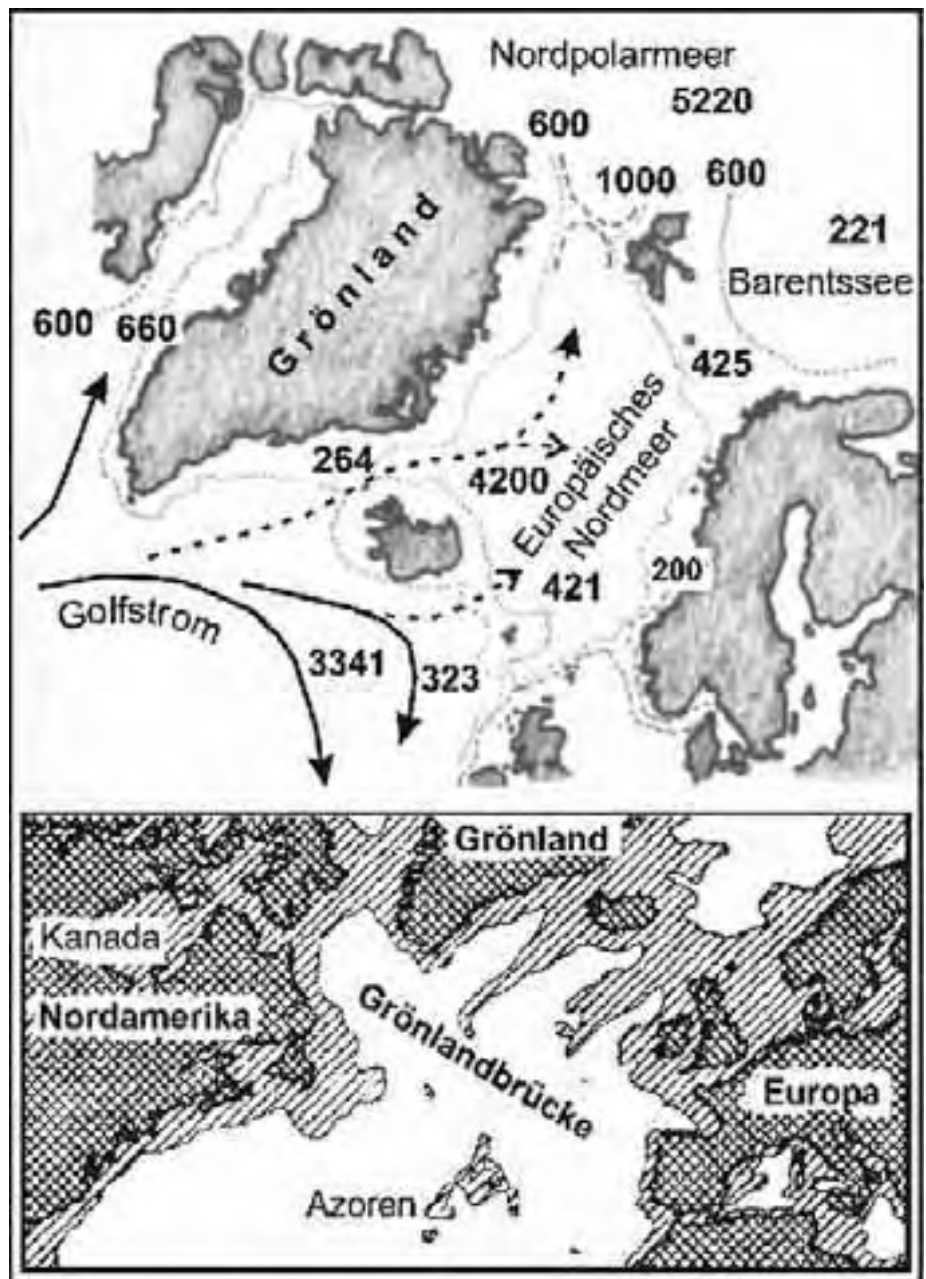
Die sinkende Grönlandbrücke

Die bereits in der letzten SYNE-SIS-Ausgabe dargestellte Anwesenheit von Kelten in Amerika bedingt eine intensive Hochseeschifffahrt. Diese reicht für eine intensive Teilbesiedlung eines Kontinents nicht aus. Oder umgekehrt? Indianische Gelehrte gehen umgekehrt davon aus, dass beispielsweise indianische Hochkulturen auf der Halbinsel Europa und in Asien Spuren hinterließen. Seltsamerweise gibt es ja quasi keine Ur-Kelten oder Ur-Megalithiker in Europa. Welche Besiedlungsrichtung man auch immer für richtig hält, vielleicht auch klimatisch bedingt wechselseitige, erscheint der Weg über die Beringstraße hinweg zu weit. Zur Bronzezeit lag aber nicht nur die Nordsee trocken und die Atlantikküste befand sich vor Aberdeen, sondern auch die Barentssee ist relativ flach und war besiedelt. Zu dieser Zeit gab es eine kurze Verbindung zwischen Europa und Amerika über die Grönlandbrücke (Island und Grönland) hinweg, also über den Atlantik hinweg, der damals eisfrei war.

Warmzeit

Bereits vor 40.000 Jahren sollen Menschen in Europa bis zum Polarkreis vorgedrungen sein, wie im Wissenschaftsmagazin »Nature« veröffentlichte Untersuchungen von *John Inge Svendsen* (Universität Bergen) bestätigen. Anlass waren Funde von Steinwerkzeugen und einem bearbeiteten Mammutstoßzahn im arktischen Teil des Uralgebirges. »Die Funde deuten darauf hin, dass weniger Landfläche mit Eis bedeckt war, als von manchen Wissenschaftlern angenommen wurde. Denn das Vorkommen von Mammuts spricht für eine steppenartige Landschaft mit offenem Grasland« (www.wissenschaft.de, 6.9.2001). Von Permafrostgebieten in Sibirien und, wie ähnliche Funde beweisen, auch auf Spitzbergen keine Spur.

Da nun aber infolge der - durch die Erdgeschichtsforscher - seit 150 Jahren systematisch betriebenen Gehirnwäsche (Indoktrination) des kollektiven Bewusstseins ein zwei Millionen Jahre lang andauerndes *Großes Eiszeitalter* in unsere Gehirne gebrannt wurde, beschreibt *Richard Fester* in seinem Buch »Die Eiszeit war ganz anders« (1973) die Theorie der *Weißten Brücke*, nach der diese angeblich aus Eis bestanden



Grüne Brücke. Die Grönlandbrücke war die kürzeste Verbindung zwischen Europa, Grönland und Kanada, die bei tieferem Meeresspiegel bis zum Ende der Bronzezeit nur durch schmale Rinnen unterbrochen war. Wie Untersuchungen durch Fridtjof Nansen zeigen, sank das Becken nördlich des Atlantiks mit Island als Mittelpunkt isostatisch durch eine Magmapegelsenkung ab. Island, der Brückenpfeiler der grünen Grönlandbrücke, war früher wesentlich größer, wie auch die Zeno-Karte aus dem 14. Jahrhundert zeigt. Steinzeitliche Funde auf Spitzbergen und an der Nordküste Sibiriens zeigen, dass die arktischen Gebiete früher besiedelt waren, wie auch große Teile der Barentssee. Die obere Karte zeigt die heutigen Meerestiefen. Die untere zeigt die heutige Landverteilung bei einem um 1500 Meter abgesenkten Meeresspiegel bzw. eine »in jüngster Zeit« um diese Höhe abgesenkte Grönlandbrücke im Nordatlantik.

haben soll und sich von Nordnorwegen über Spitzbergen und Nordgrönland bis nach Kanada spannte. Unsere Vorfahren sollen diese eisige Atlantikbrücke benutzt haben. Aber das Eis kam erst wesentlich später mit der von mir pos-

tulierten »Schneezeit« - als sich schnell ereignende Eiszeit (ausführlich in »Irrtümer der Erdgeschichte«) - nach der Sintflut, und deshalb waren Grönland, Spitzbergen und die anderen arktischen Inseln eisfrei und es gab eine grüne und eben

Die sinkende Grönlandbrücke

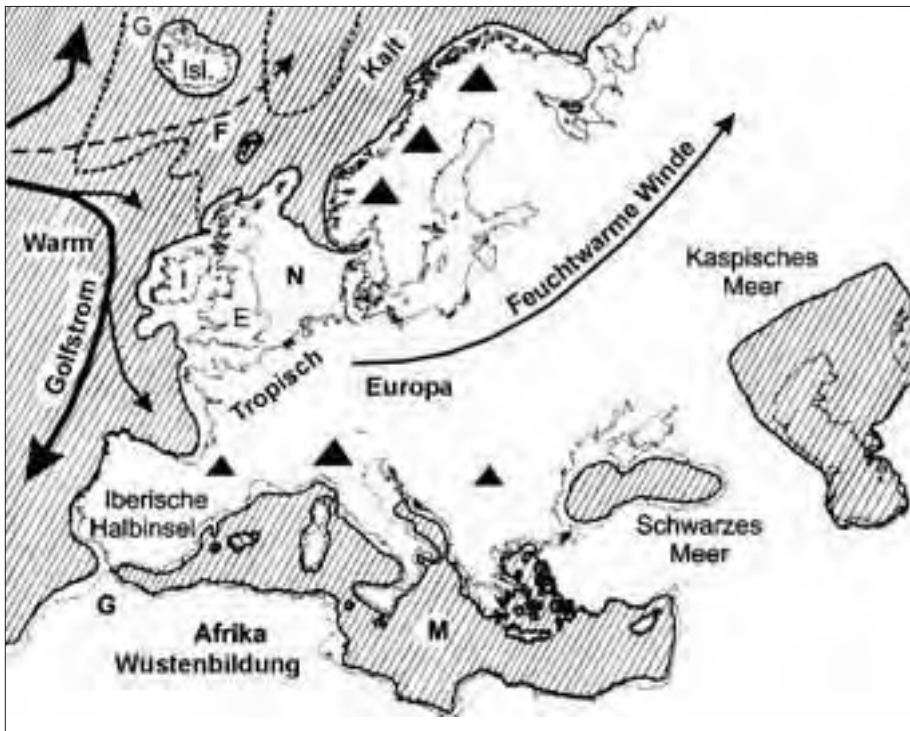


Abb. 2: Die Karte zeigt den Küstenverlauf Europas bei hundert Metern Absenkung des Meeresspiegels. Während der Bronzezeit lebten unsere Vorfahren auch im Bereich der heutigen Nordsee (N) und Ostsee. Dieses Gebiet bildete mit England (E) und Irland (I) eine zusammenhängende Landmasse, während die Iberische Halbinsel mit Afrika, Italien mit Sizilien, und Kleinasien mit Europa durch eine Landbrücke verbunden waren. Die untermeerischen Rücken (G und F) bildeten eine Barriere für den Golfstrom, der entlang der Festlandküste von Irland, England und Südfrankreich geleitet wurde und hier ein tropisch-warmes Klima erzeugte. Zu dieser Zeit, als Flusspferde in Mitteleuropa heimisch waren, vereisten gleichzeitig die hohen Berge der Alpen, Pyrenäen, Skandinaviens und Grönlands.

nicht weiße Grönlandbrücke. Helmut Gans und Rolf Nordhagen (1923, S. 260) bestätigen, dass die *postglaziale Eiszeit* bis in die Arktis deutliche Spuren hinterlassen hat (vgl. A. Jensen, P. Harder und G. Andersson in Geol. Stockholm 1910). Gunar Holmsen (1912-1913, S. 139) beweist in einer Fachveröffentlichung, dass *das Bodeneis auf Spitzbergen erst nach dem Abschluss der Wärmezeit (!) gebildet wurde*. Diese Feststellung bestätigt exakt die hier vorgetragene Beweisführung.

Die dreiphasige Warmzeit war auch durch klimatische Veränderungen wie Trockenzeiten oder als katastrophal wirkende Naturereignisse gekennzeichnet. Mit anderen Worten, das Klima und die plötzlich auftretenden Klimaveränderungen beeinflussten auch und gerade in dieser Zeit den Lauf der Kulturgeschichte maßgeblich. So ist die Ausbreitung der Großsteingraberleute von der spanischen und französischen Atlantikküste bis ins Nord- und Ostseegebiet im Zusammenhang mit einem allmählich trockener werdenden Klima zu sehen.

Die Wärmezeit ging durch den nachsintflutlichen (so genannten postglazialen) Klimasturz ab -850 (nach Streichung von Phantomzeiten meiner Meinung nach um -350) zu Ende und wich einem feuchten, ja diesmal sogar

einem besonders nassen Klima: der subatlantischen Zeit. Die plötzliche Klimaverschlechterung (Gams/Nordhagen, 1923, S. 303) führte zu einem raschen Anstieg des Grundwassers sowie Wachsen der Moore und jüngerer Kalktuffe bei gleichzeitiger vermehrter Erosion der Bäche und Flüsse sowie der Aufschüttung großer Schwemmkegel und dem Anschwellen von Hochwasserlehm.

Die vorhandenen Seen – wie Bodensee, Ammersee, Federsee oder die Schweizer Seen – stiegen unter Bildung von Strandwällen und Uferterrassen und begleitender Vernichtung sämtlicher Pfahlbauten- und sonstiger Ufersiedlungen stark an. Mit der Klimaverschlechterung erreichten Erdkrustenbewegungen eine besondere Intensität und führten zur Bildung neuer Seen bei München, Tölz und Memmingen. Die Flugsand- und Lössbildung fand in diesem Zeitraum ein Ende und die Dünen am Bodensee, Oberrhein und in anderen Gebieten bewaldeten sich sukzessive (Gams/Nordhagen, 1923, S. 304 f.).

Die überflutete Nordsee

Die »Erz- und Salzgruben werden unter katastrophischen Erscheinungen verlassen. Die spärlichen Reste aus den folgenden Jahrhunderten konzentrieren sich auf die wärmsten Täler, in denen sich überall selbstständige, durch Han-

del und Verkehr kaum berührte Typen ausbilden« (Gams/Nordhagen, 1923, S. 224). Die Schneegrenze sank, und die Alpen vereisten, wie zur gleichen Zeit die Gebirge Grönlands. In dieser Zeit ging der Alpinverkehr zu Ende und lebte erst wieder drei bis vier Jahrhunderte vor der Zeitenwende (= ca. +300, nach HJZ) auf, als dann keltogermanische Stämme wieder über die Alpen nach Italien zogen, dort zu ihrer Überraschung verwandte Stämme antrafen, und angeblich in der Folge Rom besiegten ...

Dramatische Szenarien müssen sich im Bereich der Nordsee ereignet haben, denn diese damalige Steppe wurde jetzt durch heftige Sturmfluten mit permanent steigendem Wasserspiegel überflutet, auch die Doggerbank. »Wildpferde, wie sie der Mensch an die Höhlenwände von Niaux und Lascaux malte, zogen über die Nordseesteppes nach Westnorwegen und mussten dort bleiben, als das Meer zurückkam« (Fester, 1973, S. 32). Eigentlich handelt es sich um kleinwüchsige, widerstandsfähige Pferde (Ponys) mit ausdauerndem Laufvermögen. Von Natur aus haben diese Pferde in den Hochgebirgstälern der Fjorde nichts zu suchen. Sie wurden durch die Überflutung der Nordsee-Savanne Jahrhundertlang isoliert und werden deshalb als eigenständige Pferderasse betrachtet. Die Wikinger brachten diese Tiere nach Island, sie wurden in der Folge auch Islandpferde genannt.

Vielleicht lag der Grund aber in der von Fridtjof Nansen festgestellten Absenkung des Nordatlantikbodens, mit Schwerpunkt im Bereich des europäischen Nordmeeres. Dies wird von den Geologen und Geophysikern (mit Erlaubnis) fälschlicherweise als Beweis für die Existenz von drei bis vier Kilometer hohen Eisbergen gewertet, unter deren Last sich die Bodensenkungen im Nordatlantik vollzogen haben sollen. Für mich eine Fehlinterpretation.

Dass es jemals so hohe Eisberge gegeben hat, ist nur eine Vermutung, die einerseits (als induktiver Schluss, der keinen Beweis darstellt) durch das enorme Maß der Absenkung des Atlantikbodens rund um Island begründet wird (indirekter Beweis) und andererseits eine rein theoretische Umrechnung von Wassermassen der abgesenkten Meeresspiegel im Verhältnis zu hypothetisch postulierten Eismassen darstellt. Vier Kilometer hohe Eisberge gibt es nicht und hat es auch *nie* gegeben. Das ändert natürlich nichts an der Tatsache, dass mehrere Kilometer hohe Gebirgsspitzen, auch unter den beschriebenen nachsintflutlichen Gegebenheiten, stark vereisen konnten!

Island versank

Als dritte Begründung für die Existenz dieser gewaltigen Eiskolosse muss die Tatsache herhalten, dass die Festlandsmassen rund um den Nordatlantik – angeblich durch die gewichtsmäßige Entlastung nach dem Abschmelzen der Eisberge – langsam und stetig wieder bis zum heutigen Tag anstiegen. Die Beobachtung ist richtig, aber die Begründung ist falsch.

Otto Muck stellt richtig fest: »Die Kleinschollen sind infolge der Magmapegelsenkung isostatisch mit abgesunken, ertrunken« (Muck, 1978, S. 164). Und Professor Johannes Walther gibt zu bedenken, »dass große Bewegungen der Erdrinde und damit tiefgreifende Veränderungen in der Verteilung von Wasser und Land, der Meeresströmungen und der barometrischen Zugstraßen durch ihr zufälliges Zusammentreffen mit einer Polverschiebung die gesteigerte Anhäufung von Schnee in den Küstenländern des nördlichen Atlantiks bedingt haben. Gegenwärtig ist, wie wir durch Nansens kühne Fahrt (Polarexpedition 1893 bis 1896 mit seinem Schiff *Fram*) wissen, der größte Teil des Nordpolargebietes Tiefseeboden, und doch lehren uns zahlreiche Schalen von *Yoldia artica* (eine Muschelart) ... und zahlreiche Gehörsteine von Flachseefischen, die man in einer Tiefe von 1000 bis 2500 Metern zwischen Jan Mayen und Island fand, dass dieser Teil des Nordpolarmeeres in jüngster Zeit um 2000 Meter gesenkt worden ist. Wenn sich hier so tiefgreifende Veränderungen in der Lithosphäre vollzogen haben, dann liegt der Gedanke nahe, dass Hand in Hand damit eine wesentlich andere Verteilung der Massen eintreten musste, welche auf die Lage des Drehungspoles nicht ohne Einfluss bleiben konnte« (Walther, 1908, S. 516).

Vor dieser großen Veränderung hatte Island etwa ein viermal so großes obermeerisches Areal als heute und war damit auch ein großer trockener Baustein der grünen Grönlandbrücke. Wie in Norwegen gibt es auch in Island charakteristische Fjorde als schmale Rinnen, die ertrunkene Täler darstellen. Deshalb erscheint Island auf manchen antiken Landkarten als wesentlich größere Insel. Andere auf alten Karten eingezeichnete Inseln liegen heute unter Wasser oder werden erst neu entdeckt, wie jüngst Inseln siebzig Kilometer vor Grönland, die bisher für Eisberge gehalten wurden (www.wissenschaft.de, 17.6.1998).

Das isostatische Absinken des Atlantikbereichs um Island führte auch zu einer partiellen Verschiebung der Erdkruste (Lithosphäre), nicht nur im

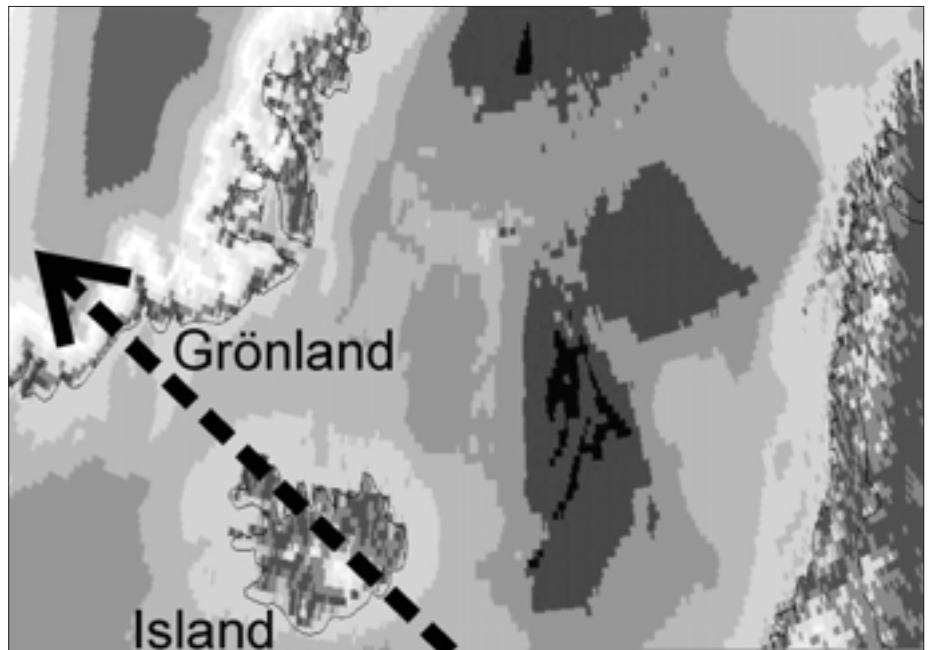


Abb. 3: Die Tiefenkarte zeigt die heutzutage unter dem Meeresspiegel liegende Grönlandbrücke. Je heller die Darstellung des Atlantikbodens, je geringer die Meerestiefe.

Bereich Grönlands und des Nordatlantiks. Diese ging naturgemäß schnell und nicht unendlich langsam vonstatten. Dadurch wurden alte Landbrücken aufgerissen, vernichtend wirkende Tsunamis erzeugt und neue Wasserstraßen überhaupt erst gebildet. Die Topografie der Landmassen der angrenzenden Gebiete änderte sich durch das Absinken der Erdkruste fast schlagartig, und es bildeten sich neue Ufer weiter im bisherigen Inland. Alte Siedlungen wurden überflutet und uns kaum bekannte Kulturgeschichte versank in den Fluten.

Steht mit diesem Ereignis der Einschlag eines zwei Kilometer großen Meteoriten in der Barentssee vor der norwegischen Küste in Zusammenhang? Wie die Wissenschaftszeitschrift GEMINI veröffentlichte, fanden Geologen von *IKU Petroleum Research* dort einen gigantischen Krater mit einem Durchmesser von vierzig Kilometern. Die Wissenschaftler glauben, dass während des Einschlags kurzzeitig Höchsttemperaturen von bis zu 10.000 Grad Celsius auftraten – ideale Voraussetzungen für den Beginn einer neuen Schneezeit, falls man meinen Ausführungen folgt und von der offiziellen Datierung ein paar Nullen streicht.

Die nachfolgenden Flutwellen rollten bis nach Kanada. Schlamm und Gestein wurden vom Grund der Meere in einem zügellosen Inferno bis in die Atmosphäre geschleudert (www.wissenschaft.de, 10.2.1999).

Die alten Portolankarten wurden mithilfe eines *Verzerrungsgitters* untersucht, wie die des *Giovanni Carigna-*

no von 1310. Die Gitternetzfelder im Mittelmeerraum sind regelmäßig und entsprechen häufig den heutigen Proportionen. An den Nordseeküsten stellt man dagegen große Verzerrungen fest. Ein Hinweis auf tiefgreifende Veränderungen der Erdkruste, ja sogar eines Meteoriteneinschlags im Bereich des Nordatlantiks in geschichtlicher Zeit?

Alte Karten

Nicht nur die Angaben auf der Buache- und Piri Re'is-Karte beweisen, dass unser Weltbild definitiv grundverkehrt ist und alles in Bezug auf Eiszeiten und Veränderung der Meereshöhen ganz anders verlaufen sein muss. Denn interessant ist, dass auf der Buache-Karte nicht nur die eisfreie Antarktis, sondern auch Teile des Küstenverlaufs von Australien und Tasmanien eingezeichnet sind. Dieser Umstand beweist, dass die Entdeckung der Küsten Südamerikas und der eisfreien Antarktis abgeschlossen war, aber Australiens Küsten nur zum Teil bekannt waren. Aber gibt es auch von Grönland Karten, die diese große Insel eisfrei darstellen?

Eine der ungewöhnlichsten und umstrittensten Karten in der Geschichte der Kartografie geht auf eine Reise zurück, die im Jahre 1380 von dem venezianischen Adligen *Nicolò Zeno* unternommen wurde. Der Bericht über die Reise wurde 1558 von *Francesco Marcolino* in Venedig veröffentlicht. Ihm war die Karte – *Carta da Navegar* – beigegeben, die so gut wie möglich anhand des alten und teilweise verblässelten Originals neu angefertigt worden

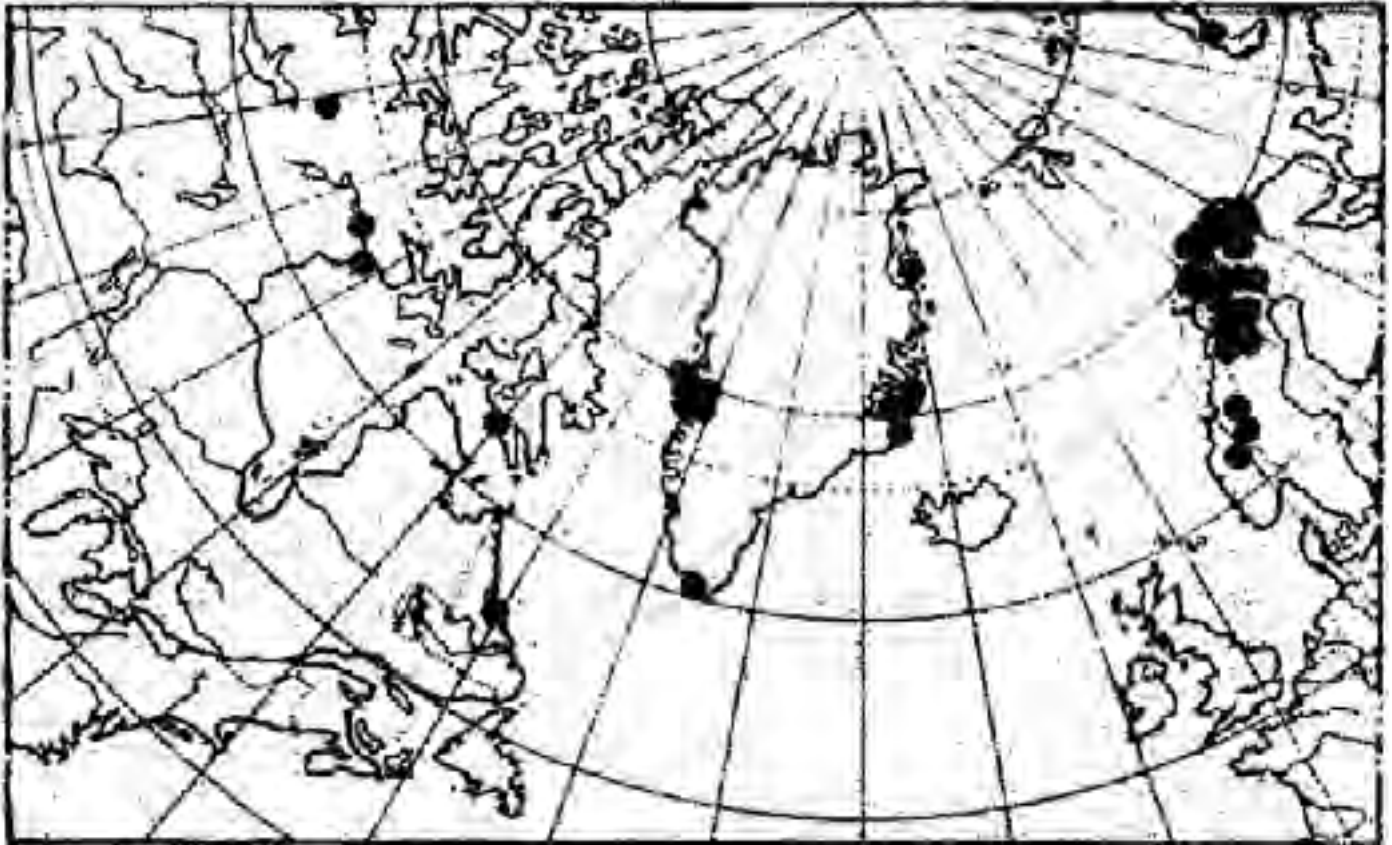


Abb. 4: Die Verteilung einer arktischen Mottenart, die entlang der Grönlandbrücke heimisch ist.

war. Das ins Englische übersetzte Werk erschien 1600 in *Richard Hakluyts* »Voyages, Navigations, Traffiques, and Discoveries of the English Nation«.

Die Zeno-Karte zeigt viele topografische Merkmale, die auf *Engronelant* (Grönland) eingetragen sind. Vor allem fallen die eingezeichneten Vorgebirge auf, die Namensbezeichnungen tragen; »das nördlichste unter ihnen – 540 Seemeilen nördlich des Polarkreises – ist das Vorgebirge Neun. Auf der Insel Friesland sind 40 geografische Bezeichnungen zu finden, darunter sieben Städtenamen« (Johnson, 1999, S. 111).

Charles Hapgood fand heraus, dass die Zeno-Karte in Polarprojektion und nicht in der uns geläufigen Mercator-Projektion hergestellt wurde, und dass mehrere Orte auf dem richtigen Längen- und Breitengrad eingezeichnet sind (Hapgood, 1966). Offiziell ist eine genaue Bestimmung der Längengrade näherungsweise (offiziell) erst Anfang des 18. Jahrhunderts und seit 1761 exakt möglich. Wer fertigte dann aber diese genauen Karten vor etlichen Jahrhunderten an? Mir fallen nur die Kelten oder deren Vorgänger ein, die bereits ein Vermessungssystem kannten. Wahrscheinlich sind mit der Vernichtungskampagne der römisch-päpstlichen Christianisierung viele alte Karten vernichtet worden, die äußerst exakt waren.

Exakte antike, nachgewiesenerweise authentische Karten des eisfreien Südpols beweisen definitiv und unwiderprüflich, dass unser aktuell propagiertes erdgeschichtliches Weltbild falsch ist – ohne Wenn und Aber! Auch wenn dies mancher Wissenschaftler auch nicht ansatzweise zu glauben bereit ist. Der Südpol wurde einerseits definitiv und Grönland andererseits umstritten eisfrei mit topografischen Merkmalen, die heutzutage unter dem ewigen Eis liegen, dargestellt, wie auch Sibirien auf der Mercatorkarte.

Noch während der Bronzezeit lag der Meeresspiegel wesentlich tiefer als heutzutage. Die Nordsee und Teile der Barentssee lagen trocken und waren besiedelt. Zu dieser Zeit war Grönland eisfrei und bildete zusammen mit dem damals größeren Island eine kurze Verbindung zwischen Amerika und Europa, wodurch die kulturellen, archäologischen und sprachlichen Parallelen zwischen Alteuropa und Amerika relativ zwanglos erklärt werden können.

Mit einem transatlantischen Kontakt über die grüne (nicht vereiste) Grönlandbrücke kann eines von vielen scheinbaren Rätseln aufgeklärt werden, denn die aus Nordwestrussland stammende Keramik ist mit der nordamerikanischen enger verwandt als mit derjenigen aus Ostsibirien oder mit der

baikalischen Ware. Das ist das Gegenteil dessen, was eigentlich zu erwarten war (Ridley, in: in: »Pennsylvania Archaeologist«, 1960, Seite 46 ff). Kein Wunder, da der Weg über die Grönlandbrücke einfacher, da weniger beschwerlich, und dreitausend Kilometer kürzer ist als über die Beringstraße.

Transatlantische Karibus

Die Tundralandschaft in Europa erstreckte sich im norddeutschen Flachland bzw. dem angrenzenden Tiefland Nord-Belgiens und der Niederlande bis nach Südfrankreich im Westen und den baltischen Staaten im Osten. In all diesen Gebieten wurden Rentiere bis in die nördlichen Mittelgebirge in Deutschland hinein nachgewiesen.

Die Abstammung der Rentiere (Karibus) ist ungeklärt. Als sie in Europa auftauchten, waren sie bereits vollkommen an ihren arktischen Lebensraum angepasst (Paturi, 1996, S. 429).

In Meiendorf im bereits beschriebenen Hamburger Tunneltal nahm *Alfred Rust* 1932 Ausgrabungen vor (Rust, 1937) und fand in der so genannten Hamburger Kultur nicht das aus Sibirien bekannte Rentier (*Rangifer tarandus*), sondern zur Überraschung der Ausgräber die Spielart *Rangifer articus* (Gripp, 1937,

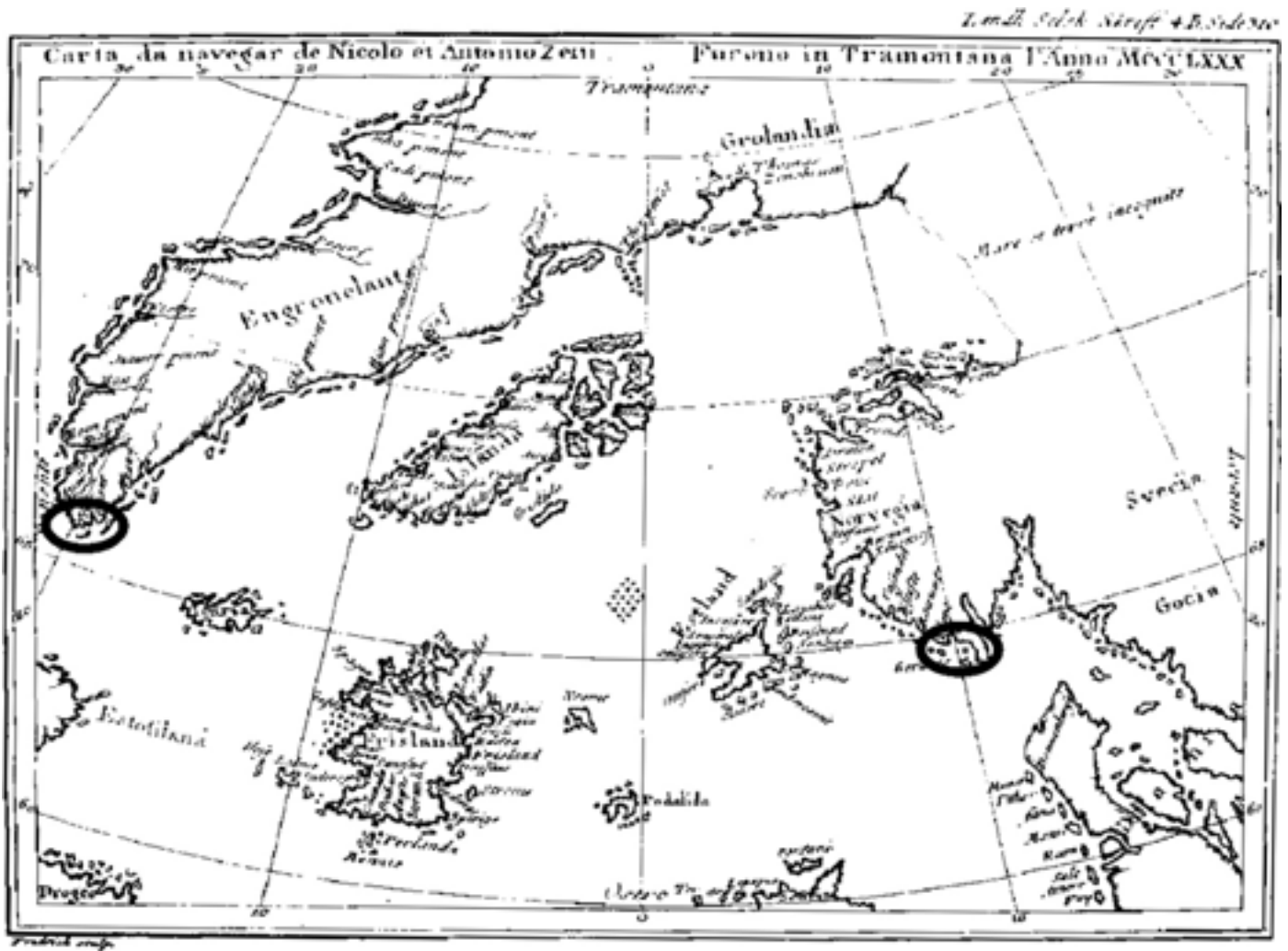


Abb. 5: Die Zeno-Karte aus dem Jahre 1380 (neu gezeichnet 1558) stellt in Polarprojektion den Bereich des Nordatlantiks dar. Grönland (Engronelant) ist eisfrei eingezeichnet. Island ist größer als heutzutage, und es sind heute nicht mehr vorhandene Inseln eingezeichnet. Auf der Insel Friesland sind vierzig geographische Bezeichnungen zu finden, darunter sieben Städtenamen. Charles Hapgood stellte fest, dass die Südspitzen Grönlands und Norwegens (durch Kreise markiert) auf den richtigen Längen- und Breitengraden eingezeichnet sind.

S. 72). Die Überraschung liegt in der Verbreitung von *Rangifer articus* (heutzutage meist: *Rangifer tarandus articus*). In Deutschland wurde *Rangifer articus* über der Hauptschicht der Mosbacher Sande im Stadtkreis Wiesbaden gefunden (Probst, 1999, S. 303). Dieser Fund wird offiziell in die Cromer-Warmzeit vor 800.000 bis 480.000 Jahren datiert. Also in eine Zeit während des Großen Eiszeitalters, als Mastodonten, Tapire, Elefanten und Flusspferde zur Fauna in Mitteleuropa gehörten.

Der bei Hamburg gefundene *Rangifer articus* stammt aber aus der jüngeren Altsteinzeit und ist ungefähr nur 10.000 Jahre alt. Die Überraschung liegt in der Verbreitung dieser Karibu-Art. Denn *Rangifer articus* bewohnt das polare Nordamerika von der Hudsonbai bis Alaska und greift mit einer Abwanderung auch noch ein Stück nach Sibirien hinein. Ist hierin ein Hinweis auf altsteinzeitliche Funde in Ostsibirien zu sehen? Folgten die Rentierjäger den Ka-

ribus und überschritten damals Beringis, die trocken liegende Beringstraße?

Folgte man diesen Karibus mit der Verschiebung der Klimazonen genauso bis zur Halbinsel Europa? Immerhin trennen die Funde von *Rangifer articus* in Europa und Ostsibirien immerhin achtzig Längengrade. Ist so auch zu erklären, dass zwischen den Sprachen Eskimo-Aleutisch in Ostsibirien und der damit verwandten Tschuktschisch-Kamtschatkisch in Westsibirien quasi ein Vakuum zu verzeichnen ist, das heutzutage durch Altaisch (gehört zu den aus Zentralasien stammenden Turksprachen) gefüllt ist?

Jacobi vertritt in seiner zoologischen Monografie eine Einwanderung des diluvialen *Rangifer articus* aus Nordamerika unmittelbar nach Nordwestasien und beruft sich dabei auf Alfred Wegeners Theorie von der Kontinentalverschiebung. Wegener hielt einen festen Landverband zwischen dem atlantischen Westen und Osten

noch im älteren Quartär (= Alluvium) für möglich, wenigstens im äußersten Nordzipfel des Ozeans. Erst vor der Rissperiode hätten sich die beiden Kontinentalschollen voneinander entfernt (Jacobi, 1931, S. 40 ff.).

Wenn dieser Landverband zwischen Amerika und Europa mit der Grönlandbrücke noch vor wenigen Jahrtausenden Bestand hatte, kann man zwanglos auch den Sensationsfund *Allosaurus* in Portugal erklären. Denn bis vor kurzer Zeit war man der Meinung, dass der *Allosaurus* nur in Nordamerika, aber nicht in Europa zu Hause war. Als Begründung dienten die tiefen Wassergräben zwischen Amerika und Europa, die schon während der Kreidezeit und früher Bestand gehabt haben sollen.

Aber auch im Tertiär gab es die Landverbindung noch, wie Säugetierfunde beweisen. Eine reiche, hochdifferenzierte Säugetier-Fauna wurde 1878 in Cernay bei Reims entdeckt (Lemoine, 1878), und »bald darauf fand man eine



Abb. 6: Verteilung von Rangifer arcticus in Nordwesturasien nach Jacobi 1931 (Abbildung 21). Diese Karibu-Art, die in Kanada und Alaska heimisch ist, stammt nicht aus Sibirien und ist von ihrer Verbreitung an der Ostspitze Sibiriens achtzig Längengrade entfernt. Diese Karibus kamen über die trocken liegende Grönlandbrücke aus Kanada nach Europa, als sich das Klima entsprechend änderte.

ganz übereinstimmende Fauna in den Puercochichten von New Mexiko. Spätere Funde in Siebenbürgen, Schwaben, der Schweiz, England, Utah und Wyoming haben ihre weite Verbreitungargetan. Zehn Gattungen sind Europa und Amerika gemeinsam ...«. Und weiter schreibt Johannes Walther, Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Halle: »Man könnte glauben, dass die eozäne (vor 55 bis 36 Ma) Säugerfauna der Cuvierischen Katastrophen durch die zeitliche Kluft von der Kreidezeit getrennt wäre« (Walther, 1908, Seite 481). Mit anderen Worten: *Beiderseits des Atlantiks gab es also eine einheitliche Entwicklung hoch spezialisierter Säugetiere. Dies also zu einer Zeit, als die Kontinente angeblich schon seit etlichen Millionen von Jahren ihre voneinander weit entfernte Lage erreicht haben sollen. Ohne Landverbindung (Grönlandbrücke) wäre eine identische Säugetierfauna auf zwei durch einen breiten Ozean getrennten Kontinenten nicht denkbar.*

Insgesamt gesehen bestand die Grönlandbrücke scheinbar vom Erdmittelalter, der Zeit der Dinosaurier, bis zur Bronzezeit und darüber hinaus in unterschiedlicher Form (durch verän-

derte Wasserspiegel des Atlantiks), womit viele als Rätsel erscheinende Funde, Fakten und Mythen letztendlich erklärt werden, u. a. auch, warum sprachliche Parallelen zwischen alteuropäischen und nordamerikanischen Sprachen bestehen (ausführlich in »Kolumbus kam als Letzter«), wie u. a. bei den Lappen (Finnland) und nordamerikanischen Indianern.

Literatur

- Fester, R.: »Die Eiszeit war ganz anders«, München 1973
- Gams, H. und Nordhagen R.: »Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa«, München 1923
- Gripp, K.: »Die Rengeweihstangen von Meiendorf«, in: Rust, A.: »Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager« Meiendorf, Neumünster 1937, S. 62-72
- Holmsen, G.: »Spitznegens Jordbunds is«, Det Norske Geogr. Selskaps Aarbok, Kristiana 1912-1913
- Johnson, D. S.: »Phantom Islands of the Atlantic«, New Brunswick 1944 (deutsch: Fata Morgana der Meere«, München/Zürich 1999)
- Lemoine: Soc. h'Hist. Nat. De Reims, 1878, Maiheft. Bull. Soc. Geol. De France 1981, S. 263

- Muck, O.: »Alles über Atlantis«, Düsseldorf/Wien 1976, TB 1978
- Paturi, F.: Die Chronik der Erde, Augsburg 1996
- Probst, E.: »Deutschland in der Urzeit«, München 1999
- Walther, J. W.: »Geschichte der Erde und des Lebens«, Leipzig 1908
- Hapgood, C. H.: »Maps of the Ancient Sea Kings«, Kempton 1966, deutsch: »Die Weltkarten der alten Seefahrer«, Frankfurt am Main 2002
- Ridley, F.: Transatlantic Contacts of Primitive Man. Eastern Canada and Northwestern Russia, in: »Pennsylvania Archaeologist«, 1960
- Rust, A.: »Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager Meiendorf«, Neumünster 1937
- Zillmer, H.-J.: »Irrtümer der Erdgeschichte. Die Urzeit war gestern«, München 2001, 2. Aufl. 2002
- Zillmer, H.-J.: »Kolumbus kam als Letzter«, München 2004
- Gripp, K.: »Die Rengeweihstangen von Meiendorf«, in: Rust, A.: »Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager« Meiendorf, Neumünster 1937, S. 62-72
- Jacobi, A.: »Das Rentier, eine zoologische Monographie der Gattung Rengifer«, »Zoologischer Anzeiger Ergänzungsband 96«, 1931

Literaturtipp:

Hans-Joachim Zillmer
„Kolumbus kam als Letzter“
Langen Müller, München 2004



Hans-Joachim Zillmer
„Irrtümer der Erdgeschichte“
Langen Müller, München 2001



Das Vermächtnis der Sieben Weisen

Die indischen Schicksalsbibliotheken und ihre Bedeutung für unsere Zukunft

Wer wünscht sich in dieser unsicheren Zeit nicht auch, in die Zukunft sehen zu können? Millionen Menschen lesen tagtäglich die Horoskope diverser Tageszeitungen. Astrologen und Kartenleger bieten ihre Dienste an, und sie werden nicht zu knapp in Anspruch genommen. Jedoch bildet das Horoskop nicht die einzige Variante der Zukunftsschau. Es gibt noch andere Möglichkeiten, deren wohl vollkommenste und auch spektakulärste ausschließlich in Indien praktiziert wird - in den geheimnisumwobenen Palmlattbibliotheken, die über den gesamten Subkontinent verstreut sind. Die Urschriften der dort aufbewahrten Palmlätter wurden von einer Gruppe mythologischer Wesen - den *Rishis* - verfasst, die etwa 5000 v. Chr. gelebt haben sollen. Der Überlieferung zufolge nutzten die *Rishis* diese spirituellen Fähigkeiten dazu, aus der Akasha-Chronik, dem so genannten „Weltgedächtnis“, die Lebensläufe von mehreren Millionen Menschen zu lesen und schriftlich auf den getrockneten Blättern der Stechpalme zu fixieren. Das gesamte Leben dieser Menschen, von der Geburt bis zum genauen Zeitpunkt ihres Todes, wurde auf den Palmlättern in Alt-Tamil - einer Sprache, die heutzutage nur noch von wenigen Eingeweihten beherrscht wird - in eingeschriebenen Zeichen eingeritzt. Ein solches Palmlatt überdauert im Normalfall etwa achthundert Jahre. Wenn es alt und brüchig geworden ist, wird eine Abschrift des Textes auf einem neuen Palmlatt angefertigt. Von der einstigen Urschrift existieren zwölf Kopien, die in ebenso vielen Bibliotheken in ganz Indien bewahrt werden. Etwa zehn Prozent der Palmlätter sollen Informationen über das Schicksal von Nicht-Indern enthalten. Jeder, der erfahren möchte, was das Schicksal für ihn bereithält, muss sich aber selbst nach Indien in eine der Palmlattbibliotheken begeben.

Die Basis einer solchen Palmlattlesung, des „Nadi-Readings“ ist die Lehre vom *Shuka-Nadi*. Dabei steht „Shuka“ für göttliche Weisheit und „Nadi“ für einen bestimmten Augenblick der Zeit. Diese Lehre beruht auf der Wahrneh-



Palmlattmanuskripte (Sammlung Thomas Ritter)

mung von Vergangenheit und Zukunft jenseits unseres herkömmlichen Raum-Zeit-Begriffes. Darauf aufbauend, soll das *Shuka-Nadi* eine lebensberatende Funktion ausfüllen. In der von mir zuerst besuchten Palmlattbibliothek des Lesers *Sri Ramani* in *Chennai* (Madras), die in ihrem Ursprung auf den *Rishi Kakabujanda* zurückgehen soll, lief das Nadi-Reading nach einem vorgezeichneten Ritual ab. Als Klient gibt man zunächst seinen vollständigen Namen und sein Geburtsdatum an. Das Orakelhafte der Zeremonie beginnt, wenn der Besucher neun polierte Muscheln - sie symbolisieren die neun Planeten der indischen Astrologie - über einem Mandala werfen muss, das in einen kleinen Teppich gestickt ist. Danach sucht der Nadi-Reader die im Zentrum des Mandalas liegenden Muscheln heraus. Ihre Zahl, verbunden mit den bereits genannten Daten, bildet die Information für das Auffinden des persönlichen Palmlattes unter tausenden von Palmlattmanuskripten. Mr. Ramani gelang es in relativ kurzer Zeit (ca. 5 - 7 Minuten), „mein“ persönliches Palmlatt herauszusuchen. *Sri Ramani*, der zur *Bhramanen*-Kaste zählt und fließend Englisch sowie gebrochen Deutsch spricht, übersetzte die Texte

des jeweiligen Palmlattes schriftlich ins Englische.

Mein Palmlatt enthielt Informationen und genaue Daten über meine Vergangenheit, teilweise sogar aus früheren Inkarnationen (!), bis hin zur Zukunft sowie Aussagen über sehr persönliche, ja intime Angelegenheiten, welche, soweit sie die Vergangenheit betrafen, auch überprüfbar waren und der Wahrheit entsprachen. Nach der Zeremonie war ich von der Echtheit des Nadi-Readings zumindest in diesem Fall überzeugt. Ich hatte den Aufenthalt in der Palmlattbibliothek mit zahlreichen Fotos dokumentiert, hatte Tonbandmitschnitte angefertigt und war im Besitz der englischen Übersetzungen meines Palmlattes. Doch genügte das als Beweis? Ich glaubte dem Nadi-Reading des Mr. Ramani. Wer würde mir glauben? Es gab nur einen Beweis - das Palmlatt selbst. So wagte ich das Unmögliche; bat den Nadi-Reader um mein Palmlatt; bat darum, es mitnehmen zu dürfen nach Europa. Solch einer Bitte war meines Wissens noch niemals stattgegeben worden. Doch das Unglaubliche geschah. *Sri Ramani* öffnete erneut die zu Bündeln zusammengeschnürten Palmlattmanuskripte, entnahm ihnen jenes Palmlatt, welches mein Schicksal



Palmbblattmanuskripte mit ayurvedischen Texten (Sammlung Dr. Heggade)

betrifft und übergab mir dieses für mich unschätzbar wertvolle Manuskript.

Die Fotokopien des Textes wurden inzwischen von führenden Spezialisten Europas für alttamilische Philologie analysiert und geprüft. Die Übersetzung gestaltete sich jedoch bei weitem langwieriger und komplizierter, als ich angenommen hatte. Sie nahm mehr als zwei Jahre in Anspruch. Dennoch wurde mir im Ergebnis mitgeteilt, dass es sich bei dem Manuskript tatsächlich um meinen Lebenslauf und nicht etwa um einen beliebigen religiösen Text handelt. Ferner nahm das Kernforschungszentrum Rossendorf/Sachsen unabhängig von den Ergebnissen der Übersetzung eine Altersbestimmung des Palmbblattes mittels der C-14-Methode vor. Diese Analyse ergab, dass das untersuchte Palmbblatt älter als 380 Jahre ist. Mit aller gebotenen Vorsicht möchte ich dies als einen Beweis dafür werten, dass zumindest vor 380 Jahren jemand meinen Lebenslauf jedenfalls insoweit kannte, als er ihn von einem älteren Manuskript kopierte.

Trotz meines Erfolges in Chennai blieb ich skeptisch. Um den Wahrheitsgehalt des Nadi-Readings zu überprüfen, suchte ich eine weitere Palmbblattbibliothek in Bangalore, der Hauptstadt des indischen Bundesstaates Karnataka, auf. Der Inhaber dieser Palmbblattbibliothek ist *Gunjur Sachidananda Murthy*. Für das Auffinden des Palmbblattes bei der Lesung genügen in Bangalore die Angabe des Namens und des Geburtsdatums. Der Text des Palmbblattes wird dem Besucher ebenso vorgelesen, wie

dies in Madras geschieht - jedoch mit dem Unterschied, dass Gunjur Sachidananda den Text mündlich ins Englische übersetzt und es dem Klienten freigestellt ist, die für ihn wichtigen Punkte selbst zu notieren oder aber die Lesung auf Kassette aufzuzeichnen.

Die Lesung des Palmbblattes untergliedert sich in mehrere Punkte: Nach einer Einleitung, in welcher die astrologischen Daten des Klienten unter Verwendung des hinduistischen Kalenders dargelegt werden, berichtet Mr. Sachidananda anhand des Palmbblattes zunächst von der Vergangenheit seines Klienten in diesem Leben. Sind die mitgeteilten Fakten durch Rückfragen überprüft und stimmen sie mit der Realität überein, werden die charakterlichen Eigenschaften, Talente und Fähigkeiten des Klienten sowie die Aufgaben erläutert, die sich daraus ergeben und die für die Gestaltung der Zukunft des Ratsuchenden wichtig sind. Das künftige Leben des Klienten wird in Abschnitten von jeweils zwei bis drei Jahren bis hin zum Todestag geschildert und erläutert. Im Zusammenhang damit werden auch bis zu fünf frühere Leben des Klienten besprochen, aus welchen bestimmte Erfahrungen und Ereignisse in die jetzige Inkarnation hineinwirken. Dieser Abschnitt des Readings dient vor allem dazu, noch unbewusste, brachliegende Fähigkeiten, die bereits in früheren Leben erworben wurden, für die Aufgaben in dieser Inkarnation nutzbar zu machen.

Ein weiteres Kapitel des Nadi-Readings ist der gesundheitlichen Verfas-

sung des Klienten sowohl in psychischer als auch in physischer Hinsicht gewidmet. Hier werden auch die Gegenmittel (etwa bestimmte Meditations- und Yoga-Techniken oder Medizin des Ayurveda) zur Behebung bestehender oder künftig auftretender gesundheitlicher Probleme genannt. Danach wird noch einmal gesondert die Thematik Partnerschaft und Familie mit allen positiven und auch weniger günstigen Aspekten besprochen. Zum Abschluss des Nadi-Readings erhält jeder Klient sein ganz persönliches Mantra, welches er immer dann sprechen soll, wenn er in Situationen gerät, welche die ganze Kraft der Persönlichkeit erfordern.

Die Texte meiner Palmbblätter in den Bibliotheken von Madras und Bangalore stimmten in ihren Aussagen nicht nur überein, sondern korrespondierten in dem Sinn miteinander, dass die Aussagen des Nadi-Readings in Bangalore jene von Madras ergänzten und umgekehrt. So unterschiedlich die in den einzelnen Bibliotheken praktizierten Rituale zum Auffinden der einzelnen Palmbblätter auch sein mögen - inhaltlich sind die Lebensläufe äußerst präzise. Dies wird durch die Verwendung exakter kalendarischer Daten erreicht. Insofern ist das Nadi-Reading weit mehr als nur ein Horoskop, denn dieses enthält in der Regel nur diffuse und interpretationsbedürftige Vorhersagen. Das Nadi-Reading hingegen besticht durch die Exaktheit seiner Aussagen.

Soweit meine nächste Zukunft betroffen war, welche nunmehr bereits Vergangenheit ist, konnte ich feststellen, dass all das, was mir das Palmbblattorakel vorausgesagt hatte, auch eintraf. Es war von einer bedeutenden Veränderung in meinem Leben die Rede gewesen, einer Hinwendung zu geistigen Werten, und der Möglichkeit, meine Leidenschaft - das „magische Reisen“ - zum Beruf zu machen. All dies war mir vorausgesagt, und dennoch war ich wohl am überraschtesten, als es einfach geschah, denn Voraussagen zu hören und ihnen zu glauben, das sind zwei sehr unterschiedliche Dinge. Doch gerade dies ist wohl Sinn und Zweck der Palmbblattbibliotheken - nämlich bestimmten Menschen zu bestimmten Zeiten die Aufgaben zu zeigen, welche sie in ihrem Leben erfüllen sollen.

Die Palmbblattbibliothek von Bangalore befindet sich schon geraume Zeit im Besitz der Familie *Sachidananda*. In ihrem Ursprung soll sie jedoch auf den *Rishi Baghawan Sri Shuka Maharshi*

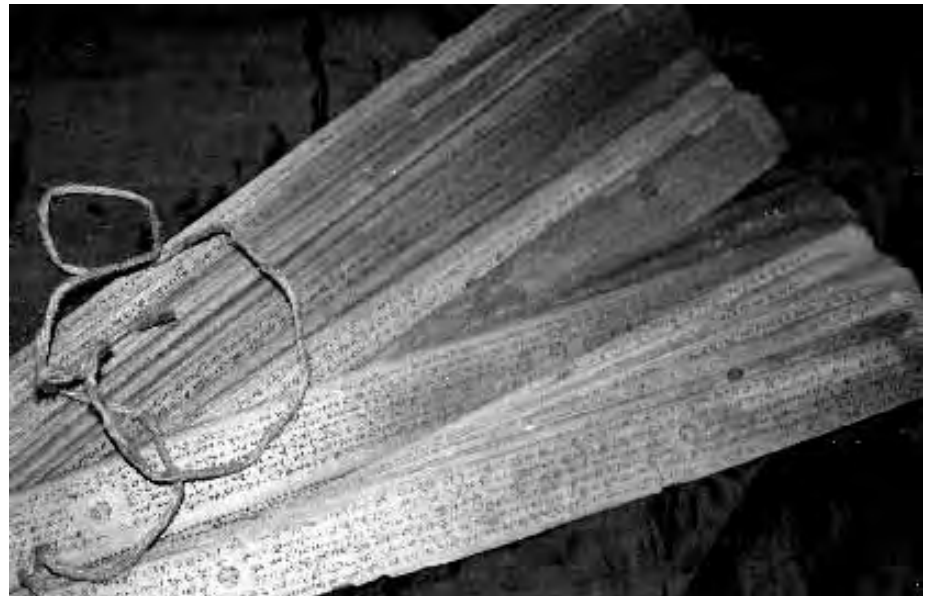
zurückgehen. Die Tätigkeit des Nadi-Readers in Bangalore übte zunächst der Vater Gunjur Sachidanandas aus, nach dessen Tod sein älterer Bruder Ramakrishna und nunmehr Gunjur Sachidananda selbst.

Die Kunst des Nadi-Reading ist bereits seit Jahrtausenden fest in die Hindu-Religion integriert. Als Zentrum des Shuka-Nadi galt ursprünglich die alte Stadt *Trichy*. Dort soll der *Rishi Agasthya*, welcher auch als Begründer der tamilischen Sprache gilt, mittels einer eigens dafür geschaffenen Schrift die Urtexte jener Palmblätter angefertigt haben, deren Kopien noch heute in Kanchipuram für die Ratsuchenden bereitliegen. Im Lauf der Jahrhunderte verlagerte sich das Zentrum des Shuka-Nadi von Trichy nach Tanjavur, da sich dieser Ort mehr und mehr zum spirituellen Zentrum der Region entwickelte.

In den Bibliotheken werden jedoch nicht nur Voraussagen über die individuellen Schicksale verschiedener Menschen aufbewahrt. Es existieren auch zahlreiche Palmblattmanuskripte, deren Inhalt sich mit künftigen gesellschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Entwicklungen beschäftigt. Diese Manuskripte werden von den Palmblattlesern allerdings nur selten zurate gezogen - nur dann, wenn das persönliche Schicksal eines Klienten unmittelbar mit diesen globalen Entwicklungen verknüpft zu sein scheint, wie es bei Erfindern neuer Technologien oder auch bei hochrangigen Politikern der Fall sein kann.

Durch einige glückliche Umstände ist es mir gelungen, in den Besitz mehrerer Palmblattmanuskripte zu gelangen, von denen sich eines auch mit der Zukunft Europas befasst. Dieses Palmblattbuch stammen aus dem Nachlass eines im November 1998 verstorbenen *Pandits* - eines Schriftgelehrten - der diese Welt ohne einen Schüler oder Nachfolger verließ. Er hatte bis ins hohe Alter hinein als Astrologe und Handlanger in seinem Heimatdorf *Kadambodhi Village* in der Nähe von Mahabalipuram gewirkt. Von den Palmblattmanuskripten, die sich in seinem Besitz befanden, machte er keinen Gebrauch, da diese nicht individuelle Schicksale, sondern globale Voraussagen beinhalteten. Nach dem Tod des Pandit übernahm ein indischer Antiquar die Sammlung der Palmblattbücher, da diese ansonsten dem Verfall preisgegeben worden wäre.

Man sollte sich immer vor Augen halten, dass die einstige Hochsprache Alt-Tamil heute von den meisten In-



Palmblattmanuskripte zur Zukunft Europas (Sammlung Thomas Ritter)

dern ebenso wenig verstanden wird wie Sanskrit. Für die Familie des Pandit waren die Palmblattmanuskripte wertlos. Erst durch die Hilfe des Antiquars war es mir möglich, das Palmblattbuch einer wissenschaftlichen Erforschung zugänglich zu machen. Die bislang übersetzten Passagen des Palmblattmanuskriptes betreffen Voraussagen über einen Zeitraum von etwa fünfzig Jahren. In dieser Zeit soll unsere Gesellschaft einschneidenden Veränderungen unterworfen sein.

Zunächst einmal wird sich in den kommenden fünf Jahren die weltpolitische Entwicklung ebenso zuspitzen wie die Lage der westlichen Volkswirtschaften. Beeinflusst durch den von Amerika bereits begonnenen weltweiten „Kampf gegen den Terrorismus“, welcher aber vor allem der Durchsetzung amerikanischer Hegemonialbestrebungen dient, werden sich die Länder der westlichen Allianz an weiteren Militäraktionen unter amerikanischer Führung beteiligen. Neben den vorausgesagten und bereits erfolgten Angriffen auf Afghanistan und Irak sollen unter anderem der Iran, aber auch Syrien, Jemen, Libyen, Sri Lanka, Malaysia, Somalia und der Sudan weitere Ziele sein. Der vorausgesagte Wahlsieg des derzeitig amtierenden Präsidenten der USA ist bereits eingetroffen. Damit wird sich der Krieg in Irak um weitere fünf Jahre verlängern. Gewinnen werden ihn die USA gemäß den Palmblattprophetisierungen aber letztlich nicht. Ihnen droht dort im Gegenteil ein neues Vietnam. Die Militäraktionen der amerikanischen Truppen und ihrer Verbündeten

werden zu einer weiteren Polarisierung der Welt führen. Ein weltumspannender Konflikt, der vielfach befürchtete III. Weltkrieg, wird uns aber gemäß der Aussagen der indischen Palmblattbibliotheken erspart bleiben. Statt dessen erschüttern in den nächsten Jahrzehnten eine Vielzahl lokaler und regionaler Kriege unsere Welt, unter denen vor allem wieder die Länder Afrikas und Asiens zu leiden haben.

So wird es zwischen Pakistan und Indien im Jahr 2009 ebenfalls zu einer erneuten bewaffneten Auseinandersetzung kommen. Auch im Nahen Osten wird sich der Konflikt zwischen den Palästinensern und Israel durch die Ermordung eines hohen palästinensischen Würdenträgers im Zeitraum bis zum Jahr 2008 zu einem neuen Krieg ausweiten, in den auch Nachbarländer wie Syrien und Jordanien hineingezogen werden. Es besteht dabei die Gefahr, dass die Kampfhandlungen in beiden Fällen auch mit nuklearen Waffen ausgetragen werden, was zu einer weitgehenden Verwüstung des Nahen Ostens sowie von Teilen Indiens und Pakistans führen wird. Als „Ermordung“ wurde in diesem Fall konkret der Tod des Palästinenserführers *Yassir Arafat* genannt. Die Texte der Palmblattbibliotheken sagen aus, dass Arafat - in den Bibliotheken wird sein Kampfname *Abu Amar* benutzt - durch ein neuartiges, synthetisches Gift zu Tode kam, das ihm seine Feinde über Tage hinweg in kleinen Dosen verabreichten, sodass es keine verwertbaren Spuren hinterließ.

Europa selbst erlebt auf dem Balkan noch bis ins Jahr 2040 immer wieder

Das Vermächtnis der Sieben Weisen

aufflammende lokale Kriege. Außerdem kommt es zu einer Destabilisierung zahlreicher Länder Osteuropas. Beginnend wird dieser Prozess in der Ukraine, die tatsächlich im Ergebnis der im November 2004 durchgeführten Wahlen regelrecht gespalten ist. Ein großes Problem für die europäische Entwicklung besteht nach den Aussagen der Palmblattmanuskripte in der Uneinigkeit der Europäer. Vor allem die kleinen Länder Osteuropas sind geneigt, kritiklos der amerikanischen Politik zu folgen. Ihr Verhalten beeinträchtigt und schwächt die Europäische Union.

Mittel- und Westeuropa werden ebenso wie die USA Ziel terroristischer Aktivitäten sein. Die Anzahl der Anschläge soll dabei relativ gering sein, ihre Auswirkungen dafür umso verheerender. Eingetroffen ist bereits der auf die Woche genau vorausgesagte Sprengstoffanschlag auf die U-Bahn von Madrid. Ebenso wurde vorausgesagt, dass es im August 2004 einen geplanten Anschlag auf die olympischen Spiele in Athen gab. Tatsächlich wurde ein solcher Plan durch die Sicherheitskräfte in letzter Minute vereitelt. In zunehmendem Maße werden von den künftigen Attacken auch Tourismusgebiete vor allem in Spanien und Italien betroffen sein. Dort soll es zu großen Verlusten an Menschenleben kommen. Vor allem aber wird Europa unter den gewaltigen Einwanderungsbewegungen zu leiden haben, welche die Kriege in anderen Weltgegenden auslösen. Die europäischen Sozialsysteme werden mit der Integration von Millionen Flüchtlingen überfordert sein, sodass die Infrastruktur Europas ihre Belastungsgrenze erreicht. Durch zunehmende Intoleranz und religiösen Fundamentalismus werden weitere Konflikte entstehen. Als Beginn einer solchen Entwicklung wurden die Niederlande genannt, in der es tatsächlich nach der Ermordung des Filmproduzenten van Gogh zu erheblichen gewaltsamen Ausschreitungen kam. Schenkt man den Palmblattpropheten Glauben, so werden Zustände wie in Holland in nicht allzu ferner Zukunft Normalität in Mitteleuropa sein.

Mit ganz ähnlichen Problemen werden sich die Vereinigten Staaten konfrontiert sehen. Dies führt zu einer fortschreitenden Destabilisierung der Volkswirtschaften und der Währung der westlichen Industrienationen. Diese Entwicklung wird im Jahr 2012 in einem Währungscrash des US-Dollars

kumulieren. Dadurch werden sowohl in den USA als auch in Europa schwere Unruhen ausgelöst, die zum Teil bürgerkriegsähnliche Zustände annehmen. Dies führt zu einer langwierigen Krise der westlichen Gesellschaften, in deren Folge die USA in außenpolitische Bedeutungslosigkeit versinken. In Europa sind vor allem Großbritannien, Italien, Spanien, die Niederlande, Belgien und Frankreich von inneren Unruhen betroffen, die insbesondere in den Großstädten ausgetragen werden.

Aber auch in Deutschland wird es zu bürgerkriegsähnlichen Situationen vor allem in Berlin, München, Frankfurt am Main, Hamburg, dem Rheinland und dem Ruhrgebiet kommen. Die Eskalation der Gewalt führt letztlich dazu, dass in den betroffenen Ländern auf Betreiben einer erstarkenden UNO Friedenstruppen stationiert werden. Während in die USA kanadische Truppen einmarschieren, werden in Deutschland insbesondere russische und chinesische Verbände die Aufgabe der Friedenssicherung übernehmen, denn diese Länder werden durch eine kluge Außen- und Wirtschaftspolitik weniger als Europa von den Krisen betroffen sein.

Die Periode der weltweiten Veränderungen wird bis etwa 2050 nach dem westlichen Kalender dauern. In ihrem Ergebnis wird die USA ihre heutige beherrschende Stellung verlieren, während in Europa und Asien mit einer politischen Achse von Paris über Berlin, Moskau und Peking bis nach Delhi und Tokio ein neuer geopolitischer Wirtschaftsraum entsteht, dessen Gesellschaften unter Rückbesinnung auf ihre eigenen Wurzeln und Traditionen die Welt in ein neues Zeitalter der Stabilität und Entwicklung führen.

Zwar ist die allgegenwärtige Sehnsucht der Menschen, verlässliche Aussagen über die Zukunft unseres Planeten zu erhalten und von den Sorgen weltumspannender Kriege oder Naturkatastrophen erlöst zu werden, gerade in der momentanen Situation nur allzu verständlich, doch sollte jeder bedenken, dass eine positive Wandlung im Äußeren erst dann geschehen kann, wenn eine positive Wandlung im Inneren bereits stattgefunden hat. Nur wenn jeder Einzelne in seinem Leben all die Tugenden lebt, die er im Weltgeschehen so sehr zu vermissen glaubt und durch sein persönliches Beispiel dafür sorgt, dass seine Mitmenschen diese Tugenden ebenfalls lebenswert finden, dann - und

nur dann - wird künftig wirklich Frieden herrschen auf diesem Planeten.

Weitere Informationen zu den Bibliotheken des Schicksals und anderen interessanten Reisen gibt es beim Autor:

Thomas Ritter, Rundteil Nr. 14, 01728 Possendorf, Tel. / Fax: 035206-23399, Internet: www.Thomas-Ritter-Reisen.de, E-Mail: ThomasTiger668@aol.com

Literatur

- Arz, Wilfried, Palmblattbibliotheken in Südindien, in DAO Heft 2/98, S. 20 ff., Hamburg 1998
- Buttler, Johannes von, Gottes Würfel, München 1992
- Childress, David Hatcher, Lost Cities of China, Central Asia and India, Stelle, IL 60919 USA 1991
- Childress, David Hatcher, Lost Cities of Ancient Lemuria & the Pacific, Stelle, IL 60919 USA 1987
- Frankenberg, Peter, Spuren im Weltgedächtnis, in VISIONEN, Heft 01/97, S. 49 ff., Herrischried 1997
- Finlay, Hüge & Kollegen, Indien-Handbuch, 5. Auflage, Bremen 1997
- Krack, Rainer, Hindi für Globetrotter, Kauderwelsch-Sprachreiseführer Bd. 17, 3. Auflage, Bielefeld 1991
- Krack, Rainer, India obscura, Bielefeld 1986
- Krassa, Peter, Habeck, Reinhard, Die Palmblattbibliothek & andere geheimnisvolle Schauplätze dieser Welt, München 1993
- Lippert Helga & Kollegen, Das Mysterium des Shiva, in Gottfried Kirchner (Hrsg.) TERRA X - Von Atlantis zum Dach der Welt, Bergisch Gladbach 1988
- Rausch, Barbara, Meyer, Peter, Indien - Nepal, 7. aktualisierte und verbesserte Auflage, Wetzlar 1992
- Ritter, Thomas, Die Geheimnisse indischer Palmblattbibliotheken, Lübeck 2002
- Rohr, Wulfing von, Es steht geschrieben ..., Genf / München 1994
- Schweia, Horst, Muruganandam, K., Tamil für Globetrotter, Kauderwelsch-Sprachreiseführer Bd. 39, 2. Auflage, Bielefeld 1993
- York, Ute, Eine Reise zu den indischen Palmblattbibliotheken, Reihe Esoterik, München 1995
- Waterstone, Richard, Living Wisdom India, London 1995

Der verordnete Schuld- und Angstkomplex

Die nicht verstandene Normalisierung der Erdtemperaturen

Es wird wärmer

Eine neue Studie kommt zu alarmierenden Ergebnissen: Die Arktis erwärmt sich angeblich „dramatisch“, die Gletscher schmelzen dahin. Das sagt ein Report aus, der eigentlich erst am 8. November veröffentlicht werden sollte, und an dem 250 Wissenschaftler aus acht Ländern mitgearbeitet hatten. Doch dann wurden Auszüge aus der Studie der Presse zugespielt - und die teilweise alarmierenden Ergebnisse gelangten noch kurz vor der US-Wahl an die Öffentlichkeit (konnten das Wahlergebnis jedoch nicht beeinflussen).

Die Staaten, die den Report verfassen ließen, streiten über Gegenmaßnahmen. Die US-Regierung soll gar versucht haben, die Ergebnisse bis zur Präsidentschaftswahl zu unterdrücken.

Nach dem Report hätten die Forscher bei ihren Untersuchungen festgestellt, dass sich die Arktis fast doppelt so schnell erwärme wie der Rest der Welt. Die Eiskappe um den Nordpol habe sich in den vergangenen dreißig Jahren um 15 bis 20 Prozent verkleinert. Paal Prestrud, zweiter Leiter des Arctic Climate Impact Assessment Reports (ACIA) machte vor allem Emissionen von Autos, Fabriken und Kraftwerken für den dramatischen Temperaturanstieg verantwortlich, der das Eis immer schneller schmelzen lässt - ein deutliches Zeichen für die Scheuklappen des Forschers, die verhindern, das Offensichtliche zu sehen.

Der Report sollte allerdings auch ein Affront für die US-Regierung sein, die den Einfluss des „Klimagases“ CO₂ (zu Recht, wie ich meine) immer wieder herunterspielt oder generell in Frage stellt. Im Jahr 2001 hatte Präsident George W. Bush den Ausstieg seines Landes aus dem Kyoto-Protokoll verkündet, in dem sich Staaten weltweit zur Reduzierung des CO₂-Ausstoßes verpflichten. Begründet wurde der Schritt damals unter anderem mit den hohen Kosten und den nicht beteiligten Ländern aus der dritten Welt.

Die Autoren des Reports fürchten nun, dass die Arktis am Ende dieses Jahrhunderts während der Sommer fast eisfrei sein wird (was interessant werden dürfte, denn die Arktis liegt im offenen Meer). Dauerfrostböden könnten mehr und mehr verschwinden - mit der Fol-



Die Arktis schmilzt ab

ge, dass Straßen und Gebäude instabil würden. Der Lebensraum von Eisbären und Robben werde buchstäblich weg-schmelzen. Die Temperaturen in der Arktis sollen den Berechnungen zufolge in den nächsten hundert Jahren um vier bis sieben Grad steigen.

Bleibe es danach bei diesem Temperaturanstieg, rechnen die Forscher damit, dass das Arktis-Eis innerhalb von tausend Jahren vollständig verschwinde und der Meeresspiegel in der Folge um sieben Meter steige. Dicht besiedelte Küstenregionen weltweit würden überschwemmt werden. Der Anstieg des Meeresspiegels wäre allein eine Folge der verschwindenden Eismassen auf dem arktischen Festland, zu dem der größte Teil Grönlands sowie Teile von Russland, Alaska, Kanada, Lappland und Spitzbergen gehören.

Das sind natürlich sehr einseitige Aussagen, die eine ganze Reihe von Fakten einfach unberücksichtigt lassen, damit bei der Bevölkerung Angst geschürt werden kann. Es wird nämlich u. a. geflissentlich „übersehen“, dass eine globale Atmosphären-Erwärmung nicht nur Eis schmelzen lässt, sondern gleichzeitig enorme Mengen an Wasser zusätzlich in der Luft bindet. Je höher die Temperatur, umso mehr Wasser wird atmosphärisch gebunden. Jeder kennt



Wohin mit den Eisbären, wenn das Eis wegschmilzt?

diesen Effekt, wenn er sich seine nassen Haare fönt! Es gibt sogar Berechnungen, dass bei einer Atmosphären-Erwärmung die Meeresspiegel fallen, anstatt zu steigen. Wenn das in der Vorzeit bei höheren Atmosphären-Temperaturen funktioniert hat, warum soll es dieses Mal auf einmal anders sein? Das hieße nicht mehr oder weniger, die Naturgesetze auf den Kopf zu stellen!

Doch es gebe auch positive Effekte steigender Temperaturen, heißt es in der Studie. So ließen sich Gas- und Öllagerstätten leichter anzapfen, die Voraussetzungen für Landwirtschaft im hohen Norden seien besser und die Schifffahrt könne von kürzeren Routen durch die Arktis profitieren. Das wären natürlich Argumente, die den USA mit ihrem unstillbaren Öldurst sehr gefallen werden, weshalb damit zu rechnen ist, dass dort auch weiterhin mit keinerlei CO₂-Reduzierung zu rechnen ist.

Wohl deshalb sperren sich nach Berichten von Diplomaten vor allem die USA gegen jede drastische Reaktion auf den Arktis-Report. Doch auch unter den anderen sieben Ländern - Russland, Kanada, Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland und Island - herrscht Uneinigkeit über mögliche Konsequenzen. Sollten diese Länder wohl Wissenschaftler haben, die etwas logischer denken können als die verblendeten Autoren des Arktis-Reports?

Demgemäß warf die Umweltschutzorganisation WWF den acht Sponsoren des Reports Heuchelei vor. Die Länder hätten das Projekt finanziert und seien gleichzeitig für dreißig Prozent des weltweiten CO₂-Ausstoßes verantwortlich. Auch sei es ihnen nicht gelungen, die Emissionen zu verringern.

Der CO₂-Gehalt der Luft

Nichts gegen die WWF. Selbstverständlich ist es unbedingt zu begrüßen, wenn die Menschheit weniger Schadstoffe in die Mitwelt entlässt. Es ist ja nicht nur CO₂, sondern unzählige andere Gifte, die uns belasten. Aber ich frage mich, warum man nicht ehrlich bleibt? Zunächst einmal beträgt der CO₂-Anteil in unserer Atmosphäre gerade einmal 0,03 % der Gasmenge, also nur den Bruchteil eines Prozents! (Rest: 78 % Stickstoff, 21 % Sauerstoff, 0,9 % Argon, der Rest CO₂, Edelgase, Wasserdampf). Für diese 0,03 %



Taifune wie der Japan-Taifun im Herbst 2004 werden künftig die Regel sein, glaubt man den Klimaforschern.

CO₂ ist jedoch nicht etwa der Mensch verantwortlich, sondern nur für rund fünf (!) Prozent von diesen 0,03 %. Es ist also geradezu lächerlich, hierauf ein menschengemachtes Horror-Szenarium aufzubauen! Jeder einzelne Flächen-Waldbrand - und wie jeder fast täglich aus den Nachrichten erleben konnte, gibt es seit Jahren keinen einzigen Zeitraum, in dem nicht wenigstens ein Flächenbrand auf der Erde wütete - bläst mehr CO₂ in die Atmosphäre, als es die gesamte CO₂-Produktion der Menschheit eines ganzen Jahres ausmacht! Hinzu kommen die unregelmäßigen Vulkanausbrüche, die ebenfalls nicht unwesentlich an der CO₂-Konzentration beteiligt sind. Deshalb ist es nicht nur lächerlich, sondern eine unverschämte Lüge, die Menschheit für das in der Atmosphäre enthaltene CO₂ verantwortlich zu machen, zumal es unter den Klimaforschern durchaus nicht unumstritten ist, ob CO₂ überhaupt als „Klimagas“ einzustufen ist. Zu viele andere Faktoren spielen da mit hinein.

„Das große Schmelzen hat begonnen“, sagte Jennifer Morgan, Leiterin der Klimakampagne von WWF. Die Industriestaaten würden die Arktis als Versuchskaninchen für ein unkontrolliertes Experiment über den Klimawandel benutzen.

Der Treibhauseffekt löse nach Warnungen der Forscher auch immer mehr Naturkatastrophen wie jüngst die Hurrikane in der Karibik, die Taifune im Westpazifik sowie Dürren und Überschwemmungen aus, was wohl unbestritten ist. Bestritten wird allenfalls die Ursache, und die liegt - bei allem Größenwahnsinn - nicht beim Menschen.

„Es gibt große Gefahren durch Klimaveränderungen, wenn nicht drastische Maßnahmen ergriffen werden“, sagte der Ozeanexperte und Klimawissenschaftler Stefan Rahmstorf vom Potsdamer Institut für Klimafolgenforschung. Er sprach von „alarmierenden Beobachtungen“ am Nordpol und in der westlichen Antarktis. Der Meeresspiegel steige schneller als erwartet, auch drohten Ver-

änderungen der Meeresströme. Rahmstorf warnte vor einem „völligen Zusammenbruch des Nordatlantikstroms“, der in Europa zu einer abrupten Abkühlung und einem Anstieg des Meeres um einen Meter führen würde. Also Panikmache vom Feinsten! Man sollte wirklich einmal untersuchen, in wessen Diensten (Bezahlung) Herr Rahmstorf steht! Denn ohne Grund (und wenn es nur ein finanzieller ist ...) gibt man wohl kaum eine solche Katastrophenmeldung heraus!

Es erinnert fatal an die Angstkampagne der Neunzigerjahre, als das völlig harmlose Treibgas FCKW verteufelt wurde, wobei der Bevölkerung einge-redet wurde, dieses Gas sei schuld am Ozonloch und ganz nebenbei auch an der Klimaerwärmung. Der wahre Hintergrund war jedoch, die billigen FCKW-Kühlschränke durch eine teurere Technik zu ersetzen (die, ganz nebenbei, in der Herstellung erheblich umweltschädigender ist), was ja auch gut funktioniert hat, die Industrie hatte wieder neue Aufträge. Nur auf das Klima hat sich die FCKW-Reduzierung bisher nicht ausgewirkt, aber davon will heute niemand mehr etwas wissen.

Der geschädigte Wald

In dieselbe Kerbe schlägt der Waldschadensbericht dieses Jahres. Auch er hat dasselbe Ziel: Angstmacherei! Die Menschen müssen verunsichert werden! Angst war schon immer das beste Mittel, um Menschen lenken, führen und ausbeuten zu können!

Der Waldbestand in Deutschland wird zwar immer größer, aber auch immer kranker. Am schlechtesten geht es dem Waldschadensbericht zufolge der Buche. Besonders setzen dem schwächelnden Wald angeblich die Stressfaktoren Hitze und Ozon zu, und hier knüpft man geschickt an die Klimaveränderung an, denn sie sei schuld an den Schäden.

Die Schäden hätten aufgrund der Klimaveränderung in einem bisher unvergleichlichen Ausmaß zugenommen, sagt der Bericht, der derzeit im Landwirtschaftsministerium erarbeitet wird.



31 Prozent des deutschen Waldes sind geschädigt.



Stirbt unser Wald? Seit Jahrzehnten erzählt man uns das, aber der deutsche Waldbestand wird immer größer.

Besonders geschädigt sind demnach Buchen, Eichen und Fichten. Zwar sei der Waldbestand in Deutschland seit 1987 von 2,28 Milliarden Kubikmeter auf 2,63 Milliarden Kubikmeter Holz um 17 Prozent gewachsen. Doch das Ausmaß der Schäden sei angesichts der bisher für den Wald günstigen Witterung des Jahres 2004 auch für Experten überraschend, heißt es in dem Bericht.

Wie stark ein Baum geschädigt ist, erkennen die Forstwirte an seiner Laub- oder Nadeldichte. In diesem Jahr sei der Anteil der Bäume mit der höchsten Schädigungsstufe auf 31 Prozent gestiegen. Dies sei die bisher größte Zunahme und gleichzeitig auch der höchste Stand seit Beginn der Zeitreihe, schreiben die Beamten des Landwirtschaftsministeriums.

Dieser Trend zeige sich demnach bei allen Baumarten. Doch keine sei so stark betroffen wie die Buche. Über die Hälfte der Bäume, bei den älteren sogar 65 Prozent, weisen laut dem Bericht deutliche Kronenverlichtungen auf. Auf Rang zwei rangiere die Eiche, gefolgt von der Fichte.

Laut Landwirtschaftsministerium müsse damit gerechnet werden, dass es vermutlich mehrere Jahre dauern werde, bis sich der Kronenzustand auf das ursprüngliche Ausgangsniveau der letzten Jahre verbessere. „Dies setzt jedoch voraus, dass es nicht erneut zu gravierenden Stresssituationen für die Wälder kommt“, heißt es in dem Bericht. Den Stress verursachten vor allem Hitze und Ozon, heißt es. Wobei wieder einmal - wie üblich - am wahren Verursacher vorbei geredet wird.

„Parallel dazu die kontinuierlichen Schadstoffeinträge den Boden im Ökosystem Wald stark versauern und damit instabil werden lassen“, sagte der Präsident des Deutschen Forstwirtschaftsrates, Hermann Ilaender, der „Welt am Sonntag“. Gefahr droht dem Wald außerdem von Insekten. „Das Insektenproblem ist auf Grund der Klimaveränderungen eine tickende Zeitbombe“, sagte der Parlamentarische Staatssekretär im

Der verordnete Schuld- und Angstkomplex

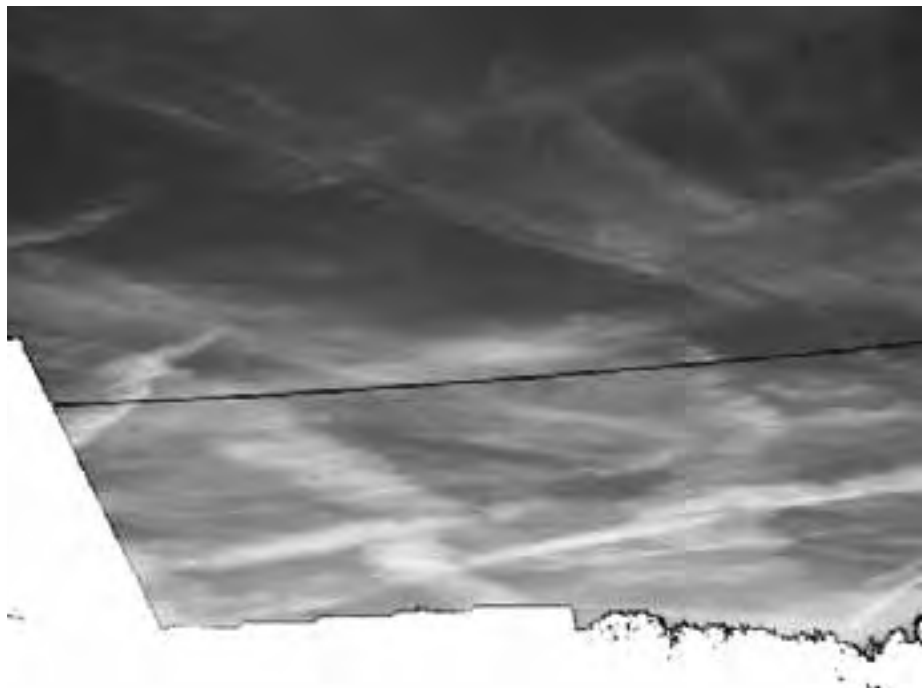
Landwirtschaftsministerium, *Matthias Berninger*. Und auch hier wird am wirklichen Verursacher vorbei geredet! Man darf ihn ja nicht in Frage stellen!

Die Bäume werden nicht durch die verschmutzte Luft geschädigt, was nicht heißen soll, dass sie diese Belastung so einfach wegstecken können. Die Hauptbelastung entsteht durch die energetische Überladung durch elektromagnetische (Sender-) Strahlung, denn die Blätter und Nadeln der Bäume wirken wie Millionen Antennen, die von Natur aus dazu vorgesehen sind, die natürliche kosmische Energie aufzunehmen. Die Natur konnte nicht damit rechnen, dass der Mensch einst so unvernünftig sein könnte, die Welt mit künstlich erzeugten elektromagnetischen Feldern zu überziehen, sonst hätte sie möglicherweise Bäume ohne Blätter entworfen. Da die Bäume jedoch mit Millionen von Empfangsantennen ausgerüstet sind, behelfen sie sich mit einem Notprogramm: Sie werfen so viele Antennen ab, bis die energetische Belastung erträglich wird. Ein solcherart vorgeschädigter Baum ist in der Folge empfänglicher für weitere Umweltbelastungen, vergleichbar mit einem Menschen, dem das Immunsystem geschwächt ist.

Durch welche Faktoren wird eigentlich der sogenannte saure Regen erzeugt? Ebenfalls fast ausschließlich durch Mikrowellen, sprich: Mobilfunk! Elektromagnetische Strahlungen bewirken, dass sich der pH-Wert des Wassers schlagartig von „basisch“ in „sauer“ verändert! Das sind nachprüfbar Fakten, die aber gerne unter den Tisch gekehrt werden, weil die übermächtige Mobilfunk-Lobby auch weiterhin ihre Geschäfte machen will!

Und dass dann die Zahl der Schadinsekten zunimmt, ist eine ganz natürliche „Korrekturmaßnahme“ der Natur, denn durch diese Schädlinge werden kranke Pflanzen „beseitigt“. Ist der Bestand an kranken Pflanzen erst einmal abgeklungen, verschwinden die Schadinsekten von selbst. Auch das ist natürlich.

Eine Regeneration des Waldes könnte relativ einfach eingeleitet werden: Man schalte von einem Tag auf den anderen alle Mobilfunksender ab, und der deutsche Wald wird sich erholen! Aber das wird nicht geschehen. Erstens, weil die übermächtige Mobilfunk-Industrie dagegen steht, und zweitens, weil die zigtausend Handynutzer (insbesondere die Kinder!) wohl kaum auf ihr geliebtes Spielzeug verzichten wollen. Was spielt es für eine Rolle, wenn der Wald weiterhin kaputt geht - wen interessiert das schon? Das hat bisher kaum jemanden



Typisches Chemtrail-Schachbrettmuster am Himmel (September 2004, Hohenpeißenberg, Bayern)

interessiert, warum soll sich das ändern? Einen Zusammenhang zwischen sterbendem Wald und gesundheitlicher Belastung des Menschen sieht man ja nicht ...

Um es ganz klar auszudrücken: Wir haben es hier mit zwei ganz verschiedenen Effekten zu tun. Erstens: mit der Erderwärmung, und zweitens: mit der Zerstörung unserer Umwelt durch elektromagnetische Mikrowellenstrahlung.

Die Erdtemperaturen

Die Erderwärmung ist eine ganz natürliche, normale Sache, die eigentlich schon lange überfällig war. Die Erde befand sich bisher in der - seit dem späten Mittelalter - so genannten kleinen Eiszeit und befindet sich derzeit in einer Phase der Normalisierung. Das heißt: Die Temperaturen der letzten Jahrhunderte lagen im Vergleich zu den „Normal-Temperaturen“ der Erde bisher zu niedrig. Die Temperaturen beginnen sich langsam aber sicher zu normalisieren, allerdings auf einem höheren Level, als wir es bisher gewöhnt waren. Und darüber sollten wir eigentlich froh sein!

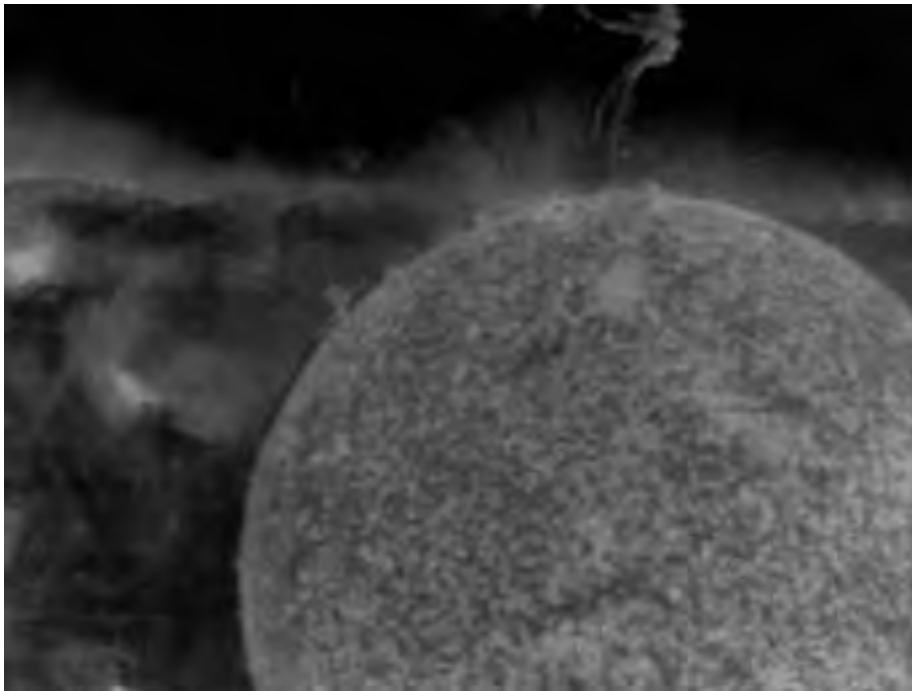
Wenn sich die Temperaturen der Erde ihrem Normalzustand anzugleichen beginnen, ist das für uns also durchaus kein Grund, gleich aufzuschreien! Es ist eine Normalisierung von Temperaturen, die bisher unnormal niedrig waren, auch wenn wir sie in unserem kurzen Leben als „normal“ empfanden! Wir vergessen immer wieder, dass wir nur „Gäste“ auf diesem

Planeten sind! Wir müssen uns nach diesem Planeten richten, nicht dieser nach uns!

Und die Temperaturen auf den einzelnen Planeten unseres Sonnensystems hängen durchaus nicht davon ab, ob irgendwelche Bewohner der Planeten irgendwelche leichten Verunreinigungen der jeweiligen Atmosphäre produzieren. Sie hängen mit der Aktivität unserer Sonne zusammen. Je heißer die Sonne strahlt, umso mehr werden die Planeten erwärmt, und umgekehrt.

Wie stark die Sonne strahlt, hängt u. a. mit ihrer Sonnenfleckenaktivität zusammen, deren Mechanismus noch keinesfalls erklärt werden kann. Je mehr Sonnenflecken die Sonne produziert, umso mehr Energie - sprich: Hitze - strahlt sie ab. Wie man heute weiß, zeigte die Sonne im Mittelalter (der sogenannten „Kleinen Eiszeit“), in dem Flüsse und Seen zufroren, die heute eisfrei bleiben, und in dem Millionen Menschen erfroren und/oder durch Seuchen zugrunde gingen, nur wenige Sonnenflecken.

Wenn wir etwas weiter in die Vergangenheit zurück gehen, beispielsweise in die „Römer“-Zeit, so sehen wir aufgrund von Überlieferungen, Gemälden oder Statuen, dass die allgemeinen Umwelttemperaturen noch um einiges über unseren heutigen gelegen haben müssen, sonst hätte die dargestellte Kleidung anders ausgesehen. Das muss nicht etwa mit einer höheren CO₂-Konzentration in der Atmosphäre zusammenhängen, denn - um heutige Argumentationen anzuwenden - die



Einzig die Sonne ist dafür verantwortlich, wie heiß oder kalt es auf den Planeten ist.

Menschheit war zahlenmäßig nur einen Bruchteil der heutigen groß, und sie besaß (das wird wohl niemand bestreiten) nicht die Industrien, die heute für die Luftverschmutzungen verantwortlich gemacht werden. Und trotzdem war es wärmer als heute!

Die Chemtrails

Die heute zu beobachtende Temperatur-Normalisierung bewirkt dann solche höchst fragwürdigen Experimente wie die sogenannten Chemtrails, die (selbstverständlich) ohne Information der betroffenen Bevölkerungen durchgeführt werden. Bevölkerungen als unfreiwillige Versuchskaninchen!

Bei den „Chemtrails“ handelt es sich um Experimente, bei denen (militärischen) Flugzeugen u.a. Aluminiumoxid-Pulver in den Treibstoff beigemischt wird. Während der Treibstoff in den Triebwerken verbrennt, wird das Aluminiumoxid unverbrannt mit den Verbrennungsgasen zerstäubt ausgestoßen. Der Sinn dieser fragwürdigen Experimente: Unterhalb der Kondensstreifen soll die Temperatur um bis zu sieben Grad absinken. Ein Patentrezept, um eine globale Temperaturerwärmung zu korrigieren?

Chemtrail-Flüge werden von amerikanischen Militärflugzeugen durchgeführt, wobei es skandalös genug ist, dass sich die US-Militärs ungefragt solche Rechte heraus nehmen. Sie fliegen aufgrund von vielen Beobachtungen in gewissen Entfernungen parallel zueinander gradlinig über das Land und ziehen dabei ihre gradlinigen Kondensstreifen über den Himmel. Kurz danach

fliegen sie (oder andere Militärjets) rechtwinklig dazu die gleiche Fläche ab, sodass für einen Beobachter auf der Erde ein schachbrettartiges Kondensstreifenmuster am Himmel zu sehen ist. Diese Kondensstreifen unterscheiden sich von relativ kurzlebigen „normalen“ Kondensstreifen dadurch, dass sie (je nach atmosphärischen Bedingungen) etwa eine halbe Stunde lang gut sichtbar am Himmel stehen und sich dann verbreitern, bis der Himmel gleichmäßig milchig bedeckt ist.

Betrachtet man sich den vergangenen Sommer, so fällt auf, dass er ausgesprochen kühl war. Das muss nicht zwangsläufig mit den Chemtrails zusammenhängen, aber auffällig ist es schon, dass im Laufe des Jahres 2004 regelmäßig zumindest über Deutschland und der Schweiz die typischen schachbrettartigen Chemtrail-Kondensstreifen zu beobachten waren, die nach kurzer Zeit auch den blauen wolkenlosen Himmel in eine milchige „Soße“ verwandelten.

Man mag über den Sinn einer solchen Temperaturabsenkung denken, was man will. Tatsache ist jedoch, dass das ausgestoßene Aluminiumoxidpulver und die anderen Chemikalien nicht in der Atmosphäre bleiben, sondern zu Boden sinken. So wurde bereits verschiedentlich auf Blättern von Pflanzen ein ungewohnter glänzender Belag beobachtet, der wohl von dem Pulver herrührt. Weiterhin ist im Laufe des Jahres 2004 eine Zunahme von Erkrankungen der Atemorgane zu beobachten, was natürlich niemand mit Chemtrails

in Verbindung bringt, weil diese Experimente in der Bevölkerung so gut wie nicht bekannt sind.

Es leuchtet jedoch ein, dass eingeatmete oder durch die Nahrung aufgenommene giftige Chemikalien nicht unbedingt gesundheitlich unbedenklich sein können.

Die erste, die auf das Chemtrail-Phänomen hinwies und eigene Untersuchungen anstellte, war die Zeitschrift „Raum & Zeit“ aus dem Ehlers-Verlag mit Beobachtungen aus der Schweiz. Seither werden die typischen Kennzeichen auch überall in Deutschland beobachtet. Bezeichnend ist es, dass offizielle deutsche Regierungsstellen nichts von derartigen Maßnahmen wissen wollen.

Die Frage nach dem Warum

Erderwärmung, Waldsterben, Chemtrails usw. usw. Alles Dinge, die entweder verschwiegen (Chemtrails), herabgespielt oder mit falschen Fakten extrem übertrieben werden, um die Bevölkerung zu ängstigen. Warum - wenn es für die Menschheit wichtig ist - werden wir mit Halbwahrheiten oder Falschaussagen belogen? Warum sind Vereinigungen wie Umweltschutz-Organisationen nicht ehrlich, sondern lassen sich vor den von oben verordneten „Angst-Karren“ spannen? (Von amtlichen Stellen erwarten wir ja schon gar keine Ehrlichkeit mehr ...). Gut, die Erdtemperaturen steigen an, aber warum muss man unglaubwürdige Szenarien inszenieren?

Quellen

- „Alarmierende Studie: Arktis-Erwärmung lässt Regierungen schwitzen“, SPIEGEL ONLINE - 3. November 2004, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/erde/0,1518,326164,00.html>
- „Der deutsche Wald ist so krank wie nie zuvor“, 6. November 2004, <http://de.news.yahoo.com/041106/286/4a7ip.html>
- Gernot L. Geise: „Das Märchen vom Ozonloch“, EFODON-SYNESIS Nr. 4/1994
- Gernot L. Geise: „Es ist schlimmer als angenommen! Eine Informationsveranstaltung der Bürgerwelle e.V., EFODON-SYNESIS Nr. 1/2001
- Gernot L. Geise: „Klimakatastrophe oder nicht?“, EFODON-SYNESIS Nr. 5/2002
- Gernot L. Geise: „Ozonloch und Treibhaus-Effekt“, EFODON-SYNESIS Nr. 1/2001
- Gernot L. Geise: „Werden wir schon wieder belogen? Die Sache mit dem Kohlendioxid“, EFODON-SYNESIS Nr. 23/1997
- „Schadensbericht: Deutscher Wald so krank wie nie zuvor“, SPIEGEL ONLINE - 6. November 2004, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/erde/0,1518,326823,00.html>

Spagyrisch zubereitete Naturheilmittel



Barbara Teves, HP, bei ihrem Vortrag

Die Spagyrik ist eine holistische (ganzheitliche = griechisch) Heilkunde. Sie ist eine Therapierichtung, die in der heutigen Zeit zu den besonderen Therapierichtungen zählt. Kurz gefasst kann sie folgendermaßen definiert werden:

„Spagyrik ist, wenn aus den Naturreichen Heilkräfte entwickelt werden, die als Arzneimittel angewandt eine therapeutische Wirksamkeit aufweisen.“

Im engen Sinne versteht man darunter die Herstellung von Heilmitteln nach alchemistischen Vorschriften. Spagyrisch-alchemistisches Wissen lässt sich ca. 4000-8000 Jahre zurückverfolgen, bei der indischen und ägyptischen Medizin.

Das Wort *Alchemie* kommt aus dem Arabischen. Die Bezeichnung *Spagyrik* leitet sich aus dem Griechischen ab: spa = trennen und agarein = vereinen, lateinisch: solve et coagula. Trennen und Vereinen stellen ein Grundprinzip in der Spagyrik dar.

Gemäß der ägyptischen Mythologie lehrte der Gott *Thot* die Menschen Schreiben, Rechnen und Geometrie. Er war auch der Gott der Heilkunde. In

der griechischen Mythologie war seine Entsprechung der des Gottes *Hermes*. Man nennt die Alchemie daher auch „hermetische Wissenschaft“. Hermetisch bedeutet einerseits „auf Hermes zurückgehend“, andererseits aber auch „abgeschlossen, verschlossen oder geheim“. Das wiederum bedeutet in der spagyrischen Arzneimittelherstellung einerseits, dass getrennte Teile mit gemeinsamer Herkunft wieder vereint werden. Andererseits aber auch, dass bestimmte Zubereitungen, die aus unterschiedlichen Naturstoffen abgetrennt wurden, welche auch aus verschiedenen Naturreichen kommen, miteinander vereint werden.

Die Spagyrik sucht die Heilkraft in der Natur, trennt sie von der groben und arzneilichen nicht verwertbaren Grundsubstanz ab, erhöht sie durch ihre „Verfahren“ und bringt sie möglichst unversehrt in die Form eines Arzneimittels, damit sie therapeutisch handhabbar sind.

Bei der Heilkraft im spagyrischen Sinn handelt es sich um eine Kraft, die in unterschiedlicher Art, in unter-

schiedlicher Gestaltung, in Kräutern, Mineralien und anderen Naturstoffen gebunden ist.

Heilkraft ist die Kraft, welche die Regeneration im therapeutischen Sinne, also Heilung - auch partiell - bewirkt.

Heilpflanzen haben ein bestimmtes Wesen, welches z. B. durch das Aussehen, ihre Inhaltsstoffe, ihre bevorzugten Wachstumsstandorte und ihren Stoffwechsel, der Fotosynthese (durch Energie des Lichts Umsetzung von Kohlendioxid in Stärke, Sauerstoff und Wasser) zum Ausdruck kommt. Die spagyrische Zubereitung eines Stoffes zielt niemals darauf ab, einzelne Wirkstoffe zu isolieren. Durch die spagyrischen Aufschlussverfahren soll vielmehr die heilende Kraft eines Stoffes oder einer Pflanze in ihrer Gesamtheit dem kranken Menschen nutzbar gemacht werden.

Die Stoffe zur Herstellung spagyrischer Arzneimittel stammen aus dem Pflanzenreich, dem Mineralreich und dem Tierreich. Kombiniert werden z. B. Metalle mit Pflanzen, Metalle mit Metallen und Kombinationen mit Kombinationen.

Jeder ist aus den „drei philosophischen Prinzipien“ aufgebaut:

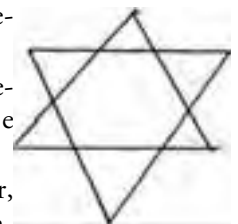
MERKUR SULFUR SAL

Die Begriffe MERKUR oder Quecksilber, SULFUR oder Schwefel und SAL oder Salz haben mit der üblichen Bedeutung dieser Stoffe in der Chemie nichts zu tun. In der Alchemie haben sie für den Menschen folgende Entsprechung:

MERKUR: die Vital- oder Lebenskraft, das Ätherische

SULFUR: das Bewusstsein, die Psyche

SAL: der Körper, das mineralisch-stoffliche Grundgerüst.



Die drei philosophischen Prinzipien sind in der Form von Materie unseren Sinnen zugänglich. Die Materie zeigt

sich in den Zustandsformen (Plasmazuständen) flüssig, gasförmig und fest.

Diese Erscheinungsformen werden als die vier ELEMENTE bezeichnet. Dabei sind nicht die physikalischen Phänomene selbst gemeint, sondern immaterielle Prinzipien, die damit verglichen werden.

FEUER: warm und trocken, strahlend, aktiv

WASSER: kalt und feucht, flüssig, passiv

LUFT: warm und feucht, gasförmig, aktiv

ERDE: kalt und trocken, fest, passiv

Jede Pflanze hat alle Elemente in sich, wobei in der Regel eines überwiegt.

Zur Erschließung der geistigen Prinzipien und um die Nutzbarkeit möglichst rein und vollständig zu erhalten, werden in der Spagyrik folgende Techniken verwendet:

Seperatio: trennen

Purificatio: reinigen

Coagluatio: vereinigen

So haben spagyrische Präparate sowohl im seelischen, im vitalen, als auch im materiellen Bereich ihren Wirkort.

Die kosmisch-planetarische Konstitution

Die Alchemie lehnt sich eng an kosmische Gesetzmäßigkeiten an. Kosmische Zusammenhänge weisen bei einer bestimmten Erkrankung auf das Metall hin, welches in spagyrisch aufbereiteter Form als Heilmittel angezeigt ist.

Paracelsus sagt:

„Metalle haben eine große Übereinstimmung mit dem menschlichen Körper. Denn Kräfte, die im Metall verborgen ruhen, sind auch im Menschen.“

Wenn Gleiches zum Gleichen kommt und mit Verstand gebraucht wird, so wird der Natur geholfen.“

Rudolf Steiner meint:

„Der Mensch ist ein siebengliedriges Metall.“

In einem gesunden Menschen wirken alle Metallprozesse ausgewogen und harmonisch zusammen. Diese Prozesse wiederum werden in der Spagyrik sieben „Planeten“ zugeordnet. Die Alchemisten benannten zu dieser Zeit als Planeten Sonne, Mond, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn. Die jenseits

Materialien aus

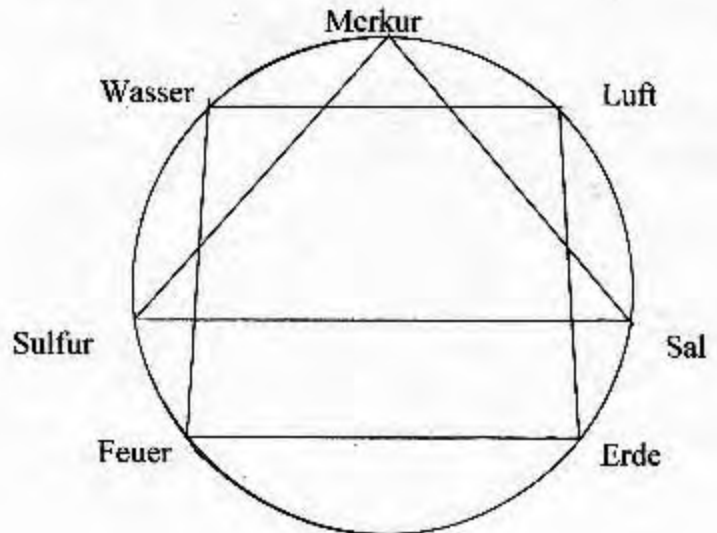
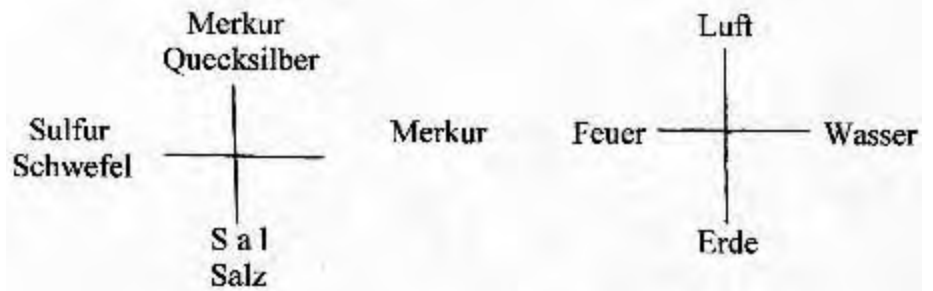
Pflanzenreich

Tierreich

Mineralreich

Wirkungsprinzip


Materie





des Saturn liegenden Planeten Uranus, Neptun und Pluto waren der damaligen Astronomie noch nicht bekannt.

Die Erde bildete im damaligen geozentrischen (ptolemäischen) Weltbild den Mittelpunkt, der Mond war der erdnächste Planet. In der Alchemie geht es nicht um mathematisch exakte astronomische Berechnungen, sondern um kosmologische Zusammenhänge.

Die sieben Planeten haben folgende Metall-Entsprechung:





- Die **Sonne (Feuer)** repräsentiert das Metall **Gold**. Dies ist wichtig für die Regulation der Körperwärme. Im körperlichen Bereich wirkt die Sonne durchwärmend, im psychischen Bereich aufhellend. 

- Der **Mond (Wasser)** steht für das Metall **Silber**. Der Mond stellt eine kühlende, beruhigende Kraft dar. In besonderer Weise unterliegt das Gehirn der Mond-Kraft. Sie hat Bezug zum Unterbewusstsein. 

- Der **Merkur** steht für die Heilkraft vom Metall **Quecksilber**. Hier hat es eine andere Bedeutung als bei den drei philosophischen Prinzipien. Hier werden die toxischen Anteile von der Grundsubstanz Quecksilber getrennt. Merkur ist der Vermittler im mentalen und körperlichen Bereich. Als Bestandteil spagyrischer Kombinationen gibt er den Anstoß auf 

Spagyrisch zubereitete Naturheilmittel

die spezifischen Bestandteile zu regenerieren.

- Die **Venus** repräsentiert das Metall **Kupfer**. Sie ist harmonisierend und entspannend. Auf der körperlichen Ebene fördert sie das harmonische Zusammenspiel der Organsysteme, den Zellstoffwechsel, die Gewebegeneration. 
- Der **Mars** verkörpert das Metall **Eisen**. Auf der physiologischen Ebene wirkt es bei der Aufschlüsselung der Nahrung durch die Verdauungssäfte. Das Mars-Prinzip als ein initiatives, aktives, energisches Prinzip unterstützt auch die Aufgabe, Krankheitserreger abzuwehren. Im mentalen Bereich fördert es die Konzentration, das zielgerichtete Denken. 
- Der **Jupiter** repräsentiert das Metall **Zinn (Stannum)**. Die Jupiterkraft ist eine energiefördernde, energieerhaltende und stabilisierende Kraft mit Bezug auf den Säftehaushalt (Verdauung), Stoffwechsel, Enzymtätigkeit. Jupiter ist der „innere“ Chemiker (Alchemist) des Menschen. Daher fördert dieses Prinzip auch das seelische Gleichgewicht. 
- Der **Saturn** verkörpert das Metall **Blei**. Dieses Prinzip ist festigend, beruhigend und auch kühlend. Auch hier ist die toxische Substanz von der eigentlichen Heilkraft abgetrennt. Saturn-Zubereitungen wirken beruhigend, entzündungshemmend, antisklerotisch, mineralisierend. Auf der mentalen Ebene ist Saturn der Vermittler von Selbsterkenntnis und Disziplin. 

Das Herstellungsverfahren in der heutigen Zeit durch die Firma SOLUNA

Einer der bedeutendsten Alchemisten der Neuzeit war ALEXANDER VON BERNUS (1880-1965). Er gründete das Laboratorium SOLUNA in Donauwörth im Jahr 1921 (heute im Besitz der Familie Proeller).

Als Anhänger von Paracelsus wollte

er die Schöpfungsprozesse begreifen und sie im Labor nachvollziehen. Er wollte kein Gold herstellen, sondern wahrhaft heilende Arzneien. Heilung war für Alexander von Bernus gleichbedeutend mit der Umwandlung von Blei in Gold. Bis heute blieben seine einzigartigen Rezepte und Herstellungsmethoden weitgehend erhalten. Nur wo es sinnvoll erschien, wurden Verbesserungen und auch Neuerungen eingeführt.

Der Anbau der Heilpflanzen wird in den eigenen Gärten bei San Pellegrino (Norditalien) streng nach ökologischen Gesichtspunkten vorgenommen. Die kosmischen Rhythmen werden dadurch beachtet, dass das Wasser zur Gartenbewässerung eine Siebener Spirale durchläuft, wodurch es mit den Schwingungen der sieben Planeten imprägniert wird.

Bei der Standortwahl wird genau beachtet, welchen die jeweilige Pflanze bevorzugt oder mit welchen Pflanzen sie eine nachbarschaftliche Symbiose eingeht.

Die Bearbeitung, Ernte und Verarbeitung der Heilpflanzen erfolgt ausschließlich in Handarbeit und unter Beachtung astrologischer Konstellationen. Auch das Trocknen geschieht mit einem ganz speziellen, schonendem, die Heilkraft erhaltenden Verfahren. Im Labor erfolgt schließlich die Verwandlung der Natursubstanz in eine Arznei.

Durch gemeinsamen Ansatz von Pflanzen mit alchemistisch aufbereiteten Metallen, Mineralien und Phyto-Ethanol entsteht eine Urtinktur (Mazerat). Danach folgt, unter Beachtung der Rhythmen von Sonne und Mond, eine Reifephase in speziellen Räumen. Diese wiederum sind nach geomantischen Gesichtspunkten gebaut.

In dem Raum, der die Mondenergie repräsentiert, steht ein „Oktogon“ (zwei Pyramiden ineinander). Darin befinden sich die in Glasbehälter abgefüllten Mazerate. Diese wiederum werden zweimal am Tag umgerührt (Handarbeit).

Morgens 33-mal = Sonnenenergie, abends 28-mal = Mondenergie.

Nach dieser Reifephase wird der Heilmittelansatz filtriert. Das dabei gewonnene spagyrische Filtrat ist die fertige Arznei, in der alle wichtigen Wirkstoffe der pflanzlichen Bestandteile enthalten sind.

In dem Raum, der die Sonnen-En-

ergie repräsentiert, vollendet schließlich eine mehrfache Destillation des bei der Filtration verbleibenden Drogenrückstandes den Herstellungsprozess. Die beiden Räume sind verbunden mit einem maßstabgerechten Gang.

Wie es in alchemistischen Texten heißt, trennt die Destillation das Feingeistige vom Grobstofflichen und lässt es himmelwärts steigen. Dabei wird es mit kosmischer Energie aufgeladen. Das so gewonnene Destillat mit der Arznei zu vereinen ist die Anreicherung und Intensivierung der „Tugend“.

Das Ergebnis sind nicht nur völlig ungiftige Arzneien (Solunate) mit einer intensiven Heilkraft und einer optimalen körperlichen Verträglichkeit, sondern auch Helfer und Heiler auf der geistig, seelischen Ebene.

Ein Großteil des Drogenrückstandes geht wieder in den natürlichen Kreislauf als Dünger der Gärten ein. Ein kleiner Teil wird dem neuen Pflanzen-Ansatz beifügt. Auf diese Weise geht immer auch ein Anteil aus allen bisherigen Herstellungsprozessen in die folgenden Arzneien ein (laut Auskunft der Fa. SOLUNA soll diese Kette von der ersten Filtration bis zum heutigen Tag nicht abgerissen sein).

Was sich in der heutigen Zeit sichtbar geändert hat, sind die „Feuerstellen“ für die Destillationsgefäße, die elektrischen Heizstellen. Aber selbst die entsprechenden notwendigen Temperaturen für die einzelnen Destillate werden per Hand eingestellt. Denn es soll pro Sekunde ein Tropfen Destillat entstehen (analog Pulsschlag des Menschen).

Weitere Besonderheiten bei der Herstellung durch das SOLUNA-Labor sind die Menge pro Solunat von nur sechs Litern (ungefähre Menge Blut des Menschen) und die Destillations-Temperaturen von 36 bis 37 Grad (Körpertemperatur des Menschen).

Die hier verwendeten Pflanzen werden somit von der Saat bis zur Ernte darauf vorbereitet, im Dienste der Menschheit zu stehen, und werden von den Mitarbeitern der Firma SOLUNA dementsprechend respektvoll behandelt. ■

(Diesen Vortrag hielt Barbara Teves am 26. November 2004 für den EFODON e.V. in München. Ihre Internetseite: www.naturheitpraktik-bt.de)

Lokaltermin

Themenbereich Megalithanlagen

Reise- und Besuchstipps für Sehenswürdigkeiten oder Objekte abseits normaler Fahrtrouten

Der „Steintanz von Boitin“

„Steintanz“, so wird eine Anordnung von vier Steinkreisen mitten im Wald bei dem kleinen mecklenburgischen Dorf Boitin genannt.

Auf einer prächtigen Bauernhochzeit, bei der es hoch herging, kamen einige Bauern auf die Idee, mit Brot, Kuchen und Wurst Kegeln zu spielen. Ein Geist in der Gestalt eines alten Mannes warnte sie vor diesem Frevel. Die Bauern verspotteten den alten Mann in ihrem Übermut. Da wurden sie zur Strafe in Steine verwandelt und stehen noch heute da. Eine nette Sage mit erzieherischem Wert für alle Verschwender, die jedoch zeigt, dass man über die megalithische Zeit gar nichts mehr weiß.

Es wurde bereits über eine geometrische Anordnung von drei der Kreise geschrieben. Die Kreismittelpunkte sollen ein gleichschenkliges Dreieck bilden, wenn man sie durch Linien verbindet. Auch soll eine astronomische Ausrichtung erkennbar sein.

Ich möchte mich an *Louis Charpentier* anlehnen, der Folgendes sagt: „Cromlechs (Steinkreise) sind Umfriedungen aus Steinen. Deren wichtigster Zweck ist nicht der Stein selbst, sondern der Ort innerhalb der Umfriedung. Es sind Tanzplätze, deren Ort wegen der tellurischen Strahlung, die hier fühlbar ist, ausgesucht wurden. Mit den Tanzplätzen soll ein magischer Einfluss auf die Menschen ausgeübt werden. Während eines Gruppentanzes stellt sich eine rhythmische Harmonie der tanzenden Wesen ein. Wir schaffen einen ‚Gruppengeist‘. Wenn dieser Tanz an einem Ort ausgeführt wird, wo Erdströmungen und deren Energie unterstützend wirken, vervielfacht sich die Wirkung. Zusätzlich zum Rhythmus bildet das Aufstampfen ein ‚Heraufpumpen‘ der Bodeneigenschaften für Fruchtbarkeitstänze, Kriegstänze und sakrale Tänze.“

Charpentier meint, dass Cromlechs



Bild 1: Der Steintanz von Boitin



Bild 2: Ein einzeln stehender Menhir mit senkrechter Lochreihe

Lokaltermin

oder Steinkreise „Tanzsäle“ waren, in denen bis in unsere nahe Vergangenheit Einweihungen stattfanden. Dafür spricht, dass wir über die Boitiner Steinkreise fast nichts Konkretes wissen – außer den Namen: „Steintanz“.

Was finden wir vor Ort? Drei Steinkreise auf einer flachen Hügelkuppe im Wald. Die Kreise werden aus 25 einzeln stehenden menhirähnlichen Steinen gebildet (siehe Bild 1). Ein Stein ist besonders markant, weil er zwölf senkrecht angeordnete, quadratische Löcher enthält (siehe Bild 2). Dafür gibt es bisher keine Erklärung.

Etwa zweihundert Meter westlich davon liegt ein weiterer Kreis. Dieser Kreis ist von einem flachen Kreisgraben umgeben, der noch schwach erkennbar ist (siehe Bild 3).

Dieser Kreis scheint einem anderen Zweck gedient zu haben, als die ersten drei. Interessanterweise befindet sich zwischen den drei Kreisen und dem letztgenannten ein tiefer Graben mit beidseitig aufgeschüttetem Wall. Das könnte aus neuerer Zeit stammen, könnte aber auch genauso gut ein uralter Abschnittswall sein, der einen Siedlungshügel befestigt. Das ist sehr wahrscheinlich, denn dahinter liegt tatsächlich ein Hügel, der sehr gut als Wohn- und Festungshügel geeignet wäre. Am Fuß des Hügels im Norden befindet sich eine sumpfige Wiese, die früher einmal ein kleiner



Bild 3: Der dritte Kreis ist von einem flachen Kreisgraben umgeben. (Fotos: Augustin)

See war, heute ausgetrocknet. Das alles spricht für einen frühzeitlichen befestigten Siedlungsraum mit „Tanzplatz“.

So kommen Sie hin:

- Fahren Sie die B 104 von Schwerin nach Güstrow.
- Bei Prützen links abbiegen Richtung Bützow.
- Bei Tarnow links abbiegen nach Boitin.
- Nach ca. 300 m halbrechts abbiegen. Ausschilderung: „Steintanz von Boitin“.

- Etwa einen Kilometer geradeaus fahren bis zu einem Schlagbaum (Waldweg gesperrt).
- Von hier aus zu Fuß dem Weg folgen (ca. 2 km). Wenn Sie meinen, jetzt kommt nichts mehr, gehen Sie noch etwas weiter, dann sehen Sie rechter Hand am Weg den Steintanz.

Karte für den Großraum:

Die Generalkarte 1 : 200.000, Mecklenburg-Vorpommern.

(Wilfried Augustin)

Unsere Rubrik „Lokaltermin“

Geht es Ihnen nicht auch so? Sie lesen einen Artikel über ein interessantes Objekt. Eigentlich würden Sie sich gern selbst ein Bild machen oder die Angaben des Verfassers nachempfinden, also hinfahren und selbst anschauen, wenn es sich um einen Ort, ein Bauwerk oder um einen speziellen Platz handelt. Oder Sie interessieren sich für einen ganz bestimmten Themenkreis. Sie kennen aber nur Ihre nähere Umgebung. Wäre es da nicht interessant, von anderen „Insidern“ neue Reisetipps zu erhalten?

Wie oft reisen wir durch Deutschland oder Europa - oder auch weiter weg - und wissen nicht, dass wir nur ein paar Kilometer an einem interessanten Ort, Objekt oder Platz vorbei gefahren sind! Irgendwann lesen wir dann in der SYNESIS oder einer anderen Zeitschrift einen Artikel darüber und ärgern uns, eine Gelegenheit verpasst zu haben.

Daher bringen wir für alle, die gern selbst nachprüfen oder forschen möchten, in der Rubrik „Lokaltermin“ Beiträge, die Reiseanregungen enthalten. Es handelt sich hierbei nicht um die Ankündigung von EFODON-Exkursionen, die zu diesen Orten führen sollen, sondern um Anregungen und Hinweise für eigene Besuche und Erkundigungen, was natürlich nicht ausschließt, dass irgendwann einmal auch eine EFODON-Exkursion dorthin unternommen werden könnte.

Die Rubrik „Lokaltermin“ wird von Wilfried Augustin koordiniert.

Wilfried Augustin

Die EFODON-Exkursion ins Nördlinger Ries

(siehe auch das Titelbild dieser SYNESIS: Im Inneren der Offnethöhle)



Bild 1: Umgebungskarte von Nördlingen

Am Samstag, dem 16.10.04, machten wir eine EFODON-Exkursion ins Nördlinger Ries.

Für frühgeschichtlich Interessierte ist das Ries ein Eldorado. Selten findet man so viele frühgeschichtliche Zeugnisse innerhalb eines begrenzten Gebietes. Nehmen Sie einmal die Karte UK 50-21, „Ries - Hesselberg“ (Karte des Bayerischen Vermessungsamtes 1 : 50.000) und markieren Sie alle Ringwälle, Abschnittswälle, Keltenschanzen, Kulturdenkmäler, Grabhügel und „verdächtige“ Flurnamen. Sie werden staunen, wie

viele Objekte innerhalb des begrenzten Riesgebietes zusammen kommen. Nun ist es mit frühzeitlichen Resten leider so, dass vieles unspektakulär und manches nur noch in Spuren vorhanden ist. Einiges ist archäologisch erforscht und dokumentiert. Vieles ist zwar bekannt, es fehlen jedoch intensivere Forschungen. Man muss daher mit sehr viel Fantasie an die Sache herangehen. Wir haben als „Laienforscher“ leider nur die Möglichkeit, jedes einzelne der Objekte zu betrachten und in unser Bild von der Lebens- und Siedlungsweise unserer Vor-

fahren einzuordnen. Dabei ist es interessant, unser EFODON-Bild mit der offiziellen Geschichtsmeynung zu vergleichen. Das haben wir an diesem Tag getan und uns einen relativ kleinen Bereich entlang der B 25 / B 29 ausgesucht (siehe Bild 1).

Der Ipf bei Bopfingen

Der Ipf ist ein imposanter, frei stehender Kegelstumpf, direkt nördlich von Bopfingen. Der Berg ist weithin sichtbar und bestimmend für die Riesebene (siehe Bild 2). Eine Wallkrone und weitere Befestigungswälle und



Bild 2: Der Ipf (Fernblick)

gemeinsam? Nur die Eisenverhüttung? Oder begannen ihre Wanderungen vielleicht an der gleichen Stelle? Wir sollten das im Auge behalten.

Noch am Rande: Zufällig stießen wir auf eine archäologische Grabung auf der Kuppe des Ipf. Ich hätte vermutet, dass die Kuppe aus massivem Kalkstein besteht. Überraschenderweise zog sich in einer Tiefe von etwa einem bis eineinhalb Metern eine breite schwarze Schicht durch die Grabungsschicht (siehe Bild 5). Eine kohlehaltige Schicht? Das erinnert mich doch sehr an unsere Keltenschancen!

Der Rollenberg bei Hoppingen

Während der Ipf am westlichen Riesrand liegt, befindet sich genau gegenüber am Ostrand der Rollenberg (siehe Bild 6).

Er ist nicht ganz so gewaltig wie der Ipf, aber sehr steil und deutlich die Landschaft prägend. Die Fläche der Bergkuppe ist sehr viel kleiner, sodass ich nicht glaube, dass er als befestigter Siedlungsraum oder Festung verwendet wurde. Auf der Höhe wurde ein kreisrunder Aschenaltar festgestellt, sodass man eher an einen „heiligen“ oder Kultberg denken könnte.

Ringwall bei Heroldingen

Gegenüber dem Rollenberg auf der anderen Seite der Würnitz ist auf der Karte ein Ringwall eingezeichnet. Wir wollten uns ansehen, was davon noch existierte. Die Bergkuppe ist auf einer Fläche von etwa 450 x 700 Metern von einem Ringwall umgeben, der jedoch relativ flach und auch nur noch stellen-

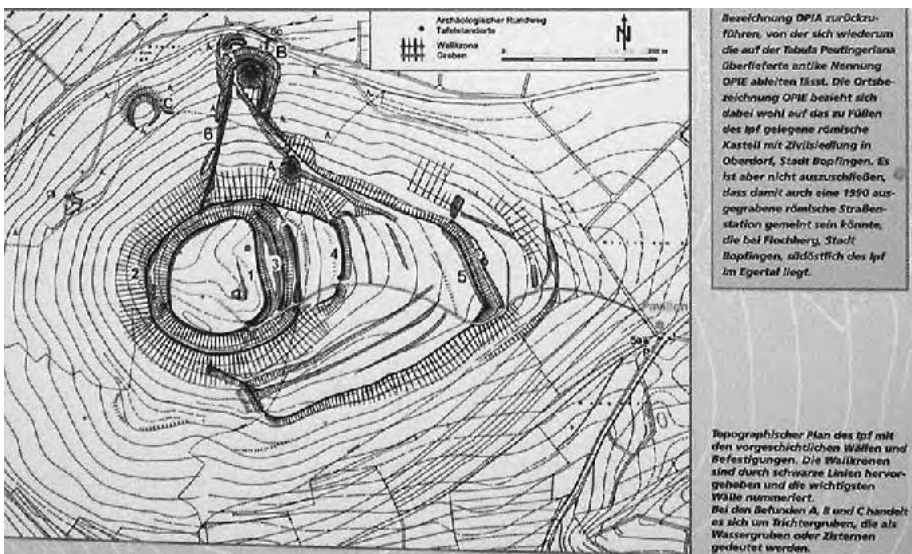


Bild 3: Der Ipf (Zeichnung)

Gräben am Bergkegel zeigen ein ausgeklügeltes Befestigungssystem an (siehe Bild 3 und 4). Man nimmt an, dass es sich um einen bedeutenden keltischen Fürstentum handelte, etwa um -600. Dafür spricht die strategische Lage an einem wichtigen Knotenpunkt des Fernhandelsnetzes Donau, Main, Neckar. Funde belegen auch Kontakte mit Gebieten südlich der Alpen.

Was gab es zu handeln? Unter anderem Eisen! In unmittelbarer Nähe gab es Eisenerzvorkommen und Nachweise der Eisenverhüttung. Alles sieht nach einer fortschrittlichen industriellen Eisengewinnung und Weiterverarbeitung aus.

Da drängt sich sogleich das Bild von den Etruskern in Italien auf. Sie tauchten plötzlich um -750 in der Toskana auf und brachten eine fortgeschrittene Eisenverhüttung mit. -600 und -750 liegen nicht weit auseinander, wenn man die Ungenauigkeit von Zeitangaben betrachtet.

Was hatten die Kelten und Etrusker



Bild 4: Ipf (Ringwall)

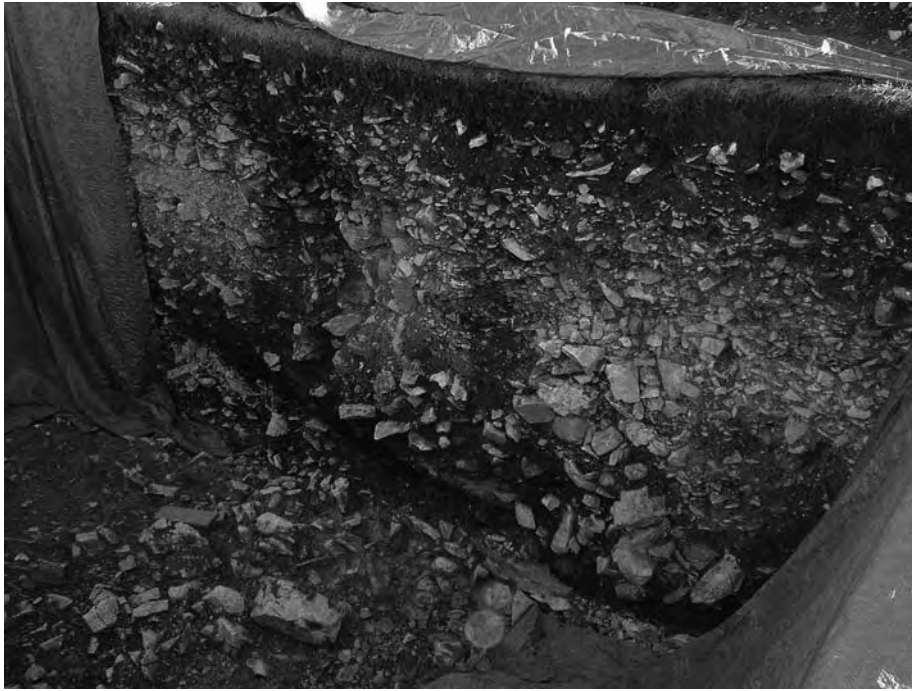


Bild 5: Ipf (Archäologische Grabung)

(siehe SYNESIS-Rückseite). Aus Funden geht hervor, dass die Höhlen während der gesamten späten Altsteinzeit bewohnt waren. Der Innenraum (siehe SYNESIS-Titelbild) der größeren Höhle ist recht geräumig, mit kleinem Eingang und einem (natürlichen) separaten Abzugsschacht. Recht gemütlich, wenn ich aus der Sicht eines „Altsteinzeitlers“ urteilen sollte.

Auf der Felskuppe über den Höhlen sollen noch verflachte Wälle einer Befestigung aus der Zeit um -400 zu sehen sein. Wir haben nichts gefunden.

Unterhalb der Höhle im Talgrund findet man die Grundmauern eines römischen Gutshofes. Welch ein Zeitsprung auf engstem Raum!

Der Tag war kurz, kalt war es auch, so dass wir ihn in einem kleinen Restaurant unterhalb des Ipf abschlossen. Es bleibt wie immer die Erkenntnis, dass es im Ries noch viel zu erkunden gibt.

Also auf ein nächstes Mal!

(Fotos: Wilfried Augustin)

weise erhalten ist (siehe Bild 7). Funde haben gezeigt, dass der Berg schon in der Jungsteinzeit besiedelt war.

Dieser Ringwall scheint ein typisches Beispiel einer befestigten Höhensiedlung zu sein, wie sie auf Kuppen und Bergen in Süddeutschland häufig vorkamen. Merkmale sind immer: Steile Flanken, wo es flach ist, Abschnittswälle, meistens mehrseitig durch einen Bach oder Fluss begrenzt. So gesehen ist der Ringwall nichts Spektakuläres, aber typisch.

Offnethöhlen bei Holheim

Die Höhlen, eine kleine und eine größere, befinden sich in einem Kalkfelsen etwa fünfzig Meter über dem Talgrund



Bild 6: Der Rollenberg

K.-Laura Bräuer

Der EFODON-Stammtisch München

am 29. Oktober 2004

An diesem Stammtisch-Freitag im Hotel Post in München-Pasing erwartete uns ein Vortrag über eine Seherin in Russland. *Anastasia*, die noch lebt, jung und sehr hübsch ist, ein Kind aufzieht und in einer Umgebung lebt, die man getrost archaisch nennen kann – in der Taiga, vom Flusse Ob aus erreichbar. Zedern wachsen dort, alte, herrliche, mit kosmischer Kraft gesättigte Bäume, die davon leuchten und klingen, wenn man sein Ohr an die Rinde drückt. Die psychische Kraft der Frau, die Steine zerplatzen lassen und Gewehrkugeln ablen-

ken kann, führt der Mann, der sie näher kennen lernen durfte, *Wladimir Megre*, auf diese Bäume zurück. Dass Zedern für heilige Bäume auf der ganzen Welt gelten, bewies schon Salomon, der seinen Tempel aus Libanon-Zedern baute und viele andere, die ihre Gotteshäuser aus Zedernholz errichteten.

Der Vortragende, Josef Probst, ein altes EFODON-Mitglied, hatte sich viel Mühe gemacht, um uns einen Leitfaden an die Hand zu geben, an welchem wir vorsichtig und jeder nach eigener Aufnahmefähigkeit uns an das Phä-

nomen Anastasia hin tasten konnten. Fünf Bücher sind über ihr Wirken, ihre Erlebnisse mit der heutigen Gesellschaft und ihrem sie ganz erfüllenden Auftrag geschrieben worden. Auch in sieben Sprachen wurden diese Bücher aus dem Russischen übersetzt, weil sie eben als Inhalt jenes Thema haben, wie die Existenz der Erde, unserer Erde, und die der jetzt lebenden Menschen zu retten wären. Ein Thema, welches jeden denkenden und fühlenden Menschen beschäftigt. Ein Blick in eines ihrer Bücher, welches der Vortragende mitgebracht hatte, zeigt an

Der EFODON-Stammtisch München

Hand schon des Inhaltsverzeichnisses, dass wirklich nichts ausgelassen wurde über Technik, Kindererziehung, Weltverständnis und die wirklichen Todsünden. Da ist es auch kein Fehler, dass wir ähnlich authentische Aussagen von weisen uneigennütigen Indianern, heiligen Männern und Lehrer in allen Teilen der Welt finden können.

Was wollen diese Menschen? Sie wollen uns zum Nachdenken, eventuell auch zum Umdenken animieren, wir sollen den Gang der Weltgeschichte bewusst anschauen und uns damit identifizieren. Ja, noch mehr, wir sollen die Verantwortung für die Zukunft dieses unseres Planeten übernehmen. Denn wenn es uns nicht gesagt würde, wie sollten wir es dann wissen und danach handeln?

Mit am Tisch saß eine junge Studentin aus Moskau. Sie hatte in einer Schule in ihrer Heimat gelebt und gelehrt. Der Prototyp einer Schule der Zukunft. Aber auch hier musste zunächst eine beherrschende Gestalt, eben dieser Professor, stehen. Eines Tages wird auch dies nicht mehr nötig sein, wenn, ja wenn wir gelernt haben, was wirklich die Aufgabe des Menschen ist.

Was macht Menschen schön? Wann sagen wir: Dieser Mensch ist von wunderbarer Schönheit – und verlieren uns entzückt in seinen Anblick? Wenn sie von Geist erfüllt sind. Noch mehr, wenn sie von einer Liebe erfüllt vor uns stehen, die ihre Augen, ja ihr ganzes Sein strahlen lässt. Und welche Liebe ist am herrlichsten? Wir wissen es, aber wir glauben uns selbst nicht und bleiben bei einigen Un-



Josef Probst bei seinem Vortrag über Anastasia

terformen der Liebe hängen. Und daran können wir unseren Reifegrad, unser Erwachsenwerden ablesen.

Josef Probst sprach ruhig, zurückhaltend, ohne seine eigene Person und die beglückende Wirkung seiner Entdeckung Anastasia auf sich selbst aufdringlich, nicht einmal schwärmerisch zu demonstrieren. Er hat es uns selbst überlassen, was wir nun daraus machen wollen. Natürlich wurde das Thema später kontrovers diskutiert, aber ich meine, das muss kein Fehler sein. Gerade bei

gegensätzlichen Auffassungen ist der Einzelne gezwungen, seine Gedanken klar zu sortieren. Und zu einer Meinungsänderung ist jedem die Freiheit gelassen. Ich persönlich empfand diesen Abend als Bereicherung.

Ein paar der Bücher über und von Anastasia, von Wladimir Megre, der diese Frau für die Weltöffentlichkeit entdeckt hatte, kann man unter der ISBN-Nummer 3-906347-66-4 und gebunden ISBN 3-906347-65-6, Band 1-5, bestellen. ■

Regelmäßige Veranstaltungen

(für Veranstaltungen, die nicht vom EFODON e.V. durchgeführt werden, übernehmen wir keine Gewähr)

An jedem letzten Freitag im Monat ab 19:00 Uhr: EFODON-Stammtisch in Passau

Info: Heidi Schmitt, Tel. 0851-81961

An jedem letzten Freitag im Monat ab 19:30 Uhr: EFODON-Vortragsabend in München

im Hotel „Zur Post“ (Kleiner Saal), Bodenseestraße 4a, München-Pasing (ca. 5 Gehminuten vom Bahnhof Pasing).

Am 25. Januar Vortrag von **Andreas Pütz: „Numerologie - Übersetzungshilfe für die Schöpfung in Worten“**.

Eintritt 5 Euro, EFODON-Mitglieder frei. Info: Gerhild Schaber, Tel. 08151-29428.

Die aktuellen Vorträge unseres Stammtisches können Sie auch unter www.efodon.de erfahren.

An jedem 2. Dienstag im Monat ab 19:00 Uhr:

EFODON-Treffen des Alternativen Gesprächs- und Arbeitskreises Bad Münders

im „Deutschen Haus“, 31848 Bad Münders, Bahnhofstr. 1. Info: Thomas Eickhoff, Tel. 05042-929873, Email: TEickhoff@web.de

An jedem zweiten Freitag im Monat ab 19:30 Uhr:

Info-Stammtisch in Ramerberg/Rott am Inn

im Gasthof „Bichler“, Dorfstraße, regelmäßig mit Vortrag. Info: Horst Kroeger, Tel. 08039-408770

An jedem 3. Dienstag im Monat ab 19:30 Uhr:

Interessentenkreis für Grenzphänomene Augsburg

Gaststätte „Hochfeld“ in Augsburg, Firnhaberstr. 7. Info: Bernd F. Houda, Tel. 0821-483364

Jeden zweiten Monat ab 20:00 Uhr:

MATRIX3000-Stammtisch in München

im Hotel „Zur Post“ (Kleiner Saal), Bodenseestraße 4a, München-Pasing (ca. 5 Gehminuten vom Bahnhof Pasing).

Info: Michaels-Verlag, Tel. 08861-59018

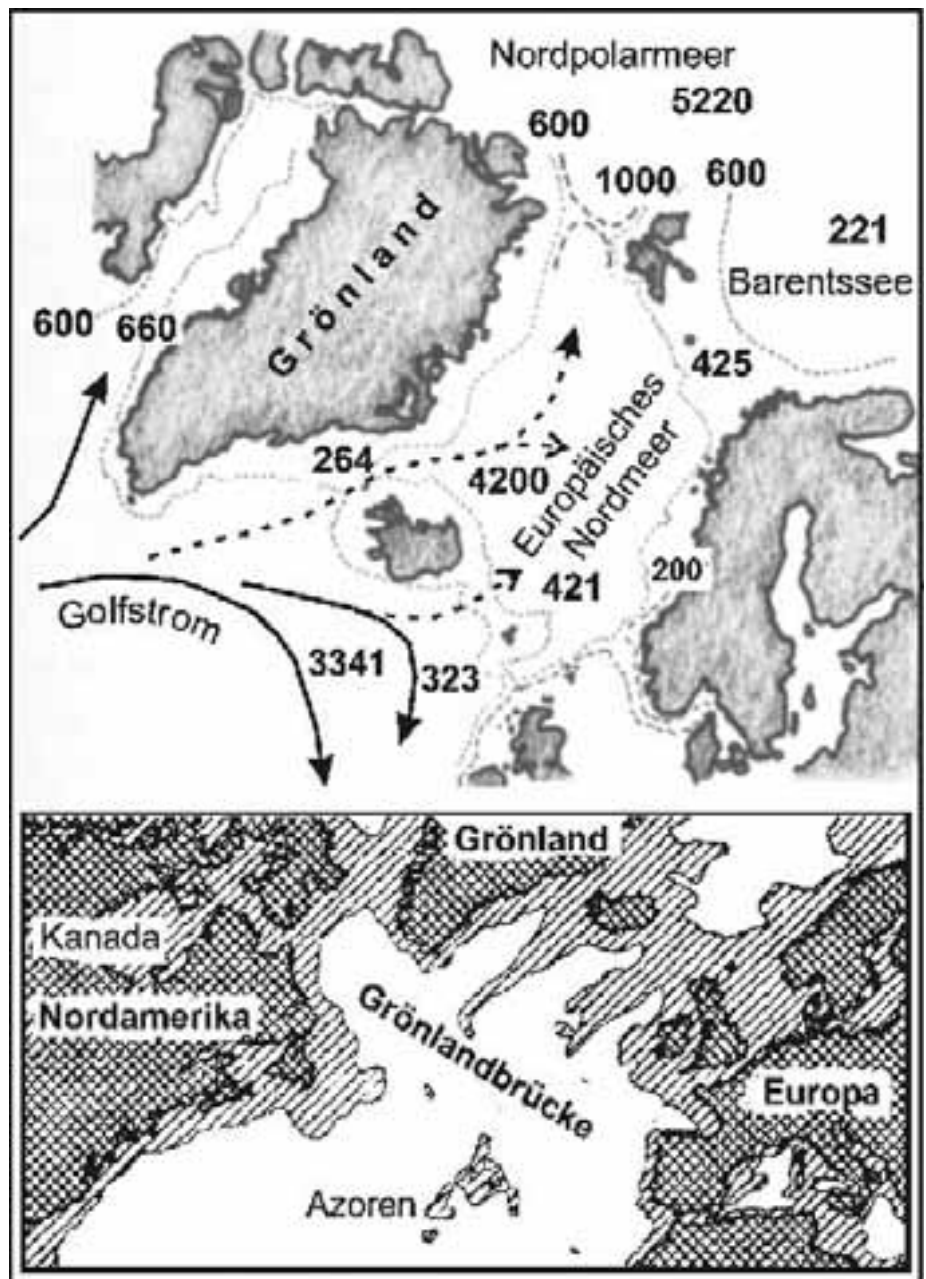
Die sinkende Grönlandbrücke

Die bereits in der letzten SYNE-SIS-Ausgabe dargestellte Anwesenheit von Kelten in Amerika bedingt eine intensive Hochseeschifffahrt. Diese reicht für eine intensive Teilbesiedlung eines Kontinents nicht aus. Oder umgekehrt? Indianische Gelehrte gehen umgekehrt davon aus, dass beispielsweise indianische Hochkulturen auf der Halbinsel Europa und in Asien Spuren hinterließen. Seltsamerweise gibt es ja quasi keine Ur-Kelten oder Ur-Megalithiker in Europa. Welche Besiedlungsrichtung man auch immer für richtig hält, vielleicht auch klimatisch bedingt wechselseitige, erscheint der Weg über die Beringstraße hinweg zu weit. Zur Bronzezeit lag aber nicht nur die Nordsee trocken und die Atlantikküste befand sich vor Aberdeen, sondern auch die Barentssee ist relativ flach und war besiedelt. Zu dieser Zeit gab es eine kurze Verbindung zwischen Europa und Amerika über die Grönlandbrücke (Island und Grönland) hinweg, also über den Atlantik hinweg, der damals eisfrei war.

Warmzeit

Bereits vor 40.000 Jahren sollen Menschen in Europa bis zum Polarkreis vorgedrungen sein, wie im Wissenschaftsmagazin »Nature« veröffentlichte Untersuchungen von John Inge Svendsen (Universität Bergen) bestätigen. Anlass waren Funde von Steinwerkzeugen und einem bearbeiteten Mammutstoßzahn im arktischen Teil des Uralgebirges. »Die Funde deuten darauf hin, dass weniger Landfläche mit Eis bedeckt war, als von manchen Wissenschaftlern angenommen wurde. Denn das Vorkommen von Mammuts spricht für eine steppenartige Landschaft mit offenem Grasland« (www.wissenschaft.de, 6.9.2001). Von Permafrostgebieten in Sibirien und, wie ähnliche Funde beweisen, auch auf Spitzbergen keine Spur.

Da nun aber infolge der - durch die Erdgeschichtsforscher - seit 150 Jahren systematisch betriebenen Gehirnwäsche (Indoktrination) des kollektiven Bewusstseins ein zwei Millionen Jahre lang andauerndes Großes Eiszeitalter in unsere Gehirne gebrannt wurde, beschreibt Richard Fester in seinem Buch »Die Eiszeit war ganz anders« (1973) die Theorie der Weißen Brücke, nach der diese angeblich aus Eis bestanden



Grüne Brücke. Die Grönlandbrücke war die kürzeste Verbindung zwischen Europa, Grönland und Kanada, die bei tieferem Meeresspiegel bis zum Ende der Bronzezeit nur durch schmale Rinnen unterbrochen war. Wie Untersuchungen durch Fridtjof Nansen zeigen, sank das Becken nördlich des Atlantiks mit Island als Mittelpunkt isostatisch durch eine Magmapegelsenkung ab. Island, der Brückenpfeiler der grünen Grönlandbrücke, war früher wesentlich größer, wie auch die Zeno-Karte aus dem 14. Jahrhundert zeigt. Steinzeitliche Funde auf Spitzbergen und an der Nordküste Sibiriens zeigen, dass die arktischen Gebiete früher besiedelt waren, wie auch große Teile der Barentssee. Die obere Karte zeigt die heutigen Meerestiefen. Die untere zeigt die heutige Landverteilung bei einem um 1500 Meter abgesenkten Meeresspiegel bzw. eine »in jüngster Zeit« um diese Höhe abgesenkte Grönlandbrücke im Nordatlantik.

haben soll und sich von Nordnorwegen über Spitzbergen und Nordgrönland bis nach Kanada spannte. Unsere Vorfahren sollen diese eisige Atlantikbrücke benutzt haben. Aber das Eis kam erst wesentlich später mit der von mir pos-

tulierten »Schneezeit« - als sich schnell ereignende Eiszeit (ausführlich in »Irrtümer der Erdgeschichte«) - nach der Sintflut, und deshalb waren Grönland, Spitzbergen und die anderen arktischen Inseln eisfrei und es gab eine grüne und eben

Die sinkende Grönlandbrücke

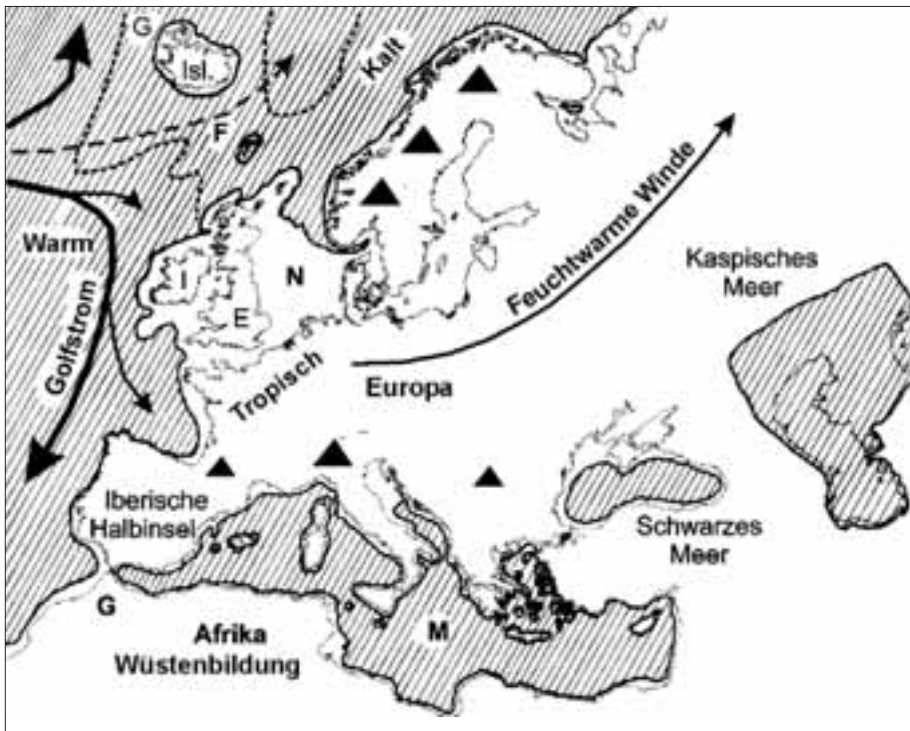


Abb. 2: Die Karte zeigt den Küstenverlauf Europas bei hundert Metern Absenkung des Meeresspiegels. Während der Bronzezeit lebten unsere Vorfahren auch im Bereich der heutigen Nordsee (N) und Ostsee. Dieses Gebiet bildete mit England (E) und Irland (I) eine zusammenhängende Landmasse, während die Iberische Halbinsel mit Afrika, Italien mit Sizilien, und Kleinasien mit Europa durch eine Landbrücke verbunden waren. Die untermeerischen Rücken (G und F) bildeten eine Barriere für den Golfstrom, der entlang der Festlandküste von Irland, England und Südfrankreich geleitet wurde und hier ein tropisch-warmes Klima erzeugte. Zu dieser Zeit, als Flusspferde in Mitteleuropa heimisch waren, vereisten gleichzeitig die hohen Berge der Alpen, Pyrenäen, Skandinaviens und Grönlands.

nicht weiße Grönlandbrücke. Helmut Gans und Rolf Nordhagen (1923, S. 260) bestätigen, dass die *postglaziale Eiszeit* bis in die Arktis deutliche Spuren hinterlassen hat (vgl. A. Jensen, P. Harder und G. Andersson in Geol. Stockholm 1910). Gunar Holmsen (1912-1913, S. 139) beweist in einer Fachveröffentlichung, dass *das Bodeneis auf Spitzbergen erst nach dem Abschluss der Wärmezeit (!) gebildet wurde*. Diese Feststellung bestätigt exakt die hier vorgetragene Beweisführung.

Die dreiphasige Warmzeit war auch durch klimatische Veränderungen wie Trockenzeiten oder als katastrophal wirkende Naturereignisse gekennzeichnet. Mit anderen Worten, das Klima und die plötzlich auftretenden Klimaveränderungen beeinflussten auch und gerade in dieser Zeit den Lauf der Kulturgeschichte maßgeblich. So ist die Ausbreitung der Großsteingraberleute von der spanischen und französischen Atlantikküste bis ins Nord- und Ostseegebiet im Zusammenhang mit einem allmählich trockener werdenden Klima zu sehen.

Die Wärmezeit ging durch den nachsintflutlichen (so genannten postglazialen) Klimasturz ab -850 (nach Streichung von Phantomzeiten meiner Meinung nach um -350) zu Ende und wich einem feuchten, ja diesmal sogar

einem besonders nassen Klima: der subatlantischen Zeit. Die plötzliche Klimaverschlechterung (Gams/Nordhagen, 1923, S. 303) führte zu einem raschen Anstieg des Grundwassers sowie Wachsen der Moore und jüngerer Kalktuffe bei gleichzeitiger vermehrter Erosion der Bäche und Flüsse sowie der Aufschüttung großer Schwemmkegel und dem Anschwemmen von Hochwasserlehm.

Die vorhandenen Seen – wie Bodensee, Ammersee, Federsee oder die Schweizer Seen – stiegen unter Bildung von Strandwällen und Uferterrassen und begleitender Vernichtung sämtlicher Pfahlbauten- und sonstiger Ufersiedlungen stark an. Mit der Klimaverschlechterung erreichten Erdkrustenbewegungen eine besondere Intensität und führten zur Bildung neuer Seen bei München, Tölz und Memmingen. Die Flugsand- und Lössbildung fand in diesem Zeitraum ein Ende und die Dünen am Bodensee, Oberrhein und in anderen Gebieten bewaldeten sich sukzessive (Gams/Nordhagen, 1923, S. 304 f.).

Die überflutete Nordsee

Die »Erz- und Salzgruben werden unter katastrophischen Erscheinungen verlassen. Die spärlichen Reste aus den folgenden Jahrhunderten konzentrieren sich auf die wärmsten Täler, in denen sich überall selbstständige, durch Han-

del und Verkehr kaum berührte Typen ausbilden« (Gams/Nordhagen, 1923, S. 224). Die Schneegrenze sank, und die Alpen vereisten, wie zur gleichen Zeit die Gebirge Grönlands. In dieser Zeit ging der Alpinverkehr zu Ende und lebte erst wieder drei bis vier Jahrhunderte vor der Zeitenwende (= ca. +300, nach HJZ) auf, als dann keltogermanische Stämme wieder über die Alpen nach Italien zogen, dort zu ihrer Überraschung verwandte Stämme antrafen, und angeblich in der Folge Rom besiegten ...

Dramatische Szenarien müssen sich im Bereich der Nordsee ereignet haben, denn diese damalige Steppe wurde jetzt durch heftige Sturmfluten mit permanent steigendem Wasserspiegel überflutet, auch die Doggerbank. »Wildpferde, wie sie der Mensch an die Höhlenwände von Niaux und Lascaux malte, zogen über die Nordseestepe nach Westnorwegen und mussten dort bleiben, als das Meer zurückkam« (Fester, 1973, S. 32). Eigentlich handelt es sich um kleinwüchsige, widerstandsfähige Pferde (Ponys) mit ausdauerndem Laufvermögen. Von Natur aus haben diese Pferde in den Hochgebirgstälern der Fjorde nichts zu suchen. Sie wurden durch die Überflutung der Nordsee-Savanne Jahrhundertlang isoliert und werden deshalb als eigenständige Pferderasse betrachtet. Die Wikinger brachten diese Tiere nach Island, sie wurden in der Folge auch Islandpferde genannt.

Vielleicht lag der Grund aber in der von Fridtjof Nansen festgestellten Absenkung des Nordatlantikbodens, mit Schwerpunkt im Bereich des europäischen Nordmeeres. Dies wird von den Geologen und Geophysikern (mit Erlaubnis) fälschlicherweise als Beweis für die Existenz von drei bis vier Kilometer hohen Eisbergen gewertet, unter deren Last sich die Bodensenkungen im Nordatlantik vollzogen haben sollen. Für mich eine Fehlinterpretation.

Dass es jemals so hohe Eisberge gegeben hat, ist nur eine Vermutung, die einerseits (als induktiver Schluss, der keinen Beweis darstellt) durch das enorme Maß der Absenkung des Atlantikbodens rund um Island begründet wird (indirekter Beweis) und andererseits eine rein theoretische Umrechnung von Wassermassen der abgesenkten Meeresspiegel im Verhältnis zu hypothetisch postulierten Eismassen darstellt. Vier Kilometer hohe Eisberge gibt es nicht und hat es auch *nie* gegeben. Das ändert natürlich nichts an der Tatsache, dass mehrere Kilometer hohe Gebirgsspitzen, auch unter den beschriebenen nachsintflutlichen Gegebenheiten, stark vereisen konnten!

Island versank

Als dritte Begründung für die Existenz dieser gewaltigen Eiskolosse muss die Tatsache herhalten, dass die Festlandsmassen rund um den Nordatlantik – angeblich durch die gewichtsmäßige Entlastung nach dem Abschmelzen der Eisberge – langsam und stetig wieder bis zum heutigen Tag anstiegen. Die Beobachtung ist richtig, aber die Begründung ist falsch.

Otto Muck stellt richtig fest: »Die Kleinschollen sind infolge der Magmapegelsenkung isostatisch mit abgesunken, ertrunken« (Muck, 1978, S. 164). Und Professor Johannes Walther gibt zu bedenken, »dass große Bewegungen der Erdrinde und damit tiefgreifende Veränderungen in der Verteilung von Wasser und Land, der Meeresströmungen und der barometrischen Zugstraßen durch ihr zufälliges Zusammentreffen mit einer Polverschiebung die gesteigerte Anhäufung von Schnee in den Küstenländern des nördlichen Atlantiks bedingt haben. Gegenwärtig ist, wie wir durch Nansens kühne Fahrt (Polarexpedition 1893 bis 1896 mit seinem Schiff *Fram*) wissen, der größte Teil des Nordpolargebietes Tiefseeboden, und doch lehren uns zahlreiche Schalen von *Yoldia artica* (eine Muschelart) ... und zahlreiche Gehörsteine von Flachseefischen, die man in einer Tiefe von 1000 bis 2500 Metern zwischen Jan Mayen und Island fand, dass dieser Teil des Nordpolarmeeres in jüngster Zeit um 2000 Meter gesenkt worden ist. Wenn sich hier so tiefgreifende Veränderungen in der Lithosphäre vollzogen haben, dann liegt der Gedanke nahe, dass Hand in Hand damit eine wesentlich andere Verteilung der Massen eintreten musste, welche auf die Lage des Drehungspoles nicht ohne Einfluss bleiben konnte« (Walther, 1908, S. 516).

Vor dieser großen Veränderung hatte Island etwa ein viermal so großes obermeerisches Areal als heute und war damit auch ein großer trockener Baustein der grünen Grönlandbrücke. Wie in Norwegen gibt es auch in Island charakteristische Fjorde als schmale Rinnen, die ertrunkene Täler darstellen. Deshalb erscheint Island auf manchen antiken Landkarten als wesentlich größere Insel. Andere auf alten Karten eingezeichnete Inseln liegen heute unter Wasser oder werden erst neu entdeckt, wie jüngst Inseln siebzig Kilometer vor Grönland, die bisher für Eisberge gehalten wurden (www.wissenschaft.de, 17.6.1998).

Das isostatische Absinken des Atlantikbereichs um Island führte auch zu einer partiellen Verschiebung der Erdkruste (Lithosphäre), nicht nur im

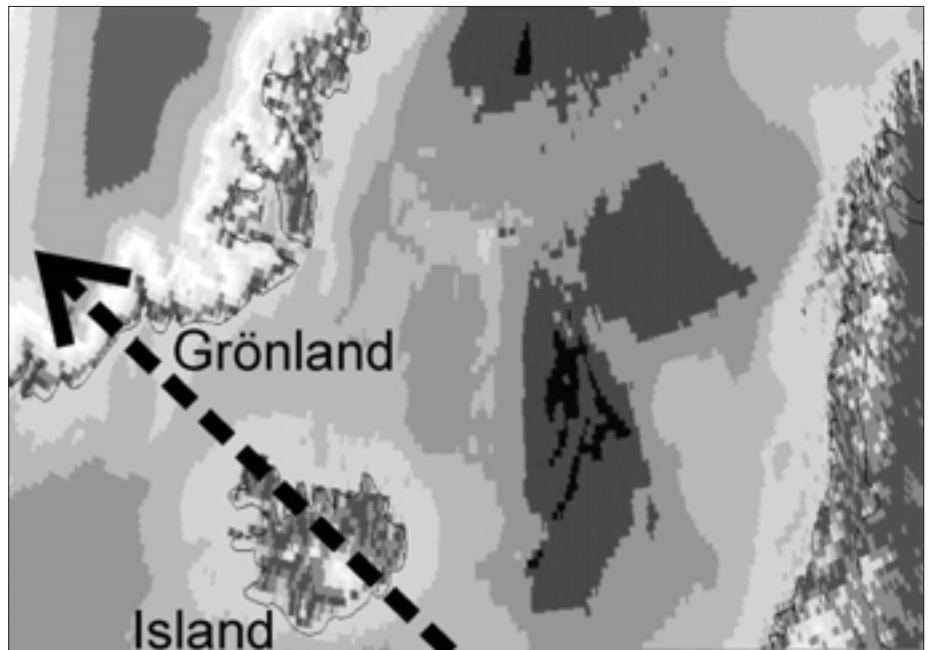


Abb. 3: Die Tiefenkarte zeigt die heutzutage unter dem Meeresspiegel liegende Grönlandbrücke. Je heller die Darstellung des Atlantikbodens, je geringer die Meerestiefe.

Bereich Grönlands und des Nordatlantiks. Diese ging naturgemäß schnell und nicht unendlich langsam vonstatten. Dadurch wurden alte Landbrücken aufgerissen, vernichtend wirkende Tsunamis erzeugt und neue Wasserstraßen überhaupt erst gebildet. Die Topografie der Landmassen der angrenzenden Gebiete änderte sich durch das Absinken der Erdkruste fast schlagartig, und es bildeten sich neue Ufer weiter im bisherigen Inland. Alte Siedlungen wurden überflutet und uns kaum bekannte Kulturgeschichte versank in den Fluten.

Steht mit diesem Ereignis der Einschlag eines zwei Kilometer großen Meteoriten in der Barentssee vor der norwegischen Küste in Zusammenhang? Wie die Wissenschaftszeitschrift GEMINI veröffentlichte, fanden Geologen von *IKU Petroleum Research* dort einen gigantischen Krater mit einem Durchmesser von vierzig Kilometern. Die Wissenschaftler glauben, dass während des Einschlags kurzzeitig Höchsttemperaturen von bis zu 10.000 Grad Celsius auftraten – ideale Voraussetzungen für den Beginn einer neuen Schneezeit, falls man meinen Ausführungen folgt und von der offiziellen Datierung ein paar Nullen streicht.

Die nachfolgenden Flutwellen rollten bis nach Kanada. Schlamm und Gestein wurden vom Grund der Meere in einem zügellosen Inferno bis in die Atmosphäre geschleudert (www.wissenschaft.de, 10.2.1999).

Die alten Portolankarten wurden mithilfe eines Verzerrungsgitters untersucht, wie die des *Giovanni Carigna-*

no von 1310. Die Gitternetzfelder im Mittelmeerraum sind regelmäßig und entsprechen häufig den heutigen Proportionen. An den Nordseeküsten stellt man dagegen große Verzerrungen fest. Ein Hinweis auf tiefgreifende Veränderungen der Erdkruste, ja sogar eines Meteoriteneinschlags im Bereich des Nordatlantiks in geschichtlicher Zeit?

Alte Karten

Nicht nur die Angaben auf der Buache- und Piri Re'is-Karte beweisen, dass unser Weltbild definitiv grundverkehrt ist und alles in Bezug auf Eiszeiten und Veränderung der Meereshöhen ganz anders verlaufen sein muss. Denn interessant ist, dass auf der Buache-Karte nicht nur die eisfreie Antarktis, sondern auch Teile des Küstenverlaufs von Australien und Tasmanien eingezeichnet sind. Dieser Umstand beweist, dass die Entdeckung der Küsten Südamerikas und der eisfreien Antarktis abgeschlossen war, aber Australiens Küsten nur zum Teil bekannt waren. Aber gibt es auch von Grönland Karten, die diese große Insel eisfrei darstellen?

Eine der ungewöhnlichsten und umstrittensten Karten in der Geschichte der Kartografie geht auf eine Reise zurück, die im Jahre 1380 von dem venezianischen Adligen *Nicolò Zeno* unternommen wurde. Der Bericht über die Reise wurde 1558 von *Francesco Marcolino* in Venedig veröffentlicht. Ihm war die Karte – *Carta da Navegar* – beigegeben, die so gut wie möglich anhand des alten und teilweise verblässelten Originals neu angefertigt worden

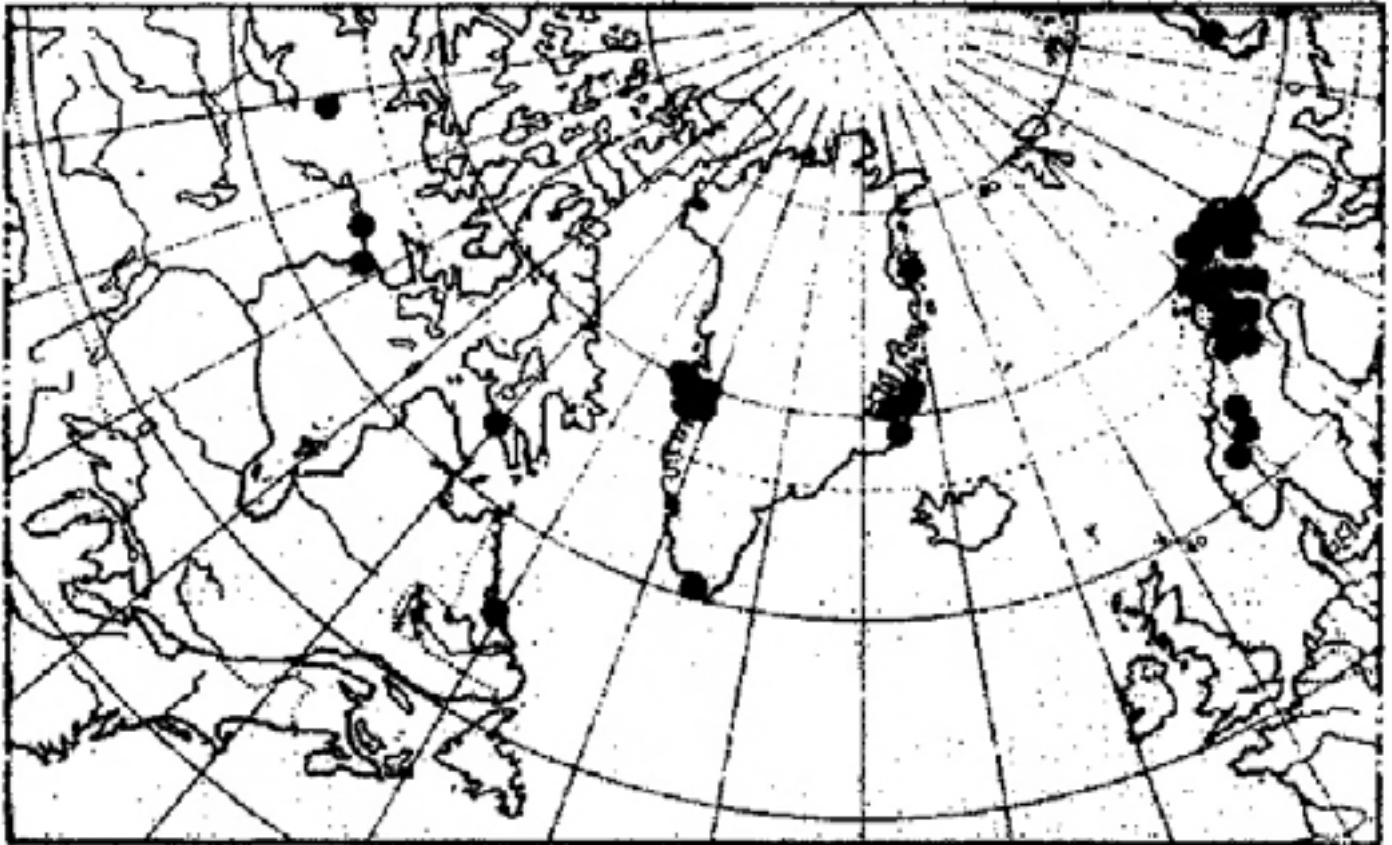


Abb. 4: Die Verteilung einer arktischen Mottenart, die entlang der Grönlandbrücke heimisch ist.

war. Das ins Englische übersetzte Werk erschien 1600 in *Richard Hakluyts* »Voyages, Navigations, Traffiques, and Discoveries of the English Nation«.

Die Zeno-Karte zeigt viele topografische Merkmale, die auf *Engronelant* (Grönland) eingetragen sind. Vor allem fallen die eingezeichneten Vorgebirge auf, die Namensbezeichnungen tragen; »das nördlichste unter ihnen – 540 Seemeilen nördlich des Polarkreises – ist das Vorgebirge Neun. Auf der Insel Friesland sind 40 geografische Bezeichnungen zu finden, darunter sieben Städtenamen« (Johnson, 1999, S. 111).

Charles Hapgood fand heraus, dass die Zeno-Karte in Polarprojektion und nicht in der uns geläufigen Mercator-Projektion hergestellt wurde, und dass mehrere Orte auf dem richtigen Längen- und Breitengrad eingezeichnet sind (Hapgood, 1966). Offiziell ist eine genaue Bestimmung der Längengrade näherungsweise (offiziell) erst Anfang des 18. Jahrhunderts und seit 1761 exakt möglich. Wer fertigte dann aber diese genauen Karten vor etlichen Jahrhunderten an? Mir fallen nur die Kelten oder deren Vorgänger ein, die bereits ein Vermessungssystem kannten. Wahrscheinlich sind mit der Vernichtungskampagne der römisch-päpstlichen Christianisierung viele alte Karten vernichtet worden, die äußerst exakt waren.

Exakte antike, nachgewiesenerweise authentische Karten des eisfreien Südpols beweisen definitiv und unwiderprüflich, dass unser aktuell propagiertes erdgeschichtliches Weltbild falsch ist – ohne Wenn und Aber! Auch wenn dies mancher Wissenschaftler auch nicht ansatzweise zu glauben bereit ist. Der Südpol wurde einerseits definitiv und Grönland andererseits umstritten eisfrei mit topografischen Merkmalen, die heutzutage unter dem ewigen Eis liegen, dargestellt, wie auch Sibirien auf der Mercatorkarte.

Noch während der Bronzezeit lag der Meeresspiegel wesentlich tiefer als heutzutage. Die Nordsee und Teile der Barentssee lagen trocken und waren besiedelt. Zu dieser Zeit war Grönland eisfrei und bildete zusammen mit dem damals größeren Island eine kurze Verbindung zwischen Amerika und Europa, wodurch die kulturellen, archäologischen und sprachlichen Parallelen zwischen Alteuropa und Amerika relativ zwanglos erklärt werden können.

Mit einem transatlantischen Kontakt über die grüne (nicht vereiste) Grönlandbrücke kann eines von vielen scheinbaren Rätseln aufgeklärt werden, denn die aus Nordwestrussland stammende Keramik ist mit der nordamerikanischen enger verwandt als mit derjenigen aus Ostsibirien oder mit der

baikalischen Ware. Das ist das Gegenteil dessen, was eigentlich zu erwarten war (Ridley, in: in: »Pennsylvania Archaeologist«, 1960, Seite 46 ff). Kein Wunder, da der Weg über die Grönlandbrücke einfacher, da weniger beschwerlich, und dreitausend Kilometer kürzer ist als über die Beringstraße.

Transatlantische Karibus

Die Tundralandschaft in Europa erstreckte sich im norddeutschen Flachland bzw. dem angrenzenden Tiefland Nord-Belgiens und der Niederlande bis nach Südfrankreich im Westen und den baltischen Staaten im Osten. In all diesen Gebieten wurden Rentiere bis in die nördlichen Mittelgebirge in Deutschland hinein nachgewiesen.

Die Abstammung der Rentiere (Karibus) ist ungeklärt. Als sie in Europa auftauchten, waren sie bereits vollkommen an ihren arktischen Lebensraum angepasst (Paturi, 1996, S. 429).

In Meiendorf im bereits beschriebenen Hamburger Tunneltal nahm *Alfred Rust* 1932 Ausgrabungen vor (Rust, 1937) und fand in der so genannten Hamburger Kultur nicht das aus Sibirien bekannte Rentier (*Rangifer tarandus*), sondern zur Überraschung der Ausgräber die Spielart *Rangifer articus* (Gripp, 1937,

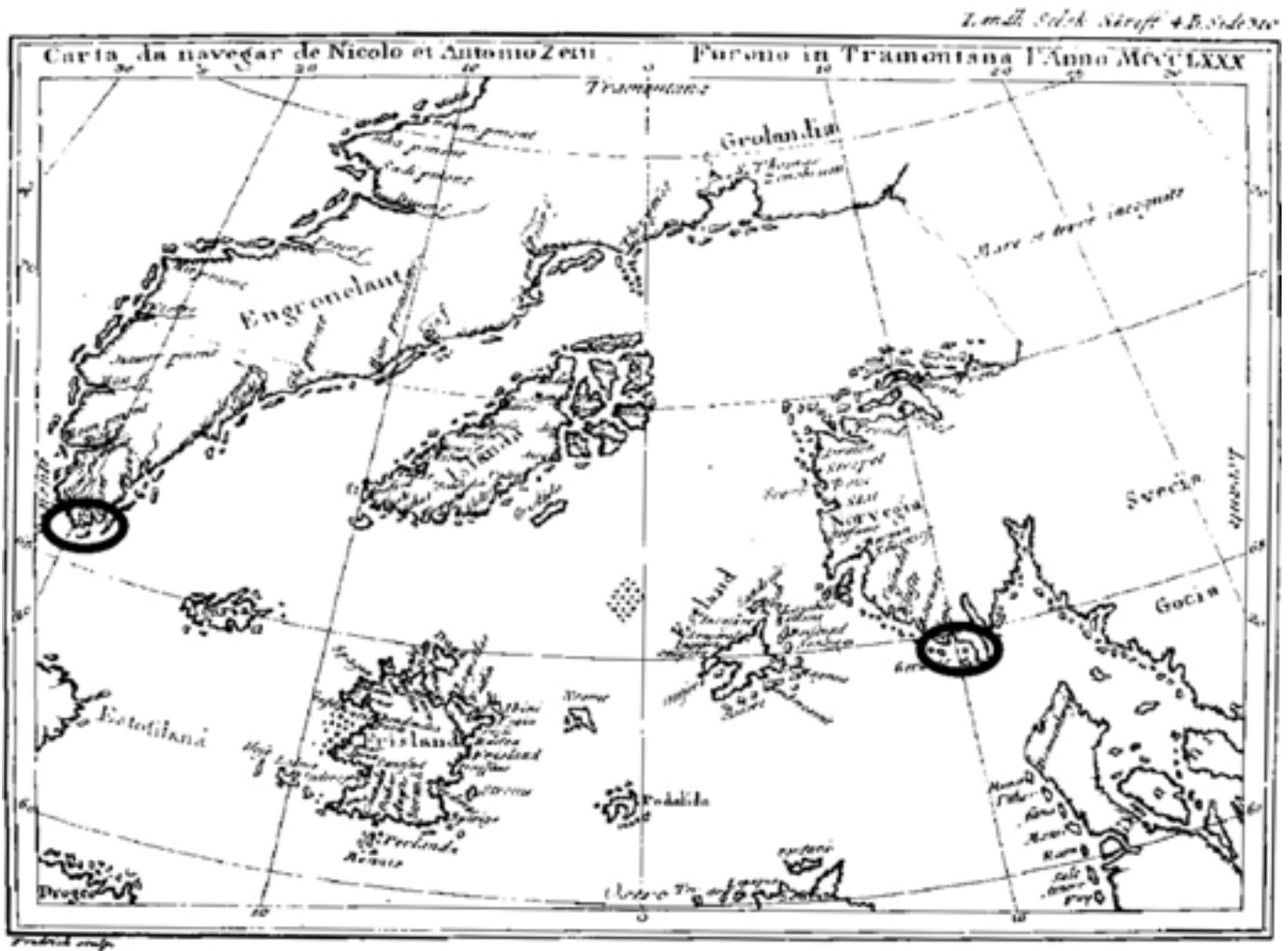


Abb. 5: Die Zeno-Karte aus dem Jahre 1380 (neu gezeichnet 1558) stellt in Polarprojektion den Bereich des Nordatlantiks dar. Grönland (Engronelant) ist eisfrei eingezeichnet. Island ist größer als heutzutage, und es sind heute nicht mehr vorhandene Inseln eingezeichnet. Auf der Insel Friesland sind vierzig geographische Bezeichnungen zu finden, darunter sieben Städtenamen. Charles Hapgood stellte fest, dass die Südspitzen Grönlands und Norwegens (durch Kreise markiert) auf den richtigen Längen- und Breitengraden eingezeichnet sind.

S. 72). Die Überraschung liegt in der Verbreitung von *Rangifer articus* (heutzutage meist: *Rangifer tarandus articus*). In Deutschland wurde *Rangifer articus* über der Hauptschicht der Mosbacher Sande im Stadtkreis Wiesbaden gefunden (Probst, 1999, S. 303). Dieser Fund wird offiziell in die Cromer-Warmzeit vor 800.000 bis 480.000 Jahren datiert. Also in eine Zeit während des Großen Eiszeitalters, als Mastodonten, Tapire, Elefanten und Flusspferde zur Fauna in Mitteleuropa gehörten.

Der bei Hamburg gefundene *Rangifer articus* stammt aber aus der jüngeren Altsteinzeit und ist ungefähr nur 10.000 Jahre alt. Die Überraschung liegt in der Verbreitung dieser Karibu-Art. Denn *Rangifer articus* bewohnt das polare Nordamerika von der Hudsonbai bis Alaska und greift mit einer Abwanderung auch noch ein Stück nach Sibirien hinein. Ist hierin ein Hinweis auf altsteinzeitliche Funde in Ostsibirien zu sehen? Folgten die Rentierjäger den Ka-

ribus und überschritten damals Beringis, die trocken liegende Beringstraße?

Folgte man diesen Karibus mit der Verschiebung der Klimazonen genauso bis zur Halbinsel Europa? Immerhin trennen die Funde von *Rangifer articus* in Europa und Ostsibirien immerhin achtzig Längengrade. Ist so auch zu erklären, dass zwischen den Sprachen Eskimo-Aleutisch in Ostsibirien und der damit verwandten Tschuktschisch-Kamtschatkisch in Westsibirien quasi ein Vakuum zu verzeichnen ist, das heutzutage durch Altaisch (gehört zu den aus Zentralasien stammenden Turksprachen) gefüllt ist?

Jacobi vertritt in seiner zoologischen Monografie eine Einwanderung des diluvialen *Rangifer articus* aus Nordamerika unmittelbar nach Nordwestasien und beruft sich dabei auf Alfred Wegeners Theorie von der Kontinentalverschiebung. Wegener hielt einen festen Landverband zwischen dem atlantischen Westen und Osten

noch im älteren Quartär (= Alluvium) für möglich, wenigstens im äußersten Nordzipfel des Ozeans. Erst vor der Rissperiode hätten sich die beiden Kontinentalschollen voneinander entfernt (Jacobi, 1931, S. 40 ff.).

Wenn dieser Landverband zwischen Amerika und Europa mit der Grönlandbrücke noch vor wenigen Jahrtausenden Bestand hatte, kann man zwanglos auch den Sensationsfund Allosaurus in Portugal erklären. Denn bis vor kurzer Zeit war man der Meinung, dass der Allosaurus nur in Nordamerika, aber nicht in Europa zu Hause war. Als Begründung dienten die tiefen Wassergräben zwischen Amerika und Europa, die schon während der Kreidezeit und früher Bestand gehabt haben sollen.

Aber auch im Tertiär gab es die Landverbindung noch, wie Säugetierfunde beweisen. Eine reiche, hochdifferenzierte Säugetier-Fauna wurde 1878 in Cernay bei Reims entdeckt (Lemoine, 1878), und »bald darauf fand man eine



Abb. 6: Verteilung von Rangifer arcticus in Nordwesturasien nach Jacobi 1931 (Abbildung 21). Diese Karibu-Art, die in Kanada und Alaska heimisch ist, stammt nicht aus Sibirien und ist von ihrer Verbreitung an der Ostspitze Sibiriens achtzig Längengrade entfernt. Diese Karibus kamen über die trocken liegende Grönlandbrücke aus Kanada nach Europa, als sich das Klima entsprechend änderte.

ganz übereinstimmende Fauna in den Puercochichten von New Mexiko. Spätere Funde in Siebenbürgen, Schwaben, der Schweiz, England, Utah und Wyoming haben ihre weite Verbreitung dargetan. Zehn Gattungen sind Europa und Amerika gemeinsam . . .«. Und weiter schreibt Johannes Walther, Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Halle: »Man könnte glauben, dass die eozäne (vor 55 bis 36 Ma) Säugerfauna der Cuvierischen Katastrophen durch die zeitliche Kluft von der Kreidezeit getrennt wäre« (Walther, 1908, Seite 481). Mit anderen Worten: *Beiderseits des Atlantiks gab es also eine einheitliche Entwicklung hoch spezialisierter Säugetiere. Dies also zu einer Zeit, als die Kontinente angeblich schon seit etlichen Millionen von Jahren ihre voneinander weit entfernte Lage erreicht haben sollen. Ohne Landverbindung (Grönlandbrücke) wäre eine identische Säugetierfauna auf zwei durch einen breiten Ozean getrennten Kontinenten nicht denkbar.*

Insgesamt gesehen bestand die Grönlandbrücke scheinbar vom Erdmittelalter, der Zeit der Dinosaurier, bis zur Bronzezeit und darüber hinaus in unterschiedlicher Form (durch verän-

derte Wasserspiegel des Atlantiks), womit viele als Rätsel erscheinende Funde, Fakten und Mythen letztendlich erklärt werden, u. a. auch, warum sprachliche Parallelen zwischen alteuropäischen und nordamerikanischen Sprachen bestehen (ausführlich in »Kolumbus kam als Letzter«), wie u. a. bei den Lappen (Finnland) und nordamerikanischen Indianern.

Literatur

- Fester, R.: »Die Eiszeit war ganz anders«, München 1973
- Gams, H. und Nordhagen R.: »Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa«, München 1923
- Gripp, K.: »Die Rengeweihstangen von Meiendorf«, in: Rust, A.: »Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager« Meiendorf, Neumünster 1937, S. 62-72
- Holmsen, G.: »Spitznegens Jordbunds is«, Det Norske Geogr. Selskaps Aarbok, Kristiana 1912-1913
- Johnson, D. S.: »Phantom Islands of the Atlantic«, New Brunswick 1944 (deutsch: Fata Morgana der Meere«, München/Zürich 1999)
- Lemoine: Soc. h'Hist. Nat. De Reims, 1878, Maiheft. Bull. Soc. Geol. De France 1981, S. 263

- Muck, O.: »Alles über Atlantis«, Düsseldorf/Wien 1976, TB 1978
- Paturi, F.: Die Chronik der Erde, Augsburg 1996
- Probst, E.: »Deutschland in der Urzeit«, München 1999
- Walther, J. W.: »Geschichte der Erde und des Lebens«, Leipzig 1908
- Hapgood, C. H.: »Maps of the Ancient Sea Kings«, Kempton 1966, deutsch: »Die Weltkarten der alten Seefahrer«, Frankfurt am Main 2002
- Ridley, F.: Transatlantic Contacts of Primitive Man. Eastern Canada and Northwestern Russia, in: »Pennsylvania Archaeologist«, 1960
- Rust, A.: »Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager Meiendorf«, Neumünster 1937
- Zillmer, H.-J.: »Irrtümer der Erdgeschichte. Die Urzeit war gestern«, München 2001, 2. Aufl. 2002
- Zillmer, H.-J.: »Kolumbus kam als Letzter«, München 2004
- Gripp, K.: »Die Rengeweihstangen von Meiendorf«, in: Rust, A.: »Das altsteinzeitliche Rentierjägerlager« Meiendorf, Neumünster 1937, S. 62-72
- Jacobi, A.: »Das Rentier, eine zoologische Monographie der Gattung Rengifer«, »Zoologischer Anzeiger Ergänzungsband 96«, 1931

Literaturtipp:

Hans-Joachim Zillmer
„Kolumbus kam als Letzter“
Langen Müller, München 2004



Hans-Joachim Zillmer
„Irrtümer der Erdgeschichte“
Langen Müller, München 2001



SYNESIS-Abo-Bestellschein

Ja, ich möchte das SYNESIS-Abo (6 Ausgaben/Jahr) für 40,- € inkl. Versandkosten (Ausland: 40,- € zuzüglich 13,- € Portozuschlag) (Abos per Rechnung zzgl. 5 €).

Das Abo verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn nicht mindestens bis Ende Oktober vor Ablauf des Abos beim EFODON e. V. gekündigt wird (einfache Mitteilung reicht aus).

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ / Ort

Telefon/Fax

Email-Adresse

Aktion:

Jedes neue Abo wird mit einem zusätzlichen SYNESIS-Heft nach Wahl belohnt (so weit vorrätig).

Die Aktion gilt nur mit diesem Abo-Bestellschein (bitte kopieren)

SEPA-Lastschriftmandat (gilt für alle EU-Staaten):

Ich ermächtige den EFODON e. V., Lastschriften von meinem Konto per Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich meine Bank an, die vom EFODON e. V. eingezogenen Lastschriften einzulösen. Ich kann innerhalb von 8 Wochen nach Belastungsdatum die Erstattung des Betrages verlangen (Rückbuchung).

Kreditinstitut (**Name und BIC**) (siehe Kontoauszug)

IBAN (siehe Kontoauszug)

Die Abbuchung erfolgt jeweils am 15. Januar, bei Neuverträgen innerhalb des Jahres jeweils am 15. des Folgemonats. Fällt dieser Termin auf ein Wochenende oder Feiertag, dann ist der nächste Arbeitstag der Fälligkeitstag.

Unsere **Gläubiger-ID** lautet: DE54ZZZ00000891494
Die **Mandatsreferenz** ist Ihre Abonnenten-Nummer.

Datum/Unterschrift

Unsere Bank ist die Raiffeisenbank Westhausen EG.
BIC: GENODES1RWN
IBAN: DE25 6006 9544 0000 7670 00

Bitte ausdrucken, ausfüllen
und unterschrieben senden
an:

EFODON e. V.
Glückauf-Str. 31
D-82383 Hohenpeißenberg

Bestelltelefon: 08805-1485
Fax: 08805-9460
Email: synesis@efodon.de